



THEODOR DÄUBLER
DAS NORDLICHT
ERSTER BAND

GENFER AUSGABE

INSEL-VERLAG / LEIPZIG

1 9 2 1

D I E S E L B S T D E U T U N G

EINE Erläuterung der Idee des Nordlichtes, wie sie im Gedicht gestaltet wurde, kann nur durch ein paar einleitende, autobiographische Sätze versucht werden. Autobiographisch, in einem gleichnishaften Sinn, ist nämlich auch die Dichtung, besonders in ihrem ersten Teil: sie gibt das Emporleuchten der Vision, ihr Wachstum und Gedeihen, ihre hervorgreifende Verbreiterung. Bleiben wir zuerst beim ursprünglich visionären, nicht beim verdichteten Erdämmern der urweltlichen Anschauungen, die in diesem Werk zur Hämmerung gelangten. Um die Klarlegung durchzuführen, muß ich aber beinah in meine naive Kindheit zurückschweifen: etwa ins 14. Lebensjahr.

Meine Eltern waren durchaus aufgeklärte Menschen. Auch unser Bekanntenkreis gehörte der radikalen Richtung an. Dienstboten wußten das und versuchten meine Einbildung mit Katholizismen zu beschäftigen. Dadurch entstand in mir, einem religiös veranlagten Kind, ein großer Konflikt: der entscheidendste fürs ganze Leben! Oft fragte ich Verwandte um tiefere Gründe des Lebens: natürlicherweise konnte ich da nichts erkunden; man war immer mit der einfachsten Antwort bereit: du bist noch ein Kind und kannst das nicht verstehen! Der Eifer der Katholiken begeisterte mich wohl, ich blieb aber auch ihm gegenüber argwöhnisch, irgendwie witterte ich die Kulissen, den Bühnenbetrieb ohne eigentlich handelnde Person, in einem großen Passionsschaustück, das von Feiertag zu Feiertag das ganze Jahr beherrschen kann. Einmal beschloß ich ganz ernst, in der Richtung, die mir die Erziehung meiner Eltern wies, zu forschen! Mein Gemüt neigte zur Mystik, aber ich glaubte trotzdem nicht. Ganz klar stand es vor mir: alles Leben kommt von der Sonne. Meine Zweisprachigkeit — ich bin Triestiner — kam mir da zustatten. Im Italienischen heißt es: il sole (männlich), la luna (weiblich); ich verglich und entschied mich

in meiner kindlichen Privatmythologie für die italienische Einsetzung der Geschlechter bei den Gestirnen. Das Sonnenlicht war väterlich, die Erde mütterlich, der Mond unentschieden, aber mit stärkerem weiblichen Einschlag. Ich sah in unserm silbernen Nahgestirn etwa eine Traumgottheit: oft eine Amme, ja sogar Hebamme. Aber auch eine Vorstellung vom Arzt hatte schon sehr früh in diese kindlichen Einbildungen hineingespielt. Die Vorgänge bei Zeugung und Geburt waren mir bereits sehr früh verraten worden. Schlaf und Traum, somit der Mond, sind mir immer so rätselhaft und dadurch besonders wichtig vorgekommen. Die Nacht liebte ich vor allem, und schön lebte ich nur im Traum: den Mond hielt ich geradezu für den Retter des Lebens. Ohne ihn, sagte ich mir, müßte ja alles, was die Sonne hervorgezaubert, emporgesogen hat, sofort am Abend, bei Sonnenuntergang, verschwinden; bei Sonnenaufgang aber das Leben ganz neu und kurzfristig, ohne Zusammenhang mit seinem Gestern, wiederentstehen. Der Mond wurde mir zum ersten Architekten, da er eine silberne Brücke durch die Nacht, den Schlaf der Wesen, zu bauen imstande war. Aber genügte er zum hohen Aufbau bis zum Menschen, der in sich die Wesensart der Sterne fühlt und erkennt? Mir, dem Kinde nicht! Ich sann weiter. Jemand hatte mir einmal gesagt, daß Sonne und Erde, vor furchtbar langer Zeit, eins gewesen wären. Ich spekulierte: jetzt sind Sonne und Erde getrennt: bevor die Scheidung eintrat, mußten diese, heute vor unserem Verstand und unsrer Sinnesart herrschenden Kräfte unterirdisch (zugleich und eigentlichst untersonnig), gewühlt, auseinanderzerrend gewirkt haben. Schließlich siegten sie. Und nun: die früher alle vom Mittelpunkt losstrebenden Gewalten im Zaume haltende Sonnenkraft ist jetzt zum großen Aufruhr geworden. Die Starrheit der Erde muß, von der Sonne aus, dereinst bezwungen werden. Und die Erde selbst gebiert aus sich

Kräfte, die, der Schwerkraft entgegen, zur Sonne zurück wollen: ich sah darin die mechanische Gesetzmäßigkeit, durch die Leben wird. Jede Pflanze, jedes Tier umhüllt seinen Sonnenflug. Also nicht um die Wärme, Elektrizität, Magnetismus usw. handelt es sich im Grunde für seelisches und leibliches Wachstum: verschiedene bekannte und unerforschte Gewalten umkörpern uns mit Sonne-Mond- und Sterneninhalt. Eigentlich heißt Dasein: Rückkehr zur Sonne. Bei Tag und bei Nacht ist unser Planet der Sonne tributpflichtig. Pflanzen, Tiere, Menschen bleiben der Schwerkraft, der eigentlichen Natur der Erde, entgegengesetzt: Opfer, die die Erde aus ihren Gebeinen dem helleren, vollendeteren Gestirn darbringt. Nach dieser Art die Welt zu schauen, ist das Sonnenlicht Gott und Herrscher.

Bald wurde mirs klar, daß dieses Vorgehen mit eigener Vorstellung stark spekulativ-materialistisch war. Ein Mensch hätte dabei sein müssen, als sich Sonne und Erde trennten, damit man sagen kann: was einst, als unterlegen, wühlte, wurde schließlich das Herrschende; was früher geherrscht hatte hingegen, besorgt nun den kosmischen Aufbruch. Bei solchem Grübeln verstand ich mich plötzlich folgendermaßen: das alles vollzog sich auch, aber nicht vor den Augen eines Menschen, sondern im Menschen selbst, der sonnengeborenen Auges ist. Daher ergänzen wir: solches geschieht immer noch! Und die Sonne endet nicht dort, wo wir ihren Rand sehen: ebenso nicht die Erde da, wo ihr Saum Menschen gestattet, bei Sonne und im Sturm, zu leben und zu schauen. Tatsächlich verhält sichs so: wir selbst sind Sonne und Erde. Mit den äußeren Sinnen fühlen und sehen wir den Boden unter uns, die Sonne über uns. Mit dem innersten Sinn sind wir einig, urverbunden mit allen Welten: Sonne ist bloß unser herrlichster Inhalt. Später erklärte ich mir dieses Verhältnis in folgenden Versen:

Du schwache Nacht, du bist der Schatten unsrer Erde.
Wir sind die Sonne, der die Erde Sterne zeigt,
Denn unsre Erde ist dir richtige Gebärde,
Die gütig Menschen in den Sternenhimmel neigt.

Und etwas weiter:

Die Nacht steht da, wir haben sie aus Macht erschaffen.
Die Erde ward und stand dem Menschen hilfreich bei,
Die Erde läßt die Nacht aus einem Abgrund klaffen,
Und da geschieht die Ewigkeit durch unsern Schrei.

Wir sind vom Licht und sollen Finsternis gebären,
Dum schufen wir die Erde, und da kam die Nacht.
So konnten wir dem Himmel seine Macht bescheren.
Dann lachten wir: die Sonne hat aus uns gelacht.

Wir Männer, die dem Mut zu unsrer Tat entstammen,
Die aus der Flut das Ich bei Nacht ans Land gebracht,
Sind da, den Tag zum Überschwange zu entflammen:
Beflügelt war der Mensch vor seiner Welt gedacht.

Ich soll die Nacht mit meiner Sicherheit belauschen:
Wir haben witternd ihren Untergang gewußt.
Kometen kommt, ihr könnt die Dunkelheit berauschen:
Mein Wissen ist das Licht, die Sonne unsre Lust.

In diesen Versen aus der »Hymne an Venedig« spreche ich meine Kosmogonie aus. Die Stadt Venedig war ja das größte Erlebnis meiner Kindheit! Zur Zeit der Geschlechtsreife flog ich oft hinüber, sowohl leiblich als hauptsächlich im Traum; alles was ich da sah, ging auf einem phantastischen Markusplatz vor sich. Mein Glaube an Sonne, Mond und Sterne war mir ungemein lieb geworden. Ohne ihn und Venedig wäre ich verdorben, denn die Menschen verstanden mich nicht. Ich war ein schlechter Lerner, ein verg. übeltes Kind. Im Grunde hielt ich allerdings nichts von meinen Visionen, ich liebte sie nur ganz naiv, denn sie waren meine einzigen Freunde. Die Weckeruhr stellte ich auf 4, $\frac{1}{2}$ 5 Uhr, um, am Morgen ausgeruht, bevor das Feindliche des Tages beginnen sollte, etwas in Glück nachdenken zu können. Dichterische Äußerungen

von mir erlebte ich nur spärlich: zwei italienische Schulaufsätze fielen allerdings meinen Hauslehrern als sehr erstaunlich auf: mein Wesen haben aber auch sie nicht begriffen.

Eines Tages, bei Bora, erschloß sich mir plötzlich folgender Sinn: selbstbeschloßner Zwiespalt! Die Menschen nennen vieles Sünde: ich, der kecke Atheist, in der Pubertätszeit, der bei Mondschein über den Karst dahinbrauste, wollte das Böse bloß als Schatten des Hochseligen erfaßt haben.

Einmal auf einem Maskenball (ich selbst trug die Larve) sagte ich mir: das Leben ist nicht bloß gewollte Askese oder Zwang, Pflicht der Sonne gegenüber, damit wir uns zum Hochgestirn emporranken können, und die Erde nicht bloß Feindin, bestenfalls Vagina und Grab. Als Wirksamkeit ging mir auf: das Leben verlangt Fülle, die Geschöpfe dürfen göttlich emporjubeln. Ich lief aus dem Saal, auf die Straße. Ich fühlte glücklich, die Erde birgt in sich noch viel Sonne, die mit uns, gegen die Schwere verbunden, selbst wieder zur Sonne zurück will. Überall. Sogar im Eis. Gerade dort, an den Polen, wo die Nacht am tiefsten, am längsten, besonders mächtig! Eine leuchtende Umschlingung von erlöster Sonne aus der Erde und himmlischer Sonne bringt den monatelangen Nächten um die Pole das Polarlicht. Die Erde sehnt sich, wieder ein leuchtender Stern zu werden. Meine Privatkosmogonie hatte ihre Ergänzung erhalten!

Diese Idee von der Nordkrone ließ mich nicht mehr los. Schnell wußte ich, daß sie eigentlich in uns Wunsch, Freude, Glück, Vertrauen sein konnte. Der Grund dazu lag für mich, ich sahs geradezu, in der Erde. Vielleicht in einem feuerflüssigen noch sonnenähnlicheren Innern! Das Lichterziel, die leuchtenden Kränze um die Pole wurden mir zum Sinnbild von Geschichte aus innerstem Geschehen. Ich erlebte einen Nordschein der Seele; was da vorging,

verdunkelte alles am Tage Geschöpfte. Die Sonne verfinsterte sich mir. In meinen Nächten dämmerte das Vertrauen zu einer letzten, zu einer mittleren Sonne. Nordlicht kann uns den Weg zu ihr weisen: es nähert uns dem Urlicht. Von dem stammen wir Menschen, die alle sichtbaren Sonnen beschlossen, erwogen, zu ihrer Tat gemacht haben, ab. Ich scheute mich, in meiner Plötzlichkeit, keinen Augenblick, meinen naiven Atheismus nunmehr einem himmlischen Glauben an Hierarchien und überirdische Geistigkeit anzuvertrauen. Der Sprung ins Religiöse war aber dennoch ein Entschluß! Ganz kindlich wollte ich alle Bekannten umarmen, ihre Seelen als Wege zum Norden aller Völker ansehen. Also wiederum in Menschen: als Erwähler des Urlichts gleichwertig! Oft hatte ich geheim, vor mir selbst verschlossen, gebetet, nun gestand ich mir Beten zu. Durch das Nordlicht bekam mir unser Geschlecht seine Freiheit. Jeder Mensch, sagte ich mir, benützt sie zur Wahl einer Vision: jeder einzelne kann auch bestimmen, wo und wann er geboren werden will. Wir sind nicht bloß Untertanen einer sichtbaren Sonne!

Folgendes aber bleibt die Aufgabe des Menschen: die Zukunft der Erde durchs Nordlicht zu erfüllen! Wir verkünden: die Erde wird wieder leuchtend werden, aber die Völker sind verantwortlich, daß dieser Stern, der ein dunkler ist, einst der allerhellste sei. Nicht ein Durchgangsplanet, sondern das Feld unsrer heiligsten Aufgabe ist von nun an unser strahlender Zukunftsstern. An den Polen versucht die Erde schon, wieder hold aufzuleuchten. In strengen Seelen glüht der Beruf, im Menschen das Urlicht zu ergründen. Denn der Mensch birgt die Erleuchtung: in uns wird Zeugnis fürs erste Licht abgelegt werden; im Kosmos geschieht durch den Nordschein. Noch bevor auf dem Planeten unsre Aufgabe erfüllt ist, steht es geistig fest, daß alle Sterne von der Erde bewegt

werden, sich um sie, als ihren geistigen Mittelpunkt, schmiegen. Denn aus dem Menschen wird die Ursonne hervorstrahlen. Daher faßte ich schon damals das Leben als keine persönliche Angelegenheit auf, sondern jedem Dasein mußte, davon war ich überzeugt, eine überpersönliche Aufgabe mitgegeben sein. Wir sollten hier nicht bloß lernen, sondern es bleibt unsre Pflicht, die Erde zu sich, das heißt zu ihrem eigentlichen Licht zu bringen. Sie wird brennen, ihren feurigen Kern zur leuchtenden Schale hervordämmern lassen. Die Erde, eine dunkle Frucht, keimt bereits empor in eine Welt des erblühenden Lichtes. Religionen erglimmen, um Völker im innern Feuer umzugebären. Wir sind dafür verantwortlich, daß überall, aus allem Tun und Geschehen, das Licht der Hilfe ersprieße. Keine Verkettung im Dasein: Ursprünglichkeit! Das ist die Auferstehung des Fleisches!

Oft kam mirs vor, durch das metaphysische Erfassen der Idee »Nordlicht« müßte es gelingen, hermetische Türen zu sprengen, damit Urlicht sich in die Schöpfung verströmen könne. Einmal, beim Schauen des Reigens hehrer Sternbilder, glaubte ich auch, mir den Zusammenklang aller Bekenntnisse deuten zu dürfen.

Indien nannte ich das Gewissen der Tropen; alle Pflanzen, Tiere, Menschen sind dort zutiefst aufgewühlter Tribut der Erde: Opfer an die Sonne. Durch diese Wesen ist aber auch der Boden locker geworden, so daß Urlicht, polar nach Norden und Süden, aus dem Menschen herausstrebend, uns, durch seelisch aufgebrachte Freiwilligkeit, ins Sonnige hineinzugedeihen befähigt. Die sichtbare Aufforderung dazu, die planetarischen Beispiele bieten, wie gleich einzusehen ist, Süd- und Nordlicht. Soviel über der Tropen Lebenskraft. Des Inders Seele aber will die Erde durch die Beruhigung in seiner Seele, im Urlicht,

im Ewig-Ungebornen verankern. Wo die Natur am üppigsten, wie im Sturme, aus dem Boden emporsteigt, findet der Mensch den Frieden: und bringt ihn auch. Seiner lebendigst entzündeten Kulturphantastik tritt die Stille des Einzelnen entgegen: sonst bräche die Welt zusammen. Sonnenergebenheit, Sonnenopfer, Leben nach Sonnengeheiß, alles Sonnentum im Irdischen zeitigt Schicksal. Unausweichliches: die Kulissen des Karma lassen uns erschauern. Doch, wir sagten es schon, des Tropenwaldes Sonnensturm, des südlichen Tieres Sonnentoben, des religiös entzündeten Menschen Sonnenerhoben-sein wird im allgemeinen Weltgeschehen durch das Brunnensuchen in der Seele bei den Edlen unter den Hindus besänftigt. In Freiheit schwebt ihre Seele: ein Leicht-sein hebt den Schwerpunkt der Welt auf. Dadurch bleibt der Mensch mit seiner Schöpfung, der Erde, in den uns beschiednen Maßen und Bahnen des Kosmos. Des Inders Geist ist der Tod der Tropen.

Auf von Indien, in magischer Verzücktheit, bricht der Genius der Geschichte! Jedes Land hat seine Sendung: jedes Volk erklimmt das ihm zugedachte Land, um des Bodens Aufgaben zu überdauern. Irgendeinmal entsteht in Indien der Entschluß, sich selbst mit der eignen überirdischen Belastung zu verpflanzen, von einem Gedankengang verschleppen zu lassen. Über Irans sternwärts gerichtete Höhen gehts nordwärts: in der Spirale, künftigen weiterklimmenden Völkern zu. Jesus Christus erschließt uns die neue Aufgabe: das, was in uns gekommen ist, unsre vorgeburtliche Unvollkommenheit, als Kreuz, in diesem Leben auf uns zu nehmen: die eignen Leiden in heiligen Gemeinschaften auszuliden. Er wirbt um die Höhe aller Bekenntnisse und bringt sie uns, wo er Pfingsten vorbereitet. Das Fest im Geist! Des Urlichts Ausbruch aus der Natur kann uns, auf der nordwärts gerichteten Heimreise, zum Ruhepol in uns, immer zu einem

überraschenden Feiertag werden. Pfingsten erfüllt und erwartet den Nordwärts-Schreitenden. Den Nordwärts-Denkenden. Den, der den Norden erleidet.

Solches schaute ich von nun an immer wieder. Ich hielt aber im Grunde nichts von dem Gesicht, weil nichts von mir. Ein paar Gedichte schrieb ich wohl in größter Traurigkeit, zerriß sie jedoch oder zeigte sie keinem. Ich hoffte vielleicht dereinst Maler werden zu können. Doch einmal erzählte ich einem Altersgenossen etwas vom Nordlicht, und der ermunterte mich, die Geschichte zu verdichten: lange zweifelte und zauderte ich. Endlich, in Neapel, drängten sich solche Visionen bildhaft klar, blumenmäßig und feurig vor: ich schrieb. Plötzlich erfaßte ich den Plan zum Werk. Autobiographisch sollte der erste Teil sein: ein Sonnenpilgertum, das Eigne, in ihm gefaßt werden. Erlebtes in Verdichtungen wollte ich um mein Eigen-Ich stellen! Allerdings mußte schon der erste Teil entschieden gleichnishaft zum zweiten hinüberleiten! In diesem tritt nun das im ersten Teil kräftig gehämmerte Ich so auf, daß es innerste Geheimnisse offenbaren kann. Apokalyptisches Weltwittern um dieses Ich, soweit es überindividuell zu schauen bereits berechtigt ist, setzt ein. Dieses nun aufleuchtende Ich, ich nenne es für mich »lyrisches Ich«, überragt natürlicherweise ganz die eigne Person, wie sie sich in die irdische Sonnenwelt des ersten Teiles eingeschleiert hat: es steht auf einer andern Warte und beherrscht simultan Gestaltungen von Ideen und auch ihm dienende, es vertretende Menschen: darunter auch mich. In diesem Ich sind also ebenfalls meine Person und mein Weib enthalten. Durch Geburt und Tod bleiben wir jedoch auf urwunderreichen eignen Beschluß hin geschieden. Erst rein geistig wollen wir uns finden; über uns als Menschen hinaus im pfingstlichen Ich.

Mit einem Weltzusammensturz fängt der zweite Teil des Epos an; mit der Zusammenfassung aller Geboten-

heiten im Menschen, in der Nordscheinblüte unsrer Erde, schließt er ab. Immer unpersönlicher tritt das Ich im fortschreitenden Gedicht auf. Wohlgestaltete es auch Menschen aus sich hinauf, die noch ganz sonnentrunken, im Irdischen festgehalten werden; aber ich nenne es dann, weil von den Vorgängen, die sich so abspielen, unendlich entfernt: Adam. Weil ganz allgemein menschlich, wird es schließlich als grundsätzlich für unser Geschlecht geschaut. Verweilen wir noch an den Toren des zweiten Teiles: einsam schwebt das Ich über den Abgründen des Weltsturzes. An Millionen Jahre Geduld des »Logos« bleibt es einzig gebunden. Unendlichkeiten vor ihm, wie hinter ihm, sind seine Schwingen. Das Ich war schon immer zugegen, wenn ein Weltabschnitt zertrümmerte. Völker, die sich wie einzelne Seelen, durch Daseinsbeschluß, in Menschengestalt geborgen hatten, sieht es, das Ich (als ewig daran beteiligt), wieder von den Wogen der Urflut verschlungen werden. Alle Völker läßt es symbolhaft (Symbol ist immer äußerster Radikalismus) umkommen. Den Schrei des letzten Volkes vernimmt es:

Und die Menschheit hör ich schreien:

„Ra“.

Als ein Echo ohne Ende

Hat der Schrei nun fortgeellt;

Wenn die ganze Welt verschwände,

Dieser Schrei blieb als die Welt!

Der Logos kündigt dem Ich seine Ewigkeit, durch seinen eigensten Schrei, den Urruf, an. Den habe ich gesucht und gefunden. Als ich die Meeresbrandung nach ihm umgrübelte, flog ein großer Vogel erschreckt mit dem Schrei »Ra« auf. Ich sah das Tier sofort als Umkörperung seines Angstschreis: mir träumte von Vögeln, die Träger unsterblich bleibender Sprachen in dieser Welt, das heißt: in unserm sonnsüchtigen Wesen, sind. Mit solchen Vögeln bevölkerte ich den Dunkelschlund nach dem Weltsturz.

Dann peitschte das Rasen des Urorkans selbst Inselungen aus sich empor. Sein Sich-ausrasen wird zu Pferden. Ganze Herden bemährter Flieher erklimmen als Fortsetzung der Brandungswut, brünstig und fast schon gestaltet, eine junge Felsenlehne. Einem neuen Dasein werden seine apokalyptischen Gewalten sofort wieder in den Schoß gesenkt. Die Erde, die sich umgebiert, verjüngt, aus sich selber wieder herauswälzt, bringt im platonischen Jahr des Stieres (als Sternbild) Lemuren hervor, die nach langem Dahindämmern, endlich geschlechtsreif und dadurch mit der Sprache begabt, wiedererwachen. Die Sprachen-Aare verschwinden aber dabei aus unserm Gesichtskreis. Im Zeichen des »Stieres« war die Welt dereinst zusammengestürzt: noch einmal, viel später, erwachte brüllend der Apis Ägyptens. Aus Propheten ringt sich der Logos hervor. Diese dreimalige Stufung von Schrei, Sprache, Verheißung, die sich jedesmal unterm Sternbild des Stieres ereignete, war rein intuitiv erfaßt worden: ich erkenne erst heute, nachdem ich esoterische Werke oft in die Hand bekommen habe, die Rhythmik in der Schichtung der Vorgänge.

Das Ich, das den Trichter des Weltbruchs mit erduldet hat, entschließt sich triebhaft zum Pyramidenbau: seinem (des Welttrichters) Entgegen! Es wohnt ihm aber auch das Wissen über die Hyksos inne: wo Verwesung droht, ahnt sie das kulturverwaltende Ich herbei. Der Boden klafft auseinander: Überflutung durch ein Volk zu Pferde bricht in die kaum gefestigten Fugen und Kreise der wiedererstandenen Welt!

Auch der Urruf: »Ra« lebt in den Gemütern des tragenden Volkes der Ägypter ausbruchhaft auf: ein König wird geboren, Amenophis der Vierte, der den Untergang des Apis, also des Stieralters, wittert. Es muß dem des Widders weichen: das ist der Augenblick, um das Erönen des Logos im einzigen Sonnengott Ra zu erahnen:

durchzusetzen! Amenophis der Vierte versucht. Er schreckt nicht zurück, sogar Theben, die Apisstadt, in Feuer und Rauch aufgehen zu lassen. Sein Vorhaben gelingt ihm jedoch nicht: der Anhang verrät ihn. Wohl aber vollbringt er die Tat im Geist! Verzweifelt läßt sich der König bei lebendigem Leib einbalsamieren. In seinen schmerzzerbißnen Eingeweiden wird der männlichste Gott, der Eifrige, von dem sogar die Silbe Ra abfällt, geboren. Der Gott, der nun ist, darf nicht mehr genannt werden! Das hohe Ich, dem alljährlich Osiris entstrahlt, verläßt das Niltal: die späteren Mysterien der Isis verlaufen traurig: in Wehmut um den ausgewanderten Gott! Auch das war Intuition bei mir. Der Tod Amenophis des Vierten in dieser Form ist reine Erfindung. Zu Diensten einer Plastik, die einen wahren Vorgang im Innern des Menschen als verwirklicht ausdrücken soll: die Kunst muß ergänzen, was in Wirklichkeit sich nicht voll ereignet hat. Ich wußte längst, daß sich der Sonnenmonotheismus einmal gewaltsam in der Geschichte hat behaupten müssen, um aber allerdings sofort ins Geistige umzuschlagen! Ich suchte niemals eine Fährte dazu, fand sie aber sofort, als ich das Ereignis im Epos zu gestalten hatte. Auch ich war ursprünglich, mit einem Satz, von der Anbetung der Sonne zu unserm Einzigem Gott gelangt!

Das Nordlicht habe ich streckenweis in Wien, hauptsächlich jedoch in Paris, gedichtet. Eigentlich fand ich nie das rechte Buch, das mir die nötigen Aufschlüsse hätte geben können. Auch erzählt wurde mir wenig über das, was ich zu fügen und zu gestalten hatte. Ich konnte mich jedoch auf das Auge verlassen. Im Louvre fand ich die nötigen Bildwerke für meine Arbeit. Sogar die Namen indischer Götter und Wesen las ich von Glasmalereien im Museum der französischen Kriegsmarine ab.

Der erste Teil des Epos heißt: »Das Mittelmeer«. Die Welt unsrer beherrschten Kultur, in der das Ich sich

finden, erraffen kann. »Sahara« nannte ich den zweiten Teil. Es bedeutet der Wüste Einsamkeit, aus der das Ich sich rein verstrahlen darf; wo es eigentlich schöpferisch wird und sein Dasein umzugebären beginnt! Das nunmehr spendende Ich konnte sich mir zuerst nur zwischen stürzenden, versinkenden Formen erhellen. Die Sahara-Erfahrungen gaben, wie bereits gesagt, einem Volk die Sehnsucht ein, dem Einsturztrichter entgegen, eine wirkliche Pyramide aufzubauen: das Ich, von dem ich mich nunmehr abhängig fühlte, war hingegen ganz von der Sehnsucht erfaßt, die Pyramide im Geiste aufzubauen. Höher als den Turm zu Babel: den in der Seele geschauten Ararat der Völker. Folgende Aufrufung des Nordscheins, über dem ewigen Eis, gibt am besten den Grundgedanken zu dieser Bergauftürmung in der Seele wieder:

„Du furchtbar großes Blutgespenst! Erwidre ich im Geiste:
Die Erde wurde mir im Traum zum Araratkristalle;
Als Pyramide sah ich schon den Ball, den ich bereiste!
Zur Spitze ward der Pol: zum Zweck, zu dem ich walle.“

Der erloschne Vulkan trägt noch eine Krönung kalten Lichts: den Nordschein! »*Die Erde ist trüchtig!*« heißt es zu Anfang des Epos. Angedeutet wird, daß sie schon in Wehen liegt. Keinen neuen Mond wird sie nunmehr gebären: Erdbeben, Vulkanausbrüche zeigen aber die Geburt eines neuen, des künftigen Festlandes an, und zwar diesmal im Stillen Ozean. Aber auch die tiefste Mond-idee, die Verheißung unsrer Erdmitte, kann von Indern in den Brunnen der Seele geschaut werden: sie führt zum Geist.

Früher waren Erde und Mond vereint: der uns Erdenkindern noch sichtbare Mond ist aber der Spiegel der Erde. Durch Prophezeiung Wissender erhält sie Botschaft über ihre eigne Seele, aber nur im Mondspiegel erkennt sie ihre kosmische Wesensart. Das silberne Gestirn gibt kund, was das Sichverstrahlen der Erde in andern Welten ver-

heißen kann. Ein Mondgeheimnis ist es auch, warum wir sterben müssen. Eine Mondleiche begleitet die Erde auf ihren alten Bahnen durch den Raum. Und die Mond-idee will immer wieder unter uns sein: Erde und Mond werden sich noch lange, lange nicht vergessen, es ist aber auch unsre unweigerliche Bestimmung, daß wir Menschen, in unsrer Seele, die Trennung von Mond und Erde, die sich noch vollziehen muß, erleiden, mit durchführen werden. Daher wandelt sich auch der Mond. Er kommt nur wieder, um von uns Abschied zu nehmen. Er vergeht, um sein Wiedererscheinen zu verheißen: ein versteinertes Wahrzeichen des lebendigen Atems der höchsten Gottheit. Als Verkünderin des Todes versinnbildlicht die Mondidee ewige Trennung des dereinst in Liebe Verbundenen. Als Erbringerin von Geburten verspricht sie uns Auferstehung und dereinstige Einzigkeit des Alls. Im Buddha wird der Mond zum Mund. Zu diesen Geheimnissen pilgert das Ich. Es verkörpert sich in Menschen oder in Geistigkeiten, die Völker leiten. In tiefen, selbsterwählten Grotten unterm Ararat erschließt sich ihm eine Arierwelt. Wer beim Weltsturz wissend und schauend zugegen war, bestimmt, daß auch sein Werk, und wärs der Völker Bau, auf eignen freien Beschluß hin, wieder zertrümmert werden kann: ja muß. Das Ich füllt daher den »Neuen Berg«, versehen mit Glut und Sprudeln, damit der Vulkan im Schicksal zum Bersten gebracht werden kann. Kulturen werden aufgereckt, zum sichtbaren Beweis, daß Völker ihre Sendung erfüllen; worauf es aber ankommt, ist: das »*frei-geborne Wort*« im Urlicht. Pfingsten soll es werden: ungenanntes, irdisches Glühen, leuchtendes Gewittern, aus Füllhörnern der Seele dereinst über dem Gletscher hervorstrahlend, sogar Sonne und Sterne befruchtend! Aus sämtlichen Rassen ein Ausbruch. Für die Menschheit ihr Ausspruch. Verschiedne Wege zum gleichen Ziel sind aber den Völkern bestimmt: Drachen, aus Feuern in der

Erde, vertreiben sie! Verfolgen wir die Grundlinien des Dreiecks Vorderindien: der eine Weg nach Norden weist vorerst nach China, der andere über Iran nach Europa. Am Pol werden wir angelangt sein, wenn ein Beschluß im Geist die Verschiedenheiten der Rassen überwunden haben wird. Es steht im Epos:

Die letzte Heimat kann sich plötzlich mir entschleiern.
Sibiriens Gletscher sind mit Gnadenglast besprengt:
Es singen Kinder, Greise spielen noch auf Leiern.

Der tote Mond ist durch das ewge Licht verhängt.
Der Norden strahlt sein Blut in Welt- und Seelenfernen.
Im Menschen hat die Freiheit sich der Brunst entengt.

Du ahnst den Ineinandersturz von Rassenkernen.
Die goldnen und die weißen Völker sind versöhnt
Und spenden ihres Wesens Heimlichkeit den Sternen:

Durch Jugendsterne wird das graue Land verschönt!

Das Christentum ist die höchste Erfüllung der Erde. Es hat vieles verborgen gelassen, auch um von andern Offenbarungen unterstützt zu werden: um nicht durch Gewalt, sondern durch gewollten Zusammenschluß, die Eini-gung der Erde zu vollbringen. Dereinst! Das liegt im Wesen der Liebe. Christi Tod auf dem Golgatha ist mehr als seine Lehre. Wenn auf dem geheimnisvollen Baum des Geschehens Sterne uns, als seine Blüten, sichtbar werden, wenn jede dunkle Welt mit einer Frucht zu ver-gleichen ist, so bedeuten Wesen wie der Mensch Sturz (der Frucht) und zugleich den Abfall von Geschöpfen ins Chaos.

Jesu Menschwerdung offenbart, daß das neue Erkeimen auf der Erde zu höchstem Leben führen wird: wir sind nicht verloren, keinesfalls dem Nichts preisgegeben. Da-durch, daß dieser dunkle Stern ausersehen ward, keine verfaulende Frucht zu werden, sondern, daß der Schöpfer ihn wieder entflammt hat, er ihm Seinen Sohn sandte, zieht er, der Stern, hohe Geister an, die sich unter uns

einmensen. Wo Gott selbst starb, nehmen auch sie Schicksal und Tod auf sich. Indien hingegen treibt die großen Seelen an, unsre Erde zu verlassen. Um diese Richtung entschiedner durchzusetzen: die Drohung mit Wiedergeburt! Sie ist also eine notwendige Äußerung des indischen Geistes, somit eine seiner Wahrheiten: braucht aber nicht wirklich zu sein. Unsre Verantwortung aber gebietet: innigstes Erglühen, über unsre irdisch verkörpertten Pole hinaus, andern Welten bescheren!

Mit der Fracht seines Schicksals, dem Geheimnis unsrer Abstammungen (also Karma), wirkungsbelastet, begibt sich das Ich, in der Dichtung, auf den Weg seiner irdischen Aufgaben, nordwestlich gerichtet, über den Ararat. An Indien schließt sich des Berges steilste und eigenste Lehne »Iran« an. Aus dem »Tal« der »Zwillinge« (gemeint ist die Herrschaft des Sternbildes), wo es zwischen Gut und Böse zu entscheiden hat, steigt das geläuterte lyrische Ich rasch zu einer Höhe der Seele empor, wo es imstande ist, das Wort aus andrer Völker Mund zu vernehmen. Die Stierzeit, mit ihrer schweren Arbeit der Bodenbestellungen, zieht auch für Iran herauf. In Grotten wird von Wissenenden bereits das »Lamm« verkündet. In Kriegen verstärkt, im Kriege der Vernichtung nah, errichtet das Ich im Ararat, in der Hülle eines Parsenfürsten, seine Burg, in der sich von den Ariern Herkommende mit Sahara-Entwanderten zusammenschließen. Wandrung soll durch Entschluß in Wandlung umgewälzt werden. In diesem Kampf steht das, unter Indiens Sonne geschaute, innerste Menschenfeuer den Parsen bei: es erscheint ihnen als indischer Dionysos. Raschest steigt nun der männliche Geist seinem Im-Flug-Erhobensein zu. Schließlich entschwebt er der Erde. Schlacken seines sich läuternden Geistes erstarren dabei zu sichtbarwerdenden Ararat-zacken. Ein schreckliches Trümmerfeld läßt das eingeeistete Ich zurück. Aber das Weib kam nicht mit,

versinkt in Verrat: verbleibt dem Harem. Das ist seine Schuld, das ist die Schuld des Mannes! Das unter dem Sternbild der Zwillinge hold verschlungengewesne Paar hat sich unterm Stier, zugunsten der Überlegenheit des männlichen Geistes, gespalten, getrennt, entfremdet. Unterm darauffolgenden Widder wurde die Versöhnung wieder angebahnt, aber erst unter den Fischen gelingt einmal der Zusammenschluß. Von Armeniens steilen Gipfeln steigt der reine Geist aus dem Mann, in der Gestalt von Perseus, in sein Götterbild zwischen den Sternen. Die Sternbilder des Perseus, des Pegasus, der Andromeda, des Zepheus und der Kassiopeia werden aufgerufen und treten deutlich hervor. Leichenfelder zertrümmerter Geistigkeiten, schreckliche Abgründe des Karma bleiben als Ararat zurück. Die Trennung von Geist und Leib, die Verschiedenheit von Mann und Weib drohen der Erde mit Untergang, beunruhigen den Kosmos: sie fordern einen Überbrücker, den Erlöser aus Verstrickung seelischer Einnetzung, für den es im Ich weder Mann noch Weib geben kann! Den Enthüller ursprünglichster Unzertrennbarkeit. Nur in Gestalt, rein intuitiv dargebracht, stehen diese Dinge im Epos. Erst heute werden mir auch hier alle Beziehungen vollkommen klar.

Perseus fühlt sich in seiner Sternenkälte plötzlich von Wehmut zur Erde erfaßt; Reue kommt über ihn, das Weib im Verlies zurückgelassen zu haben. Das Feuer, das Liebe ist, hat ihn von der Erde her erreicht: in Bethlehem wurde des Menschen Sohn geboren. Unter den Sternen, auf der Erde, vor dem Meer der Mitte, ward Maria, ward ihr Land auserwählt, den Heilbringer zu tragen. Dem Mittelmeer entgegen, brannte die Glut aus Indien. Widerstand gegen den Sturm des Feuers hat einen Wunderweg ins Weiter erzaubert. Einer Jungfrau Leib mußte sich erschließen: um das Wort, das über alle Meere weht, Neues kündend, wieder zur Welt zu bringen. Wie über

die salzigen Tiefen die Taube zu Noah, so taucht aus der See der Seelen abermals die Taube auf und kommt zur Mutter, um den Menschen Frieden zu bringen. Perseus kann nicht stolzest erhoben bleiben: er senkt sich erdwärts. Er sieht die Erde leuchten, um Christi Geburt umhüllt sie tausendjährige Weltnacht! Er folgt dem Licht. Ersehnt seine Nähe. Es wirft ihm Strahlenbündel, wie Fühler, entgegen; und schon längst schwebt er im Erdenbann. Plötzlich erkennt er: das Licht ist vom Leuchtturm zu Alexandria: die Fühler, ihm zu, sind des Feuers Spiegelungen im Mittelmeer. Er entschließt sich zur Menschwerdung:

Du Pulslicht, du, du Pharos, laß dir Botschaft bringen:
Ich nahe dir, als Flügelhauch des heiligen Geistes,
Nun laß uns beide um die Gotterkenntnis ringen.

Ich falle schon! Und du, mein Gott, verzeihst es!
Ich will das Weib für dich, du Sterngebieter, retten,
Vielleicht, mein Heiland, leiste ich mein Bestes, Meistes!

Die Leuchtturmfühler fangen an, sich sanft zu glätten.
Es scheint die See gar hohe Wogen aufzugischen.
Ich höre ein Geräusch von fernen Menschenstädten:

Es ist, als ob sich Rufe in die Sänge mischten
Und meines Pferdes Flügelsymphonien lähnten.
Mir wirts, als ob sie Dunkellurche schrill durchzischen.

Nun werde ich empfunden und von unverschämten
Erdkeuchern abermals in einen Leib getrieben:
Es ist, als ob Geschreie meinen Sinn verbränten!

Schon wieder fühle ich, sich viel um mich verschieben.
Mir scheints, daß ich Geburtsrufe ringsum vernehme.
Jetzt seh ich Schemen, die vernummt zerstieben,

Und steh darauf bewußt und fest im Stoffsysteme!

In Alexandria ist das gegen die See herauswuchende Feuer in Weiber gefahren, die ein dionysisches Christentum offenbaren wollen. Große Weihnachtsfeier wird begangen: eine Sonne im Menschen ist im Zeichen des Stein-

bocks geboren. Perseus erkennt die wahre Richtung durch die Lehre Christi, spricht sie aus, versucht die Weiber zu besänftigen und wird getauft. Die Chaotik ist unterdessen selbst zur Ruhe gekommen. Als Christ heißt er Georg. Als Heiliger erhebt er sich abermals den Sternen zu. Die aber versinken allmählich: Sankt Georg selbst ist Schicksalsbeherrscher, bloß der Seele Sonnenbringer. An den Säulen des Herkules sieht er Angelika, sein Weib, an Felsen angeschmiedet. Dort bringt er den Wasserwurm um, der es bewacht. Der Süden ist überwunden. Afrika wird erstarren. Den Wurm hat er bei Tagesgrauen erkannt: er war das Mittelmeer, das sich dem Wege der Menschheit nach seiner Lichterfüllung, von allem Urbeginn an, entgegengewälzt hat. Das Licht des jungen Tages bricht nun aber durch die Schleier des Mittelmeers. Zartestes Morgengewölk schwebt auseinander. Im Süden heben die Hüllen des Haremweibs: auch diese Schleier werden sich einst lüften. Im Norden schaut er verschleierte Klosterfrauen: wann werden ihre Hüllen zerschweben? Feuerig war Perseus aus dem Vulkan Armeniens emporgeflogen. Sein starr kreisender Flug hat in Alexandria geendet. Freischwebend wiegt er sich in den Lüften des Westens, hoch über den Gewässern des Südens, denn er beschwebt alle Großküsten des Mittelmeers, doch seine Berufung führt ihn nach Norden: die Erde soll wieder leuchten, Tod und ewiges Eis müssen, im Boden erflammend, über die Erde hinaufweisen. Sankt Georg verheißt aus seiner Ewigkeit die Freiheit des Weibes. Angelikas Fesseln fallen. In Afrika bleibt das Weib gebunden, aber jenseits des »Wurms« entsteht ein neues Reich: das christliche Weib erscheint.

Die nächste Stufe im Epos heißt Roland. Der Held auf Erden vertritt das Werk des Heiligen im Geiste. Roland kämpft gegen Afrika und Asien, für die junge Welt, für den Gott, der aus Ägypten mit seinem Volke ausgezogen.

Für den, der in seinem Sohn Wanderung in Wandlung umgestaltet hat. Ein neuer Tag bricht an auf Erden. Roland beginnt mit folgenden Versen:

„Der letzte Himmelsstern beginnt sich zu ereifern.“

Unser Wesen im Westen verschmäh't den Sternenglauben. Die Völker ums westliche Mittelmeer waren im Grunde keine Astrologen mehr. Schon Moses stellte den zehn Häusern im Tierkreis (damals gab es in Ägypten zehn, nicht zwölf) und ebenso den zehn Planeten (zehn Planeten sind auch eine esoterische Glaubenslehre) seine zehn Gebote (Verbote) entgegen; Sternenkult ist ganz eigentlich ein Beharren auf den Trieben, ja deren vollkommene Anerkennung, also Naturalismus. Der Geist, der Blitz zur Freiheit in uns, lehnt sich dagegen auf. Und auch die Erde: sie will durch den Menschen den Sternen gleichberechtigt sein! Im Nordlicht hat sie sich bereits von der Sonne für ihre tiefste Nacht unabhängig gemacht. Freie Geschöpfe muß sie tragen, nicht bloß von Gestirnen abhängige! Eine Art von religiösem Naturalismus ist im Epos auch tatsächlich, solange es bloß sonnwärts geht, gestaltet. Erst in der Rhapsodie, wo es einmal heißt: »Ein hartes Nein ist stärker als Gestirne,« tritt Ethos auf. Geistig wären somit die alten Perser unsre wahrhaftigsten Vorfahren. Aber auch sie gingen noch an den Sternen zugrunde. Sie brachten die Seele der Zwillinge in das Zeitalter des Stiers und dann sogar noch des Widers mit. In diesen kosmischen Kämpfen hielt der Mensch, als Charakter, zum erstenmal würdig stand. Aber erst die vollkommene Abweisung jedes Gefühls von Abhängigkeit von Gestirnen, mit der unbedingten Hoffnung, aus sich selbst die Freiheit gebären zu können, hat das moderne Ethos zu seinem Höhenflug beschwingen können. Bei Weststurm gewinnt der Mensch immer mehr Vertrauen zum künftigen Leuchten seiner Erde!

Die Wahrung unsrer Urbestimmung ereignet sich im Geist. Der verwundete, rasende Roland erkennt sich, durch andre Einschleierung seines Ichs in Menschengestalt, als Parsifal. Das ist das Geheimnis der Pyrenäen. Zuerst Perseus, dann Sankt Georg, dann Roland, schließlich Parsifal. Somit ein Feuerflug von Armenien bis Alexandria, darauf freies Schweben bis in die Täler der Pyrenäen. Von Avatar zu Avatar: ein Ich begraben in seinem Ararat und zugleich Aar über seinen Gipfeln. Roland kommt vom Norden: er liebt nicht seinen Schatten in Spanien: den kurzen Zwerg, der ihm nachsteigt: Roland lebt einem Walhalla nahe: daher kann er seinen Nachschleier, also wiederum den Schatten, nicht ohne Pein neben sich spüren. Wann verblutet sein Leid? Im Augenblick seines Sterbens ist er entsetzt zu sehn, daß selbst der Held, als Wirklichkeit auf Erden, bloß Schattengebilde zurückläßt. Um Spaniens Könige werden lange Zwerge sein, Gnome spuken.

Die Reihenfolge von Perseus bis zu Parsifal ist ebenfalls ganz intuitiv geschaut: mehr als um ein Hintereinander handelt es sich jedoch um ein Zugleich. Unser Ich im Ararat bleibt noch immer von solchen Sternbildern und Vergottlichungen aus der Idee beleuchtet. Irdische Vertreter dieser Geistigkeiten sind geboren und wieder heimgegangen, aber nicht die Erinnerungen an sie wirken vor allem in den Menschen weiter, sondern noch immer ihr ewiges Bestehen, das der Menschheit Richtungen bestimmt. Nochmals sprach ich da von Sternbildern: der Glaube an die Sterne sollte untergehen! Nur wenn ein Wissen von Gott und über Unsterblichkeit unumstößlich wieder dereinst aus den Sternen gelesen werden könnte, wird die Menschheit abermals auch zu den Sternen religiöses Vertrauen haben. Eines aber steht fest: der Glaube an Sterne war der Ursprung aller Kultur: bloß der Kampf gegen den Sternenglauben, vielleicht wie bei den Persern

innerhalb ihres Kultus, hat uns für Ethos reif gemacht, zu innerster Freiheit beflügelt. Gründe der Symmetrien waren aber, wenigstens dem Anscheine nach, für mich der innre Beweggrund des Geistes, Statthalter in der Menschheit, in der Art, wie es geschehen, in die Komposition des Epos hineinzugestalten. Als mein Roland fertig war, entstand in mir der Verdacht, daß ich eine Dichtung, die verschiedene Inkarnationen eines Ichs umspannt, rein aus plastischem Gefühl herausgefügt hatte. Mein Verstand sträubte sich dagegen, an Reinkarnation zu glauben. Bald beruhigte ich mich jedoch: das, was bisher stand, konnte nur schwer mißdeutet werden: Simultaneität, nicht einmal von Vermenschlichungen, sondern Eingeisterungen aus einem innersten und absoluten Ich, das ich beinahe schon »Adam« nennen konnte, waren bisher gestaltet und gegeben. Nun hieß es aber in dieser höchsten Frage, sich auf den eignen Instinkt verlassen und auch da eine Entscheidung treffen. »Drei Ereignisse«, die längst im Plan des Werkes standen, wurden in dieser Krisis zusammengeballt. Der romantische Roland, dessen heldische Seele vom Übel der Welt so wenig befleckt ward, mußte noch einen irdischen Nachkommen durch das Elend der Erde durchschleppen, bevor das absolute Ich, in den Tiefen seines Ararats, das alle diese Erscheinungen über sich hat emporschatten lassen, die letzte Einsicht erringen könnte, um über alle Erfahrungen hinweg sich »unbedingt« auszusprechen. Erst nach den »Drei Ereignissen«, nach dem Zusammenbruch des Ararats, sollte das Nordlicht sich ganz klar aus einem Ich verstrahlen.

Der letzte Vers von Roland heißt: »*Mir ists, als ob etwas den Fuß mir versehrte!*« Das schaut Roland bereits im Tartarus: und zwar handelt sichs um seinen Schatten, den er im Leben so sehr scheute, der in einer andern Ebne, im Jenseits, tatsächlich kompakt geworden ist . . . und ihm da den Fuß verletzen kann. Ein hinkender Scholar aus

Deutschland ist der Ertrager der »Drei Ereignisse«. Er schleppt sich selbst Roland nach, und auch er fürchtet sich vor seinem Schatten. Der ist aber nun ein langer: der nordische! Nach des Scholaren Tod wird auch dieser gallerthaft und schließlich ganz fest: im Gegensatz zum spanischen Zwerg erweist er sich ganz als deutscher Narr. In der alexandrinischen Phantasie wurde die Einkörperung eines Geistes in Menschengestalt gedichtet: Roland und der Scholar enden im Epos nicht mit dem Tod! Ihr Sterben: der Todessturz sind mitgeschaut. Beim Scholaren zum Schluß, wenn er unvermutet auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden soll, sogar die Todesahnungen und deren jenseitige Ursachen! Der letzte Teil der »Drei Ereignisse« spielt überhaupt gleichzeitig innerlichst im absoluten Ich und diesseits unter menschlichen Bedingungen. Haarsträubend sind die »Drei Ereignisse«, ganz nichtig erscheinen sie schließlich in bezug auf die letzten Zwecke des Ich. Dieser Scholar, ein wildbrünstiger Mensch, darf nicht zum Genuß des Weibes gelangen: das ist seine metaphysische Aufgabe! Er kämpft verzweifelt für Liebe und auch für Begierde. Das Schicksal ist stärker: im Augenblick vor seiner Buhlschaft mit einer Hexe wird er von Häschern, eigentlich grundlos, erfaßt und verbrannt. »Schutz« wollte ich zuerst die »Drei Ereignisse« nennen. Und zwar Schutz gegen den Sturz aus eigenster Berufung hätte ich da gemeint! Dann wollte ich lieber das Geheimnis zwischen allen diesen Ereignissen gewahrt wissen . . . und nur ungern spreche ich hier den eigentlichen Sinn dieses letzten Teiles in den Schleiern der Maja in meinem Epos aus. Es handelt sich dabei um keine Moral. Noch weniger um ein Ethos. Gesetzmäßigkeit eines Schicksals hat zur Beschleunigung einer Entwicklung diesen Schutz einmal im »besonderen Fall« festgesetzt. Es geht nicht an, daß ein Wesen, das in irgendeiner Beziehung zum »unbefleckten Ritter ohne Furcht

und Tadel« steht, sich in die große Hurerei verirre. Man braucht oft nicht sich selbst zu besudeln, wenn man gegen das Gesetz handelt, weil man eben sehr stark ist, aber man steigert Unreinheit durch den Menschen. Man hinterläßt häßliches Karma. Im Fall des Scholaren kam es darauf an, daß durch ihn das Ich die Vereinigung seiner tiefsten Männlichkeit und tiefsten Weiblichkeit wiedererlange: und das ereignet sich auch rein geistig bald darauf unterm Nordschein. Des Scholaren wilde Phantasien haben so einen notwendigen Umweg hervorgerufen. Das Ich, der Adam im Ararat, muß noch in apokalyptischen Gestalten, in denen es sich, allerdings in für uns jenseitigen Ebenen, zum Ausdruck bringt, seine Visionen, wie es das Karma verlangt, austoben lassen. Ein vollzogener Fehltritt (des Scholaren) hätte aber die Katarsis noch bedeutend hinausgeschoben!

Christen können die Erde nicht als Halbgötter verlassen: so entgeht ihr nicht Roland, sondern der Vagabund. Nur wer die Leiden, die Demut unsres dunklen Planeten erkannt hat, wer hier im Geiste getauft wurde, hat seine Sendung erfüllt. Der Scholar hascht nach Lust, die er nicht erreichen darf, gelangt aber humpelnd zur höchsten menschlichen Taterbringung eines inneren Erlebens, also zur Erfüllung seiner Aufgabe auf Erden. Inmitten des Feuers auf dem Scheiterhaufen stehend, schaut er den eignen Daseinslauf von den Höhen des Ararat. Der erloschne, alte Vulkan speit: in irdischem Licht erlöschen die Menschen, zum Urlicht zurück trägt sie ihre Bestimmung. Vor-dem-Tod und Nach-dem-Tod sind sich nun sehr ähnlich. Aus dem Jenseits eines Ichs erschallt mein Schrei:

„Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!
Das Nordlicht strahlt aus seinem Liede,
Schon ist die Nacht mir untertan!
Verdrießlich wird mir dieser Friede,

Der Freiheit opfre ich den Wahn!
Die Künstlichkeit, durch die wir uns erhalten,
Den Ararat, wird meine Glut zerspalten!“

Und dann später im gleichen Ausbruch:

„Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!
Mein Hirn ist eine Funkenschmiede,
Das Werk der Umkehr sei getan!
Kein Friede klingt aus meinem Liede,
Mein Wollen ist ein Weltorkan.
Mein Atmen schaffe klare Taggestalten,
Die kaum erschaut, den Ararat zerspalten!“

Das unverletzte Ich ist vollkommen frei. Seine Verkörperungen, also die Menschen, sind aber unausweichlich an seine Selbstbestimmungen gebunden. Das Ich hat seine Wege durch Urbeschuß festgesetzt: davon hängen die verschiednen Schicksale ab. Man könnte sagen, man wird, was man im unverletzten Ich durch Eigenwahl für sich bestimmt hat. Kehren wir nochmals zur Frage der Reinkarnation zurück, die früher angedeutet, aber nicht näher erörtert wurde. An der Gleichzeitigkeit verschiedener Verkörperungen, Geistigkeiten und Eingottungen aus dem gleichen Ich, das im letzten Grunde das einzige Ich ist, halte ich intuitiv und aus künstlerischen Gründen fest. Dieses Ich würde im letzten Grunde die ganze Schöpfung ausmachen, und nennen wir es Gott, so umfaßt es die ganze Schöpfung: um diese Zentralsonne im Geist bewegen sich aber auch andre Weltenheiten wie die Ichs der Mineralien, der Pflanzen, der Tiere. Auch Völker sind Wesenheiten mit eigenem Geschick. Dabei glaube ich aber auch an übervölkische Gruppen, die von einem Ich durch alle Zeiten und Länder ausgestrahlt werden. Nur um so ein Ich, gewissermaßen einen Satelliten um die Gott-Sonne im Reich des Geistes, kann es sich im Epos handeln. In einer Kunst, die sich in der Zeit abspielt wie die Dichtung, kann man nur ein Hintereinander, kein Nebeneinander geben:

dieses Gesetz beim künstlerischen Fügen berechtigt mich aber nicht, aussprechen zu sollen, daß ich ein Werk mit dem Instinkt für das Dogma der Reinkarnation habe aufbauen müssen. Spekulationen in diesem Sinn gehören meinem Gefühl nach in eine andre Kategorie. Kaum in die Kunst! So bin ich also, in den »Drei Ereignissen«, mit meinem künstlerischen Gefühl an diese höchste Lebensfrage herangetreten, ohne sie für mich entscheiden zu können: irgendeine Antwort durch den Intellekt zu wagen, wäre mir unstatthaft vorgekommen. Das Geheimnis der Dinge deutet sich übrigens durch den Zauber der Dichtung noch am sinnfälligsten an! Überdies gibt es auf der Ebne des freien Ichs keine allgemeinen Regeln.

Wir nahen uns dem Ende des Epos: nunmehr gibt es nur noch symbolisch gefaßte Wesenheiten. Im ersten Teil des Nordlichts erlebt das sonnesuchende Ich einen Fasching, später schaut es die Fronleichnamsprozession. Im zweiten Teil verkörpert sich das Ich, aus herrlichen Regionen kommend, um dem Heiland bei der Weltwandlung beizustehen, in einem kosmischen Weihnachten zu Alexandria. Die »Drei Ereignisse« fallen in ihrem entscheidenden Augenblick auf Ostern, wobei eine Sonne im Geiste aus dem Ararat aufersteht. Eine Ketzerei! Nun kommt es zu Pfingsten, zur großen Auferstehung des Fleisches. Obschon im Kalender noch als wandernd festgesetzt, ist Pfingsten kein tellurisches Fest. Es kann sich überall und wann immer ereignen. Es ist das große Erlebnis im Menschen selbst: jedem Einzelnen Erschließung zum Geist. Das große Pfingstgeschenk erhebt sich über das Opfer, das einem Gott dargebracht wird. Es ist ein Bekenntnis zur Freiheit. Die Ursprünglichkeit in uns wird das Erste und Letzte. Unabhängig von der Sonne macht sich allmählich die Erde, denn die Sonne der Sonnen trägt auch sie (die Erde), geheimnisvollst verwahrt. Oft

in ihren einfachsten Geschöpfen. Zuerst hat uns Pfingsten sprechen gelehrt. Feuerwurzeln hat jede Sprache, und die sind heilig. Es kommt der Augenblick, wo der Dichter sich scheut, sich ihrer zu bedienen: wo er den unheimlichen Mut haben muß, sich nach dem Ursinn der Laute zu befragen. Ein früher Tag bricht im Nordschein an. Ein großes Entflammen macht die Dinge für ihre Gesamtheit lebendig — Feiertag: Pfingsten. Kein Wesen ist den andern untertänig. Der Tod hat wirklich seinen Stachel verloren. Des Menschen Sorge und Pflege um Tiere und Pflanzen wird sichtbar, »unser Muß zu Morden wird einst Gott umflehen«. Ob die Tiere uns verzeihen? Vergeben wir den oberen Wesenheiten, die bei unserm Keuchen durch die Welt der Schmerzen eignen, freien Atem holen!

Die Sonne ist uns bloß eine Vorsonne. Ihr Licht, ein noch heller leuchtender Kündler unsrer Zukunft im schleierhaften Leuchten des Nordscheins: Luzifer! Wir suchen keine Ursonne mehr in den Plejaden: wir haben sie in uns gefunden. Täglich kann sie aufgehen, zart und kaum deutlich. Wenn wir behutsam bleiben! Vorsicht! Trauen wir noch dem Morgenstern, der in unsrer Seele schon so lange leuchtet, vertrauen wir noch unserm Glauben!

Aber auch der letzte Gipfel des Ararat wird schwer erstiegen. Es gilt die Heiligung des finstersten Planeten! Die Rechtfertigung der Geschöpfe. Die Ebenbürtigkeit des Weibes. Wie einst in Alexandria, vor dem wirklichen Mittelmeer, so steht nun der Mensch vor der Nordsee seiner Seele. Die dionysischen Chöre des Nildeltas ertönen echohaft in Europa, Schiffer und Fischer hier wie dort:

Die glühenden Wünsche des Südens umbranden
Das dunkelnde Nordmeer. Frenetische Frauen
Enthüllen die Brüste in Brunstsarabanden.
Die Küste umrauschen Gelüste der Auen.

Dem Grabe zu Leyden entreckt sich Johannes!
Die Weiber von mondflutumkräuselten Ländern
Bezaubert der Tatengedanke des Mannes.
Der tote Prophet wagt es strandwärts zu schlendern.

Um durch die polare Tropik zum in Gott ruhenden Ich zu gelangen, ists fürchterlich weit. Die Verkündigung der Freiheit bestürzt uns durch ihr Übermaß. Das Feuer der Jugend ist heilig. Aber das Nordlicht bleibt eine kalte Flamme. In seinem Von-Flamme-Umgebensein wissen wir: alles durch den Menschen! Aber auch vor ihm und über den Menschen hinaus! »Zuerst ist das Gebot, die Menschen kommen später.« Dem sich selbst erfahrenden Ich steht noch die tiefste Bitternis bevor. Keine Einmenschung mehr in den Schleiern der Maja, wohl aber, aus dem Karma heraus, Einschaltungen als Spuk. Furchtbar wird es nun dem Ich im Schlund des Ararat, sein selbstgefälliges Spiel im Dasein fortbestehn zu sehn! Gespenstisch lauscht es auf ein Maskenfest auf. Unaustilgbar steht es im ersten Teil des Epos da, das auf Komposition, nicht eigentlich auf Handlung und Wandlung aufgebaut ist. (Elliptisch ist mein ganzes Nordlicht gedacht. Der erste Brennpunkt, knistert es doch durchs ganze Werk, ereignet sich im Brand von Rom, der zweite viel später, im Brand von Theben, der fast zweitausend Jahre früher stattgefunden haben muß!) Auch das Maskenfest fordert sein Gegenüber. Ein Gespenst des Unfugs taucht also empor. Erzeugt die Lustseuche, dunkelt flatterhaft als solche unter dem Menschen umher. Wird halb bedingter, halb selbstgewollter apokalyptischer Schrecken. Als weiblicher Kentaur, aber mit zwei Köpfen, einem männlichen und einem weiblichen, keucht das Ungeheuer, Bringer von nötigem Unheil, durch die Welt. Sichtbarer als eine Einkörperung als Mensch, bleibt dieser Spuk mit seinem unverletzten Ich verbunden. Und es erkennt sich in dem Vers: »Gott spricht aus uns bestimmt ein Richterwort.«

Noch zwei andre apokalyptische Pferde sprengen nach: »die Gier« und »der Aufruhr«. Das Pferd ist bereits seit dem Weltsturz urchaffen da. Dann taucht es im Radrama, kosmisch geschaut, als Bringer der Hyksos auf. Ferner gibt es im »Nordlicht« drei Totentänze, den »Testamentarischen«, den »Klassischen« und den »Äthiopischen«. Dem letzten ist im Epos sein Platz, sofort nach dem Einfall der Hyksos auf ihren Pferden, eingeräumt worden: in den Pferden der Apokalypse sind nun »Totentanz«, »Hyksos« und »Pferd« mit »Unheilbringern« ineinander verschmolzen. Dazu kommt, wie soeben bei Erläuterung der Bildung der Lustseuche erwähnt wurde, als drittes Grundelement noch der Fasching. Die »Gier« bestimmen Räuber und Herrscherinstinkte aus »Radrama« und »Iranischer Rhapsodie«. In »Aufruhr« erschallt ebenfalls ein Echo aus der Iranischen Rhapsodie: und zwar aus ihrem Anfang, wo grübelnde Bauern miteinander über Sterne und Gericht sprechen. Pest, Habsucht und Aufstand wirken so furchtbar, zerklüften derartig das Gefühl der Menschheit, daß ein jüngster Mond aus der Erde hervorbrechen kann. Er ist ein lebendigster Begleiter unsrer Heimatschollen; er soll, er muß dereinst die Sonne an Glanz übertreffen. Schon kündigt er sich pfingsthaft an. Die alte Welt, das geschichtlich gewordne Kulturgebäude des Menschen bricht zusammen: der Ararat wankt. Von seinen höchsten Spitzen stürzen die Toten aus den Särgen, Leichen kollern aus den Gräbern in untre Schichten, damit sie durch das lebendige Feuer der Erde an der Auferstehung des Fleisches teilhaben können. Das riesenhafteste »Looping the Loop« ereignet sich. Durch den Sturz Sterbender, das Sichüberstürzen Toter, das Stürzen ins Hinüber Einzelner wird der ganze Ararat ausgeräumt, gesäubert. Alle Begrabnen gelangen empor. Verjüngt stehen Völker, im Glanz des innern Feuers der Erde, nackt, aber beladen mit selbstgewollter

Vergangenheit, wieder in Fleisch und Knochen da. Sämtliche Nationen haben sich gegenseitig zu unserm großen Pfingsten geladen. Jeder bringt seine Sprache mit, »das Wort« wird aber von allen verstanden werden.

Der Weg durchs Eis, zum Ich in Gott, wird jedoch wieder zur Aufgabe Einzelner: wer das Nordlicht als kosmische Erscheinung, unter uns auf Erden, bändigt und zugleich als innerste Freiheit im Geiste erkennt, bringt es den andern. Gaslicht und elektrische Beleuchtung sind Erfüllung des geographischen Nordlichts. Aus unsrer Hand können alle Erdstriche diese Geschenke arktischer, sechsmonatlanger Nächte empfangen. Sie erhellen Stockholm und Petersburg ebensogut wie Bombay oder Rio. So gehört auch das im Geist erreichte Nordlicht allen Geschöpfen der Erde. Ein Mond sollte hervorbrechen, es kommt aber die jüngste Sonne! Wir kehren nicht zum Urlicht zurück, sondern das Urlicht kommt in uns zur Welt. Sein verscharrtes Glimmen kann nur der Mensch den Sternen wiederbringen. Gestirne und Hierarchien erwarten es. Und um die Erde werden sich die Sterne drehen! Des Über-uns Spannung und Erwartung werden im Astralgesang des Epos ausgedrückt.

Die Sterne zur Linken:

Die Erde stirbt! Der Todesmond nimmt zu! Wir sind verloren!
Ein blasser Wanderkatarakt umwandelt den Planeten,
Zehntausend Seelen sind erkoren. Sie schaun aus Silbertoren
Auf Gletscherriesen, die noch ungeboren sich verspäten.

Die Sterne zur Rechten:

Der Todesmond nimmt ab! Die Erde brennt! Wir sind gerettet!
Der Todesmond schrumpft zu einem Boote für die Toten.
Die Wanderwabe wächst. Die Zacken werden überglättet.
Das Boot versinkt. Wo sind die Toten? Lauter Mondesboten!

Das Ich im Epos »Nordlicht« schaut alle furchtbaren Möglichkeiten seiner Einkörperungen im Kampf gegen das finstere Gestirn ganz klar. Es scheut auch vor ihnen nicht zurück. Das macht einen Grundunterschied mit

Dante, in seiner Göttlichen Komödie, aus. Wohl läutert sich auch dort der Dichter, von Beatrice beschützt, von Virgil belehrt, auf seinem herrlichen Weg durch Hölle, Vorhölle und Himmelreich, aber stolz in seiner Reinheit, kann er Sünden, Makel und Schmach bloß in andern Geschöpfen und Wesenheiten schauen. Er selbst ist schon, wenigstens gegen die infamsten Übel, gefeit! Hingegen kann dieses Ich, das schließlich den Ararat sprengt, selbst über dem Eise, noch kein Reich des Friedens erwarten. Das ist ihm noch lange nicht vergönnt! Ruhestätten voll Urlicht, Stunden tiefster menschlicher Sammlung, die Frieden in die Arbeitstage der Erde verstrahlen können, das ist alles was es vermag. Worte der blinden Wehmutter (sie lebt wirklich auf Sardinien) will ich hier anschließen:

Die blinde Wehmutter:

Als Greisin führe ich noch grundbewußt zum Leben.

Ich bin verwitwet, aber unverwittet, sicher!

Ich hoffe ferne Geister bald ans Licht zu heben:

Es wird der Mensch einst freier, abenteuerlicher.

Ich wurde weiß, den Sternen mag ich wohl entstammen!

Bloß alte Seelen können einverleibt ergreifen.

Das Nordlicht wird die hehrsten unter uns entflammen:

Nur um die reinsten kann die Weltwabe vereisen.

Über dem Eise, den Meeren und Gefilden der Erstarrnis flutet und verströmt sich Feuer. Über der Luft: durch die Luft. Alle vier Elemente suchen ihre Vereinigung. Der Kern des Menschen bricht durch, wandelt den Menschen, vollbringt die Umwälzung des dunklen Planeten zum leuchtenden Stern. In den Tropen war der Mensch, wie schon gesagt, der Ruhebringer, der Pilger zum Ursprung, der Wandrer aus der lebendigen Natur zum Frieden im Ich: hier das Gegenteil. Er bricht auf! Über die tote Natur spendet er seine Überfülle, bejaht er den Kosmos, entflammt er die eigne Sonne. Der gleiche Kern, Ursitz des Religiösen, hat somit im Menschen die größten

Gegensätze vollzogen und verwirklicht. Zwischen dieser äußersten Tiefe und uns zukommender Höhe vollzieht sich das Leben der Völker mit ihren verschiedenen Aufgaben. Ursprung und Ziel sind immer die gleichen: Entkernung! Freilich könnten wir es auch Erkernung nennen: nur die Wege sind grundverschieden, oft scheinbar furchtbar feindlich.

Es bleibt nur noch etwas über »Pan«, das Orphische Intermezzo, zu sagen. Im ersten Teil war das sonnen-suchende auch ein liebersehndes Ich. Der Weg zur Sonne brach ab, der Pfad der Liebe ging quer. Jedem Mann gehört sein Weib. Nur eines: alles andre ist Abenteuer. Vielleicht sind heute auch die meisten Ehen nichts andres! Welches Weib findet ihren Mann, welcher Mann sein Weib? Das ist der Wirrwarr, der Fluch auf der Welt: unsre nunmehr erbliche Hinneigung zur Ausschweifung! Immer schwerer, ja ganz selten findet sich ein Paar. Im Epos bleibt die Frage offen, ob im ersten Teil die große Sehnsucht auf kurze Zeit erfüllt wurde. Im zweiten wird sie rein geistig erreicht. Im Intermezzo aber begegneten Orpheus und Euridike einander. Einem Mythos entsprechend: irdische Tatsachen! Sogar im zweiten Teil werden die Gestalten Orpheus und Euridike noch einmal in ganz geistiger Auffassung geschaut.

Eigentlich heißt aber das Intermezzo »Pan«. Ursprünglich ein kosmischer Gott der Griechen, dessen Macht auf Erden mit dem Zeitalter des Sternbildes des Widders in Verbindung steht. Er ist ein Gott und Bock. Panische Angst erfaßt seine Herden, wenn er selbst plötzlich an die heraufdämmernde Herrschaft des nächsten Sternbildes, »der Fische«, gemahnt wird. Dann muß er zur Hölle fahren: Pan wird zum Teufel! Noch anders ist jedoch im Epos die kosmische Gottheit Pan erfaßt. Er wird zur Wesenheit, die das All an die Erde bindet. Die ewigen Wandlungen auf dem Nachthimmel werden in ihren Be-

ziehungen zu unserm Stern als Wirkungen eingeformt, um festgebannt erhalten zu bleiben. Dadurch ereignen sich Mineralien, entstehen Pflanzen, leben Tiere. Pan ist der Versorger der gesamten Weltrhythmik auf Erden. Der ungeheuren Gesetzmäßigkeit des Makrokosmos entspricht ein Dauerdasein im Gestein, keimende Himmelssehnsucht nach himmlischer Entfaltung in Bäumen und Blumen, vielfach selbstbewußte Freizügigkeit in den Tieren. Der Mensch ist die ich-bewußte Zusammenfassung durch Pan, zugleich aber auch der freien Erde Antwort an den Kosmos im Gesang, den nur der Mensch den leuchtenden Sternen, unsrer gesamten Heimat, darbringen kann. Der klarste Ausdruck dieser durch Pan, und über ihn hinaus, vollendeten Menschwerdung und Sendung des ewigen Paares sind Orpheus und Euridike. Ihre Seele enthält das Paradies; Orpheus spendet durch seinen Sang die den Sternen unerhörten Eigenschaften der Erde. Reicher als die Erde beschenkt wurde, verschwendet sie sich ans All. Sie wird einst sterben: der Mensch wird nicht mehr sein, alle Tiere sollen schweigen, aber die fernsten Sternbilder werden durch den Sang aus Menschenbrust in alle Ewigkeit erschüttert bleiben.

Im folgenden zweiten Teil schreit die gesamte Menschheit aus: »Ra«. Im gleichen Schrei »Ra« gebiert ein Ägypter-König den einzigen eifrigen Gott; groteske Schreie wie »Miau, Miau« stoßen in den »Drei Ereignissen« verwirrte Weiber aus. »Mama, Mama«! ist daselbst der Verzweiflungsschrei Gepeinigter. Früher schon im »Pan« ist aber jeder Schrei bereits Gesang geworden. Versöhnt kann der Leser im voraus wissen, daß alles in der Welt wohlgerichtet und vollbracht bleibt!

Im »Pan«, dem orphischen Intermezzo, hat die Seele Hellas eine Kristallisierung gefunden. Im zweiten Teil, und zwar im klassischen Totentanz, soll die Welt der Griechen im Traum hinweggeschwemmt, aus dem Gedächtnis ent-

fernt werden. Das Ich in der Iranischen Rhapsodie versteht Hellas nicht: verschmäht das Gespräch mit einem griechischen Philosophen. Als Perseus überfliegt es das eigentliche Hellas und berührt nur Alexandria, weil ägyptischer Boden. Zu Orpheus gehört in der Seele »Euridike«; im Geist hat er, der über Pan hinauszukommen berufen ist, ein Gegenüber, das machtvoll im Pan verharret: auch diesem Sänger begegnet er. Als ich ihn schöpfte, dachte ich an Friedrich Nietzsche und brachte ihm, ohne seinen Namen in dieser Einhüllung nennen zu können, eine Hymne dar.

Gleich zu Anfang des ersten Teiles kommen mir Tiere durch ein stilles Tor entgegen: es ist das bereits eine Anspielung auf Pan, so wie später im »Grünen Kreuzgang« ebenfalls schon ein Aufruf zur orphischen Milde für die Tiere ertönt. Hier, und zwar bereits im Prolog, sind nur Büffel genannt: das Sternbild des Stieres ist gemeint. Auch die andern Tiere gemahnen an den Tierkreis. Wenn es heißt: »Ich sah hinweg ins Licht, das nie zerstäubt!« so ist das die erste Anspielung auf Orpheus im »Pan«. Auf's Nordlicht im ganzen Werk.

Dresden, Mai 1919.

DAS NORDLICHT

Ich habe „Das Mittelmeer“ mit dem Abschnitt „Neapel“ und dem „Prolog“ im Winter 1898 begonnen. Im Sommer 1899 folgte die Vision von „Venedig“ und im Jahre 1900 der Abschnitt „Rom“, in den später noch die im Frühjahr 1909 geschriebenen „Perlen von Venedig“ eingefügt wurden.

Th. D.

ERSTER THEIL
DAS MITTELMEER

PROLOG

Es sind die Sonnen und Planeten, alle,
Die hehren Lebensspender in der Welt,
Die Liebeslichter in der Tempelhalle
Der Gottheit, die sie aus dem Herzen schwellt.

Nur Liebe sind sie, tief zur Kraft gedichtet!
Ihr Lichtruf ist urmächtig angespannt.
Er ist als Lebensschwall ins All gerichtet:
Was er erreicht, ist an den Tag gebannt!

Ein Liebesband hält die Natur verkettet;
Die Ätherschwelle wie der Feuerstern,
Die ganze Welt, die sich ins Dunkel bettet,
Ersehnt in sich den gleichen Ruhekern.

Durch Sonnenliebe wird die Nacht gelichtet.
Durch Glut und Glück belebt sich der Planet.
Die Starre wird durch einen Brand vernichtet,
Vom Meer ein Liebeswind verweht.

Wo sich die Eigenkraft als Stern entzündet,
Wird Leben auch sofort entflammt;
Und wenn die Welt sich im Geschöpf ergründet,
So weiß das Leid, daß es dem Glück entstammt.

So muß die Erde uns mit Lust gebären:
Und wird auch unser Sein vom Tag geschweißt,
Die Sterne können uns zu Gott belehren:
Verheißen, daß kein Liebesband zerreißt!

Wir sehn das Leben uns die Jugend rauben:
Es ängstigt uns das Alter und der Tod,
Drum wollen wir an einen Anfang glauben
Und schwören auf ein erstes Urgebot.

Doch bleibt die Ruhe bloß ihr Ruheleben!
Nichts ist verschieden, was sich anders zeigt;
Und voll erfüllt geschieht der Geister Beben,
Auch in uns selbst Natur, die sprechend schweigt!

Beständigkeit wird der Gewinn der Starre,
Doch es ereilt, zermürbt sie Ätherwut;
Und bloß der Geist ist da, daß er beharre,
Da er als Licht auf seiner Schnelle ruht.

Zwar sucht der Weltwurf immerfort zu dauern,
Und er umrundet drum den eignen Kern;
Er kann zum Schutz sich selber rings umkauern,
Doch ist sein Wunsch nicht ewig, sondern fern.

Wohl mag die Welt das Weiteste verbinden,
Der Geist jedoch, der aus sich selber drängt,
Kann urhaft Riesenkreise um sich winden,
Daß überall sein Wirken sich verschenkt.

So sind die Welten immerfort entstanden!
Doch da sich Ewiges dem Ziel entreißt,
Entlösen Sterne sich aus Sternenbanden,
Was die Unendlichkeit im Sein beweist!

Ja Liebe, Liebe will sich Welten schaffen!
Bloß Liebe, ohne Zweck und ohne Ziel:
Stets gleich, will sie stets anders sich entrafen,
Und jung, zu jung, bleibt drum ihr letztes Spiel.

Denn glühte durch das All ein Schöpferwollen,
So hätte E i n e Welt sich aufgebaut,
Und traumlos würden Geister heller Schollen,
Im klaren Sein, von ihrem Dunkelgrund durchgraut.

Ich sah dereinst in einen Regenbogen,
Er schien mir aller Stürme stilles Tor;
Dann ward ein Karren plötzlich durchgezogen,
Stark zerzten Büffel ihn leicht weiter vor.

Tief fanden diese Tiere ihre Ferne,
Längst hatte sie der Mensch für sich betäubt,
Sie waren unter uns gekommne Sterne.
Ich sah hinweg, ins Licht, das nie zerstäubt!

O weiße Sonne, deine goldnen Strahlen
Berauschen und erwecken meinen Geist!
Du bist die Arbeit: mit geweihten Qualen
Triffst dein Gebot mich, wenn das Herz vereist.

Was du bedeutest, Sonne, ist der Seele,
Auf dieser Welt, am innigsten verwandt;
Mir ists, als ob die Glut den Kern entschäle,
Denn mein Erbarmen gibt mir selbst Bestand.

Ich bin so bloß wie du, geliebte Sonne,
Und wo ich nackt bin, herrschst du über mich,
Und folg ich dir, so überkommt mich Wonne,
Denn dein Gebot ist mir ganz wesentlich.

Ja! meine Freiheit sind die Weltgesetze.
Der Geist ist Überkraft ihres Vereins.
Dort bin ich tief wie ungehobne Schätze:
Ein Teil des allerjüngsten Eigenseins.

Hier kann mein Geist entsetzlich sich ereifern,
Denn alles, was in ihm sich selbst bestimmt,
Wird durch die Schatten, die ihn blaß umgeifern,
Da sie veraltern und zergehn, ergrimmt.

In mir erglimmt, entkernte Selbstgeheiß,
Du Licht, das mich in Sonnentreffen ruft!
Das klirrt beinah: »Was dich beengt, zerreiße!«
Ihr Urlichttiefen, schützt, was ihr erschuft!

Ich habe jetzt die Welt in mir empfunden,
Und langsam überdenk ich, was geschah;
Ich konnte mich, ergeistet, klar bekunden:
Ich war als Schöpfer mir Geschöpf ganz nah!

Jetzt weiß ich auch vom Grund der Himmelsdinge:
Die Erde trägt im Kern ihr Sonngesot!
Auf Lichtgeheiß sprengt sie Felsenringe,
Und was verstumpfte, zeigt sich goldumloht!

Versucht die Schöpfung in den Raum zu drängen,
Denn zeitlich faßt ihr nicht das Welten-Ei!
Und wißt, in holdgesternten Überschwängen
Erkennt das Urlicht sich und schöpft uns frei.

Wo sich das erste Freudenleuchten spaltet
Und plötzlich in ein Urereignis tritt,
Erscheint der Tag, der sich ins Dasein schaltet,
Und rollt sein Schweigen durch die Sphären mit.

Die Sonne wahrt ihr Wesen stets am hehrsten
Und hat es still der Erde anvertraut;
Sie schimmert nun am Pol, wo sie im Leersten
Der Einheit helles Urgebot erschaut.

Der weiße Erdenkelch, der dort ersprossen,
Verjüngt die Welt durch Urbeschuß
Der Dinge, die sich tief ins Sein ergossen:
So blüht von Stern zu Stern ein Jubelgruß.

Wie es vom Licht die Erde überkommen,
So hegt sie ihr Geschick im eignen Kern,
Und ist im Menschen sein Vertraun verglommen,
Wird sie sofort ein goldner Rachestern.

Auf unsrer Freiheit, unserm Seelenlichte
Beruht der Erde stilles Schaffensgut.
Doch furchtbar geht die Sonne zu Gerichte,
Beherrscht sie nicht der Erde Geist in Glut.

Die Erde treibt im Norden tausend blaue Feuerblüten
Und übermittelt ihren Sehnsuchtstraum der Nacht,
Drum soll der Mensch auch seinen Flammenkelch behüten,
Wenn er, durch ihn belebt und lichterfüllt, erwacht.

Fürwahr, mir sind die Glutanschürer Gärtnerscharen
Von einer langbegrabnen, auferstandnen Pracht:
Versteinte Wälder wollen sich uns offenbaren,
Und Pilger holen sie aus finstern Erdschacht.

Ja! Pilger graben, wühlen sich stets mehr hinunter,
Stets tiefer in der Erdenmutter dunkles Heiligtum;
Ihr Herzschlag, ihr Gehämmerwerk, erhält sie munter:
Asketen aber sind sie zu des Urlichts Ruhm!

Auf ihrer Freiheit, ihrer Glutkernesnähe
Beruht und tagt das ganze Dasein dieser Welt;
Sie sorgen, daß der Totgegläubte auferstehe,
Durch sie wird jede Nacht vom Nordlichte erhellt.

So wandeln wir in wunderbaren Flammengärten:
Hoch türmen Feuerlauben sich ins Grau empor;
Die fernen Drachen wurden freundliche Gefährten
Und schimmern still vor meines Weibes sicherem Tor.

Ihr Grubenarbeiter, Ergrübler freier Wunder,
Vertraut dem Irrlicht nicht, das listig euch umschwirrt:
Bleibt unbeirrte, biedre Erdenherzerkunder,
Seid eurer eignen Willenstiere ernster Hirt!

Der Sonne könnt ihr bloß im Erdschoße nahen,
Dort unten stoßt ihr auf den Sinn von dieser Welt,
Und auch das Licht der Dinge, die noch nie geschahen,
Wird, urbestimmt, durch euch in uns hervorgeschwellt.

Fürwahr, ich habe Tropenwälder schon im Traume,
Als Nord- und Südlicht, wunderbar erblühn gesehn;
Ich fühlte Morgenröten rings im Mittagsraume
Aus unsrer Erde plötzlich kindlich rein entstehn.

Ich faßte mich und nahte manchem jungen Manne
Und lauschte gern auf seines Wesens Wirkungslied;
Ich fand ihn ganz allein und doch im Urlichtbanne,
Und sah, wie er den Kern von alten Schalen schied.

Da schienen lauter Hände mir fast Urwaldfächer!
Ja Knospen gar, aus denen Blüten aufgezuckt;
Und schon ihr Daseinsrausch durchsprühte Scheibendächer
Und hat mit Flammenzungen Düsterheit verschluckt.

In Riesentreibhäusern sind die verschwundnen Wälder
Als grüne Flämmchen und als Blütenschein erwacht,
Der Dampf gemahnte an die heißen Nebelfelder
Von einer tiefvergrauten fernen Lebenspracht.

Und jeder Jüngling hütete die eigne Blüte!
Sowie er kam, entzuckte sie aus seiner Hand.
Aus jedem Wirken glühte aller Kerne Güte,
Doch gleich verglomm der Glanz, sobald sein Gärtner
schwand.

Mit Feuerschwertern ward die Starre aufgerieben,
Mit Samenpfeilen selbst das Eisen kühn erweicht,
Sein Blut aus seinem Wesensgrund emporgetrieben,
Die ganze kalte Weiblichkeit vom Geist geeicht.

In die Natur sind lauter Kolben vorgestoßen!
Die Walzen und die Nacken haben rings geschwitzt.
Aus Allem wühlte sich die Sehnsucht nach dem Großen:
Ein Urgewitter hat in Menschenhut geblitzt.

Nun seh ich Menschen, von der Erde selbst gehoben,
Zu ihrem Werke, wie zu einem Feste, gehn,
Und Tropenwälder, in ihr Wirken eingewoben,
In freier Sonnenluft auf unsrer Erde stehn.

Nun sind sie schon der Flammenforst der Menschenseele!
Die Einheit, die sich aus der Wechselschalung samt:
Ein ganzes Weltgewitter lebender Befehle,
Das Schweigen, das uns strahlend an uns selber mahnt.

Ich sehe einen Meteor in Menschenhänden
Sich wunderfältig bilden und dem Geist entfliehn:
Ich staune nun vor lauter Feuerbränden
Und sehe zitternd einen Stern nach Norden ziehn.

Das ist ein Eisenleib: ich kann ihn klar erkennen!
Ein Werk, das in sich selbst das Erdenlicht verschließt;
Es will sich stolz von seinem Ursprungsfeuer trennen:
O seht, wie kühn es sich in Fremdheiten ergießt!

Jetzt träum ich nicht: die Gluten werden blasser!
Das ist ein Riesenschiff, das kühn vom Stapel läuft —
Nun zieht es heim. Sein Wesen kennt das Wasser.
Schon wirds von tausend Küssen schäumend überhäuft.

So eilt das Schiff durch seine selbstbewegten Wogen
Und flieht das Land, voll Freude an der Flut,
Doch dann bedenkt es sich und dreht in kurzem Bogen
Rasch um — und weiß sich in des Meeres Hut.

Wohl scheint mir so ein Eisenleib eine Verheißung
Von einer geistgelenkten Meteorenwelt,
Von einer langerwägten, plötzlichen Entreißung
Der fleischgewordnen Seele, die sich lichtwärts schnell.

Auch ich will wandern, immer weiter heimwärts schreiten;
Mein Geist wird sich im Eis von seiner Furcht befreien,
Um meinen Leib ein blonder Süden hold sich weiten:
Das Meer in meiner Seele eine Träne sein.

Die Einsamkeit umfange mich wie eigne Flügel:
Selbst die Verzweiflung ist für mich ein kühler Wind:
Schon weiten sich voll Glanz der Sehnsucht goldne Hügel:
Ein fremdes Erdenglück umlächelt mich gelind.

Das ist ein Wandern, ach, ein schweres, tiefes Wandern!
Zu viele Gletscher sind bereits in mir erstarrt:
Ich bin ein Hafen, voll von sturmgepeitschten Landern,
Doch für mich selbst sind meine eignen Pfortner hart.

Hinweg! erschallt es. Fort von deinen stillen Seen!
Hinweg von deinem stahlkalten Verstand, hinweg!
Hinweg aus Buchten, wo sich Segel windlos drehen!
Wozu ein Traum an einem urbestimmten Fleck?

Ich aber schaue fort, mich zwingen stärkere Träume,
Sie bannen mich, — da stehn sie, — sehn mich an, —
weh mir!

Mein armes Ich, mein Leben, das ich stets versäume,
Auf einem Schwindelgrat sträubt sich mein Willenstier.

Ich will, ich darf nicht in die eigne Tiefe blicken,
Sie zieht mich an, sie quält mich, läßt mich nimmer los:
Ich sträube mich, beschwert mit wirklichen Geschicken,
Mein Tier, mein Nacken bleiben steif: — jetzt keinen Stoß!

Das Übel weicht zurück, ich fühl es an den Haaren;
— Was mich erschreckte, war nicht arg, doch ungewöhnt —
Das Schweigen um mich her hat viel von mir erfahren: —
Ich werde irgendwo im Mittagslicht verhöhnt.

Ich kenne in mir selbst ein Tal, wo alle Bäume,
In Fliederbleiche, zueinander Grüße wehn,
Wo längsterlebte, starrgewordne Schreckensträume
Wie Gletscher über Wolken, auf uns sehn.

Ich liebe dieses Tal, um mich hinauszusehnen:
In weißen Schlössern herrscht mein einzger Feind,
Im Weiher spielen seine Kinder mit den Schwänen,
Und meine Spötter sind in Lauben laut vereint.

Ich nahe einem hohen, offenen Gartengitter,
Ich möchte mich versöhnen, — doch da bellt ein Hund,
Dann eine Meute: rings umschwirrt mich Astgeknitter.
Ich laufe. Jemand ruft: verfluchter Vagabund!

Das Tal ist lang. Unendlich seine Duftalleen.
Ich stürze meinem eignen Schrecken hilflos nach.
Dann bleib ich, wie ein Hirsch, den man getroffen, stehen:
Ich wittre, — ja, wer beißt mich? Ach, der argen
Schmach!

Ich lebe noch, somit kann ich noch weiter leben!
»Ich bitte!« sprechen Wege höhnisch rings um mich.
Wohin? Um nicht am gelblich gleichen Fleck zu kleben —
Hinweg vom Wahn! Mein Ich, laß nimmer mich im Stich!

Es geht, wenn mans vermag! Und schließlich kann man
helfen:

Ich wandre stiller fort und nahe einer See.
Ich siegte selbst, — hinweg sind alle Märchenelfen, —
Dort unten schweigt der große Freund von meinem Weh.

Das Meer ist grau, doch urgesund und brandet,
Um nicht der Fiebersterne Ruhebett zu sein:
Dort ist der Strand von starkem Algenhauch umrandet!
Schon schlürft mein Wesen sein Geheimnis lüstern ein!

Nun heißt es bauen: Schiffe bauen, Holz behauen,
Sich Segel liefern lassen, Bretter hobeln, leimen;
Auch abends wirken, — furchtlos vor dem Dämmer-
brauen —
Des neuen Leibes Rippen ohne Tadel reimen.

Nun muß ich auch zum Daseinsakrobaten werden!
Auf Riesenschleifen nieder und dann aufwärts schnellen,
Das Leben nimmer fürchten, heldisch sein auf Erden,
Verworfen werden, aber nimmermehr zerschellen!

— Den Tod verachten? — O, das ist bedeutend schwerer!
Den Den kern glauben? Nebenbuhler, Akrobaten!
Die Dinge werden immer mehr die Lehrer,
Was bleibt uns da, als eine Welt entwußter Taten?

Doch alles das ist mein, nicht Ich, als tiefste Flamme;
Verscheucht man mich, so wird sie immer mehr erwarmen:
Ich weiß, daß ich als Geist von altem Adel stamme,
Verhöh'n ich mich, so muß sie meiner sich erbarmen!

Ich will das Meer und alle offenen Religionen!
Hinweg von mir, zurück zu meinem hohen Wesen,
Der helle Kern in mir darf keine Schale schonen!
Doch da ich bin, so heiße es: im Brand genesen!

Geschick! Ein dumpfes Echo unsrer toten Heiden.
Vernunft! Ein längst verfahrner, alter Räderkarren.
Der Glaube? Leider oft die Angst vor Glück und Leiden.
Begeistre dich! so ruft es. Und ich laß mich narren!

Begeistre dich! erschallt es durch das ganze Leben.
Ist doch ein Baum seine Begeistrung, die er meistert:
Du sollst, wie er, mit festen Frühlingsblättern schweben.
Begeistre dich! Sei schon auf Erden ganz begeistert!

Nun schweige du als Traum; sieh Welten westwärts
träumen!

Doch geh als Du der Erde ihnen ernst entgegen,
Du mußt mit deinem Kern dich gegen Sterne bäumen;
Sei friedlich und sei frei auf allen deinen Wegen!

Mein klarster Strahl, nun sei bereit, mit mir zu wandern:
Doch nein, ich folge dir, du bist bereits im Osten!
Noch seh ich dich nicht ganz, du rätselst fort in andern,
Drum fort, mein Schiff, du gaukelst schon um deine Pfosten.

Wir fahren bald den Sternen, Wind und Meer entgegen,
Dann peitscht der Sturm die Träume mir aus meiner
Mähne;

Der Wahn wird sich vor meinem Willen niederlegen;
Geschick, umblitz mich, da ich Macht ersehne!

Sei nicht verzagt, du suchst die Freiheit jüngster Welten,
Die Erdenglut, die nordwärts strebt, um dort zu dämmern!
Doch zieh nach Süden; laß sie rufen, laß sie schelten,
Laß du von deinem Herzen dir dein Schicksal hämmern.

Doch gleich ans Werk, — bleib ruhig und doch unbe-
sonnen,

Den Abend sieh von toten Tageshelden schwärmen,
Doch du vollende nie, was du mit dir begonnen,
Und reizt das Zwielflicht dich, so magst du dich erwärmen!

So heiß und heilig, wie die Liebe unsrer Erde,
So eisig wie der Sterne strenge Feuerbahnen!
Entjagt der Tag, verbrennen seine Schlachtenpferde,
So mag das Schauspiel dich an tote Siege mahnen.

Doch ruhst du, ruhe jetzt! — dich völlig zu begreifen, —
Die Nacht erscheint mit ihren längst durchlebten Träumen,
In deinem Tage mag ein andres Wirken reifen,
Laß, was du bannst, nicht dich, vorüberschäumen!

Jetzt folgt am Himmelsbogen
Das Licht dem Mutterruf,
Und scheidend noch bewundert
Die Sonne, was sie schuf.

Mit ihren Strahlenarmen
Aus reinem Liebesgold
Umschlingt sie hold das Leben,
Bevor sie weiterrollt.

Aus Tälern und aus Fluren,
Bedeckt mit Waldespracht,
Dem Kleide unsrer Erde,
Entrauscht die kühle Nacht.

Die losen Windesboten
Entschlüpfen dem Geäst
Und Herzen einen Nebel,
Der stumm sein Bett verläßt.

Ein letzter Kronenschimmer
Der Sonnen-Elfen bricht,
Und überall betrübt sich
Das bleiche Dämmerlicht.

Zeigt nimmer sich den Blicken
Der Sonne tiefste Macht,
So gleicht doch unsre Liebe
Enthüllter Sternenpracht.

Enträtselte Gefühle,
Ihr wallt zum Himmelszelt!
Und oben blicken Sterne
In Liebe auf die Welt.

Zum Wind und Nebelreigen wehn
Rings Wiesenwische gar geschwind,
Du fühlst sie durch die Fenster sehn,
Ob Träume etwa munter sind.

Hallo! Da folgt ein loser Traum
Dem Schattenwink mit einem Satz
Und gibt dem Waldgespenst aus Schaum
Auf Bauch und Schenkel einen Schmatz!

Der Mond reißt seinen Silberspind
Auf einmal für die Tänzer auf,
Und manche kalte Hand von Wind
Beputzt bereits den Schalkenhauf.

Das zieht sich ganz in Flitter an.
Die Nebel nicken: tut es nur,
Und glaubt, daß man uns trauen kann,
Auch wir sind Träume dieser Flur!

Nun schwebt mit leichtem Windeschritt
So mancher Traum mit seinem Dunst,
Der Mond beleuchtet ihren Ritt,
Und seine Tiere sind in Brunst.

Ein Traum wird über Feld gebracht,
Durch Haine, die noch unbewohnt;
Ein Märchen, das ein Elf erdacht,
Erzählt ihm wer vom Silbermond.

Einst trug der Mond Geschöpfe,
Die wurden immer bleicher,
Denn oben kargten plötzlich
Die vollen Lebensspeicher!

Nun ist man dort verdorben;
Durch Kämpfe und Entbehrung
Geschah der Mondesfluren
Entsetzliche Verheerung!

Doch einst erfüllte traumhaft
Ein Mondvolk Sonngedächtnisse
Und ahnte kaum das Ende,
Das ihm durch Feinde drohte.

Die Göttin ihrer Liebe
War unsre kluge Erde,
Ihr sandte man die Träume
Und Seufzer der Beschwerde!

Jetzt gibt es oben Geister,
Doch sind sie ungeboren:
Auch ging für sie die Liebe,
Die sterblich macht, verloren!

Doch glücklich sind sie nimmer,
Sie rühren keine Hände,
Denn geht der Mond in Trümmer,
Bedroht auch sie ein Ende!

Die Nebel fliegen weiter.
Jetzt schüttelt sie der Wind.
Die Nacht ist kühl und heiter,
Den Träumen wohlgesinnt.

Sie ziehen ihre Kreise
Und drehen sich geschwind,
Und ihre rauhe Weise,
Die pfeift der Wirbelwind.

Sie wehen um die Weiden
Der Reihe nach heran,
Und alle ihre Leiden
Erfährt der Baum sodann.

Die Winde könnens wissen,
Sie haltens Leid in Bann:
Ihr Leib ist schmerzzerrissen,
Sie ziehn den Selbstmord an.

Sie scheinen sich zu sträuben,
Sind sie noch blaß und nackt,
Ihr Weigern zu betäuben,
Wenn Frühlingsbrunst sie packt.

Doch ihre winzgen Blätter
Verkünden nirgends Glück,
Wohl sehnt ihr Zweiggekletter
Sich nach dem Nichts zurück.

Des Laubes nasse Schleier
Enrieseln fast dem Baum
Und schleppen bald im Weiher
Den einzig frohen Saum!

Verschiedne Nebel drängen
Sich bleich in das Geäst:
Sie bleiben drinnen hängen
Und schlafen plötzlich fest.

In weichen Wolkendecken,
Im zarten Nebelflor,
Mag manches Rätsel stecken,
Denn flimmrig glänzt das Moor.

Ein Irrlicht huscht herüber
Und tanzt vergnügt am Sumpf,
Doch wird der Wald stets trüber,
Die Luft gar rauh und dumpf.

Nur zwischen Teich und Binsen
Hüpft noch das grüne Licht,
Und einge Nebel grinsen
Mit totem Angesicht.

Das ist der letzte Reigen,
Der um die Sümpfe wallt,
Die kühlen Nebel neigen
Sich ohne Wesenshalt.

Die Nacht hat ausgefunkelt.
Der letzte Stern verblinkt.
Die Welt ist ganz verdunkelt:
Der blutge Mond versinkt.

DIE HYMNE DER HÖHE

Wildwabbernde Fackeln, die qualmend verglühn.
Beginnen die Bahre des Tags zu entzünden;
Hier gibts im Gebirge kein reifes Verblühn:
Verbluten, Verrauchen soll Frieden verkünden!

Nun regt sich in Schluchten ein traumhaftes Leben!
Schon fangen Gespenster, aus flammenden Qualen,
Sich an in die funkelnde Luft einzuweben:
Und Glastfalter siehst du ihr Dasein verstrahlen.

Der Hauch und die Seele von farbigen Schäumen
Wird raubhaft von Nebeln zum Meere getragen,
Nun scheint, was da blühte, die Wolken zu säumen:
Und träumt so von südlichen, glücklichen Tagen.

Fürwahr, heiter rüstet sich jetzt eine Flotte!
Schon winden sich Segler aus purpurnen Hallen,
Denn meistens beschützte der Dom einer Grotte
Ihr Trümmertum: prahlhaft durch Aderkorallen.

Doch reckt sich im Tal schon der Riese des Dunkels
Und hebt mit den Schultern die glühenden Lasten
Des langsam verschwirrenden Tagesgefunkels:
Dort tief in den Schluchten scheint Dämmer zu rasten.

Noch einmal zersprengen die Sonnenscheinlanzen
Den Mantel, die Mauern von Schattentitanen;
Auf Gipfeln gewittern Davonkrauchungspflanzen:
Granithart der Alpen basaltalte Ahnen!

Jetzt brennen die Höhen. Vom Abwink die Zeichen
Beginnen auf gipfelnden Zinken zu rauchen!
Die Blutschatten trachten ihr Tal zu erreichen:
Das volle Jahr droht heut bei Nacht zu verhauchen!

Ich sehe die Stunde der Ruhe entschweben!
Mir scheinen Gebirge sich grau zu bekränzen,
Den Mond wie ein mildes Gedicht zu beleben,
Bis Wölkchen in windstiller Andacht erglänzen.

Nie trübt seine Nachtfahrt ein Zittern und Rauschen:
Nun wollen sein silberndes Gipfelerblicken
Die Hoheliedwolken der Sohle belauschen.
Blick: oben! Da scheinen die Sterne zu nicken.

Ihr Gletscher, wir werden am Abend erstarren,
Die Felsen diamanthart die Sterne verstehen:
Kalt stimmt dann die Sprache zu Stier, Sirius, Karren,
Den Klarkristall wird wildes Sterben umwehen.

Doch sprudeln die Bäche zum Jubel ins Leben,
Und selten vergrübeln sich Fluten in Seen,
Der Mond aber liebt wohl, das heimlichste Weben,
Der Dinge Erdeutung im Geist zu erspähen.



Schon stürmt dort das Wasser, wie zaumlose Pferde,
Mit wirbelnden Mähnen, die Felsen hinunter,
Das Leben behagt dieser brünstigen Herde,
Sie wittert es schon, und das macht sie so munter.

Zu Adern Italiens geweitet, entschwellen
Die Gießbäche brausend dem Throngletscherreiche;
Auch meine Gefühle sind Hochgebirgsquellen
Und stürzen sich südzu ins breite Geschleiche.

So fasse mich Leben! Verwalten und Spenden
Ist ewig das Wirken von Menschen und Welten,

Wir selber vollenden mit eigenen Händen
Das Ur-Ich, an dem wir schon zeitlos zerschellten!

Ihr Flammen der Liebe, ihr Lebensgestirne,
Erfunkt euch dauernd das gleiche Bestehen:
Und auch die Ideen in meinem Gehirne
Verwirklichen eifrig mein geistiges Lehen.

Sie scheinen mir Blüten im himmlischen Haine!
Oft pflückt sie der Schöpfer mit goldenen Stielen!
Das Dunkel vernarbt aber rasch jene Scheine:
Die Seufzer ums Leben der Schnuppen, die fielen!

Gestirne behaupten durch rhythmische Schnelle
Ihr Lebensgefunkel erleuchteter Sprache.
Verklärt hohen Blutes erlösende Welle
Im Stern, durch Erkenntnis, die einsamste Brache?

Die eisstarren Berge sind Steine auf Leichen,
Die Kohlen im Untergrund Särge, die modern,
Doch werden die Toten dereinst den Bereichen
Der unholden Nacht, urbegeistert, entlodern!

Sie pferchten das Gold in das tiefste Gebirge:
Die Habsucht erspäht noch die Schätze des Geizes!
Dann gilts, daß die eine den andern erwürge:
Und stets siegt das Gold und die Schmach seines Reizes.

Doch Gold ist der Schein eines wirklichen Lichtes
Und sagt uns: »Ihr sollt eure Reichtümer heben!
Der Erde entschwellt Gold, die Seelen durchbricht es:
Erreicht eures Sternes frohsinniges Leben!«

Ihr toten Gesellen, wie soll ich euch packen?
Ich will euch erwecken, ihr werdet mir dienen!

Gesperster, ich hab euch, wohl wird euer Nacken
Dereinst noch vom lastlosen Tag überschienen.

Ihr felsfinstern Sphinxen, auch ihr tragt im Kerne
Den geistigen Tag ohne Schluß und Beginnen;
Ich wittre sein Dämmern in innigster Ferne:
Nun heißt es, mit Bergen verbunden, gewinnen!

Ihr stummen Kolosse, ihr sprecht mit den Gipfeln
Bestimmt eine Sprache zerbröckelnder Zacken!
Doch seht, in den Zungen, Gebärden und Wipfeln
Belebt sich, erhebt sich, ein gratsteiler Nacken.

Ihr Sterne erhebt mich, ihr Sterne entzückt mich:
Ich bin außer mir, doch in mir wurzeln Gluten!
Und drum, o ihr Sterne, zerpfückt mich, entrückt mich,
Ich fühle so gerne mein Urlichtvermuten.

Das Tallied des Werdens erklingt in der Seele,
Schon glimmts zu den Gipfeln, noch regt es sich leise:
Jetzt faßt mich die Erde, erfüllt meine Kehle,
Und weither durchschauert uns — still! — ihre Weise.

Jetzt packt sie mich ganz, dann streift sie mich sachter,
Wohl sucht sich in Rhythmen die Zeit zu vollenden;
Ich bin ja ein Dichter, ein Zustandsverächter
Und kann, was vergeht, zu den Ursprüngen wenden!

Auch ist meine Seele an Freiheit gebunden.
Sie kann sie nicht fliehn und ergreift sie als Bilder,
Sie lebt und besteht auf unendlichen Runden,
Und Nordlichterscheinungen sind ihre Schilder.

Im Mond die Gebirge umfrösten jetzt Winde,
Doch wärmere Hauche verhüllen und betten
Sich tiefer in hangende Wolkengewinde,
Und Sturzbäche rauschen wie silberne Ketten.

Jetzt prangen die Gletscher in Monddiademen!
Jetzt können sich Spitzen mit Perlenschmuck krönen,
Die Stirnriesen werden Gespenstschleier nehmen:
Und seltsam — du hörst keinen Schreckruf erdröhnen!

Hier träumen die Adler, dort schlafen die Geier,
Und Mondeulen rüsten sich brünstig zum Fluge,
Schon brüten die Weibchen dir sichtbare Eier,
Und Raubgier erwühlt sich im hellgrauen Zuge.

Jetzt frierts in den Lüften. Die starrblauen Schatten
Beginnen die Nacht in die Täler zu bannen:
Der Mond übergleißt die verglasenden Matten,
Der Reifvogel kann blank den Grat überspannen.

Die Sterne jedoch überglimmen die Schleier
Der frostigen Mondnacht, und regsam verkünden
Sie, züngelnd und sprühend, als Glücksprophezeier,
Das Bündnis von allen erhabenen Gründen.

Die Treue des Kernes der Erde zu Sternen
Kann leise im irdischen Wurf sich bekunden,
Wir sollen die Winke des Werdens erlernen
Und strahlend der wechselnden Übel gesunden.

Dir birgt alles Dauernde Urlichtsekunden.
Oft werden wir schwindelhaft einwärts gerissen,
Dann zeigt sich im Geist unsre Welt überwunden:
Und weit in mir selber erglimmt das Gewissen!

So treibt unsre Erde die innerste Stille,
Ihr rollendes Wesen im Mann zu ergänzen,
Drum ist es bestimmt, daß der menschliche Wille
Bedeutung erfunkle, um tief zu erglänzen!

Doch schürt auch der Erdkern den Aufbruch zur Eile!
Nie zwingt ihn dein Klammern von harten Basalten:
Beseligter Gluten fast sonnige Teile
Zersprengen, zerbröckeln Erstarrungsgewalten.

Den Norden umschließen die festesten Rippen,
Die Schwere vom Weltwams bezwingen bloß Reifen,
So kommt der Planet immer wieder ins Kippen,
Und was hier beginnt, das gelangt nie zum Reifen!

So wandern die Pole! Sie bringen Entgleisung!
Dem Glutinnern kann sich die Kruste nicht fügen,
Die Rundform veränderter Achsenumkreisung
Des Wutkerns Ellipsenbrunst nimmer genügen.

Der Ruhbruch der Erde zerstörte die Speicher,
Um Kinder des Lichtes am Land zu bewirten,
Sie schützte, versteckte sie sorgsam! noch reicher:
Auf Inseln, die silbernde Meere umgürten.

Jetzt rüttelt die Wallung der Lava an Fesseln:
Ihr Aufruhr im Glutdarm durchschaudert uns mächtig!
Was helfen Vulkane mit Speichern und Kesseln,
Die Lava zersprengt sie, — die Erde ist trüchtig! —

Die Schlünde der Gelbwelt zerglutet Gepruste,
Amerikas Sternbauch zerkrampft unsern Frieden:
Die innerste Urglut vernichtet die Kruste,
Die selbst sich die Rundsucht zur Kugel beschieden.

Der Lavaball krampft uns magnetische Pole,
Er will sich stark gegen die Erdachse sträuben:
Er schenkt uns die Nordkrone, trachtet zum Wohle
Des Lebens, des Lichttages Zwang zu betäuben.

Der Mond doch erwartet den Bruder noch immer!
Er läßt oft die Erde aus Sehnsucht erbeben,
Doch sprengt ihre Wucht nicht den Mutterschlundglimmer,
Sie kann bloß die Nordkranz-Erdeuter beleben.

O Mond, dir zu trauen ist dreist und gefährlich!
Du trügst uns vielleicht in den freundlichsten Nächten:
Du steinbleiches Bild, ist dein Wohlwollen ehrlich?
Du bist uns ein Flugalp von fluchflüchtgen Mächten!

Dein Lichtflimmerschleier ist milchig und traurig:
O, will er dereinst alles Leben bedecken?
Die Seelen und Mütter durchwühlst du oft schaurig,
Soll alles, sich wieder gebärend, verrecken?

Fast schwach ist im Innern der Lavaglut Toben!
Das Glastmeer umklammern granitharte Wände.
Die Achse wird sorglich, ganz langsam verschoben:
Schon zeitigt das Leben sich Dauerbestände.

Auch streut ja der Nordschein aus goldenem Horne
Glutblüten und Küsse auf Gletscher und Meere,
Setzt flimmernde Schlangen in sprudelnde Borne
Und leuchtet in deiner lebendigsten Lehre!

Jetzt scheinen Gebirgssphixen Götter voll Güte!
Sie tragen Erglastung in eiskalten Falten,
Mir wirds, als ob Gott alles Leben behüte:
Es kann sich nur felsenumschlungen erhalten!

Der Mond muß, ein Unhold in Ohnmacht, erbleichen.
Die Aare umkreisen wie Schöpfergedanken
Die Nordlichtgebirge. Den Tälern entweichen
Tief Nebel wie Weihrauch, der Gottheit zu danken.

Vom Herrgott erfleht unsre Erde den Frieden!
Mit eigenen Flammen errankt sie ihr Leben:
Dafür wird der Menschheit Vollendung beschieden,
Denn uns ist gegeben, wonach wir noch streben.

Durch die stolzen Sonnensorgen,
Silbert oft zufriedne Stille:
Geist erwacht im Seelenmorgen,
Über dir sein Sternungswille.

Sonne, holder Mondesbote,
Lebensrad, du tollst mir fort!
Wo das Goldgebot erlohte,
Folgt ihm hoch das Opferwort.

Sterben, süßes Schmerzzzerflimmern,
Schmeichelliebe blickt zu dir.
Ich verspür dein Seidenschimmern,
Streichle dich: mein weißes Tier!

Tat aus mir, du bist lebendig:
Tiefste Sicherheit, mein Tod,
Deine Welt wird silberwändig!
O, der Mond! Noch blaß in Not.

V E N E D I G

Mir war es einst, als hätte mich der Felsenaar zum Licht
 getragen,
 Da hob mich Zeus, im Flügeltal, zum Unermeßlichgroßen,
 Ein Fordern war mein Wonneflug, dem Mannesblick ein
 Jagen;
 Ich wollte fort, bloß fort, und nirgends dort an Ziele stoßen.
 Mir ist es oft, als ob ein Gott die keusche Jünglingsseele
 küre.
 Einst sah mein Herz, noch jung und frei, um sich die Welt
 entweichen,
 Und Zeus war froh, daß sein Geschöpf nicht Furcht und
 Höhenbängen spüre,
 Ich wollte nichts — und wollte doch das Unerfaßbarste
 erreichen!
 Wohl könnte sich die Weiblichkeit dem Schwane sanft
 ergeben,
 Den schlanken Hals, voll Lustgewalt, um ihre Glieder
 schmiegen,
 Ihr ganzes Sein, beim Gotteskuß, im größten Glück
 erbeben,
 Doch nein, ach nein: mir scheint im Weib die holde Ur-
 furcht doch zu siegen!
 O Sonne, wirf uns übers Meer die blendendlichte Lebens-
 brücke,
 Die allen folgt, die weit von dir zerstreut, durch Meere
 steuern:
 Wohl scheint mir so, o Sonnenschein, daß jede Regung
 dich entzücke,
 Denn Küsse sprühn, wo Gondeln ziehn, im Kranz von
 Lebensfeuern.
 Durch Wellen schlängelt sichs nun her, mein Weltband
 hellen Sonnenlichtes!
 Als Schwanenhals erscheint es mir, am Gondelkiel und Buge,

Der jedes Boot, das schwankt, umkost; und sieh, aus
Goldspiralen flicht es
Ein Sonnennetz, und dieses folgt, leicht wogend, auch dem
Gondelzuge.

Das Ruder schöpft sich Flimmergold aus morgenblassen
Spiegelfluten:

Die Inseln rings umspinnen sich mit wunderhellen Sonne-
weben,

Und dichter, sieh: wie Gondeln mich, hold wippend, rings
umsputen.

O Rührigkeit, bald wird uns auch dein Glücksgespinst
umgeben.

So manches Segel, gelb und rot, umschwebt mich, wie
Venedig

Nun freundlich mirs, als frohen Gruß, aus eigner Bunt-
heit sendet.

O Herrin, bleibe mir, dem Schönheitsspilger, hold und
gnädig,

Mein Blick ist noch so scheu: von deinem Spiegelmeer
geblendet!

Venedig, deine Marmorsäulenwälder
Durchstreif ich tausendmal und gerne,
Sie sind die bleichen, steinernen Vermelder
Versunknen Seins in Meer und Nebelferne.

Arkadien bist du unsrer Welt geworden:
Zu Menschenlust von Menschen aufgerichtet,
Schufst du Oriente frei in Welschlands Norden,
Und Hellas' Geist hat über dir gedichtet.

Doch ist Arkadien nicht für dich gefallen?
Oft ward das Leben in besiegtten Ländern

Scharf von Venedigs wilden Löwenkrallen
Zerzaust, denn so gefiel es Machtverschwendern.

Die Forste breiter Berge, die verkarsten,
Verschwanden bald im Schlamm, wo sie verschimmeln,
Die Eichen, die einst Abhangfelsen barsten,
Versteinern, wo jetzt Kellerasseln wimmeln.

Arkadien hat sich freundlich ausgebreitet;
Einst rauschten Bäche durch Illyriens Schluchten
Zu Leuten, die sich sanft ein Glück bereitet:
Venedigs Flotten lagen in den Buchten!

Erwürger brachten sie: roh und verwegen.
Erpresser, die des Landes Kraft entwalkten.
Zwar heulten ihnen Stürme rasch entgegen,
Der Tiefenadern Felsquelle verkalkten,

Doch blieb der Leu auf seinen braunen Matten!
Dann bargen sich die Krumen unter Steinen,
Und Wolken werfen jetzt violette Schatten
Auf Friedhöfe von Urwäldern und Hainen.

OFrühjahrsfrüh, hoch oben auf Arkadiens Bergen,
Erscheine mir in deiner blassen Glut,
Du sollst mir keine Zauberkraft verbergen,
Die noch behutsam in den Keimen ruht.

Das Licht erstrahlt aus großer Morgenferne.
Die Sonnennähe, die uns bald umkrallt,
Entreißt sich erst der Ewigkeit der Sterne,
Wenn sich ein Sonnentag nach oben ballt!

O Welten-Ei, mit deiner Sonnenmitte,
Dich sehen wir als einen Strahlendom,

Und drinnen regt, mit leichtem Engelsschritte,
Das Leben sich, in stillem Feuerstrom.

Schon bannt das Licht die künftigen Gestalten
Mit Glutenmacht auf harten, nackten Stein,
Und merzt sie grell in steile Felsenspalten
Als Lebensbilder, Formgespenster, ein.

Auf Trümmern seh ich Lichtgedanken thronen,
Wo mancher sich mit Wucht am Felsen hält:
Drum wurzeln, dauern Wesen für Äonen,
Da nie durch Sturm ein Gluturteil zerfällt!

Die Bäume spenden sich, mit vollen Zweigen,
Was jeder hat, an Lust, an Lebensduft,
Wir Menschen aber suchen, was uns tief zu eigen
Und doch getrennt ist durch die Sonnenkluft!

Die Macht des Lichtes, die uns weit versprengte,
Wie's uns ein großes Taggebot befiehlt,
Ließ Treuegefühle, wo sich Brunst verschränkte,
Als Band zurück, das sich durch Glut erhielt.

Die Wesen, die den Wurzeln sich entringen,
Durchklingt ihr Halt, durch stille Eigenglut,
Doch schweift der Sinn zu sonderbaren Dingen,
Denn tausendfach regt sich verwandtes Blut.

Der Mensch kann die Versuchung von sich streifen.
Er weiß, daß eine Reife in ihm ruht:
Erwacht sie, wird er deutbar sich begreifen:
Die Wahrheit glimmt in keuscher Weibeshut.

Nur eine Seele kann die Blüte tragen!
Oft knospt sie lang, bevor sie rasch erwacht:
Ein Augenblick wird einem Auge sagen,
Was Sonnenkinder unter sich vollbracht!

Ach, welche Kluft mag mich vom Weibe trennen,
Von jenem Kind aus gleichem Wesensbaum;
Gestalten kanns die Seele, ja erkennen,
Dem Leibe eilt sie lang voraus im Traum.

Bevor der Sonnenfesttag aufgegangen,
Erblaut mein Schicksal, das ihm blaß entsteigt,
Mit Seelenarmen möcht ich darnach langen,
Ich ahne, was sich fern entgegenneigt.

Ja, bloß ein Wesen ist für mich erschaffen!
Einst führt die Sehnsucht uns zum gleichen Ort.
Für Sonnenkinder darf kein Abgrund klaffen:
Sie merkt mich: ich erkenn sie durch ein Wort.

Die Welt kann sich durch Liebe nur erhellen,
Da treu ein Stern des andern Leben hegt,
Dem Weltlichtherz entschwellen Schwesterwellen:
Ein Lebenslicht, das Liebe trägt und wägt.

So malt die Sonne bunte Frühlingsranken
Auf Fels und Schlucht, Entwürfe voll von Kraft.
Ihr Mittag bringt des Lebens Vollgedanken,
Aus denen sie die Tatgeburten schafft.

Gedanken, die durch starre Felsen dringen,
Erschöpfen jedes Sein aus Stein und Licht,
Denn bloß der Sonne Wuchtentwürfe zwingen
Aus Not zu leben! Was der Tat entspricht.

Ein Taggeschöpf muß sich zur Sonne kehren,
Der Mensch zumal, denn wir sind glaubensbang!
Mein Seelenlicht, dir hehl ich kein Begehren:
Gib mir ein Weib, mein, rein und seelenschlank.

In deiner Schönheit, Weib, bringst du die Schäume
Der Seelenflut dem Schöpferkusse dar,
Aus deiner Schlankheit sprudeln weiße Träume,
Und Jugendgold verklärt dich wunderbar.

Mir ist es oft, als sehnten sich die Blumenwiesen,
In heitrem Lenzesschmuck, nach einem Fernenflug,
Als wähten wir, als hofften sie, die Winde bliesen
Sie munter fort, als traumhaft bunten Flatterzug.

Nun plötzlich seh ich, wie sich viele regen:
Befreite schon und trägt sie gar ein Lenzgeruch?
Narzissenfelder können ihren Flug erwägen —
Den Liebenden gelingt der erste Fluchtversuch!

Nein, weiße Tauben sind das, die mich deutlich täuschen:
Doch weiß ich, daß ich Blütensehnsucht wahr empfand!
Nun lausche ich der Vögel wirren Fluggeräuschen,
Die erst im Steilgesang ihr Jubeltum erkannt!

Ich selber bin ein Wunsch nach Liebe und Entfaltung,
Der mühsam erst aus Irrgespinsten bricht:
Mein Weib, wann gibt mein Geist dir Wahrgestaltung,
Wo bist du, Kind, das wieder kindlich zu mir spricht?

Ich habs im Sinn, daß tausend weiße Himmelswiesen
In uns sich suchen, weil sie gleicher Duft beseelt,
Sie wollen sich aus Liebe ferneher erkiesen,
Und keusches Glück hält sie einst sommertreu vermählt.

Ja, keusch ist unsre Flur, die liebend sich befruchtet,
Denn Reinheit weht ihr Mittagsmeer, ein Schneegefeld,
Dir gilt mein Lied, o Gischtsee, die im Felsland buchtet
Und tiefverschluchtet Brunst und Ruhesehnsucht stillt.

Mir ist es oft, wenn ich die Augen schließe,
Als ob die Welt der eignen Phantasie
In einem Strom von mattem Golde fließe
Und traumhaft durch die wache Seele zieh!

Das ist das Blut, das die Erinnerungsbilder
Gar traumbeschwingt aus dem Gemüte hebt.
Es ist ein andres Leben, zarter, milder,
Das aus den Seelengrüften bleich entschwebt.

Die Lichtgestalten haben ausgerungen!
Mit dem Geschieke scheinen sie versöhnt:
Durch meinen Wesenswunsch, beim Flug verschlungen,
Sind sie der Eigentümlichkeit entwöhnt!

Jetzt seh ich herbstlich goldne Wälderhallen.
Um Bilder sind die Äste schön verzweigt.
Dort, wo die welken Blätter langsam fallen,
Verstrahlt ein Tag, der Altgestalten zeigt.

Schon tropft das Lebensblut von Bäumen nieder.
Im Wind zerstiebt das gelbgewordne Laub.
Im Walde hallts von Windnachtsschritten wider:
Am Weg verliert der Herbst den halben Raub.

Sind auch die Blätter bald im Wald verflogen,
Bleibt in den Seelen lang noch ihre Spur.
Das Sonnenrot, das Bäume eingesogen,
Trinkt erst im gelben Herbst die gute Flur.

Die Sommerfreude jauchzt in Vogelliedern,
Als Waldesecho noch. am goldnen Meer:
Die Menschen werden still, und sie erwidern
Die Waldestrauer: bang, verträumt und schwer.

Wo arme Leute dürre Zweige sammeln,
Da lieben sie und sehn sie erst den Wald,
Wenn sie des Waldes Schaudermärchen stammeln,
Wird er Gespenstern tief zum Aufenthalt.

Du glaubst an einen Hauch der Menschenseele,
Wenn du den letzten Atemzug erlauscht,
Du glaubst, daß die Natur von sich erzähle,
Wenn sacht ein Wind im Wald zum Abschied rauscht.

Dann ist es mir, als schlichen Sterbewesen
Durch Träume sich in meine Seele ein:
Verschwistert kann ich sie zusammenlesen
Und berge sie! Fern im Erinnerungsschrein.

Die goldnen Ströme flammen auf wie Hallen!
Ein Strahlendom schließt seine Wölbung zu:
Gedanken, die sich stolz in Hoheit ballen,
Entfalten wunderreichste, freie Ruh.

Versteinerte Eichen am Grund der Lagune
Beginnen dem Sumpfe mit Wucht zu entwuchern:
Nun wächst schon die trutzige Dünenkommune,
Und Kunden erblühen von Nordlandbesuchern!

Schon können sich rumpfige Gruppen erreichen.
Es schließen sich Tore. Es öffnen sich Brücken.
Jetzt wollen sich wiedererstandene Leichen
Die bleiche, verfeinerte Marmorhand drücken.

Die Seele der alten, versunkenen Wälder
Beginnt sich auf einmal verklärt zu beleben:
Arkadien erwacht! Junge Lichtrauschvermelder
Belauschen die Fluten im Dunkel von Reben.

Schon grünt und so blüht unser keusches Venedig!
Erfrischt und verjüngt durch die Reinheit des Meeres,
Gelingt es der Seebraut, des Blutbuhlen ledig,
Ein Freistaat zu sein und ein Herz des Verkehres.

Rialto, die Pulsadern deiner Entfaltung,
Kanäle und Ströme, die ferneher fließen,
Gewähren den Träumen der Pfahlwelt Gestaltung,
Da ringsum verkalkte Gespenstalgen sprießen!

Bald tragen die Fluten vom Osten her Rosse,
Porphyre und Stoffe zum Strand des Piave.
Rabbiner lustwandeln auf grünendem Flosse,
In goldenen Kirchen ertönt hold das Ave!

Die Götter Arkadiens sind wieder erstanden.
Im Schatten von Pappeln schlürft Pan kühle Muscheln:
Sirenen, die schüchtern auf Stranddünen landen,
Beginnen sich Märchen der See zuzutuscheln.

Nun tutet Neptun, bis zum Bauche erhoben,
Und weckt die Tritone, die halb erstickt, schnarchen,
Die Fichtentitanen und Brackwasserkloben
Entrecken Holzkronen und Kranzwartenarchen.

Mit glühendem Sonnenstift zeichnet sich Klio
Die Turmtaten auf, die zum Goldhimmel zucken,
Da flattern die Wespengespenster der Io
Zum Schriftforscher-Rio, wo Glastadler spuken.

Die heldischen Zinnen, mit reinen Erdstimmen,
Erklimmen mit Lebensgischtschwingen den Himmel:
Ein Atemgold kann in der Tiefe erglimmen
Und rings überbündelt es Menschengewimmel.

Venedig, du selbst bist die klaffende Auster,
In der Aphrodite die Schönheit bekräftigt,
Venedig, es rahmt dich ein zephirgekrauster
Gischtschleier, der lebhaft Nymphen beschäftigt.

Jetzt weben die Wellen sich Lichtflitterflore!
Die Schleier der Keuschheit entschweben dem Meere:
Venedig, eröffne der Venus die Tore,
Doch stelle dich stolz gegen Lilith zur Wehre.

O Farbenstadt Venedig, dir zu Füßen
Verstreut und legt ein grüner Strom Juwelen:
Das Meer will jedes Dogenhaus begrüßen,
Hier dürfen nirgends Flutgeflechte fehlen.

Auf himmelblauem Dunkelglutengrunde
Verbrämt und strickt das Meer vor manchem Schlosse
Prunkteppiche, und seiner Tiefe Funde
Umschwärmen leuchtend jede Seekarosse.

Erflimmert sind des Meeres Sonnenstoffe!
Vor Marmortreppen webt es Züngelspitzen:
Und droht verfinsternd steil das Gotischschroffe,
So hilft es sich mit Silberwirbelwitzen.

Die reinsten Flammen sind Türkisen, Rauten,
Doch hebt das Meer oft ganze Perlenspiegel:
Narzissen schwemmt es vor die Schimmerbauten
Und rote Nelken vor Verwitterungsziegel.

Ein wahrer Prachtdamast ruht vor den Stufen
Der Muttergotteskirche »la Salute«:
Das Meer hat alten Prunk emporgerufen:
In diesen Teppich glüht es Grundtribute.

Die Kirchenkuppel blickt mit mildem Auge
Zur Spenderin der Reinheit auf, zur Sonne:
Da scheint es fast, als labe sich und sauge
Ein Tempelwunsch am stillen Milchtagsbrunne.

Venedig, die Empfindungsinseln stiller Stunden
In deinen Fluten geb ich dir in Liedern wieder!
Venedig, bunte Fernen sind in dir verbunden,
Verschwundne Numen öffnen hier die Schlummerlider.

Venedig, dankbar bringen dir die Götter Gaben,
Geschenke, wie sie keine andre Stadt empfangen:
Du bist wie Aphrodite, der du gleichst, erhaben!
Du hast erwachend stets ein trautes Brautverlangen.

Bevor dein Bräutigam, das Meer, dich darf gewahren,
Beschaust du dich im Venusspiegel durch die Schleier,
Die nächtlich sich auf deinen goldnen Sonnenhaaren
Ersilbern lassen: ein Geschenk von deinem Freier!

Der Venus Tauben, kaum vom Traume aufgeflogen,
Umgurren deine buntgefüllten Wandellauben,
Und Taubenschatten, Schaumgeburten goldner Wogen,
Besetzen Zinnen, Kirchenkuppeln aller Glauben.

Es blauen dunkle Fluten um die grünen Augen,
Die glanzlos in den Ebbestunden fast erblinden:
Und Sumpfalgen, die Ströme aus den Furchen laugen,
Beginnen rostigrot rings Tanzkränze zu winden.

Das Licht auf der Lagune ist der Pfau der Hera,
Den Zeus' Gemahlin für Venedigs Freundschaft spendet!
Denn hier lebt noch der Mensch in seiner Sonnenära,
In der Minerva Helm und Lanze frei verwendet!

Fürwahr, die Götter Hellas' leben in Venedig!
Auf der Lagune glitzern Hermes' Flügelschuhe,
Das Volk ist findig, eitel, heiter und ruhmredig,
Wohl fand Merkur in ihm seiner Bewegtheit Ruhe.

Der Dogenpalast, den Phantome bewohnen,
Behorcht Domgebote, die Rom streng erwogen:
Und alle die blutlosen Staatsabstraktionen
Beleben die Rhythmen der rollenden Wogen.

Der Volkswille wird eine Weltblütenlese!
Hier kreuzen sich Sitten verschiedener Länder.
Venedig, die Stadt jeder Brauchexegese,
Verkleidet das Fremde in eigne Gewänder.

Die Säulen, die prachtvoll den Staatspalast tragen,
Verzieren verschiedene Blattkapitäle;
Du siehst den Akantus aus Zwergstämmen schlagen,
Auf nordischem Schaft grünt die griechische Seele.

Der Mythos der Parsen, der Kult der Hebräer,
Verästelt sich mit dem Ardennengeblättern,
Urkomische Gnome, homerische Seher,
Vertragen sich trefflich als Völkerbaumvetter.

In heidnischer Einfalt erblüht eine Säule!
Ein Mädchen erwacht und gefällt einem Manne,
Bald liebt sich das Paar unterm Bettdeckenknäule,
Und dann legt die Amme ein Kind in die Wanne.

Die Eckpfeiler dieses grotesken Palastes
Bezeichnen die Menschenerkenntnis der Sünde!
Zuerst das Geheimnis, die Eva erfaßt es,
Ihr Adam empfindet der Traurigkeit Gründe.

Am anderen Pfeiler liegt Noah im Rausche:
Wohl hat ihn der Saft der Vergebung umdunkelt.
Damit nicht der Alte die Wahrheit verplausche,
Hat Wut aus dem Blick eines Engels gefunkelt.

Das richtige Urteil, — wie hier zu Gerichte,
Spricht Salomon weise, am dritten der Pfeiler:
Den vierten sieht niemand, im innersten Lichte
Der Kirche erstrahlt er als Weltleidenheiler.

Im Erdgeschoß tragen die Ganzunbekannten,
Die Massen des Volkes, die Last des Palastes:
Im Stockwerk darüber, die friedlichverwandten
Geschlechter des großen San-Marco-Morastes.

Auf schlankerem Schafte erblühn hier Gebilde
Verschiedener Stile zu Tragkapitälén:
Der tragische Widder, das Willkürlichwilde
Im Edelblut wittert auf Eichenlaubpfählen.

Ihr furchtbaren Rümpfe und Staatspalastpfeiler,
Ihr scheint mir ein Wuchtgebild wuchernder Wälder
Versteinender Eichen, die schlanker und steiler
Zum Freilichte klimmen, und seid — Leidvermelder!

Ihr schnurrig verkrusteten Trumppkapitäle,
Ihr Eidechsen, Schnecken, Schmarotzer und Räude
Aus Marmor und Moos, ihr seid Meergrundjuwelen:
Gebilde des Gischtes und Schäume der Freude!

Die Volkskraft am Meere enthüllt und entwindet
Dem wandernden Wasser sein algengeschmücktes
Geschäftshaus: Venedig! Die Einsicht erfindet
Das Stützengerüst — das Gemüt überblickt es!

DIE MARKUSKIRCHE

So flammt denn auf, ihr goldnen Hallen!
Erwache meiner Seele Gold:
Gewaltig mag die Blutflut wallen,
Erstehe, was zum Tag gewollt!

O Sonnentempel, golddurchflossen,
Umwölbe deinen Pilgersohn,
Du nahtest mir mit Sonnenrossen
Und hältst mich nun in holder Fron.

Im tiefsten Bann magst du mich halten,
Wann immer ich dich ahnen kann:
Denn rufen mich die Huldgestalten,
So holt mich Helios' Viergespann!

Ein Fremdling bin ich. Losgerissen,
Befreit vom Boden, der mich schuf!
»Du wirst den Hohn der Dinge wissen!«
So stöhnt in mir ein Sonnenruf.

Nun flammt denn auf, ihr Abendhallen,
O Herbstwelt, wölbe dich empor!
Du Goldschaum sollst dich aufwärtsballen:
Auf Wolken wohnt der Sonnentor.

Ich werde hier mein Herz ergründen.
In diesem Tempel ruh ich aus.
Das Gold in steilen Seelenschlünden
Verkündet hier ein Gotteshaus.

Die Sterne hab ich lang bewundert:
Nicht Wahrheit, Milde gab ihr Blick.
Was ist im Menschen ein Jahrhundert?
Aus Ewigkeit strahlt das Geschick.

Die Nacht hab ich mit Gold umzogen!
Die Sterne deckt ein Feuerflor,
Mein Herz erglüht den Nordlichtbogen,
Er brückt sich fort: vor Gott empor!

Ihr hohen Tore aus dem Osten,
Du überstülptes Wunderhorn,
Du Sonnendom mit goldnen Pfosten,
Versprühst Byzanz: sein reifstes Korn.

Du hältst in dir, als voller Same,
Die Wüstenräume eingekerbt:
Daß Asiens Glaube nicht erlahme,
Hat dich Venedig übererbt.

Es ruhen Heilige, Propheten
In manchem goldnen Tempelsarg:
Sie warten demutstumm und beten,
Denn ihr Gemüt ist hoffnungsstark.

Aus Menschennähe hoben Christen
Die Märtyrer in Sternenglanz,
Den Himmel, den wir sonst vermißten,
Verbildlichte und wahrte Byzanz.

Venedig, deine Ferngestalten
Bringt unsre Wesenheit ans Licht,
Die spätgeborenen Christen halten
Sich sanft an Jesus Erdgesicht.

Man holt in goldnen Prozessionen
Des Tempels Sonnenschatz hervor.
Die Engel sollen menschlich wohnen,
Schon öffnet sich das Mittagstor.

Ein Psalm erklingt! Und Davids Name
Bleibt, stark genannt, ein Hoffnungsborn!
Fürwahr! San Marco ist ein Same,
So goldig wie das volle Korn.

Ein Gold ist der Kometenpollen,
Die Liebe auch, die Gott erfreut,
Der Nordschein, über toten Schollen,
Der Lichtsame, aufs Meer gestreut!

Auf dem Markusplatze in Venedig finden
A Seit Jahrhunderten sich stets die gleichen Gruppen,
Denn der Tod wird schwer Geartung überwinden:
Aus den Bengeln müssen Eltern sich entpuppen.

Die Gewänder und sein Erbteil nimmt ein jeder,
Wie das Schicksal sie ihm taub und träge bietet,
Des Verzinkers Sprößling greift vielleicht zum Leder,
Und ein Bäckersohn entsteht, der Holz vernietet.

Die Belebungsfülle aber bleibt die gleiche:
Trotz gefällter Hochmenschen dieselben Leute!
Kein Verjüngungsstrom bricht durch die Daseinsdeiche,
Nach Jahrtausenden ist es genau wie heute.

Die Verblichenen, so scheint es mir, beseelen
Ihre Nachkommen im Jenseits restlos weiter!
Die Langeweile muß sie unaussetzlich quälen:
Zeigt sich nirgends ein Gewohnheitsüberschreiter?

Nur die Helden konnte Christi Tod befreien!
Die Gottähnlichkeit ist hier so karg bemessen,
Daß zehntausend Fromme nur zugleich gedeihen,
Der Halbmensch aber wird sich selbst vergessen!

Die Vergeßlichkeit ist unser Trost auf Erden!
Doch wenn Hirne Dinge zeitlos übersehen,
Wehe uns! Da wir uns ewig hören werden
Und verstehen, daß wir uns um Nabel drehen.

Täglich strömen Leute aus den finstern Gassen
Von Venedig auf den Platz, um Scherz zu treiben:
Jeder kann das Laster aller andern hassen,
Um dem selbstverständlicheignen treu zu bleiben.

Täglich macht der Pöbel seine alten Witze!
Da er einschrumpft, hält er sie beinahe für neuer:
Selten nur durchzischen ihn Begeistrungsblitze,
Und aus Übermut legt er dann Freudenfeuer.

Stilgebärden und die Sprache, die uns bleiben,
Sind die Lichtgeschenke, die wir uns gerettet,
Doch die Menschheit seh ich krampfhaft abwärtstreiben,
Ihre Wucht und Furchtbarkeit hat sie verwettet.

Durch Verschiedenheit kann sich die Welt erkennen,
Und als Gegensatz darf Ähnliches bestehen,
Doch von Fleischgewohnheiten soll man sich trennen,
Sonst wird die Menschheit bald ermattet untergehen.

Liebesstürme kennen nur die Kinderlosen:
Zum Vergnügen wird der Mensch zumeist empfangen,
Seine Seele kriegt im Elternalltag Hosen,
Häubchen werden von Verwandten angefangen.

Spießbürger, ihr seid fürwahr nicht umzubringen!
Fremde kommen her, die Freiheit zu genießen:
Kann die Lust ein junges Sein beschwingen?
Nur ein Abenteurer mehr wird ihr ersprießen!

Nein und doch, das Liebesfeuer gärt in allen:
Aus dem Erdenkerne will es sich befreien.
Klarer kann es wählen. Mag der Leib verfallen!
Wahlgeschlechter wird der Geist zusammenreihen.

Denn die Liebe für das liebende Gewissen
Ist die Lichtinsel für treibende Gefährten:
Hinter Finsternissen, vielen Hindernissen,
Seh ich Fernen, wo sich Lichtwesen bewährten!

Pöbel, stärker als dein Trachten sind die Plagen,
Die das Feuer anstachelt, wenn du verwütest:
Gemeiner Wurm, du mußt zur Sonne ragen,
Wär es nur, wenn du im Tod dein Nichts verbütest!

Eigenmächtigwilde, zynische Projekte
Schmiedet jedermann, — wie oft — und muß doch lieben!
Ach, wie häufig man das Heidentum erweckte,
Lieber Gott, und wir sind Christen doch geblieben!

Ja, ein Brand geht durch die Menschheit, eine Flamme,
Die uns rastlos auffordert, dem Licht zu leben:
Lodre Glut, in unserm guten Arierstamme,
Würde du der Wesen, die auf Erden kleben!

Pöbel, nein! Ich kann dich wahrhaft gar nicht hassen,
Weiß ich doch, daß Zukunftsgluten alle leiten.
Ja, das Was und das Warum, wer mag es fassen;
Doch genug, wir alle kennen Sehnsuchtsweiten!

Stundenlang kann ich am Markusplatz lustwandeln:
Albernheiten hör ich hier am Tag verhandeln,
Abends trachtet man mit Mädchen anzubandeln,
Garstiger Pöbel, kannst du gar nicht dich verwandeln?

Einmal nur im Leben wird der Mensch zum Dichter,
Wenn sich Schwärmerei seines Gemüts bemächtigt:
Opfermütig für die Braut, aufrichtig, lichter,
Wird der Mann, der liebend seine Lust berechtigt.

Mag er da des Eigentumes Wahrheit ahnen,
Das in fremder Obhut einzig darf bestehen?
Ja, der Same, dem wir hohe Pfade bahnen,
Soll ins Weib, dem er gehört, keusch übergehen.

Würden wir mit Würde den Geschlechtstrieb lenken,
Gäb es weder Diebe noch verdungne Knechte:
Unsre Sucht, Besitzgesetze einzurenken,
Ist der Alp — und die Erinnerung echter Rechte.

Armes Volk! Ein jeder dünkt sich frei vom Ganzen,
Glaubt, er sei ein Mann, ein Weib, rein wie Ideen,
(Die im Sprachgebrauch sich einfach fortverpflanzen)
Weißt du denn, wie Dinge ganz in Dingen stehen?

Die Geschlechtlichkeit, das Tiefste, will bestehen!
Menschenzwitter triffst du deshalb selten.
Wesen doch, die mehr Geschlechter in sich ehen,
Gibt es, da die Ursprungsketten sonst zerschellten!

Markusplatz, du mußt vom Jenseits Macht empfangen!
Ehen sind in aller Welt auf dir entstanden.
Wieviel Wesensreihen haben hier einst angefangen?
Täglich flichst du Blickblitze zu Liebesbanden.

Zufall sagt man: kann es einen Zufall geben?
Da der Markusplatz besteht, mag man dran glauben!
Ist es nicht viel einfacher, daß Parzen weben,
Und daß wir die Frucht vom Schicksalsbaume klauben?

Heiter bin ich jetzt gestimmt, die Saat geht weiter.
Heil San Marco dir, du stiftest ferne Ehen,
Du beglückst das Volk und deine Glanzbestreiter:
Ja, ein Stern scheint sich um diesen Fleck zu drehen!

Sonnenschiffe, die am Markusstrande landen,
Lassen hier die Lichtladung im Menschen steigen;
Selbst der Markusturm, den Sturm und Brunst umbranden,
Scheint bedeutsam sich nach Osten vorzuneigen.

DIE MARKUSKIRCHE

Was ich denke und empfinde,
Herz im Herzen, ist es wahr?
Schwebt die Seele nicht gelinde
Vor den eignen Wunschaltar?

Götter kann ich jubelnd krönen,
Doch mein Glück bleibt lange aus:
Kann mich nicht hineingewöhnen
In das fremde Weltenhaus!

Goldne Traumfäden verflechten
Freuden in mein Nachtgespinst:
Wenn sie Dauerglauben brächten,
Wüßte ich, du bist und minnst!

Alles, alles nur Phantome!
Selbst die Lust eine Idee?
Hoch empor im goldnen Dome
Bäumt sich, träumt das Heil ins Weh.

Jedes Schicksal trüg ich gerne,
Auch die Sehnsucht, die mich plagt,
Käm ein Wink nur aus der Ferne,
Wäre Wahrheit nicht versagt!

Nach dem Tode sinkt der Parze
Nie der Faden aus der Hand!
Nein, sie zieht ihn durch das schwarze
Erdgewebe umgewandt.

Sie verspinnt ihn immer weiter,
Bricht ihn, kreuzt ihn, wie's gelingt:
Seh ich dann die Flammenleiter,
Die mich vor den Richter bringt?

Klotho, laß dem Seelenfaden
Des Geschickes Selbstentschluß!
Stütz mich, kühn mit Sturm beladen:
Nur die Freiheit ist Genuß!

Hier im Tempel will ich träumen,
Der sich herbstlich aufgebaut,
Unter Heiligen auf Bäumen,
Die im Laub hervorgegraut!

Eigenwillig, ihr Erbauer,
Habt ihr diesen Wald gekrönt,
Doch des Herbstes Gold und Schauer
Haben tief und mitgetönt.

Unsre Träume haben Grenzen!
Unsre Wünsche, ach, sind kahl:
Wenn die Werke sich beglänzen,
Traf sie ein Verhängnisstrahl!

Bloß gehorchen soll man — schaffen?
Kunst, wach in den Sturm hinein!
Schiffer, die nur Gold erraffen,
Bringen dir den guten Stein.

Träume stehen auf, Propheten
Wandeln tief im Eigenlicht;
Wenn dann Geister in euch beten,
Künstler, schöpft ihr voll Verzicht!

Und ihr hört ein Eichenrauschen:
Mancher Geist war einst ein Baum.
Keusch! Du sollst das Lied ertauschen:
Wir sind Inhalt: faß den Saum!

Lachesis, laß meinen Faden
Nie aus deiner Liebeshand,
Halte ihn auf allen Pfaden
An die andern angespannt.

Liebe will ich traut empfangen!
Tausend Wesen hab ich gern:
Ja, der ganzen Menschheit Bangen
Trübt in mir den Freudenstern.

In das Wirrnetz der Moiren,
Greife plötzlich, Atropos!
Muß ich einst das Licht verlieren,
Tue rasch, was Gott beschloß!

Wo ist Seligkeit im Leben?
Liebe, Wahrheit, die ich will,
Scheinen bis um mich zu schweben:
Immer stumm und nimmer still.

Wo ich mich um Nordschein quäle,
Huschen Irrlichter vorbei,
Flammen, die ich rastlos zähle,
Mehren, kreuzen ihre Reih.

Spürend — fühl ich bloß die Leine:
Unsrer Parzen goldne Schnur!
Im verborgnen Seelenschreine
Rührt mich ihrer Waltung Spur.

Glaub ich an den tiefsten Schimmer,
An die eigne Wolkungskraft?
O, ich bin ein Mir-Entklimmer,
Der gehorsam borgt -- dann schafft.

Durch die Numen spukt das Ende,
Das auch Sterne treffen muß,
Doch es drängen meine Hände
Ab von mir den Atemschluß!

Denn aus einem Machtgeschlechte
Ging ich stolz und kühn hervor:
Götter schuf es sich als Knechte,
König wurde oft ein Tor.

Meines Volkes Stil und Stempel
Sei geheiligt: nennt ihn Gott!
Fatalisten schänden Tempel,
Nicht der Jakobiner Spott.

Ich gehöre zu den Tauben,
Die kein Ruf zur Furcht berührt:
An die Freiheit will ich glauben,
An die Glut, die Güte schürt.

Wagt euch vor, verdutzte Leute!
Glaubt ihr unter Gott zu sein?
Was ihr fühltet — denkt ihr heute!
Völker, die so tun, gedeihn.

Muß es deshalb Gott auch geben?
Schuf er mich von seinem Thron,
Ward ich durch mein ganzes Streben
Element der Negation!

O Flut, du bist im Nu davongeflogen:
Nun reift ein Nachmittag auf dem Moraste.
Von Purpurfurchen ist der Sumpf durchzogen,
Die Segel schlaffen fast von ihrem Maste.

In Trägheit eingemuschelte Gestade
Umstarrt die See, gleich einem Prachtachate:
Die Türme glühn in einem Abendbade,
Nun ists, als ob ein Lichtgott Zinnen nahte:

Der Wind, der rote Barken froh geschau kelt,
Erlaubt den Booten jetzt am Strand zu schlafen:
Die Masten sind von Goldträumen umgaukelt,
Erblaßtes Wasser ebbt um jeden Hafen.

Ganz ockergelb, wie aus dem Lehm gezogen,
Bedecken Segel, Netze, die sich sonnen,
Den trocknen Strand in einem großen Bogen:
Matrosen schlummern unter morschen Tonnen.

Ich sehe Goldranken die Luft durchrauschen
Und Heiterkeiten freundlich zu uns schwirren!
Den seltnen Zauber will ich still belauschen:
Doch horch — und hin! Du glaubst dich bald zu irren.

Ein Windhauch trägt mir viel zu viel vom Äther,
Vom roten Dunste in die müden Augen:
Ich schließe sie, bis Abendfarben später,
Gemildert, für die Traumgesichter taugen.

Das Meer beflimmern immer Brisenschilder.
So kann der Blick den Glanz nicht mehr ertragen.
Die hohe Sonne aber leuchtet milder:
Die Seele wird sie um ihr Rätseln fragen.

O Sonne, deine Froheit kann ich doch ermessen!
Die Fernen suche ich in meiner Tiefe.
Der Gott im Schlummer und im Wachvergessen
Erscheint mir klar. Uns wird, als ob er rief!

Nun lodern die Türme, nun lohen die Masten,
Und Menschen sind ringsum von Flitter umzittert.
Um gotische Eckgiebel hängen sich Quasten:
Das Meer scheint mit Quecksilberdraht übergittert.

Die Säulen umschleichen schon gelbliche Reben,
Und rote Reflexe, wie herbstliche Blätter,
Beginnen Balkone am Strand zu bekleben;
Der Abend ist da: des Dionysos Retter!

Venedig, du hast Hellas' Götter empfangen!
Sie brachten dir himmlische, liebe Geschenke:
Nun rötet du selber Dionysos' Wangen,
Die Lüfte durchgaukeln sich rot Bacchus' Schwänke.

So wachsen die wispelnden Schatten allmählich:
Kein wucherndes Efeugespenst aber tötet
Die goldenen Dolden, die hoch schon — unzählig
Der Abend auf Marmor noch immer keck rötet.

Die ruhigen Ranken umklammern die Bauten,
In griechischer Schlankheit, mit Gängen und Lauben:
So ist es, als ob Flimmerflechten vergrauten,
Dafür aber strotzen und reifen nun Trauben.

Figuren um Dächer und goldne Terrassen
Erscheinen wie Geister, die bleich herabschauen!
Nun mag sie der Abend in Anmut umfassen:
O Statuen, wer hat euch in Bernstein gehauen?

So scheint sich das Meer an die Ufer zu lehnen.
Der Abend wird schwerer. Die Stadt imposanter.
Man könnte Dionysos über uns wähen!
Die ganze Lagune liegt da wie ein Panther.

Sonne! Sonne! Holde Sonne,
Geberin von Lust und Leid,
Eine große Lichtkolonne
Ist zu Streit für dich bereit!

Ringend wir nach deinem Lichte,
Sind wir schon von Glut durchloht,
Und mit jedem Lichtverzicht
Droht und folgt uns schon der Tod.

Licht, du kannst uns Richtung geben!
Leben ist ein Sonnenkampf,
Selbst die Erdengötter schweben
Selten frei im Abenddampf.

O, den Leib, alle Gestaltung
Untergraut und fällt der Tod,
Doch des Menschen Hoherhaltung
Übertönt das Abendrot;

Große Formen, die sich sonnen,
Stürzt das steile Mittagslicht:
Froh in Wolken eingesponnen,
Überlebt uns ein Gesicht.

Sonne, du verdammst zum Tode,
Und du bist auch die Geburt,
Denn in jeder Sonnenode
Glüht ihr, die ihr heimwärts fuhr!

Dionys, du bist erhoben!
Sonnentrunk steigt du auf:
Alle Lichtgewordenen loben
Deiner Sendung holden Lauf.

Die Strahlen der Sonne sind blutige Speere,
Im Kampfe mit Wolken und Finsternisgraun.
Die Ruhe versinkt in dem dunkelnden Meere:
Ich kann kaum hinab in den Grababgrund schaun.

Vergangene Blüten erglühen nun wieder.
Die Lenze Italiens erwachen voll Pracht.
Die Lilien Illyriens eröffnen die Lider:
In marmorner Reinheit als Engel gedacht.

Jetzt denk ich an dich, Jacobello del Fiore,
Der alle Narzissen der Inseln vereint:
Auch du sahst die Jungfrau im goldenen Flore
Der Gluten der Tiefen, der abends erscheint!

Murano, du Eiland verwunderter Kinder,
Auf dir knospen Blumen mit Heiligenschein:
Medusenerschauer, als Bechererfinder,
Lustwandeln in deinem lichtinnigen Hain.

Es bluten die Ziegel der alten Paläste,
Im Augenblick da uns die Sonne entläßt:
Der Abend verglimmt, und es glüht jede Feste
Des Gürtels, in den sich Venedig gepreßt.

Dann folgen die Farben der sanften Geschlechter,
Denn Fliederlicht sprüht über zartes Gestein:
Giorgione und lebhafte Traumrechtsverfechter
Vermochten der Sonne Verlobte zu weihn.

Jetzt schmückt sich der Himmel mit Wolken und Wappen,
Schon flattert ein Kreuzzug im Westen empor.
Da sind sie! Die Habichte, Warten und Knappen,
Die Gottfried zum irdischen Gottkrieg erkor.

Auch meine Standarte mag aufgerollt fegen:
Die Einfälle faßt meine Seele im Lauf:
Ich will ihre Reime nicht suchen und wägen,
Was Rhythmen mir zuwerfen, fange ich auf!

Venedig, bunt ergießt sich deine Ernte
Aus Blumenseelen in die frohe Welt,
Denn jeder Duft, der sich von dir entfernte,
Trug Samen in der Zukunft Blütenfeld.

Die Nelken deiner Vorwelt sind erstanden.
Ihr Zauber hat Carpaccios Traum durchwebt.
In Basaitis blühenden Girlanden
Sind Mohnblumen, Zyanen traut belebt.

Mansueti hat ein holdes Sonnenmotto:
Das Veilchen blüht in seiner keuschen Hand;
Die großen Glocken des Lorenzo Lotto
Umträumen oft ein goldnes Sommerland.

Bellinis: du Giovanni, du Gentile,
Ich pflücke A stern oft in eurem Traum!
Die Distel flicht sich dicht zum dürr en Stile,
Doch über euch grünt fromm ein Lorbeerbaum!

O Tintoretto, lauter goldne Trauben,
Ein braunes Erntefeld hast du erschaut,
Des Herbstes Wolkengold und Kupferlauben
Sind abendhold in dir emporgegraut.

Venedig, ganz Arkadien ist erstanden!
Dein Veronese flüstert für den Lenz.
Die Träumer, die an deinem Strande landen,
Erstaunt Venedigs Weltmagnifizenz.

Der Zauber, den hörbar die Nacht aufgerufen,
Beginnt sich als Wunder am Meere zu regen:
Im Schatten verblauen die marmornen Stufen
Der stillen Paläste an wogenden Wegen.

Der goldene Samen des schaffenden Tages
Ist traumhaft auf schlafendem Meer aufgegangen.
Schon flackert und glastet ein langes und vages
Geringel von Aalen und glitzernden Schlangen.

Beim Gondeln begegnen wir Zitterpolypen,
Dann Austern und kostbaren Muscheln der Tiefe,
Die, alt wie Gespenster, zum Wellenkamm wippen:
Dir deucht, daß die See von Getier übertriefe.

Auch mir will die Seele im Leibe entquellen!
Die Wünsche entsprudeln, gleich Gischtschmetterlingen,
Den innigsten Wellen, die Freuden erhellen:
Ich will, ach, ich will mich in Lichthöhen schwingen.

Ihr Perlen und Spangen am Grund meiner Seele,
O laßt Lebensfunken den Blicken entsprühen,
Und dann sehnlichähnliche Tränenjuwelle
Im nämlichsten Wesen voll Schwermut erglühn!

Ihr Tage vergraut! Nächte dunkelt vorüber,
Bis endlich die Sonne mein Glück mag bescheinen!
Das Herz geht mir über! Mein Einblick wird trüber:
Oft möchte ich schluchzen und Felsen wundweinen.

Wann wird mir ein Mund mein Geheimniswort sagen,
Mein Weib, o mein Weib, wirst du je mich verstehen?
Dein Mund muß die Glut meiner Lippen ertragen,
Mein Schmerz wird zu dir als mein Glück überwehen.

Die Münder verbrüdern Millionen von Blüten,
Drum muß jedes Wort, das sie sagen, befruchten,
Ein Mund lispelt Liebe und läßt Stürme wüten,
Die fern in den Seelen sich fruchtbar verschluchten.

Auf des Tages Abendschleppe
Streut der Mond sein Lichtgeschmeid.
Über ferner Alpentreppe
Funkelt noch das Purpurkleid.

Und ein Ruhestundenschleier
Glitzert lichtgeflockt am Meer,
Schwangespenster, Silberreihher
Wimmeln, schwimmen hin und her.

Wie in einem Irisbecken
Ruht der goldne Honigmond,
Zarte Wolkenhände strecken
Ihn empor, wo Sirius thront.

Viele ersterglimmte Lichter
Nicken wieder schläfrig ein,
Denn des Mondes Flor wird dichter:
Alles, alles funkelt rein.

Da vor unserm Gondelbuge
Rauscht ein weißer Fabelschwan!
Rüstet er sich gar zum Fluge?
Immer huscht er um den Kahn.

Kaum hält unser Fährmann inne,
Taucht das Tier ins Meer hinab,
Und in bleicher Silberrinne
Biegst du um ein Marmorkap.

In den heimlichen Kanälen
Ist der Schwan dann wieder da,
Dichtumloht von Mondjuwelen
Lenkt und leuchtet er beinah.

Seine weißen Flimmerglieder
Sind viel zarter als ein Traum,
Rings verliert er sein Gefieder,
Oder ist es Gischt und Schaum?

Steile Türme hoher Bauten
Steigen übersteil empor,
Ausweichrufe — horch! — verlauten!
Finster bleiben Tür und Tor.

Oft kann sich der Mond verstecken:
Hinter irgend einem Haus
Will er sich dann vorwärtsrecken —
Plötzlich aber bleibt er aus!

Dunkel folgt der schnellen Helle.
Wolken treiben hoch — und her:
Schneeschein deckt die Riowelle;
Fern im Monde droht das Meer.

Stürmen wird es! Wind und Regen
Singen bald ihr Schauerlied,
Und auf stillen Silberwegen
Lausch ich traumhaft, was geschieht.

O, es drängt mich lautes Grausen
Schauerreich zum Dünenmeer:
Wellen, die die Winde krausen,
Reitet jetzt ein Hexenheer.

Ein Stier mit seinem Silberhorn
Trägt die Nacht aus Nebelfugen:
Durch Wolkenritzen wildverworren
Siehst du kaum die Sterne lügen.

In schwüle Dünste eingehüllt,
Schwärmen düstre Mondlichtseelen,
Der Wölfe Troß, der oben brüllt,
Kläfft den Wind aus Silberkehlen.

Die Tiere, blind und ungezähmt,
Bleiben rudelweise stocken,
Die Hexen humpeln halbgelähmt,
Viele wollen plötzlich bocken.

Am Hexenbuckel huckepack,
Mit weitausgespreizten Beinen,
Hockt oft ein Zwerg als plumper Sack,
Gnomen reiten her auf Schweinen.

Was hackt sich dort die Flügel aus?
Ach, da sausen Mondlichteulen!
Sie wirbeln wild im blauen Braus,
Oben muß die Bora heulen.

Der Wind verrammelt rasch die Tür
Großer, voller Wolkenberge,
Im Innern aber wühlt dafür
Eine Schar geringer Zwerge.

Ein Schneegebirg, ein Slawenschloß
Scheint der wilde Sturm zu tragen;
Den Ritt auf tollem Nebelroß
Will ein dünner Lichtprinz wagen.

Schon sprengt er vor, er wagt den Sprung!
Hin zur Burg der Silbersäle:
Es wohnt da drin, in großem Prunk,
Eine bleiche Fabelseele.

Wie traumversponnen sitzt sie dort,
Spinnt an ihrem Silberrocken,
Die Spindel webt in einem fort
Und verstreut die Mondlichtflocken.

Ich bange lange dort hinein.
Schön sind diese Wolkenhallen,
Bis Nebel um den Sonnenschrein
Stummer Mondnachtsmärchen wallen!

Vom Lido hörst du, Prall auf Prall,
Wogenbogen toll zersplittern,
Daß Gischt und Schaum beim Wellenfall
Silberblitze grell durchzittern.

Es scheint hier manches Marmorhaus
Blendendweiß und schroff gezimmert!
Besonders wenns der Wogenbraus
Silberblank und kalt umschimmert.

Wer hat den Bau aus Griechenland
Hergefloßt in gleichem Strome,
Was wogte ihn von Hand zu Hand
Und verklärte ihn zum Dome?

Jetzt scheint mir, daß ein Silberwurm
(Dort im Meer, ein großer Drache)
Im Mondlichtpanzer nun den Turm
Des Sankt Georg still bewache!

Auch steigt ein dichter Silberrauch
Aus dem weichen Wogenpfühle
Und schnellst sich rasch als Lebenshauch
In die nächtlichscharfe Kühle.

Einst gab so einer Schaumgestalt
(Kaum erwacht im Mondlichtfrieden)
Der Griechengeist den Formgehalt,
Denn das sind Okeaniden!

Hoch oben, von der Nacht verscheucht,
Fliehen Mondlichtsilberfalter,
Ein Hexenschwarm, der weiterkeucht,
Schleppt sich fort, trotz Sturm und Alter.

Die kühnste Wetterhexe wirft
Blicke aus der Nebelkappe,
Und sie schärft sie, da sie vorwärts schlürft,
Daß sie besser weitertappe.

Am Meeresstrande aber wohnt
Manche Nymphe schmuck und schnippe:
In Silberspiegel wirft der Mond
Frische Jugendkraft der Sippe.

Es schleppt sich nun ein Rittertroß
Schwer heran auf Zottelkleppern:
Gar müde sind schon Mann und Roß,
Wenn sie sich zusammenläppern.

Bis übers Knie sinkt jeder ein!
Schlüpfrig schimmern ihre Dünen,
Doch traben sie im Mondenschein
Als verwegne Nebelhünen.

Sie reiten mühsam bis zum Meer:
Ohne alle Sturmnachtrufe!
Und sie verlieren ringsumher
Auf den Dünen Silberhufe.

Die Lappen schlottern schon vom Leib
Dieser müden Nebelscharen:
Im Meere grinst ein Hexenweib
Mit verwirrten Mondlichthaaren.

Im Dunst erstickte fast der Wind,
Und es rieselt schon der Regen,
Durch Wolken guckt der Mond geschwind,
Da sich Schleier um ihn legen.

Doch wie der Dunst sich kaum verzieht,
So entsteht ein Mondlichtleben,
Denn wo er sich in Tümpeln sieht,
Bleiben bleiche Krabben kleben.

Sie sind des Mondes Wirbelbild!
Sinds im krausen Wellenspiegel,
Dem krumm und grad Getier entquillt:
Und am Ufer liegen Igel.

Fern im Schlamme siehst du noch
Reiter unterm Roß sich wälzen:
Die meisten stürzten in ein Loch,
Sieben schleppen sich auf Stelzen.

Ein Panzerschiff im Hafen scheint
Fast ein Walfisch aus dem Norden!
Ein Unhold, der den Tag verneint:
Stets bereit, das Volk zu morden.

Venedig, bist du endlich frei?
Eine Alpkraft will mich würgen!
Die Panzerfaust, so schwer wie Blei,
Muß den Druck auf dich verbürgen!

R O M

Ihr Wasserträgerkaryatiden,
Einst wart ihr Romas Ziegelsklaven,
Und heute seid ihr Invaliden,
Die früh, mit hohen Architraven,
Sich fort und fort in sich verschlangen,
Bis sie im fernen Apennin
Die keuschen Quellennymphen zwangen,
Vor ihrer Kaiserin zu knien.
Die klaren Bergströme ergossen,
Wie Strahlen, senkrecht sich nach Rom
Und sprangen, sprudelten und flossen
Dort munter als Brillantenstrom.
In Iriskränzen wühlte, spieltet
Ihr Tropfen und ihr frohen Lichter:
Ihr frischen Blumenschäume kühlte
Der Götter Marmorangesichter.
Dann stürzte Zeus von seinem Throne!
Die Nixen wurden bald verjagt,
Und blasser ward der Glanz der Weltenkrone,
Die siebenzackig sonnwärts ragt.
Ihr Invaliden steht ermattet
In der Campagna nun allein;
Verstümmelt, weinumrankt beschattet
Ihr Ziegen noch im toten Hain.
Voll Trauer seht ihr, wie die Reben,
Sonntrunken in verschlungenen Reihn
Und stolz auf den Albanerwein,
Rings freudig in die Weite streben.
Ihr Saft quillt goldig aus den Trauben,
Die in des Herbstes Purpurlauben,
Umrant von grünen Efeuschlangen,
Auf tiefgebeugten Ästen prangen.
Durchglüht den Wald der Abendschein,
Beginnt das Licht sanft zu verklingen,
So ists, als ob im Pinienhain

Die schwersten Silberfrüchte hingen:
Orangen scheinen uns zu blenden,
Ein grelles, gelbes Transparent
Verhängt das ferne Firmament,
Und Riesenbäume spenden
Uns roter Äpfel große Last!
Doch geht hinter den Obstgeländen
Der fahle Tag dann bald zur Rast,
So fallen sie gereift vom Ast.

Aus einer Wolke Glastportalen
Besonnt die Glut das Herz der Welt
Und spannt mit ihren goldnen Strahlen,
Hoch über Rom, ein Riesenzelt.
Die Nebel, die sich fest verkneten,
Umzackt ein schroffer Feuerrand:
Dann werden sie zu Goldmagneten,
Denn Glut entsaugt das Gold dem Land!
Und viele scheinen selbst mit Händen
Die Farben ringsum anzuziehen,
Und wo sie Lohe wild verschwenden,
Da ists, als ob Vulkane spien!
Ist auch die Sonne schon gesunken,
Erhält sich eine Wolke lange
Die Abendglut in ihrer Wange
Und wälzt sich plötzlich farbentrunk
Ins Dämmergold, das aufwärts schwellt.
Der Himmel scheint ein Erntefeld
Mit reifen Sonnenstrahlenähren,
Die Spukgebilde nun verheeren:
Und viele Kupferkuppeln schimmern
Am Abend um das Kapitol,
Und viele tausend Fenster flimmern,
Wie überklebt mit Goldstanniol.

Der Boden ist verdorrt und braun wie Ocker.
Die Hütten und Gebüsche siehst du kaum.
Die Häuser sind aus Lehm gebaut und locker:
Das ist der nahen Großstadt gelber Saum.
Was leuchtet dort hinter den welken Bäumen?
In tausend Farben schimmert jetzt ein Feld,
Ich sollte so ein Schauspiel nicht versäumen:
Die Toten steigen aus der Unterwelt!
Ich bin zu Allerseelen angekommen!
O Rom, schon zeigst du dich in buntem Kleid!
Es brennen rings die Blutlampen der Frommen,
Dabei der gelbe Schmerz, das blaue Leid:
Das ist die Saat, die Gottes Licht verstreute
Und die sich Rom in seinem Hain gehegt!
Das da sind lauter brave Weinbergleute,
Die längst der Todesengel fortgelegt.
Feldeinwärts greifen schon die Spinnenfühler
Der Stadt, die jetzt mit einemmal beginnt.
Die Häuser steigen an. Die Luft wird schwüler.
Es zieht mich in das fremde Labyrinth.
Doch überall, hinter den Wuchtzypressen,
Entschwirrt den Friedhöfen ein Schein wie Od.
Ich werde diesen Einblick nie vergessen,
Ich lobe Rom, dem Hoffnungsrot entlohnt!

Du scheinst den Seelen, Rom, dazu erkoren,
Den Frieden immer wieder zu verleihn:
Hat sich Vertrautheit mit der Welt verloren,
So will ich Rom, dem Erdenherz, mich weihn!

O Sonnenstadt, du gießt beirrten Massen
Dein Friedensöl in ihre Seelenflut,
Und selbst den Geistern, die dein Walten hassen,
Verjüngt dein Zauber noch den Glaubensmut.

Ruht doch in deiner kerngewordnen Enge
Die Kraft, die unsern Menschegeist befreit;
Du einst in dir das schwerste Machtgepräuge
Und wahrst dabei die stolze Eigenheit.

Die Herzblutwellen, die durch Völker rollen,
Entschnellst du, Rom, durch guter Pulse Schlag:
Der Welt befiehlt dein altes Herrscherwollen,
Ich bring dir dar, was ich an Sang vermag!

Wohl rannte mancher Papst mit seiner Stirne,
Toll aus Verzweiflung, an die Tempelwand:
Beschränkt erschienen ihm die Christenhirne:
Für Großes reicht kein menschlicher Verstand!

Dann ward durch Romas Wut die Welt vergiftet!
Die ganze Menschheit hat den Zorn erweckt,
Der Lateran das Böse angestiftet,
Das Fieber bald die Erde angesteckt!

So träumte mir, als ich die Urbs begrüßte,
Und die Campagna gelb in Flammen stand:
Ein Pilgerchor, der seine Schuld verbüßte,
Schlich romwärts in den grellen Feuerbrand.

Enthüllt sich mir ein Glücksempfinden,
Kann ich an deiner Herznatur
Die Seelentiefe wiederfinden,
O Rom, befreit mich dein Azur?

Ein Sonnentag ist eine Freude
Und hoch und anders hier in Rom:
Kristallhaft glimmen die Gebäude,
Mir ist die Luft ein Lichtphantom!

Hier ruht des Himmels blaue Leere
Auf Säulen ganz aus Luft und Licht,
Du blickst empor: zu einem Meere?
Kein Himmelssegler ist in Sicht!

Die Sonnensäulen stehn auf Plätzen
Und tragen ihren Baldachin:
Die Stunden werden sie versetzen
Und lila Schatten weiterziehen.

Ein Lebensdom mit Sonnenpfeilern
Zieht ewig über Meer und Land,
Doch bleibt in uns, den Erdverweilern,
Sein Wesen lang noch unerkannt.

Die Sonnenpsalme, die erschallen,
Singt sich die Seele, lichtverwandt,
Und Geister träumen Tempelhallen,
Gedanken baun genau die Wand!

Oft werden Götter überwunden:
Gar bald verdraucht ihr roter Ruhm!
Doch neuer Götzen rasch entbunden,
Verbleibt der Mensch im Heidentum!

Zur Pauluskirche geh ich täglich,
Es war zuerst bloß Zeitvertreib,
Doch liebe ich sie jetzt unsäglich
Und suche dort nach meinem Weib.

Zur Kirche müßt es wiederkehren,
Beglückt wie ich durch ihre Pracht,
Es sollte stets den Rausch begehren,
Der hier so hold um uns erwacht!

Der Frau gefallen Kolonnaden,
Die um den Marmorspiegel stehn,
Die Üppigkeit im Knauf entladen
Und sich im Boden wiedersehn!

Dort schweift ihr Sinn an Säulengängen
Hinab, hinan und weit zurück:
Sie liebt so still gereimte Längen,
Die Räume, klar beherrscht vom Blick!

Der Petrustempel bleibt hienieden
Zum Einbruch ferner Geister frei!
Uns birgt den zweckefremden Frieden
Des Domes aufgerecktes Ei.

In Völkern, die im Kampf gewonnen,
Wird aus dem menschlichen Gehirn,
Dem Weltgesetze eingesponnen,
Sich neue Lebenskraft entwirrn.

Einst wird der Mensch hier, ohne Sorgen,
Zum Geist, der gegen Schein sich bäumt
Und unbekümmert um ein Morgen
Die Phantasien kühn entzäumt.

Die Tat sei eingeprägt in Rassen,
Die ihren Staub sich umgeschafft,
Denn sonst verliert sich in den Massen
Der Auserlesnen Sonderkraft!

Dann soll der Mensch in diesen Räumen,
Wo sich ein Höhesein erfaßt,
Der Kindheit Gaukelspiel verträumen:
Bei Göttern ist er hier zu Gast!

Unheimlich sind die Dimensionen,
Wo Perspektive fast verschwand,
Den ptolemäischen Legionen,
Die Eigenmaße nur gekannt.

Den Raum, die Zeit zu überwinden,
Versucht der Mensch im Petersdom:
Einst werden sie von selbst verschwinden!
Schon bannt uns Ewiges an Rom!

Ein großer Meister, der uns mahnte:
Kopernikanisch sollt ihr sein!
Und freiere Geschlechter ahnte,
Erbaute seinen Traum in Stein.

Wie bei dem Hirn die Schädeldecke
Sich an die innre Fülle paßt,
So wälzte er die Marmorblöcke
Um die Idee, die er erfaßt.

Er türmte auf und wölbte mächtig,
Was seiner Ahnung klar entsprang:
Verjüngungskühn, gedankenträchtig
Gebär er seinen Marmorsang.

Der Geistesblitz, der den Planeten
Ins Sternenall hinaufgeschnellt,
Begeisterte den Steinpoeten
Zum größten Tempel dieser Welt!

Er ahnte mehr, als er vernommen,
Und setzte schon das Monument
Gedanken, die noch kaum erglommen,
Wo die Idee schon hell entbrennt!

Ihr Lebensfeinde, schwere Steine,
Wenn euch ein Sonnensohn bezwang,
Seid ihr im rhythmischen Vereine
Ein felsgewordner Sonnensang!

Bei allen heißen Meißelschlägen,
Wenn blitzend das Gestein zerspringt,
Wenn Riesentrümmer sich bewegen,
Und kühn dem Hirn ein Werk gelingt,

Wenn wir die Säulen sonnwärts stellen,
Was nur Titanenkraft vollbringt,
Wenn die Gebirge selbst zerschellen,
Hast du, o Sonne, uns gedingt!

Drum Marmorstein, du mußt erbleichen:
Du dienst dem Himmelstürmer Geist,
Den keine Fallsterne erreichen!
Der Meteor erlischt, vereist,

Zu seiner Sehnsucht Starre friert er.
Bringt Kandelaber, reich geschmückt!
Stellt sie um Marmorbilder reichgezierter
Bezeuger, daß euch viel geglückt!

Die Leuchter schmücken goldne Spangen,
Die Blutrübine starr umglühn:
Smaragde seh ich ringsum prangen,
Brillanten in den Tempel sprühn.

Nun spricht ein sanftes Gold zum Herzen.
Es rauscht mich an wie Feuerklang.
Gar lieblich flimmern stille Kerzen,
Und aus dem Herzen strahlt der Dank.

Ich höre Engel jubelnd singen!
Die Tränen werden sanft ihr Kleid,
Musik erbraust auf Unschuldsschwingen:
Mein Glück, nun gleichst du meinem Leid!

Die Wuchtkuppel durchbraust ein Psalter:
Hoch oben schwebt ein Cherubim
Als hehrer Hierarchieerhalter,
Denn Art und Adel tagt in ihm!

Hinan zu meinem Götterhimmel!
Hier werde ich zum Kind und schwach,
Mein Traum entausche dem Gewimmel,
Du Meteor in mir, erwach!

Dir, Artemis, der Erstgeborenen
Von Letos hohem Zwillingspaar,
Dem reinsten Weib, dem zuchterfrornen,
Bringt mein Gemüt den Nachtsang dar.

Dein Speer, der Silberpanzer blinken.
Auf wildem Schimmel, ohne Zaum,
Die Halbmondfackel in der Linken,
Durchschweifst du hell den Sternenraum.

Du reitest sicher, ohne Zügel.
Gar stürmisch wiehert nun dein Roß:
Und überrascht ihr Nachtgeflügel,
So schleuderst du dein Wurfgeschoß!

Nun sprengt dein nacktes Magdgeleite,
Auf Windfliehern, um dich herum,
Wohl keine sinkt von deiner Seite:
Zur Jagdzeit sind sie meistens stumm!

Sie haschen Vögel, die ermüden,
Doch bloß die Göttin wirft den Speer:
Nun kommt der Jungfrau aus dem Süden
Ein Vogelsaus jäh in die Quer.

Um Störche, weiße Tauben, Reiher,
Ein reiches, frühes Lenzgeschenk,
Wirft flugs der Jagdtroß grelle Schleier:
Er fängt sie hurtig und gelenk.

Doch vorwärtswirbelnd, wiederkehrend,
Setzt sich der Vogelschwarm zur Wehr:
Sich weiterwindend, rasch sich mehrend,
Vertollt sich steil ein Wolkenheer.

Dianas Fackel zu verdüstern,
Scheint Wolken Wendung in der Not!
Doch bleiben sie von Windverwüsten,
Trotz Mut und Hurtigkeit, bedroht.

Ein Zug von Turteln gurr, und lüstern
Wirft sich der Jungfrau muntres Pferd,
Jetzt geifernd aus den Silbernüstern,
In den Tumult, den es begehrt.

Ganz wild, verworren sind die Mähnen
Der Gäule bei der grellen Jagd:
Steil jagen tausend Luftsirenen,
Von Artemis weiß überragt!

Sie sprengt den Troß, der sie begleitet,
Erzürnend ins Getümmel ein:
Soweit das Mondgewölk sich breitet,
Ergrellt der Kampf im Fackelschein.

So wie die Herrin Beute wittert,
Beglimmt Begierde ihr Gesicht:
Hier blendet, bricht, hier ritzt und splittert
Rings Bitemertis Silberlicht.

Sie will das Wild zu Tod verletzen:
Was drohend wolkt, wird aufgeschlitzt!
Selene liebt das tolle Hetzen:
Ihr Zitterschein wird spitz verblitzt.

Kann bald das Nachtgezücht zerstieben?
Der Himmel graut, mit Flaum bedeckt.
Der schwarze Schwarm ist aufgerieben
Und im Gemetzel lahmgestreckt.

Den Göttern wird als helle Kunde
Verkündet, daß die Schlacht vollstreckt!
Noch heulen wüst die Sturmwindhunde,
Sie haben grelles Blut geleckt.

Der Himmel muß als Mond erscheinen:
Er hat das Sternenall erstreckt,
Denn hinter Federn und Gebeinen
Liegt nun der Kampfplatz weiß versteckt.

Hoch oben jagen Kraterschlacken,
Von Silbersäumen sacht umhellt,
Und kahl bestarrt von Mondlichtzacken,
Vergraut ein fahles Totenfeld.

Ereist, zergreift besteht der Himmel:
Ein Mond eroberte ihn ganz,
Und siegreich flieht das Jagdgewimmel
Sich seinen Rieseniriskranz.

Nur langsam löst sich das Gefieder:
Der Jungfrau-Göttin Jagdtrophäe!
Als Flocken schwirrt der Flaum hernieder.
Die Höhen wirbeln sich im Schnee.

Als strebten Segler nach dem Orte
Der schwarzen Rast, mit scharfem Kiel,
Drängt durch das Wogen unsrer Worte,
Durch frischer Rhythmen Wechselspiel,

Gleich Pfeilen von entspannter Sehne,
Als Lichtbild, herrlich die Idee:
So tritt aus Nebel jetzt Selene,
Ganz Hellas glänzt in Silberschnee!

Das Mondlichtnetz umschlingt uns wieder!
Der Himmel träumt sich wolkenfrei,
Und Leleithia steigt hernieder:
Sie hilft des Nachts von eins bis drei!

Stets westwärts wehn die Jägerscharen,
Im Mond Muchion übers Meer:
Wie sie Italiens Strand bewahren,
Fliegt flinker noch das freie Heer.

Durch Wälder schweifts im Schwebeschritte
Als blasser, weißer Nebelstreif,
Um Wiesen schweifts, mit leichtem Tritte,
Und gleitet schon und schleift auf Reif.

Die Göttin sieht auf fernen Zinken
Des Bruders Troß im Purpurlicht
Und horcht; sie muß zum Aufbruch winken,
Da eine Jungfrau leise spricht:

Zu Wüstensand verbrannte
Der Erde gelber Teil,
Und in die Wildnis sandte
Apoll den ersten Pfeil!

Der Wüstenatem brachte
Ihm Blust und heißen Sand,
Er schmachtete und dachte
Verträumt an Phöbos' Hand.

Die Glutenstrahlen klangen
Hinab zum klaren Meer
Und schwellten das Verlangen
Nach Wolkenschutz und Wehr.

Behutsame Gestalten,
Vom Wellengang geschnellt,
In Nebelmänteln, wallten
In unsre blaue Welt.

Sie kamen unvermutet
Zum ausgedorrten Pfeil;
Er war beinah verblutet,
Sie brachten ihm das Heil.

Er wäre bald verkommen!
Er schmachtete im Sand:
Die Hoffnung schien verglommen,
Sein kleiner Atem schwand.

Die Nebel kosten, küßten
Den dürrn Zukunftsbaum,
Sie labten ihn mit Brüsten,
Erfüllt von Lebensschaum,

Und sagten: Nicht verzagen,
Es wird die Sehnsucht bald
Im Boden Wurzel schlagen,
Sie sei dir tief ein Halt!

Das rauschten sie mit Wärme.
Erst hörte er sie kaum,
Dann sah er Nebelschwärme
Im ersten, nahen Traum.

Bald drangen wahr ihm Kräfte
Zum letzten Federnsaum,
Und grüne Frühlingssäfte
Durchfieberten den Baum.

Oft hat die Langeweile
Die Palme dann gequält,
Von einem andern Pfeile
Ward ihr darauf erzählt.

Zu unverheilten Wunden
Rang sich ihr Sehnsuchtsdrang:
Da ward die Brunst entbunden
Und blühte liebesbang.

Die Hoffnung wollte lieber
In keiner Blume ruhn!
Sie schwang sich noch hinüber,
Als Duft sich zu vertun.

Den andern Baum betörte
Der Düfte Überschwang:
Sein Blütenohr erhörte,
Was ihm zum Kerne klang.

Doch hat der Blütenzungen
Ge Flüster nicht die Scham
Der Blume sacht bezwungen,
Als sie von Lust vernahm.

Errötend nur erhörte
Ein Kelch den Duft sogleich,
Die schönsten Blüten störte
Sein Rausch: sie welkten bleich.

Verdurstend, elend standen
Die Palmen oft allein,
Denn Nebelkinder fanden
Sich lange, — lang nicht ein!

Vom alten Baume blieben
Sie viele Monde fern:
Er hoffte noch zu lieben!
Da brach sein Lebensstern.

Des Wesens letzte Strahlen
Ersprühten noch zu Pracht,
So sind ihm Purpurqualen,
Als Abschiedskranz, erwacht!

O Göttin, welches Weh durchzittert
Dich sanft, da du das Lied erlauscht:
Hat Sang die Keuschheit dir verbittert,
Hat dich der Traum vom Baum berauscht?

Von Ästen seh ich Nebel baumeln.
Der Jungfrau Traumweh scheint erwacht.
Sie zagt, ihr bangt — sie könnte taumeln,
Nun blendet sie die eigne Pracht!

Die Stute wiehert, denn es striegelt
Sie schon der erste Sonnenschein,
Ihr Waidweibantlitz aber spiegelt
Der Nemisee entzückend rein.

Die Schönheit, die sie zart umzittert,
Ward bloß mit Keuschheit ihr bestimmt.
Drum ist ihr Blick in Furcht zerknittert:
Sie flieht, da schon der Tag erglimmt.

Stolz steigt mit der goldenen Leier
Apollo empor in die Welt:
Das Licht ist an sich eine Feier,
Und wer sie empfindet, ein Held.

Schon lüften sich duftige Schleier,
Nun trennt sich der strahlende Schwall,
Und Erdstimmen freuen sich freier
Im sonnendurchglühten Kristall.

Das Gold, das wir alle begehren,
Das ewig der Sonne entrollt,
Erklingt in den lauschenden Sphären,
Denn alles ergötzt sich am Gold!

Wo Wölkchen am Himmel erglimmen,
Da schweben auch Englein hervor
Und singen mit kindlichen Stimmen
Des Morgens unendlichen Chor.

Kaum hört man die Stimmlein noch säuseln!
Die Äuglein sind strahlend und klar,
Und Lüfte des Frühlings verkräuseln
Die Flügel, das goldene Haar.

Die Elfen beginnen den Reigen,
Sobald nur ihr Weckruf erschallt:
Sie wünschen aus Blüten zu steigen:
Ihr Lichtschritt durchzittert den Wald.

Sie wirbeln in flimmernden Schäumen,
Sie tragen sich zierlich zur Schau,
Beim Tanzen entfällt ihren Säumen
Erfrischender, zitternder Tau.

Sie folgen geschwind Terpsichoren
Und suchen beim Tanze Genuß,
Erhascht von dem Hauche der Horen
Verwehn sie beim brünstigen Kuß.

Jetzt klingen die Lebensgelüste
Zum sonnenden Gott aus dem Tal,
Bald sieht er vom Strahlengerüste
Geschlünde, verwüstet und kahl.

Da brennt er, mit flammendem Stifte,
Der Starre vernichtet, verzehrt,
Lebendige Worte in Trifte
Der Wüste, die Wollust begehrt.

Der Morgenrotstrauß hat sich traumhaft erhoben.
Wie Blutropfenrosen, in samtigem Moose
Ihr Knospen verbergen, verglüht nun zart, oben
Im Düster der Dünste, die letzte Frührose.

Den Himmel umflimmern die lieblichsten Farben!
Im Nebel erscheinen Hortensien und Lilien:
Im Blütenkranz glühen zerzüngelte Garben,
Und Tulpen erspiegelt die See von Sizilien.

Jetzt will sich die Anmut vollendet genießen,
Dazu ihre Ruhe im Meere vertiefen:
Ein Spiegel erscheint! Alle Brisen zerfließen,
Als ob nun die wogenden Seewünsche schliefen.

So gleicht nun der Tag einem ruhenden Löwen,
Mit goldig zerstrahlender, sonniger Mähne.
Ganz still ist das Meer. Und fast suchen es Möwen.
Es ist, als ob jede im Äther sich wähne.

Erschreckt durch ihr Eigenbild flattern sie weiter,
Um irgendwo Winde und Wogen zu finden.
Es reckt nun Poseidon, gewaltig und heiter,
Sein Haupt aus der See: — alle Zweifel verschwinden.

Die Stirne des Gottes ist gar nicht umzogen.
Im Bann seiner Blicke bestätigt sich alles!
Bedächtig und ernst wird die Schöpfung erwogen:
Er denkt an die Kinder des klaren Kristalles.

Da leuchten die Algen und Aderkorallen,
Die leiblos, fast todesverschont, sich vermehren:
Dort wandeln sich Schwämme und farbige Quallen,
Die hinschwimmend Leiden und Jubel entbehren.

Es ist das kein Leben, voll Trauer und Schauer,
Wo Leibes- und Todesorkane sich hetzen!
Das Wasser ist schwanger an Schwere und Dauer
Und mag sich in klare Betrachtung versetzen.

So hörchen Tritone dem Chore der Horen:
Sie spielen den Sonntag auf goldnen Trompeten.
Hier gehn keine himmlischen Hymnen verloren,
Die herrlich der Leier Apollos entwehten.

Jetzt dringt aus den Liedern ein lustiges Trillern,
Ein schalkhaftes Trällern zufriedener Kinder:

So hofft sichs zur Sonne! Tritonflossen schillern.
Was lacht da: ein Knabe? Das schwimmt viel geschwinder!

Erfasst von der Freude am Flimmern und Glänzen,
Versprüht auch der Tag seine scherzhaften Brisen,
Delphine umspringen mit schimmernden Schwänzen
Poseidon, den einfältig lächelnden Riesen.

Die schaumgeborenen Nixen sind übersprudelnd heiter!
Sie schnellen sich im Meere, in wilder Lust, empor:
Delphine und Tritone sind oft ihre Begleiter,
Gesellig ist ihr Wesen, voll Leichtsinn und Humor.

Du hörst sie unterm Wasser von Lust und Liebe tuscheln,
Sie plätschern und sie schäkern nach lauter Kinderart,
Sie schauen auf zum Strande, bewerfen ihn mit Muscheln,
Und nun erhebt ein Nix sich mit nassem, langem Bart.

Er möchte gerne Fischern verständlich sein und prahlen:
Er taucht nach Jakobsschalen und schlürft daraus das Salz,
Den Bart auswindend, spritzt er jetzt plötzlich Wasser-
strahlen,
Und Austern, Tang entzaust er dem Haar auf Wams und
Hals.

Die raschen Brandungswogen begehren schon das Leben,
Sie rollen voller Lustsucht herüber übers Meer,
Sie schwellen starke Lüfte, die über Land entschweben,
Und sie gebären Lieder im blinden Greis Homer.

Sie überfluten Länder und branden erst in Wäldern,
Entzünden bunte Blumen, verkuppeln sie sogar,
Entschäumen dann als Blüten den winddurchwogten
Feldern,
Sie sind die Macht des Wassers, das alle Kraft gebär.

Du dunkle See, vertraue nachts der Sonnenwärme!
Nur was der klare Tag erschafft, ist stark und wahr:
O Muttermeer, dem Licht gebierst du Wolkenschwärme,
Denn Licht befruchtet und begehrt dich immerdar.

Ihr falschen Silberblicke doch, im Dunstgespinste,
Was flackert ihr so frech, voll geiler Mondesbrunst?
Uns wird, als ob ein Geisterbund am Seegrund grinste:
Ihr sucht umsonst nach Lebenslust und Liebesgunst!

Die Liebe seid ihr nicht, ihr kalten Augenblicke!
Wo kennt Vergnügung, was sich geilen Süchten weicht?
Ihr bringt kein Samenlicht für Glück und Wuchsgeschicke:
Gefunkler, die ihr scheel und irr, aus Neidlust, seid!

Du siehst die Eos kaum im Traum erzittern,
Bevor sie plötzlich schön und rasch erwacht:
Von Helden träumte ihr und Lichtgewittern,
Vom Sonnengott, der sie zum Weib gemacht.

Sanft ließ der Traum das Frühgesicht erröten!
O nun geschah, was Eos kaum gedacht:
Apollo ists! Er kommt, den Wurm zu töten.
Und erste Liebe überglüht in Pracht.

OSonne, unsre holde Lebensmutter,
Von Wolkenschwärmen bist du eng umdrängt!
So gleicht ein Mädchen dir, das Taubenfutter
Und volles Wohlwollen von Herzen schenkt.

Die weißen Flaume wehen, leicht belichtet,
Im Tag empor! Aus sich erschwellt,
Ist froh ihr Wesen hoch hinangerichtet:
Ja, sie entwandn sich der Tat zur Welt!

Wie klar das Meer: ein Nix in Taugirlanden!
Opalhaft glimmt die frische Seeglasur.
Im Morgenflor wird Aphrodite landen:
Sie bringt die Lebensmilch in die Natur.

Frei grüßt sie Athene mit blitzender Lanze!
In himmlischen Augen erblaut ihre Seele:
Sie schaut auf ihr Hellas im traumgrauen Glanze,
Auf Elfenbeinburgen und Lichtseejuwele.

Gar fröhlich bringt Hermes den Göttern die Kunde
Der plötzlichen Schönheit erblühender Wiesen:
Sein Flug übersilbert um Juno die Runde:
Ermunternd erscheint er auf duftenden Brisen.

Nun hören die Götter die Lenzlerchen schmettern.
Nun jubeln die Schwalben. Nun gurren die Tauben.
Und Horen beginnen auf Bäume zu klettern,
Um hurtig den Wald und die Flur zu belauben.

Sanft wecken der Venus leichtschwebende Schritte
Verschlafene Schlangen, die Spinnen und Schnecken.
Befreit sind auch Muscheln vom schleimigen Kiste:
Schon können sich Nattern nun wiederum strecken.

Die Sturmflut des Lenzes, der Lichter und Gluten,
Umbrandet die Hügel, als reifendes Korn.
Noch steigen die Blutzungen fordernden Fluten:
Die Schöpfung durchadert ein Ewigkeitsborn.

Im Herbst aber müssen die Reben verbluten,
Bald leert sich der Flora frei spendendes Horn.
Dann werden die Faune in Felsspalten tuten:
Im Blättersturm regt sich die Dürre, der Dorn.

Kein Laub hemmt den Schall mehr; ein Jubel der Klänge,
Die Jäger, das Echo erscheinen im Tal:
Wild wirbelnde Rhythmen verdrängen Gesänge,
Das klatscht und das macht den Bacchantenskandal.

Jetzt fangen die Faune an laut zu erwachen!
Lang staken die Schalke in fremdem Revier:
Du hörst sie und gleich darauf Bergschelme lachen,
Und was du auch sagst, spricht ein Sprachenspalier.

Nun rufen des Herbstes glücksuchende Stimmen.
Nun blutet die Rebe, die Gluten ersehnt:
Sie liebt den Vesuv, und sie will ihn erklimmen,
So sonnt sich Ariadne an den Panther gelehnt.

Jetzt wirbelt des Herbstes bacchantischer Reigen!
Jetzt tanzt ihn im Walde ein weiblicher Chor:
Wie Kupfer entflimmern die Blätter den Zweigen,
Rasch rascheln dabei Tamburellen hervor.

Wie taumelnd erstarrte Titanen verschlingen
Sich Felsen, von Wäldern und Bächen umrauscht,
In Schluchten, wo lustige Sprudel entspringen,
Hat einst die lernäische Schlange gehaust.

Gigantenkakteen erfächern auf Wänden:
Um Felshermen züngelt wildwuchernder Wein,
Die Rillen durchglimmt er mit blutigen Händen,
Und Moose umflechten wie Bärte den Stein.

Du spürst sich den Efeu zu Schaukeln verknüpfen,
Und drauf hocken Olme und krötig Getier.
Vor Grotten beginnen Giftvipern zu hüpfen,
Und drinnen pfeift pfiffig der kleinste Satyr.

Auf Pinien und kühnen Zypressen verspinnen
Die Lichter sich langsam zu Ioderndem Flor.
Da zucken umgoldet die purpurnen Zinnen
Der Burgen des Tages zum Abend empor.

Jetzt schreitet uns Bacchus im Walde entgegen,
Das Wetter bedingt seinen launigen Sinn.
Was wär ihm an anderer Unbill gelegen?
Mit grünendem Thyrsusstab zieht er dahin!

Am Wagen verschlingt sich das Laub um die Speichen:
Leicht schleppen ihn Panther durch fruchtbare Flur.
Doch scheinen die scheckigen Tiere zu schleichen,
Und Efeu entwuchert als Wagenradspur.

Jetzt reicht eine Nymphe dem Weingotte Wasser:
Er sieht nur mit funkelndem Blicke hinein,
Und rasch wirkt der Zauber! Der Trank edler Prasser
Entschäumt nun der Schale. Schon blutet der Wein.

Von Eris, der streitbaren Schwester, geleitet,
Von Hermes, dem Gotte der Stürme, befreit,
Erscheint uns jetzt Ares, der aufbrüllend reitet:
Er hat dieses Tal seinen Fackeln geweiht.

Er hetzt auf dem Sturme, der Eichen entwurzelt,
Und Wirbelwind kugelt sich hinter ihm her.
Schon sind manche Racker in Schluchten gepurzelt,
Die Klüfte durchrast bald das schnaufende Heer.

Die Stimmen im Sturme versammeln sich Mannen!
Trompeten umdröhnen Gestalten der Wut,
Der Marsgesang rafft, Troß auf Troß, rasch von dannen:
Gebirge sind Brücken für Menschen mit Mut.

Das Land übertummeln blutsuchende Stämme,
Schon stürzen sich Horden auf strotzende Flur.
Die Anhöhen krönen lebendige Kämme,
Schnell wechselt der Spitzberge reger Kontur.

Ein Stamm schleudert Steine auf steiles Gemäuer,
Sein Held dringt mit Fackeln zum Haupttor hinan.
Jetzt helfen die Winde: sie fordern das Feuer
Und stecken sich Brandhorste spielfingrig an.

Nun brennen auch Menschen! Noch streiten Gebeine
Verstümelter Krieger: jetzt röchelt das Feld.
Der purpurnen Städte zerflatternde Scheine
Durchgrellen die Schlachtnacht, die Ares durchgellt.

Den Stadtwall verkleiden gesteigerte Leitern:
Auch schrauben sich Lanzenquadrate steil auf.
Die Angreifertaktik versagt: Türme scheitern!
Verreckende decken die Erde zuhauf.

Der Kriegsgott zieht lachend durchs Leichengedrange:
Wie freut ihn das Blitzen von Lanze und Speer!
Entstöhnende hören noch Schlachtengesänge:
Im Traumtaumel tummelt sich klappernd das Heer.

So wird noch der Grause, ein Schimmer, von Kriegern,
Im Nu des Verscheidens, befackelt, gesehn.
»O gebt unsern Kindern die Schreckkraft zu Siegern!«
Vollenden, die sterben, im Fieber zu flehn.

Ein Fürst, der verreckt, sieht sein Volk nun in Ketten:
Entschattend und stumm! Keine Rache im Sinn?
Wer kennt ihn noch: niemand mehr? »Hastet, ans Retten!«
Wie herzlos macht Menschen das eigne Dahin.

Der Rotschein von Fackeln um Eris beleuchtet
Verknäulte beim Draufgehn: ein Krieger erschlägt,
Von Blut und von Angstschweiß beschmutzt und be-
feuchtet,
Den eignen Genossen, der Wertwaffen trägt.

Die Toten ziehn fort, ohne Abschied zu nehmen!
Dem Zug wird, wer einstirbt, verdutzt zugepreßt!
Verkrüppelte können den Rundsturm nicht lähmen:
Beblutet entsteigt gelben Freveln die Pest.

Doch dunkelt sie mit, bei verfinsternden Farben:
In schwarzen Gewändern durchstreift sie die Nacht!
Harpyien, die Gift aus der Pestbrust erwarben,
Verschleppen, was heimlich die Greisin entfacht.

Sie fliegen von dannen: das Nahen der Scharen
Gibt niemals ein Krächzen und Auflodern kund!
Wir müssen beim Sterben ihr Brüten gewahren:
Sie nisten am liebsten im röchelnden Mund.

Sie fliegen stets vorsichtig, durchsichtig, leise
Durch Strecken, die eben der Kriegsgott verheert,
Dann ziehen sie immer noch fremdere Kreise,
Und wo sie erscheinen, wird eifrig bekehrt.

Schon lassen Propheten oft Jünglinge schlachten:
Sie seien den Numen zum Opfer gebracht!
Das Volk sucht ein Sühnungsgebot zu beachten,
Und denkt so, daß Zeus' holde Milde erwacht.

Von Betenden, die krumm Altäre umhocken,
Wird seufzend Erlösung vom Unheil erfleht!
Gelispel will Göttern ihr Mitleid entlocken:
Die Nasen sind plötzlich vom Pesthauch umweht.

Ein Jüngling bleibt starr, durch die frostende Seuche!
Sein Grab hat ein Mädchen für sich mitbegehrt,
Doch kennt nicht der Stamm solche Opfergebräuche:
Der Tod bleibt den Witwen und Bräuten verwehrt.

»Verweigert mir jemand mit dir fortzuschlafen,
So schwöre ich Rache zu nehmen!« Beschließt
Das Mädchen im Wahne: »Auch mich will ich strafen
Wie euch, wie ihr stumpf meinen Buhlen verließt!«

Die Rasende seh ich mit Brandfackeln rennen!
Sie wirft sie in Scheunen. Die Flamme erloht.
Das Dorf der Verseuchten fängt an abzubrennen:
Ihr Nachbarn, frohlockt! Jetzt verläßt euch der Tod !

Doch früher schon fühlte ein Mann sich erkoren
Und plötzlich von Göttern zu Taten gedrängt!
Der Angstschweiß beperlte des Aufstachlers Poren:
Sein Sprechen war merkbar von Geistern gelenkt.

Er wußte sich oft durch die Toten beklommen:
Er wünschte, ihm würden die Worte entwürgt!
Und da er auf richtige Silben gekommen,
So blieb seiner Seele die Sendung verbürgt!

Er hielt alle Menschen um sich für besessen;
Und wirklich durch Zungen sprach Fieber und Brunst!
Sie schienen im Angstwahn die Pest zu vergessen:
Er dünkte sich, schreiend, von Schweinen umgrunzt.

Er sah, wie sich Leiber ihr Leben erhalten:
Bewußtlose Körper, von Fäulnis zernagt,
Zerstäubten! Sie wollten nicht krampflos erkalten;
Da hat er die Worte der Rettung gesagt.

Ein Frösteln erhaschte ihm Nase und Ohren:
Er glaubte sich selber vom Übel erfaßt,
Beim Stottern erkannte er schon sein »Verloren!«
Und was er noch sagte, verhaspelte Hast!

Er sprach rasch von Flucht! Doch er ward kaum ver-
standen.
Noch schwoll seine Inbrunst. Sie kam ungehemmt.
Ein Schwindel war nahe: die Griffe entschwanden,
Durch die er sich lang gegen Ohnmacht gestemmt.

Nun schienen ihn Tote und Träume zu plagen,
Sein Dunkel im Wesen ist haschhaft entbrannt,
So konnte das Herz ohne Hindernis schlagen,
Dann preßte ihn rasch eine blutrote Hand.

Er sprach von der Sonne, von schöneren Ländern:
Ihm kletterten Worte vom Auszug hervor:
Er sah viele Menschen in Flammengewändern,
Sie kamen ihm größer, erlichteter vor.

»Ihr seid alle Kinder des himmlischen Glanzes!«
Begann er, von Fiebern gezwackt und gejagt:
»Ihr leuchtenden Träger des Urflammenkranzes,
O sagt, habt ihr nie euern Ausfall gewagt?«

Doch wiederum fühlt er die Nachtflügel schlagen!
Er wehrt sich und bäumt sich, spricht doppelt vom Licht,
Erzählt von dem Gotte im fliegenden Wagen,
Und stürzt dann zu Boden! Sein Augenlicht bricht.

Da schreien und laufen bereits ganze Scharen,
Die Sonne hochpreisend, zum westlichen Meer.
Solang sie die Krone des Lebens gewahren,
Befiehlt noch ein Herzog dem rasenden Heer.

Am Strande besteigen sie alle Triremen.
Der Zank in der Brandung, ein Aufruhr durch Nacht
Vermögen nicht Fahrlustorkane zu lähmen:
Das liefert sich oft um ein Boot eine Schlacht.

So zimmert euch Flöße, trotz Stürmen und Tosen
Und fliegt auf die Fluten mit Weib und mit Kind!
Schon stürzen, auf Trubelsee, turmhohe Hosen
Hernieder, und Segel sind Fetzen im Wind.

So retten sich wenige nur in den Booten,
Denn manches, das steuerlos, dicht gefüllt treibt,
Vermißt auf dem Meere den sichern Piloten:
O hört, wie die Flut sich an Bauchplanken reibt!

Wer glaubt nicht, das Ende des Sturmes zu spüren,
Und fühlt sich doch hilflos: allein auf dem Meer?
Wo dämmert das Wissen, ein Schiffchen zu führen?
Die Hirne sind dunkel — die Seele bleibt leer.

Und mag auch das Meer sich im Windschlummer wiegen,
So wacht es doch weiter, und nie wird es ruhn,
Wie könnte dem Leben sein Lieben versiegen?
Am Ozean nachtet ein seliges Tun.

Das Meer mag sich oft ins Unendliche glätten,
Doch senkt sich dabei kaum sein schöpfender Arm;
Es schlingt mit den Lüften die ewigen Ketten
Des Lebens und schwellt seinen Nachtwanderschwarm.

Ein Boot sah von ferne ein plötzliches Glimmen.
Von wenigen Augen nur ward es gewahrt,
Doch bald gings dem Lichte wie freundlichen Stimmen:
Durch Menschen kam Freude auf haltloser Fahrt.

Bald war es verschwunden und nimmer zu finden!
Die Schiffer zerspähnten das Dauern der Nacht:
Sie trachteten Fackeln am Bug anzubinden.
Die Masten sind längst schon zusammengekracht!

Bald huschte ein Schein, wie ein Irrlicht, im Meere:
Die Flut schlug darüber und löschte ihn aus!
Dann fuhren die Armen der Kreuz und der Quere
Und hörten im Meeressaus wieder nur — Braus!

Oft zeigten sich Sterne, als Wolken zerrissen:
Schon blinkten sie splittrig auf blaugrauem Stahl.
Der Taggant hob dann auf wolkegem Kissen
Den Morgen empor in den Sternbildersaal.

Nun schienen Gebirge die See zu begrenzen:
Schon schliefen die Wellen. Der Morgen war lau,
Dann fingen oft Sprungbrisen an aufzuglänzen:
Dort vorn aber wuchtete wolkendes Grau.

Wie? Springt jetzt ein Windwicht im Lichthemd zum
Meere?

Schon lächelt das Wasser. Nun himmelt ein Blau.
Delphine sind da! Doch wo sank die Galeere?
Ein Halbwrack erglüht wie ein flammender Bau.

Der Tag steht nun oben: voll goldiger Dauer.
So hold wie ein Jüngling; leichtlockig und blond.
Mein Himmel, du dunkelst: viel höher — noch blauer!
Wie wogenlos bleibt, wer sich wonniglich sonnt.

Die Verschwenderin der Liebe, unsre Sonne, leuchtet
wieder,
Und das Meer ist von der Wonne ihres Goldes überstrahlt,
Muntre Rudel von Delphinen tauchen auf und tauchen
nieder:
Ob das Wasser, vor der Sonne, mit den Meergeschöpfen
prahlt?

Alle Wellen sind Impulse, sind der Wunsch nach Wind-
bewegung,
Winde sind die Flucht ins Leben, Sprünge aus dem Ruhe-
zwang,
Und das Leben ist die Sehnsucht und der Flug zur Licht-
erregung,
Und das Meer ist eine Lunge, voll von großem Atemdrang.

Weißes Licht und weiche Lüfte, kommt, das Meer wird
euch empfangen:
Schnellts die Wellen doch mit Armen ganz aus Gischt und
Licht empor;
Seht! Schon schleuderts Freudenkränze, wo sich Luft und
Schaum umschlangen,
Und die fliegen nun zerstrahlend wie ein Meergoldmeteor.

Freude siehst du ringsum funkeln. Sag, was rastet auf
den Fluten?
Atmen will das Meer: nur atmen! Seht den Wind, der
ihm entweicht!
Hört ihn kichern, hört ihn plätschern! Er, das Kind der
Sonnengluten,
Wird die schwülen Lüfte kühlen, wo er nur den Strand
erreicht!

Auf den Schiffen die Matrosen werden alle froh und
heiter:
Wie ein Traum von Schaumbrillanten zischt der Gischt
empor am Kiel,
Ringsum springen die Delphine, unsre muntern Schiffs-
begleiter,
Und dann schimmern ferne Riffe: für die Schiffenden ein
Ziel.

Jedes Schiff bekommt jetzt Ruder, ja womöglich Steuer,
Segel:
Alles regt sich voller Hoffnung, da man fern ein Eiland
sah.
Hemden nähn sich rasch zusammen; und das findet
Hammer, Nägel:
Und so trägt, nach kurzen Stunden, manches Boot schon
Mast und Rah!

Durch den Zitteräther blinken
Riffe traumhafter Gestalt,
Oftmals glaubst du, sie versinken,
Als ein Trugbild ohne Halt.

Silberschwingeninseln schweben
Ferner als der Himmelsrand:
Wenn die Winde sich beleben,
Treibt sichs bald zu ihrem Strand!

Endlich! Endlich sprühn sie näher:
O, die Rettung ist gewiß!
Felsen sehn die besten Späher,
Silbernd wie ein Himmelsriß.

Sind das Inseln der Sirenen,
Von Smaragden eingefast?
Warten auf den Sonnenlehnen
Nymphen auf den seltnen Gast?

Alle Herzen wollen lauschen,
Jeder fürchtet den Gesang,
Oder hören sie im Rauschen
Etwa schon den Brandungsdrang?

Dennoch geht es anzulegen,
Sagen sich die Schiffer kühn:
Düfte hauchen schon entgegen,
Und die See wird hell und grün.

Schwierig wird es einzufahren,
Wo das Meer, wie eingeschlitzt,
Zwischen lauter sonderbaren
Klippen, Silbergischt verspritzt.

Hohe Brandungswogen pressen
Sich voll Wucht durch eine Schlucht,
Und es wachen steil Zypressen
Um die dunkle innre Bucht.

Doch die Einfahrt zwischen Klippen
Wagt kein Boot bei Wellengang,
Denn mit lauter lauten Lippen
Warnt das Meer den Fels entlang.

An die nächste Inseldüne
Wird ein Schiff dann angeweht,
Denn es haben kühle, grüne
Ströme günstig sich gedreht.

Hin zum Strande, wo die Qualle
Nach dem kalten Salze lechzt,
Steuern jetzt die Schiffe alle,
Nah von Möwen laut umkrächzt.

Viele wollen strandwärts waten,
Und am feinen Muschelsand,
Den die Schiffer nie betraten,
Ziehn sie jetzt ihr Boot ans Land.

Viele windverstreute Schiffe
Hat ein Strom zum Strand geschwemmt,
Doch es wurde durch die Riffe
Nur ein einziges geklemmt.

Kaum ist in der Felsenenge
Dieses volle Schiff hindurch,
Tönen schon Sirenenklänge,
Und am Buchtgrund lugt ein Lurch.

Wie die Menschen näher kommen,
Sehn sie ringsum Nymphen nahn:
Weiblein plätschern angeschwommen,
Und es wippt dadurch der Kahn.

Jungchen sehn sie Kurzweil treiben,
Viele tummeln sich herum,
Menschen doch und Nymphen bleiben
Alle, voll Erstaunen, stumm!

Nixen mit den Robbenschwänzen
Sind den andern stets voran,
Und sie sehn sich beim Scharwenzen
Klug mit Seehundsäugen an.

»Will ein Fürst sich offenbaren,
Der den Namen freundlich nennt?
Will er sein Geheimnis wahren
Als ein stummer Meerregent?

Seinen Wunsch will ich beachten,
Läßt er gütig uns an Land!
Opfertiere mag ich schlachten,
Stehn wir erst auf festem Strand!«

Diese klug erwognen Worte
Sprach, vom Schiffe aus, ein Mann,
Und aus hoher Felsenpforte
Trat ein Weib, das sanft begann:

»Seid willkommen, ihr Dämonen,
Hier am stillen Nymphenstrand,
Auf der Insel dürft ihr wohnen,
Knüpft mit uns ein Freundschaftsband!

Seht in jenem Flimmerrahmen,
Wie der stille Fürst sich nennt,
Ströme winden grün den Namen
Durch die Flut, die blau entbrennt.

Mag der Wind die Wellen hetzen,
Sichtbar bleibt er immerdar!«
Das entklang in klaren Sätzen
Traut der Frau mit Wunderhaar.

Darauf stieg sie auf die Klippe,
Wo sich steil die Strömung brach,
Und dort lauschte ihre Sippe,
Wie sie freundlich weitersprach:

»Fremdlinge, ihr seid erlesen,
Hier in unsrer Hut zu sein,
Denn wir sind beherzte Wesen,
Die den Menschen Schutz verleihn!

Durch die Ströme dieser Meere
Wurdet ihr uns zugebracht,
Kundig haben euch die Heere
Der Delphine herbewacht.

Eures Volkes bester Samen
Ward durch uns in euch bewahrt:
Ja, wir kennen eure Namen,
Nun erfahrt von unsrer Art:

Wißt, es wurde jedem Fische
Eine Nympe hold bestimmt,
Seht, wie in der Salzesfrische
Jede anders taucht und schwimmt.

Hier auf diesen niedern Kuppen,
Wo nur hold ein Nixchen liegt,
Leuchten bunt verschiedne Schuppen,
Wenn ein Weib den Schwimmrumpf biegt.

Häufig senden die Forellen
Ihre Nymphen an das Meer,
Über Felsentrümmer schnellen
Sich die Bachgevatter her.

Seht doch, mit dem Karpfenschwanze
Jenes stille Nixenpaar,
Und, im hellen Sonnenglanze,
Hier die Goldmakrelenschar.

Es sind dort die roten Barben
Stolz auf ihren Schuppenglanz;
Schaut und staunt, in tausend Farben
Flimmert unser Nymphenkranz!

Fische werden sie euch bringen:
Flink sei alles hier verschenkt!
In die Netze, in die Schlingen
Wird die Nahrung still gesenkt.

Seid nur gütige Dämonen,
Helft den Nymphen immerdar,
Denn auf fernen Muschelthronen
Herrscht ein böses Otternpaar!

Tief in Grotten soll es wohnen,
Furchtbar wird uns seine Brut,
Nimmer sollt ihr sie verschonen:
Tötet kühn mit kühlem Mut!«

Kaum war dieser Gruß entflossen,
Trat aus einem Felsentor,
Stolz dem Sonnensang erschlossen,
Die Sirenenfürstin vor:

»Höret nun vom großen Sehnen
Hier auf dieser Sonnenflur,
Was die Schar der Felssirenen
Schon an Wundern tief erfuhr!«

Diese holdgesungenen Worte
Wiederholte dann ein Chor,
Und es wuchs am schroffen Orte
Eine Harfe hoch empor.

Gleich umflatterten sie Schwingen;
Durch des Weibes Meistergriff
Ward das Spiel zu Schmetterlingen,
Rings umtanzten sie das Riff.

Stärker war die Meeresbrandung,
Wo ein Kap sich niedersenkt,
Vor der Insel Felsumrandung
Schien ein Gischstrom hingelenkt.

»Blickt auf unsre Flattermähen!«
Hub die Felsentochter an:
»Ungekämmt sind die Sirenen,
Doch schon wogt der Schmuck heran.

Meine vollste Augenweide
Taucht aus dem Brillantenschaum,
Rauschend reicht er das Geschmeide
Aus dem allertiefsten Raum.

Seht, es schnellt zu jeder Stunde
Andrer Schmuck vom Grund empor,
Unser Blick gibt unten Kunde,
Welche Glut ich uns erkor!«

Singend flochten die Sirenen
Glut sich um ins lockre Haar,
Bis auf ihren Flimmersträhnen
Licht bei Licht erglommen war.

Doch es floß sofort hernieder,
Sprühte zu der Flut zurück;
Auch das Gold der Wonnelieder
Troff hinab voll Liebesglück!

Horch, die Harfe tönte weiter,
O, sie wuchs bei jedem Ton,
Ihres Klingens Stimmungsleiter
Schuf sich Spielung der Vision.

Denn, statt frischer Silberklänge,
Wurde wildverrungenes Weh
Ein bewegtes Fischgedränge —
Und das fiel dann in die See.

Abend wars mit einem Male.
Langsam brach das Tagesgold,
Auch die Nachmittagsopale
Haben sich am Strand verrollt.

»Hört das Wesen unsrer Tränen,
Lauscht dem Sonnenabschiedsbrauch,
Hört die Trauer der Sirenen!«
Tönte nun ein Zephirhauch.

»Kommt, ihr leichten, holden Elfen,
Löst euch von den Zweigen los,
Kommt, ihr sollt mir spielen helfen,
Denn die Harfe ward zu groß!«

Also sang die Felsentochter,
Als das letzte Gold verglomm,
Und ihr tonweltunterjochter
Elfenchor gehorchte fromm.

Dieser Fürstin stolze Miene
Schien ergriffen, als sie sang:
»Kurz nur krönen uns Rubine,
Wenn der Tag in Blut versank!«

Dunkler Strudel Purpurgluten
Schäumten, bäumten sich zur Bö,
Lustversuchungen, die ruhten,
Sprühten plötzlich in die Höh.

In den Himmel wuchs die Harfe!
Elfen spielten überall,
Und zur stummen Daseinslarve
Ward schon oft ein Anfangshall.

In der Höhe ihres Fluges
Nahmen Vögel sanft den Sang,
Von des holden Elfenzuges
Schöpferharfe, in Empfang.

Helle Abendrosenkränze
Schlangen sich im Hain empor,
Und die wunderbarsten Tänze
Wand dabei der Elfenchor.

Rosen wuchsen um die Klippen
Auf der dunkeln Kuppenflucht,
Rosen aus der Boote Rippen,
In der stummen Inselbucht.

Und da riefen frei und brünstig
Laut die Stimmen auf der See:
»Große Göttin! sei uns günstig,
Lasse uns in deine Näh!«

»Hört noch, hört von den Sirenen!«
Sang darauf die holde Frau:
»Tiefen Nachtfluten entlehn
Wir die reichste Krönungsschau!

Diese Ströme bergen Greise.
Blendendhell ist ihr Talar:
Und in stillem Lichtgeleise
Schreiten sie dahin im Jahr.

Nur in Silbermondlichtnächten,
Wenn die Muscheln offen sind,
Suchen sie für uns die echten
Perlen aus dem Kalkgewind.

Seht! Die Strömung bringt uns alle
Perlen her in ihrem Lauf,
Und sie wirft sie uns beim Pralle
Ihrer Brandung jäh herauf!

Wenn wir dann die Perlen tragen,
Glühen Käfer uns im Haar,
Und in ihrem Silberwagen
Naht erträumt die Elfenschar.

Lauter leise Elfen laden
Perlen auf für ihren Wald,
Nächtlich schmücken ihn Dryaden
Lieblich dann und mannigfalt.

Morgens, mit der frischen Wärme,
Wogt der Horenzug heran,
Und es sehn die blonden Schwärme
Sich den Putz der Bäume an.

Und sie blicken voll Entzücken
Auf den Perlenüberfluß,
Auf die Nachttauzweige drücken
Sie den frühen Blütenkuß. «

Kaum hat so das Weib gesprochen,
Blinkten Meer und Mondenschein —
Plötzlich hat sie abgebrochen!
Und sie lud die Gäste ein.

Menschen, kaum ans Land gesprungen,
Fühlten: Wald! Und lauschten: Wind!
O, das Meerlied — ausgeklungen!
Wer nicht träumte, war nun blind.

War ein Kind noch: traumumfangen?
Alle hatte Durst gequält:
Von der Ankunft Furcht und Bangen
Wurde spät noch lang erzählt.

Auf der Insel wilder Myrten
Ließ ein stilles Hirtenvolk
Sich von Nymphen, blind, bewirten,
Wunder gaben ihm Erfolg!

Später kam von dort ein echter,
Fabelbauender Poet,
Denn es hatten Urgeschlechter
Guten Samen ausgesät.

Jupiter hat Großes wollen,
Als Semelen er umschlang,
Und da nahmen dort die Schollen
Sein Begehren in Empfang!

Es lebt in dir, o Zeus, wie Menschen dich erfassen,
Die Rumpfnatur und unser Trumpf: die Götterwelt!
In dir sieht man die Riesen, die du haßt, erblassen,
Sie klammern sich an dich, wenn sie dein Arm zerschellt.

Zyklopen, die beim Absturz selber sich zerquetschten,
Hat noch der Kampf gegen die Göttermacht gestählt,
Als die Titanen einst zum letzten Male fletschten,
Ward noch ihr Satansatem Jovis Licht vermählt!

Sie haben sich versteinernnd, noch beim Todesringen,
Erkrallt und ihren Feuerodem selbst gehemmt;
Und schrecklich müssen ihre Leiber sich umschlingen,
Seit eine starre Kruste unsre Welt umklemmt!

So lebt in Zeus, was er besiegt hat und zerschmettert,
Die Felsenwucht, die unterm Spiegelmeer versinkt,
Der Lebenssturm, der über Wolken weht und wettert:
Der Menscheng Geist, der ihn im Marmelstein besingt!

Dein Mund verhaucht, o Jupiter, die Fluchtplejaden,
Und wenn du lachst, so flattern Nebelkinder auf:
Und können deine Blicke Wutblitze entladen,
Bezeugt dein Donnerwort den Ernst im Weltenlauf.

Gott, wolltest du von deinem Throne dich erheben,
So hätte alles Wollen seinen Tod erstrebt,
Du aber würdest still und friedlich weiterleben,
Da deine Allmacht nie vor einem Ende bebt!

Der Reichtum deines Wesens kann dir nicht erlahmen:
Schon ruht des Fatums Ewigkeit in dir vollbracht.
Die Weltgedanken drängen sich zu deinem Samen
Und werden Sterne oder Söhne: deine Macht!

Jetzt runzelt sich auf deiner Stirn der Menschheit Sorge.
Was trübt auf einmal deine heitre Majestät?
Die Furcht, daß sich der Geist ein andres Licht erborge,
Zu dem er einst, durch Leid vergöttlicht, übergeht?

O Zeus, du hehres Angesicht in Hellas' Mythen,
Du blaue Himmelsjugend, die sich voll verschenkt,
Nun weichst du einem Wüstengotte der Semiten,
Der in der Menschheit seine eigne Pein bedenkt.

O Rom, du unermesslich weiter Machtgedanke,
Du Riesenreich, doch ohne große Religion,
Lang widerstand Jupiter Stator nicht dem Zanke
Der fremden Gottheiten vor Vestas Thron.

Als sich der Römer vor den Feinden sicher fühlte,
Als kein Barbar Italiens Fluren mehr betrat,
Und ferne sich die Kriegswut der Quiriten kühlte,
Da ist die Zeit zum Geisterkampf in Rom genaht.

O Rom, du hast bereits zwischen den Ziegelmauern
Zu sanft und gut in trauter Blumenau geruht
Und konntest drum die Götterschlacht nicht überdauern,
Denn stärker als Cäsarenwut war Glaubensmut!

In Rom ward einst des Menschen Tempelbau beschlossen,
In den die Sonne durch die offne Kuppel scheint.
Ihr Licht ist in dem Raum zu jedem Gott geflossen:
Im Pantheon ward stolz der Weltolymp vereint!

Die Menschen wünschten wohl nur einem Gott zu dienen
Und ahnten kaum, welch Ei das in die Festung trug,
Sie wollten Numen lieben und erbauten ihnen
Den Streittempel, aus dem die Flamme plötzlich schlug.

Die Brandfackel warf einst der Arier Alexander
In eine Tausendglaubensstadt, nach Babylon,
Er schweißte damals viele Götter aneinander
Und setzte sich auf einen neugefügten Thron.

Doch wurde er, wie Babels Kult, ein Ungeheuer.
Er schwankte bald, und alle Tempel wankten mit,
In Babylon entstand ein großes Glaubensfeuer,
Und dort vollzog sich bald der Geister Rassenübertritt.

Die Ariergötter wurden männlicher und böser!
Der Rachegeist hat Asiens Staaten eingerenkt,
Gezähmten Wandervölkern aber wurde der Erlöser
Vom Sieger, als Versöhnung, in das Herz gesenkt.

Schon überkamen die Semiten Indiens Samen,
Hebräer schürten Asiens Gnadenlicht und Heil:
Die Arier handelten in Staatenschicksalsdramen,
Ihr Pfad zum Rassenaubruch war verkrümmt und steil!

In Rom erst wurde dieser Kampf ganz ausgerungen:
Die Geister sind zu ihrem Stamm zurückgekehrt,
Das Kreuz hat Asiens Überschwemmungsvolk bezwungen,
Das Judentum sich gegen Christi Wort gewehrt.

O Rom, o Rom, beschließ die Einheit deiner Sitten!
Du hast über den Weltenlauf zu kühl gedacht:
Die Römer horchten launisch zu, wenn andre stritten,
Ob Jahwe oder Jupiter die Welt gemacht.

Die Numen wechselten im Lande der Quiriten.
Stets nahm es Fremde auf und hat sie umbenannt;
Bald durften alle sich in Rom Altäre mieten,
Man hielt von keinem viel und wurde tolerant!

Der späte Römerglaube, Sohn von fremdem Boden,
Ward bald von anderen Asiaten fort versetzt;
Die Keuschheit aber lebte schon in hohen Oden,
Die Mutter Gottes hat die Vesta nicht verletzt.

Das Feuer ehrten stets Italiens Kinder!
Als das Symbol der Ehrfurcht ward es scheu geschürt.
Der Römer übergab ihm Lämmer, Widder, Rinder:
So hat er sich bei seiner Gottheit eingeführt!

Dem Müßiggang verdankt die Frau die frühe Achtung,
War sie es doch, die urkundig für Krieger bat:
Dem Tode schenkt, wer rastlos schafft, fast nie Beachtung,
Doch ist ein Fürwort gut, wenn man dem Ende naht!

Wie sind uns heute die Gefühle doch geschwunden,
Um die Geburt verschiedner Glauben einzusehn:
Wie hätte Christi Wort sich können voll bekunden,
Hätte kein Urkult dürfen zu ihm übergehn!

Nur der vermochte sich zu fremdem Leid zu neigen,
Der wohl die kleinen Freuden eines Volks verstand:
Wer nicht verschmähte, sich als Heidenfreund zu zeigen,
Empfing das wahre Heil aus der Apostel Hand!

Oft blieben Krieger, die ihr Leben wild verbrachten,
Als Christen selbst, den Sakramenten fern;
Und da sie sterbend erst ihr Seelenheil bedachten,
Vertiefte und verewigte sich der Avern!

Quiriten mochten nicht des Wesens Zartheit schonen!
Die Toten wurden vor dem Volk verbrannt,
Ja, Rom war froh, Bestattungsfeiern beizuwohnen,
Die Plebs der vollen Urbs kam gern herbeigerannt.

Die Stadt ergötzte sich an Trauerbacchanalien,
Der Römer hat in früher Zeit schon frei gepraßt!
Dem Heidenlenze folgten bald die Luperkalien,
Vom Schaulusttaumel ward das ganze Volk erfaßt.

Erlag ein Imperator durch Gewalt dem Tode,
Hat jeder Bürger sich voll Wichtigkeit gedünkt,
Er fühlte seine Rolle bei der Episode
Und liebte Romas Boden, wo ihn Blut gedüngt!

ORom, wer hat mit einer Wölfin dich verglichen,
Die nimmersatt die Völker um sich her verschlang?
Die Menschen hat schon bald ein Angstgefühl beschlichen,
Wenn Botschaft deiner Siege bis zu ihnen drang.

Dich fürchtete die Welt als Unhold voller Tücke,
Als bösen Dämon, der am Erdenrand besteht,
Sie glaubte, deine Schwere und Gewalt zerdrücke
Unwiderstehlich, was ein andrer Stamm gesät.

So seh ich dich in Menschen, die du im Triumphe
Durch deine Gassen fortschleppst bis zum Kapitol;
Legionen brachten deinem aufgedunsnen Rumpfe
Die Zufuhr, die ihn labt, denn immer war er hohl!

Zum Spotte und zur Marter zogen Todgeweihte,
In langem Zug, durch manchen aufgesperrten Schlund:
Die Siegespforten und das spöttische Geleite
Der Kriegsgefangnen gaben deine Bosheit kund.

So konnte der Besiegten Haß noch nicht erschlaffen!
Sie hatten ihre Ohnmacht freilich tief erkannt:
Und dennoch griff ihr Blick, voll Wut, zu eignen Waffen,
Die Rom zum Hohne neben den Besiegten band.

Die Männer blieben oft verstummt und wutvergessen,
Sie dachten still an neue, nahe Körperqual;
Die Weiber aber schrieen tierisch, wie besessen,
Erfasste sie die Schmerzensangst mit einemmal.

Dann wurden sie, ganz ungewohnt, länger zu denken,
Urpötzlich still und haben höchstens mitgebrüllt;
Die Römer aber schien die Stumpfheit arg zu kränken,
Denn Folterwut hat ihren Sinn bereits erfüllt.

Den Qualverfallnen sprachen sie von nahen Schmerzen,
So wurde der Gefangnen Bangen noch gereizt;
Sie wollten erst mit Schreckensgräueln scherzen,
Und haben dann mit ihnen keineswegs gezeigt!

Vertieft erschienen Römern meistens die Barbaren
Und nur die Augen kleiner Kinder hell und klug,
Ein Gott dünkte sich jeder unter diesen Scharen
Und war gewiß, daß er die Zügel würdig trug.

Der Feldherr mußte still an Alexander denken,
Wie er ihn einst auf einem Schlachtenbilde sah;
Er wollte so die Triumphatorrosse lenken,
Was auch voll Pathos und Gebärdenspiel geschah!

Dann ward des Vaterlandes glücklichem Befreier
Der Bürger Dank, beim Einzug, festlich dargebracht,

Ein Dichter hat, im Auftrage, zur Siegesfeier
Ein Widmungslied auf Romas großen Sohn gemacht.

O ruhmumstrahltes Rom, mit einer Riesenrose
Verglich dein Sänger dich im Abendpurpurglanz.
Er sah dich so, da Flammenfalter leicht und lose
Dich bunt umflatterten, als schwirrten sie zum Tanz.

Er nannte, Roma, dich die Blüte edler Freuden,
Den Baum der Griechengöttinnen am Tiberstrand,
Die Stadt, in deren Tempeln und Gebäuden
Der Geist des Plato die Gespenster Asiens fand.

Doch scheinst du, Weltstadt, mir, im klaren Sonnenlichte,
Ein Wuchtkristall, der jede Flutenflucht bezwingt;
Du birgst, in dir versteint, die halbe Weltgeschichte,
In der, zum Schutz, die eigne Sonderheit versinkt.

Du hast wohl fremde Sitten, andern Kult erworben,
Zum Spenden aber war dein Geist zu klein,
Vom Volk ward bald das Wort des Heilandes verdorben,
Und statt Vergessen lugte Trug aus deinem Wein.

In Rom erschien der Griechen wunderleichte Muse
Und hat sich an Italiens Lichtfeldern erfreut,
Die Urbs jedoch blieb eine rohe Riesendruse,
Die alles aufsog, was ein freier Geist verstreut.

Das Lied verknöcherte in steifen Gönnerbanden,
Die Kunst war schon vor Alarich in Rom verscharrt,
Das Nazarenertum hat kurze Zeit bestanden,
Zu toten Formen ist sein Feuertum erstarrt.

Du wuchsest, Urbs, ohne das Weite zu erstreben!
Die Flora Asiens scheint in dich hineinkristallisiert,
Du konntest dich mit dumpfem Punierprunk umgeben,
Der Rom, das große Erdmuseum, zierte.

DER ZIRKUS

Aus den Häusern, von den Schollen
A-Reißen sich die trägen Haufen,
Denn der Weckruf ist erschollen,
Wilde Bestien werden raufen!
Ja, im Zirkus gibt es heute
Einen Kampf von Gladiatoren,
Dann zerfleischte Christusbräute!
Alles drängt schon zu den Toren,
Hin zum Zirkus der Cäsaren;
Römer, Griechen, Skythen, Mohren
Können da sich bunt gewahren.
Kinder gingen schon verloren,
Mütter fangen an zu kreischen,
Und gepreßte Kinder krächzen;
Vorwärts wollen alle dringen,
Um sich, selbst durch Schreien, Ächzen,
Ihren Einlaß zu erzwingen.
In dem großen Menschenknäule
Können Diebe Beute haschen
Und im großen Angstgeheule
Ihre Opfer überraschen.
Vor den argbedrängten Pforten
Und auch drinnen, auf den Stufen
Des Theaters, allerorten,
Fangen Stimmen an zu rufen:
Bestien seien ausgekommen!
Menschen, die zu rasch geklommen,
Um sich Plätze zu erstürmen,
Die im großen Zirkusbogen
Sich als Stufen übertürmen,
Wollen wieder niederwogen;
Andre hergerannte Leute
Aber bleiben trotzdem hocken!
Draußen noch kam eine Meute

Durch die Aufregung ins Stocken,
Da sich in den engen Gassen
Eine Menschenmenge staute,
Die sich durch die Schreckenslaute
Hat von Angst erfassen lassen!
Endlich drängt die Pöbelschlange
Vor bis zu den letzten Sitzen,
Und die Menge kann nun lange
Noch, im Zirkus wartend, schwitzen.
Diese ganzen trägen Massen,
Die das Welttheater füllen,
Wird, sobald die Bestien brüllen,
Wilder Taumel rasch erfassen;
Alle werden ihre Blicke
Gleich zum grausen Schauspiel wenden,
Wo durch Bisse im Genicke
Menschen ohne Kampf verenden!
Andre, die sich etwas wehren,
Werden wild zerfleischt verrecken,
Um ein neues Blutbegehren
Ihrer Zuschauer zu wecken!
Ja, die ganze tolle Meute
Wird dann mit erhobnen Händen
Rings, für ihre Menschenbeute,
Tigern lauten Beifall spenden.
Reichgeschmückt ist das Gelichter,
Das da wartet: die Gesichter
Sind gerötet durch die Hitze,
Und darüber fallen Witze;
Römer lachen und verspotten
Alle fremden Prachtgewänder,
Denn der rombeherrschten Länder
Bunte Völkermassen rotten
Sich im Zirkus bunt zusammen.
Nicht allein das Blutvergießen

Kann das Publikum entflammen,
Noch das grause Bauchaufschlitzen
Durch die scharfen Krallentatzen
Völlig wilder Wüstenkatzen
Einzig alle unterhalten.
Nein, man lacht und spottet gerne
Über schlechtgeschminkte Falten,
Und was sonst das Hochmoderne,
Blonde Locken, Flachsperücken
Reicher schöner Adelsfrauen,
Die sich fast barbarisch schmücken,
Um berückend auszuschauen!
Heute wird man auch die Priester
Fremder Völker hier verlachen,
Denn die bleiben meistens düster,
Wenn die andern Späße machen.
Unten staubt schon ein Geknülle,
Doch man kann nichts klar erkennen
Und vernimmt nur Wutgebrülle.
Wilde Schaulüste erbrennen,
Ganze Zirkusreihen schreien
Auf das Staubgewölke nieder,
Viele Stimmen prophezeien
Dem und jenem krumme Glieder.
Kaum verweht die Balgerwolke,
Steht in ihrem Katzenruhe
Eine Bestie vor dem Volke,
Und schon fliegt so manche Blume
Zu den Tigern, die die Christen,
Vor den Blicken Roms, zerfetzten.
Römer wollen sich nun brüsten,
Daß sie wahrlich nicht die letzten
Seien, die imstande wären,
Gästen, die sie zu sich luden,
Ein Spektakel zu gewähren!

Nubier freuen sich und Juden
Und ganz ebenso Germanen,
Allen ist bereits das Morden,
In geschloßnen Zirkusbahnen,
Ein Bedürfnis fast geworden!

Sieh Rom, es gleicht dein rundes Prachttheater,
Das du der Volksbelustigung geweiht,
Fürwahr dem größten Menschenflammenkrater,
Der Brunstglut wuchtvoll über sich verspeit.

Hier wird von Rom Erlesenstes geboten,
Denn als es den Theaterbau begann,
Versuchten Künstler alles zu verknoten,
Was je der Geist voll Trefflichkeit ersann!

Da wurden auf Korinthos' schlanke Säulen
Etruriens Bögen wirksam aufgesetzt,
Und Hellas' Helden mit geschwungnen Keulen
In Marmor und in Travertin gemetzt!

Die Stufen senkten sich vom Aventine
Zum Tale unterm steilen Palatin,
Dem Hügel mit dem Kaiserbaldachine,
Um den geträumte Geier ziehn.

Das war die größte Rennbahn unsrer Erde!
Sie hat elliptisch Steinpfeiler umkreist.
Dort bäumten sich die erzgegoßnen Pferde,
Die weither übers Meer nach Rom gereist.

Selbst Obeliske sollten lichtwärts sich erheben,
Auch Sphinxen gab es rings in großer Zahl,
Die Wölfin säugte Rheas Brut daneben,
Der Zirkusherkules war kolossal.

Ich ahne einen Zirkusbrunnen,
Der zwischen stummen Numen plaudert,
Und Buben stechen mit Harpunen
Ins Spundtier, das zu speien zaudert.

Darunter ruht ein Marmorbecken,
Das Steintritone wuchtig tragen,
Und aus den Plätscherfluten recken
Sich Kinder heitrer Wassersagen.

Als Nixen spielen sie und spritzen
Die Flut zu losen Luftplejaden,
Und aus den Nebelhemdenschlitzen
Der Weibchen rieseln Gischtkaskaden.

Ich höre Abendhauche säuseln
Und sehe Wimpel, die sich schlängeln,
Ich merke, wie sich Kämme kräuseln
Und langsam aus dem Becken drängeln.

Da überspannt die starken Wogen,
Die windbewegt rasch niederschlagen,
Mit einemmal ein Regenbogen,
Den goldne Sprudelfluten tragen.

Der Abend hält die Welt umschlungen,
Der Dinge Lichtringe zerrinnen,
Und lauter goldne Wolkenzungen
Beginnen Stimmung zu gewinnen.

So fliegt denn fort, ihr Himmelszeichen,
Verklagt die blutigen Zäsaren,
Erzählt von stummen Bruderleichen
Den Scharen, die Begeistrung wahren!

Entflattert durch den fernen Äther,
Und Pflügern, die ums Wetter fragen,
Erzählt als rastlose Verräter
Von Zirkus und Cäsarenwagen!

Erklärt euch Völkern, sprecht zu Numen,
Und gibt es wirklich Rachegeister,
So ruft sie auf, und aller Krumen
Befruchtungswunsch sei Cäsars Meister!

Zu Ottern sollt ihr Wolken werden,
Und laßt ihr euch vom Gluthauch tragen,
So mögt ihr fern mit Lämmerherden
Im großen Blau zusammenschlagen.

Ein Wolkenwidder wird sich wehren,
Ihr aber sollt nur Rache schreien;
Mit Blitzen streckt die Lümmelbären:
Der Donner muß den Lenz verleihen!

Das Kriegsvolk, das den Blitz betrachtet,
Wird sich für Speer und Schild entflammen,
Der Priester, der sein Opfer schlachtet,
Hört Götter donnernd Rom verdammen!

Ihr Dünste sollt dann hagelschwanger
Die Wolkenbotschaft weiter tragen,
Und trifft ihr Bauern an am Anger,
So müßt ihr sie vom Felde jagen.

Zerschlagt die Äcker der Barbaren,
Die feig um ihre Herde lungern,
Erweckt den Neid auf die Cäsaren
Und laßt die Friedlichen verhungern!

Das Taggerüst steht jetzt in Flammen,
Die Ordnungswelt scheint zu verlohnen,
Profile, die von Phöbos stammen,
Entweichen vor Hephästos' Thron.

Den Marmor haben Abendstrahlen
Im Zirkus bis aufs Blut verletzt,
Und heiser wird von Marterqualen
Voll grauser Lüsternheit geschwätzt.

Ein Schiffer spricht dabei von Feuern,
Die er auf Masten oft erblickt,
Und sagt: »Dann muß man furchtsam steuern,
Da sie ein Gott zur Warnung schickt!«

Auf einmal wird es auch, als schwirrten
Arenafammen hin und her;
Sie fallen auf, und stille Hirten
Erschreckt ein irres Lichterheer.

Das Abendblut ist abgewaschen.
Der Himmel sieht getigert aus.
Jäh wird die Nacht Rom überraschen,
Doch lähmt sie nicht den Zirkusbraus!

Noch suchen Reiche mit dem Schmuck zu protzen
Und halten Wertsachen ans Licht,
Geschmeide, die von Feuer strotzen,
Behalten Diebe lang in Sicht.

Auf einmal glimmt der Himmel röter,
Die Sterne scheucht ein Glanz zurück,
Doch schimmern nur die Christentöter
In ihrem Ruhm und Schlächterglück!

Ein Morgen graut am Firmamente!
Im Zirkus blickt sich niemand um:
Jedoch die letzten Erdmomente
Der Opfer machen Frauen stumm.

Die Hatz hat noch nicht ausgewütet.
Nun ist die Blutgier voll erwacht:
Noch dünkt sich niemand ganz vergütet,
Viel eher um sein Geld gebracht!

Die Menge lechzt und schreit zum Kampfe!
Der bringt ihr endlich rote Lust.
Sie liebt das wühlende Gestämpfe
Der Bestie auf des Opfers Brust.

Der Zirkus weckt die Kriegsbegierden,
Die Lust zu plündern lodert hell:
Der Mensch hängt, trotz Manier und Zierden,
An Schlächtereien und Bordell!

Er will am Abend Lust erreichen,
Er ist durch tolle Brunst erhitzt;
Und mancher denkt sich einzuschleichen,
Weil er kein Kaufgeld mehr besitzt.

Im Zirkus sterben ringsum Christen,
Nach Reihen steigt die Leichenzahl,
Verreckte gibt es mehr als Kisten,
Und noch fließt Blut durchs Marmortal.

Schon schwelgen die Patrizierkinder
Im Vorgefühl vom Bacchanal:
Sie sind obszöne Lustempfinder
Und treffen für die Nacht die Wahl.

Die Weiber, die mit Lümmeln flüstern,
Sind bleich und meistens geil und dick
Und haschen mit dem Buhlen lüstern
Noch eines Christen Sterbeblick.

Das letzte Augenlichtgeflacker
Erfreut sie, weil es Wut erwühlt;
Dann wird, beim Bacchanal, der Racker
Und Metzen Sinnenlust gekühlt!

Nun sind der meisten Menschen Züge
Bereits vertiert und schweißbedeckt,
Doch keiner sah noch zur Genüge,
Wie Tiger Menschenblut geleckt.

Im Zirkus liegen lauter Leichen.
Die Opfer haben ausgezuckt.
Die satten Bestien aber schleichen
Durch Leiber, die sie halb verschluckt.

Es schließt das Leid, in Liebestriften
Des Jenseits, unsre Lust mit ein:
Das Unheil, das wir boshaft stiften,
Macht unsre Opfer froh und rein.

So zieht denn hin, ihr tapfern Christen,
Dem Märtyrer ist Licht bestimmt!
Wozu ein blasses Leben fristen,
Wenn dort, in euch, das Lamm erglimmt?

Die Menschen sind vergangne Schafe,
Die der Zerstörer wild zerstreut,
Dort ferne, hinterm Grabesschlafe,
Erscheint der Hirt, der uns erfreut!

Die Freiheit und die Zucht sind Geister,
Die man auf Erden blind verjagt,
Das Jenseits hilft dem edlen Meister,
In dessen Kunst die Wahrheit tagt!

Ihr Christen, euer weißes Sterben
Ist wirklich ein beherztes Werk,
Ihr mußtet euch in Rom verfärben
Und glänzt dafür auf Zions Berg.

Auch euren Feinden wird verziehen,
Sie gehn mit euch bei Jesu ein:
Es wurde ihnen Wut verliehen,
Um eurer Unschuld Hort zu sein!

Siebenfache Bogengänge
Überwinden ihre Schwere,
Und sie wölben über Hänge
Sich empor zum Belvedere,
Wo ein Kaiser ungezügelt
Seinen grausen Lüsten frönt.
Krauses hat er oft erklügelt,
Doch an seine Staatsverwaltung
Hat die Welt sich bald gewöhnt.
Sie erbaute ohne Murren,
Was der Träume Prunkentfaltung
Eines Kaisers je an Schnurren
Und an bunten Luftgebilden
Nur begehrte! Hängegärten
Wurden steil von Künstlergilden
Und assyrischen Gelehrten,
Mit dem Gelde aller Länder,

Aufgebaut und ausgestattet.
Und der römische Verschwender
Sitzt, von Palmen überschattet,
Auf dem goldnen Herrscherstuhle,
Den die schönste Zierat schmückt:
Neben ihm ruht seine Buhle,
Deren Lächeln ihn beglückt.
Auf des Zirkus Marmorstufen
Liegt die Welt zu Neros Füßen,
Die ihn feierlich mit Rufen
Und Applausen will begrüßen.
Plötzlich aber faßt ihn Schwindel,
Vom verachteten Gesindel
Hört er sich als Gottheit preisen,
Und beglückt durch das Gejohle,
Läßt er tausend Gäste speisen!
Denn es liegt ihm viel am Wohle
Seiner freien Untertanen,
Die in ihm Apollo ahnen.
Jede Kehle schreit sich heiser,
Denn soeben ist der Kaiser
Aufgestanden: und zum Lohne
Winkt er jetzt von seinem Throne.
Wird er auch Befehle nicken?
Ringsum sieht er bleiche Schranzen
Auf die Kaiserwimpern blicken,
Und es wachen Prätorianer
Links und rechts mit blanken Lanzen.
Steil, in Stein, als Wegebahner
Stehn Kentauren bei den Treppen.
Schwarze Sklaven aber schleppen,
Über Nero hoch erhoben,
Wunderbare Flimmerschilder:
Dieser Einfall ist zu loben,
Denn das sind die Ebenbilder

Ewig funkelnder Gestirne,
Die dem Kaiser und der Dirne,
Die er heute nacht wird küssen,
Stets gehorsam folgen müssen!
Nero geht mit seinen Gästen
Jetzt nach Hause, und von Westen
Speit ein Riesenungeheuer
Ihm die unverdauten Feuer
Eines Tages schräg entgegen.
Dieses Tier scheint sich zu regen:
Greift es gar nach Romas Zinnen,
Die sich immer dunkler röten?
Soll ein Brand der Urbs beginnen
Und die Stadtbewohner töten?
Rom sieht spät den Tag verglimmen
Und die Gluten sich verfärben,
Doch zum Kaiser flüstern Stimmen:
»Bau ein Rom auf Romas Scherben!
Willst du dich mit Zeus verbünden,
Mehr als Helios sollst du können!
Um die Sonne dir zu gönnen,
Mußt du aber Rom entzünden!«
Kaiser Neros Blicke schweifen
Jetzt zum Meer, das sie als Streifen,
Wie ein blutigrotes Zeichen,
Voll Bedeutung, noch erreichen.
Feuerkämme überragen
Albalongas Berggelände,
Hohe Lohezungen schlagen,
Aufgewühlt durch Riesenbrände,
Hinter jenen Hügelketten,
Wie aus Kratern, in die Lüfte!
Doch die Straße stiller Stätten,
Wo die großen Römergrüfte
Ernst aus der Campagna steigen,

Wird nun bald im Dunkel rasten
Und ihr Farbenflimmer schweigen.
Auf den höchsten Gräbern glasten
Jetzt bereits die letzten Schlacken,
Und auf steilen Mauerzacken
Glimmern auch nur Einzellichter,
Denn die Finsternis wird dichter!
Etwas später erst beginnen
Des Gebirges steile Wände
In den Schneefeldern und Rinnen,
Wie in Blut getauchte Hände,
Plötzlich wieder aufzuglühen,
Um ihr Gold rasch zu versprühen.
Nero sind die grellen Scheine,
Vor dem Aufbruch, noch erschienen:
Und er denkt, der Berge Weine
Sich bei Festen zu bedienen!
Romwärts will er jener Täler
Reiche Purpurfluten lenken,
Daß die künftigen Erzähler
Ihm einst Anerkennung schenken,
Denn durch Kaisers Träume spukten
Asiens rote Bacchanalien
Als ein Rauschzug durch Italien.
Und auf Riesenaquädukten
Sieht er nunmehr rote Weine
In den Zirkus sich ergießen
Und sich selber, im Vereine
Mit dem Volk, die Pracht genießen!
»In den spätern Naumachien,«
Sagt sich Nero, »werden Fürsten,
Herrscher ferner Monarchien,
Die nach Ruhm und Reichtum dürsten,
Nur vor Römern dann verenden!
In noch andern Wasserschlachten

Will ich Haifische verwenden,
Denn ich weiß, vor mir schon brachten
Kaiser grause Krokodile
In den Zirkus. Doch mein Wille
Ist noch größer und viel weiser
Bin ich, Nero: Gott und Kaiser!«
Lange, lange muß es währen,
Bis der Zirkus sich vom Haufen
Schwüler Gäste kann entleeren.
Endlich wird man sich verlaufen,
Um in engen, dunkeln Gassen
Oft sein Letztes zu verprassen!
Draußen will sich alles letzen:
Dichte Schatten aber setzen
Sich im leeren Zirkus nieder:
Alle Flämmchen rings zerstieben,
Nur ein Saum wie Frühlingsflieder
Ist am Marmor noch geblieben!
Roms verruchte Hurenschenken
Werden Lüstlinge umringen,
Um erst drinnen nachzudenken,
Wie den Abend zu verbringen!
Ungeheure Gruppen branden
Vor dem gelben Tiberwalle:
Ein'ge können drüben landen,
Doch der Thermen Marmorhalle
Hat auch Massen aus den Gassen
In ihr Inneres gezogen.
Nun verebben vieler Rassen
Aufgewühlte Pöbelwogen.

DAS BACCHANAL

Ganz stille wirds in Neros finstern Garten,
Wo die Zypressen auf die Winde warten,
Um laut zu ächzen und zu stöhnen.
Und in den Nischen gibt es Marmorbecken,
Auf denen Flammen aufwärts lecken,
Um Götter mit der Erde zu versöhnen!
Der Kaiser sieht sie mit Geknister lohen
Und trockene Bäume in dem Hain bedrohen.
Es muß ihr Rauch sich im Geäste sammeln,
Wo sich beschwingte, lose Windesschlangen
Im dunkeln Kronendickicht mitverfangen,
Da Pinienhäupter ihren Weg verrammeln.
Umkreist von einem matten Irisbogen,
Kommt nun der volle Mond heraufgezogen!
Er ist vom vielen Wandern wohl ermattet,
Er scheint ein trunknes Auge, rot verschwommen:
Der Kaiser merkt es kaum, daß er erglommen,
Da ihn der Pinienhain tief überschattet.
Er läßt sich in den Gang der Orchideen
Und Rosen, die ihm Duft entgegenwehen,
Von seinen Lieblingssklaven tragen.
Er will sich an den Blütendüften weiden
Und Lärm und Lust der Nebenmenschen meiden,
Denn nicht mehr zieht es ihn zu Trinkgelagen.
Der Kaiser denkt jetzt an das Götterende.
Oft wars, als ob man Botschaft sende,
Wenn Schnuppen lautlos durch den Äther schwirrten,
Es werde Zeus von seiner Höhe stürzen!
Und irrte er dabei zwischen den stillen Myrten,
So konnte ihm der Fall die Nacht verkürzen.
Die Gäste trinken nun beim Bacchanale
Falernerwein aus tiefer, goldner Schale;
An Schönheit kann sich jeder Gast entzücken:
Gelöst sind Romas ernste Ehebande,

Denn eine große einzige Girlande
Umfährt die Menschen, die sich frei beglücken.
Es frönt in Neros marmornem Gebäude,
Wer fröhlich ist, der tollsten Sinnenfreude.
Er ließ die Wände wunderbar bekränzen,
Und um die Würde festlich abzumildern,
Verhängte man den ernsten Stein mit Bildern
Und schuf im Riesensaale Blumengrenzen.
Wenn Römer ihre Marmorhallen bauen
Und in die Säulen tiefe Rinnen hauen,
So bleibt die Felsenwucht doch ganz dem Steine,
Und wenn die Künstler längst zu Staub zerfallen,
So lebt das Märchen steiler Marmorhallen
Noch fort und schafft sich langsam Trauerhaine.
Die Säulen zeugen stumm von Sklavenleiden,
Und wenn sie Glutblumen im Herbst umkleiden:
So sprüht als Rankenschmuck das Blut der Toten
Noch rot hervor in dem Erinnerungsgarten
Der vielen tausend fern und längst verscharren
Gemarterten, Gefangnen von Despoten!
Sanft blinken weiße Tempel durch die Lauben,
Und um die lauten Brunnen gurren Tauben.
Der Säulen rassescharfer Kannelierung
Entspricht des Dorers adlige Regierung:
Die Hallen zeugen rings von Jugendstärke,
Und stolz auf die Gedankenwelt der Sagen,
Die sie in Stein gemetzt zum Lichte tragen,
Sind diese Bauten traute Meisterwerke!
Versuchte Rom das Schönste sich zu bieten,
So griff es zu den heitern Griechenmythen
Und zauberte sich lieblichste Gelände
Der Odyssee auf rotgetünchte Wände.
Gestalten, die im Trojerkrieg erscheinen,
Lustwandeln in Elysiums heitern Hainen:
Geschmackvoll, unter Heldenepisoden,

Bedecken Seidenkissen Mosaike
Mit ihren Fabelwesen der Antike,
Denn jeder Gast singt, trinkt, versinkt am Boden!
Auf andern Wänden leuchten Luftgestalten
Und blonde Knaben, die Girlanden halten,
Doch von der Decke eines hohen Saales
Beschauen lauter wohlgepflegte Numen
Die muntern Menschen, reichgeschmückt mit Blumen,
Und freun sich am Gebraus des Bacchanales.



Es leben im Weine rebellische Kräfte!
Denn wenn sich der Sommer mit Wolken bedeckt,
Als ob er den Abbruch an Sturmsegel hefte,
So wird auch die Wutglut der Reben erweckt.
Das Erdfeuer will dann sein Wollen bekunden
Und bleibt nicht mehr länger in Trauben gebunden,
Nicht fügt sich das Blut einem Sonnenverzichte,
Das gärt und das sucht seinen Ausbruch zum Lichte!
Solange sich Reben auf Lichthügeln weiten,
Wird Sonnenbegehren den Menschen begleiten,
Denn Traubensaft stärkt uns beim tollkühnen Wagen
Und läßt selbst den Schwankenden nimmer verzagen!
Der Wein ist die Frucht, die den Wildwald vertrieben,
Und froh ein Begleiter des Menschen geblieben,
Er soll zur Berausung und Freude gedeihen,
Geplagten das Jahr hindurch Lichtlust verleihen;
Er bleibt seinem Pfleger, als Lustspender, treu:
In beiden sind Liebe und Lenz ewig neu!
Drum reift nicht der Same allein in den Früchten:
Auch müssen sich Gluten als Räusche verflüchten!
Berauschen uns Trauben, vom Sommer geschwängert,
So wird unsre Jugend und Wollust verlängert.
Drum sing ich, und trinkst du zum wärmenden Weine,

Damit uns ein Leben urwillig erscheine:
Der Mensch will die Schönheit zur Freude genießen,
Nicht soll meiner Liebe die Frucht nur ersprießen,
Dir müssen der Seele auch Träume entschweben:
Kultur ist ein bacchisches Erdglutenleben,
Und wenn sich die Menschen, aus Traumlust, umschlingen,
So soll sie das Feuer der Erde durchklingen;
Und wenn sie, berauscht, tausend Freuden entzünden,
Befruchten sich Seelen in heimlichen Schlünden!



Ein Weib im Saal vergißt des Adels Hoheit.
Die Brunst erhitzt die Lust zu schwüler Roheit.
Das Marterschauspiel voller Blutvergießen
Erweckte schon ein dumpfes Fleischgelüste,
Und als sie einen Sklaven brünstig küßte,
Begann sie toll in Wollust zu zerfließen!
Der Jüngling ist im Zirkus aufgefallen.
Sein rotes Kleid, die blanken Achselschnallen
Gefielen dort sogleich verschiedenen Frauen,
Und eine treibt mit ihm die süßen Händel!
Noch schwingt zu ruhelos ihr Seelenpendel:
Sie kann sich nicht am Kind zufriedenschauen,
Sie küßt sein Haupt und seines Haares Rosen,
Doch fühlt sie ihre Gier noch wilder tosen.
Sie hält sein teures Wesen hold im Arme.
Nein, Lüste sind es, die sie halb ersticken:
Jetzt sieht sie Bilder sich entgegnicken,
Und Finger winken ihr im Traumlustschwarme!
Gar feurig glühn des Knaben dunkle Augen,
Sie herzt ihn innig, seinen Hauch zu saugen,
Doch treulos schwelgt ihr trübes Lustempfinden
Bei einem andern, der bereits erblaßte,
Und dessen blondes Haupt sie nie umfaßte!

Sie sah ihn kaum, in wildem Schmerz, sich winden
Und seinen weißen Leib im Blut verschwinden —
Er ist dahin, sein heller Blick gebrochen:
Hat er sein letztes Sterbewort gesprochen?
O könnte er im Traume noch erscheinen,
Um Unverständliches ihr zuzuraunen
Und sie mit blauen Augen anzustauen!



Das Weib erfaßt Wehmut — fast weint es um Weite:
Die Seele mag atmen und drängt in das Freie,
Sie will, daß der Buhle sie schweigend begleite!
Auch regt schon der Morgen, voll heimlicher Weihe,
Die eigene Stimme aus rauschender Breite.
Das Murmeln und Singen vom innersten Werden
Befreit ein Erwehtsein von Erdenbeschwerden.
Sie fühlt sich so locker, voll traurem Entzücken,
Statt sinnlichem Fiebern ein seelisches Schwingen:
Sie glaubt nun, sie könne den Sorgen entrücken,
Und horcht auf ein erdhaftes, innerstes Klingen.
Beim Wandeln im Parke erschauert das Paar,
Die Wunder der Welt sind ihm nahe und klar.
Es sieht, wie verwundert, die Stille sich weiten
Und ruhige Sterne die Nachtbahn durchschreiten,
Und beide erkennen die Urzwistigkeiten:
Sie meinen, es dürften die Winde nachlassen,
Und dennoch kann nachttiefer Braus sie erfassen!
Die Nebel entsteigen der goldenen Ferne,
Da spiegeln die Seelen zufriedene Sterne:
Die Umwelt wird munter, und Rom liegt im Schlummer,
Auf Wolken wie Kissen verschläft es den Kummer!
Fast leichenbleich scheint jetzt die Herrin der Länder,
Wo bleibt das Gebraus seiner Menschenverschwender?
Die Berge erschimmern in ruhigen Linien,

Dem Nebelfeld draußen entragen vier Pinien.
Im Park ein Narziß, wie Ovid ihn sich dachte,
Beschaut sich im Schloßteich und horcht auf sein Rauschen:
Ihm wird, als ob Stille bei Sehnsucht erwachte,
Denn immer noch scheint er aus Marmor zu lauschen.
Er fragt und befragt sich im schlummernden Weiher.
Der Geist dieser Statue begreift nicht das Schweigen!
Dann hüllt er sich langsam in flimmernde Schleier,
Da ringsum der Tau fällt und Lichter entsteigen.
Nun werden die Tropfen noch wachsen und schwellen
Und endlich wie schimmerndes Obst sich erhellen,
Wie Keime zu Augen und Knospen ersprießen.
Bald wird auch der Tau sich dem Tage erschließen,
Dann sollen die Tropfen das Sonnenlicht empfangen,
Um fallreif und flimmernd im Garten zu prangen.
So sehnt die Natur sich, mit wuchtiger Brunst,
Der Dämmerung entgegen. Auch schwankt schon der
Dunst:

Er zweifelt, ob heute das Goldlicht obsiegt!
Vielleicht naht ein Tag, da kein Nebel auffliegt:
Doch nein, denn schon fiebert das Leben nach Licht,
Das Taukränze morgens sich flicht und — durchbricht!

Die Kuppen der Berge sind Eisgötterzelte,
In Triften, auf Felsen liegt überall Schnee,
Im Tale erdrosselt der Frühling die Kälte,
Und oben verschanzt sich die Winterarmee.

Wenn westliche Winde dann wonniglich wehen,
Ergrünt um die Eisburg ein lebender Wall,
Die silbernen Panzer verschrumpfen, zergehen,
Und Waldstimmen lispeln vom Schneefestungsfall.

Bald sieht sich der Winter im Lager umzingelt:
Er reißt seine Zelte ab, laut ist die Wucht!
Schon hat sich der Schnee so wie Leinwand geringelt
Und stürzt als Lawine hinab in die Schlucht.

Nun tragen die Flüsse die Lenzbotschaft weiter,
Die Schneereste schmelzen, vermischt mit dem Gischte,
Auch blühen die Mandeln, der Himmel wird heiter:
Der Winter hat weithin Italien erfrischt.

Den Gießbächen jubeln die Schwalben im Tale
Voll Freude entgegnend: der Obstabhang blüht,
Das Wasser entbraust jedem Bett und Kanale:
Der Frühling kam diesmal so kühn und verfrüht.

Die Tauwinde kräuseln sich laue Gefilde,
Da tauchen die Blüten wie Schaumkämme auf,
Die Weiten umschlingt ihre milchigste Milde,
Stets weißer, bloß weiß wird des Lichtlenzes Lauf:

Wie Inseln, umbrandet von schäumenden Wässern,
Erscheinen die Villen, in blühender Au,
Und bergen die Träume von Daseinsvergessenern,
Denn oft wohnen Denker in marmornem Bau.

Oft rastet die Flut dort, um ruhig zu wirken,
Und rings bilden Myrten und Schlehdorn den Hag,
Jetzt treiben sogar viele Linden und Birken,
Und zwischen den Blättern liebäugelt der Tag.

Die langen Alleen beschatten Zypressen:
Ein Teich aber scheint sich durch Rosengerank,
Das knospende Dickicht im Park einzupressen,
Und Lorbeer umdunkelt den Gartenflutgang.

Dem Weiher entragt steil die Inselterrasse.
Sie gleicht einem Schiffe, das Wasserkraut hemmt:
Im Seerosensumpf steckt die breite Rumpfmasse,
Von Blüten ist auch das Verdeck überschwemmt!

Dort oben, am Steinboot, im Frühlaub verborgen,
Enttaucht eine Statue, der Flora geweiht,
Für Lenzopfer braucht da kein Mädchen zu sorgen:
Der Ort heißt: das Glück, wo die Kirsche gedeiht.

Es stellte der umbrische, edle Gestalter
Des Bildes die Reine ins friedliche Grün:
Jetzt singen die Vögel und tanzen die Falter
Davor und umher, wenn die Sträucher erblühen.

So braucht ihr kein Mensch seine Huld zu bezeugen,
Und bleibt auch das Standbild im Dickicht versteckt,
So mögen die Bäume sich weiter verneigen,
Und jährlich wird Frühlingsglück wieder erweckt!

O Flora, du hast dein Italien der Kriege
So herrlich mit Blüten und Träumen verschönt,
Dich hätte das römische Volk nach dem Siege
Von Herzen zur Göttin der Liebe gekrönt.

Doch brachten Gelehrte, verzückt, Aphrodite,
Nach Wanderungsjahren, aus Griechenland heim,
Sie senkten den Blick in die Herzensgebiete,
Das Meer aber gab seinen Erdhimmelsreim.

Die See offenbarte auch ihnen die Liebe
Und hat ihre Rätsel stets weiter entrückt,
Sie zog sie hinein in ihr Wellengestiebe
Und hat sie belehrt und doch niemals beglückt.

Wer liebt nicht den goldenen, sichtbaren Bogen,
Das Ende der Welt, das sich ewig entdehnt?
Du weißt wohl und fühlst, du wirst immer betrogen,
Und doch folgt ihm stets, wer sich fort von sich sehnt.

Und oftmals erblickst du auch Inseln von Streifen,
Wie Reifen, mit Flimmerjuwelen, umsprüht:
Der Mann will das Eiland erreichen, begreifen,
Und löst seinen Gürtel, der Keusches umglüht.

Der Grieche zumal schäumte leicht durch die Wogen!
Er hat lauter Fernen lebendig erfaßt:
Das Meer ist den tollkühnen Männern gewogen
Und trägt seine Last oft zu traumreicher Rast.

Drum hat sich den Griechen der Zauber des Meeres,
Am Strand ihrer Inseln, voll Schönheit enthüllt.
Sie sahen am Morgen auf einmal ein hehres,
Lichtinniges Weib, ganz von Erdbrunst erfüllt!

Das war Aphrodite! Auf schäumenden Kronen
Erschien sie und hat ihre Urmilch verschenkt:
Sie wollte die Kühnen am vollsten belohnen
Und hat Jungfrauenaugen vor ihnen gesenkt.

Als Rom von Athen seine Venus empfangen,
Da wurde Italien um Flora gebracht!
Nur selten durchglühte die Lust ihre Wangen:
Doch so ist die Keuschheit der Blumen erwacht.

O Flora, dich hätte kein Christkind vertrieben,
Du wärest, als Göttin der Liebe erkannt,
Die Erdmutter Gottes, die Urfrau geblieben,
In der uns Geburtsglut der Gnade entbrannt!

Du Ewigkeitsweib, holde Flora, wir flehen,
Du UnerkanntEinsame, die nicht erstirbt:
O lasse dein Wesen die Erde umwehen,
Da Jugend im Dufte sich sucht und erwirbt!

O lasse entwurzelte Seelen durch Kränze
Noch einmal am Erdhauch sich bitter erfreun,
Im Duft schwankt der Sinne und Urfühlungsgrenze,
Drum magst du mit Reuetau Blüten bestreun!

O Flora, du hättest, als Göttin der Liebe,
Den vollen Gefühlen des Volkes verwoben,
Als Hochmal der Hoffnung im Schreckensgetriebe
Der Kriege, die Seele der Römer erhoben.

Das Heiligtum deiner vollendeten Güte,
O Flora, erglühte bereits in den Herzen
Der Streiter, in denen ein Wunschgarten blühte,
Um einst dort zu rasten und Gram auszumerzen!

Den Römern erschienen auf Gipfeln, in Triften,
Sowie in der Wüste die lieblichsten Gärten,
Und wenn sie den Ozean furchtlos durchschifften,
So sahen sie Fluren, die Frieden gewährten.

O Flora, dich seh ich ein Glücksland enthüllen:
Du zeigst heitre Villen an Bajäs Gestaden,
Die Greise, zu Jünglingen eifernd, erfüllen,
Und lauter noch plaudern versteckte Kaskaden.

Umrauscht vom wildsausenden Brandungsgebrause,
Erscheinen Terrassen, die Pfade verknüpfen,
Und diese geleiten zu marmornem Hause,
Um wieder im Dickichte schnell zu verschlüpfen.

Die Villen entstanden im Sinne Vitruvius':
Im Wasser erspiegeln sich feurige Schlangen,
Die rund um die Hänge des nahen Vesuvius
Wie kupferne Klammern und Glutspangen prangen.

Ja! Hasche wie Aale und blutrote Fische,
Enthuschen bei Bajä dem flimmernden Gische,
Und hie und da hörst du ein seltnes Gezische,
Wenn plötzlich das Mondtier die Glutbrut erwischte.

Ogroßes Rom, mit deinen stolzen Marmorbauten,
Versteckten Backsteinhäusern und verruchten Gassen,
Als deine Kinder ihrer Weltmacht froh vertrauten,
Begannen sie die Stadt beruhigt zu verlassen!

Ein zweites Rom, das seine Festung hold umgrenzte,
Ist dann in der Campagna wunderbar entstanden,
Und diese Landstadt, die dein Mauernrund umkränzte,
Beschützte ihren Frieden zwischen Laubgirlanden.

Schon Cäsar hat die Wünsche Roms verstanden,
Da er dem ganzen Volke seinen Park vermachte:
Als dann die Bürger drin ihre Erholungsfrische fanden,
War jeder Römer stolz, daß Cäsar ihn bedachte.

Dann später wohnten die Patrizier nur in Villen,
Und ihre Baumeister wetteiferten an Können,
Um alle Prachtbedürfnisse von Rom zu stillen
Und sich die Freude freier Künstlerschaft zu gönnen.

Es brachten doch die Bürger zum Palälienfeste
Bis in das Herz von Rom berühmte Blütenhügel:
Die Reichen praßten da, das Volk bekam die Reste,
Oft auch die Plebs Falerner, Wildbret und Geflügel!

Du freudige Stadt, ein entsetzliches Nagen
Durchwühlt deinen Boden. Vernimmst du das Klagen?
O Rom, horche auf, unterscheide das Bohren:
Hier wird unterirdisch ein Lichtgott geboren!
Die Menge, in Christo geinnigt, gräbt Gänge,
Um drinnen ihr Leid und sich selbst zu verstecken,
Es ist, als ob innerste Erdglut sie dränge,
Die Heilkraft der Liebe im Menschen zu wecken!
Du riesiges Rom, deine Wälle und Mauern
Vermögen dem Anprall der Feinde zu trotzen;
Verfolgte jedoch, die in Grotten schmarotzen,
Beginnen dich schon eingescharrt zu belauern:
Kein Leib aber wird seinen Wurm überdauern!

Die Heiden verspotten noch immer die Christen
Und nennen sie dumme Bewußtseinsbetäuber
Und schelmische Käuze, die unsichtbar nisten.
Versteckt unter ihnen sind freilich auch Räuber,
Von Christo in Schutz seines Kreuzes genommen:
In manchem ist wirklich auch Reue erglommen.
Sie trachten die roten Gespenster zu bannen,
Womöglich die Erdgiftinstinkte zu würgen,
Und singen Lichtlieder, die Priester ersannen,
Um Büßern das ewige Reich zu verbürgen.
Verschiedene Graber und Nachgrübler wännen
In sich und den meisten den Tod der Gelüste,
Da aber erstehen auf einmal Hyänen,
Die Nachschleicher dessen, der Jesum falsch küßte,
Und diese beschließen die Christengemeinde
Zuerst zu verleumden und dann zu verkaufen.
Denn, meinen sie, liefern wir Rom seine Feinde
Im Untergrund aus, läßt man uns dafür laufen!
Und wirklich, die Römer verzeihen den Räubern
Und lassen die Grottenstadt lüften und säubern:
Sie ziehn unter Rom, aus den schimmlichen Löchern,
Gestalten, die halbnackt im Kellersumpf waten

Und lebend schon fast zu Skeletten verknöchern.
Auch Priester sind unten in Isisornaten,
Und alle die Narren (so schimpft man die Sekte,
Von der schon so mancher im Zirkus verreckte)
Verteilt man nun wieder an alle Theater
Und spottet: nun rette sie dort ihr Gottvater!
Das Christentum aber wird niemand vernichten,
Schon steigen die Jünger des Heiles auf Leitern,
Bereit, auf die leibliche Lust zu verzichten,
Zurück in die Gräfte, die noch sich erweitern.
Erglimmt die Begierde zum eignen Entsetzen,
So reißt sich der Christ dort die Kleider in Fetzen
Und kratzt eine Stätte, mit blutigen Händen,
Im Urbsuntergrunde, zum Gottesdienst aus.
Die Tatsachen formeln sich hier zu Legenden,
Und singt man, so schallt in den Gängen Gebraus.
Doch lieben die Christen ihr schreckliches Heim,
Und sprechen sie, lispelt die Decke den Reim:
Der Reim ist geboren, der Reim ist erstanden,
Das christliche Lied, in unheimlichen Banden,
Vermag aus der Urklage klangwärts zu branden!
O Rom, dieses Höhlen durchfrißt deinen Boden,
Auf dem du dich rot wie ein Morgen erhoben:
Dort trachten sich Christen zusammenzuroden,
Um Gott und den Heiland unheimlich zu loben.
Die Leute, die bohrend die Schlünde durchschleichen,
Empfinden ein neues, unstillbares Glück,
Sie trachten gemeinsam das Heil zu erreichen
Und finden davon in sich selber ein Stück.
Gar oft, wenn sie betend und schaffend erschlaffen
Und fieberdurchfröstelt beim Graben verzagen,
Erscheint es beinahe, als könnten Gedanken
Und Geister, allein, weiterschaukeln und schaffen!
Die Weiber erkrankten: man gräbt kaum, doch Klagen
Und Seufzer vermögen noch weiter zu nagen!

Ein Priester umgab sich im weitesten Gange
Mit gläubigen, bleichen und Leichengesichtern.
Nun spricht er, beleuchtet von rußenden Lichtern,
Mit winziger Stimme, mit zinndünnem Klange,
Vom Golgatasieg über Satan, die Schlange!
Da schleppen sich immer noch Greise auf Krücken,
Mit Weibern und Kindern, mit wimmernden Stimmen,
Von ringsum herbei, um zu Gott zu entrücken
Und, frei durch den Geist, Christi Reich zu erklimmen.
»O kommt!« ruft der Priester: »Ich will euch be-
glücken,

Ihr alle dürft Blüten der Ewigkeit pflücken,
Ihr selbst seid des Geistes lebendige Kronen,
Und kann auch der Tod eure Stiele nicht schonen,
So bleibt doch das Licht und der Hauch für Äonen!
Vernehmt ihr die Worte, die Jesus gesprochen,
So wird in euch selber der Winter gebrochen,
Dann träufelt der Tau einer geistigen Taufe,
Erfrischend und segnend, aus Gott in die Seele.
Ihr folgt tausend Strömen, beim innersten Laufe,
Und sorgt, daß der Trost nimmer unter euch fehle!
O Menschen, und sind in euch selbst Christi Saaten
In eigener Wärme im Herz aufgegangen,
So spendet den Pollen mildtätiger Taten!
Doch scheut euch! Verbergt auch die Scham auf den
Wangen:

Kommt dann erst, das Blut Christi stumm zu empfangen!
Der Sommer der Seele wird Lenze befruchten,
Der Ingrim in euch Christi Feind niederwuchten,
Ein Lenz aber, der in der Seele erblühte,
Währt ewiglich, fleht man, daß Gott ihn behüte!«
Die Zuhörer fühlen sich ringsum durchschauert,
Und lichte Gedanken, von Sorgen umkauert,
Die alle zu schwach zum Erblühen geblieben,
Beginnen nun spürbar durchs Dunkel zu sieben.

In Träumen entstand wohl bereits manche Ranke
Aus Eden in Menschen und zauberte Auen
Vor sündige Sinne. Der Anhaltsgedanke
Jedoch war zu schwach, um sich tief zu erschauen,
Und ließ die Gelüste ein Reizschloß erbauen.
Am Ewigkeitskeim konnte Erdfaulheit nagen,
Gewohnheiten durften die Hoffnung verlachen,
Durch Christum jedoch wird Elysium jung tagen,
Die Glutfrucht im Schwachen am stärksten erwachen!

*

O Rom, ein gewaltiges Hämmern und Bohren
Zernagt deinen Boden und will nicht verstummen.
Schon haben sich Christen dort unten verschworen:
So höre das unheimlich steigende Summen!
Die Christen beginnen den Leib zu kasteien
Und so jede Gier aus der Seele zu merzen
Und völlig den Geist aus dem Staub zu befreien,
Denn alles das, glauben sie, können die Schmerzen!
Das Christentum hat tiefe Wurzeln geschlagen.
Sein Keim unterwühlt sich den römischen Boden.
Als Baum wird er bald in den Sonnenraum ragen:
Er jubelt sein Weltüberschatten in Oden!
Erwachen im Ich, den Christkern erwagen,
Besaftet den Baum: ist freies Erhalten
Des eigenen Wachsens in seinem Gestalten!
Nur wird nun sein wuchtender Wuchs Rom zerspalten
Und alle Theater und Tempel zerschmettern,
Doch spendet er dann mit hell lodernden Blättern
Und ewigen Blüten der Welt Freigewalten.
Der Baum, ein Befruchter von Geistesgeschlechtern,
Muß Völkern um sich plötzlich Jugend verleihen.
Durchpilgert von heiligen Glaubensverfechtern
Wird dann ein gesegnetes Weltreich gedeihen,
Und sollte der Baum auch in Rom einst verdorren,

So werden schon Schößlinge ringsum ersprießen,
Denn endlich wird dennoch das Urwort entworren:
Wir werden die Wahrheit gemeinsam genießen!

*

Ein Priester dort unten verträgt nicht das Bohren,
Die Martern, die Sorgen, das ewige Hämmern.
Ihm wird schon, als ginge die Jugend verloren,
Als müßte er nutzlos in Kerker eindämmern.
Gegaukel kann bald seine Lüsternheit schüren,
Auch packt ihn auf einmal ein Ekeln und Grausen,
Ganz freudlos in Gruben verschüttet zu hausen,
Und schon wird er flüchtig, ein Weib zu verführen.
Doch hält ihn dort oben bald Trauer umklammert,
Er sieht seinen Körper zerdämmern in Blässe,
Er fühlt, daß er ungetrost, hoffnungslos jammert,
Und abermals sinnt er zu Dunkel und Nässe;
Durchfinstert erscheint ihm die Seele der Heiden,
Er kennt seine Römer als schamlose Buben:
Ein ewiges Licht aber, weiß er, sind Leiden
Und Jubel der Bruderschaft, unten in Gruben!
Jetzt wirrt ihm auf einmal das Irrlicht die Pfade
Der Innerlichkeit. Und den irdischen Quellen
Der Lust zu, versucht ihn ein Wunsch nun zu schnellen —
Da ruft er: »O Herr, habe Nachsicht und Gnade!«
Noch folgt er dem Tanzlicht durch Gärten und Gassen,
Doch trachtet er Buhinnen rasch zu bekehren,
Da rufen die Leute: »Was sind das für Lehren,
Fürwahr, er ist toll, und man müßte ihn fassen!«
Nun will er die Zukunft von Rom prophezeien
Und, wie die Sibyllen, das Ende der Götter
Verkünden und Tempelaltäre entweihen!
Doch ruft, ihm zum Trotz, noch gewandter ein Spötter:
»Fürwahr, noch braucht niemand in Rom zu verzagen,
Viel besser als Narren kann Janus uns sagen,

Ob dunklere Jahre mit flunkernden Sehern
Sich uns, den Beherrschern des Erdrundes, nähern.
Doch nein, ihr könnt still wie der Gott — ohne Grauen,
Den Feinden zum Spott, in das Zukunftslicht schauen!«
Da ruft Christi Priester durchwutet und zornig:
»Ihr Heiden seid bleicher als wir in den Schächten,
Und ist unser Weg auch verborgen und dornig,
So will ich, im Schlund, unsern Gott fortverfechten!«
Nun hält ihn der Römer für völlig verschoben
Und läßt ihn auch, trotz seines Blutfluches, laufen;
Doch ihm wird so plötzlich, als müßte er toben
Und weinen: er ist ja gemein wie der Haufen!
Warum ist sein Leib vor dem Herzen geflohen?
Er hat sich verworfen, dem Ludern ergeben:
Die Grottschaft muß ihn als Judas bedrohen!
Er tappt aber trotzdem zurück durch die Gänge,
In denen Erchristlichte unsichtbar schleichen.
Er fürchtet dabei seiner Seellenker Strenge
Und freut sich auch wieder, das Heim zu erreichen.
Nun wird er (vermag ein Gemüt das zu fassen?)
Von allen Genossen mit Jubel empfangen:
Sie warteten lange, voll Angst und mit Bangen
Auf ihn, der die Grottenverstecke verlassen!
Oft treibt sein Erscheinen sogar zu Entzücken!
Er sieht, wie sich Geistliche demütig bücken:
Sie glauben, er sei aus der Gruft zum Bekehren
Und Spenden des Heiles so plötzlich verschwunden:
Die Flucht war das Rechte! Der Freunde Verwehren
Des Gangs in Gefahren fiel fort. Feste Kunden
Erhofften vom Manne von oben die Christen:
Sie beteten oft um großes Gelingen,
Er möge sich Zutritt bei Feinden erlisten,
Um Sündern das Wort des Erlösers zu bringen!
Der Priester war schwach, und so konnt er sein Treiben
Dort oben in Rom keinem Lenker bekennen:

Doch hoffte er nun ohne Makel zu bleiben
Und nimmer im Fieber ins Freie zu rennen.
Auf einmal jedoch kam die Luftsehnsucht wieder,
Und glühende Brunst fuhr ihm jäh durch die Glieder.
Da warf sich ein Mädchen ihm plötzlich zu Füßen:
Sie kam in die Gruft, für Vergangnes zu büßen:
Sie zitterte lange, sie konnte kaum flehen
Und mutvoll ihr teuflisches Fühlen gestehen.
Doch rief sie auf einmal, mit blutigem Mund:
»O heiliger Bruder, mein Herz ist so wund,
Ich starrte in Moder und garstigen Dunst,
Ich stöhnte: O Heiland, entraff mich der Brunst!
Ich habe gefastet, ich sprach mein Gebet,
Da haben sich Bilder im Kreise gedreht:
Ein Jüngling erschien mir, auf scheckigem Tier,
Doch kam nicht der Heiland herunter zu mir!
Ich faßte den Knaben. Er hat mich geküßt.
Da pochte das Herz, und es wuchs mein Gelüst:
Ich weiß, — o ich hab ihn im Traume gedrückt
Und herrlich mit Blüten und Tränen geschmückt.
Die Venus, vor der ich mich früher geneigt,
Hat heimlich mir diese Gestalt noch gezeigt.
Denn bat ich um Männer, vor ihrem Altar,
So zeigte sich gleich eine kommende Schar.
Wie kraus mich die nackte Erinnerung quält!
Ich hatte da froh, was mich reizte, gewählt,
Doch nun packt mich immer die Sorge im Traum:
Erwach ich, so würgt mich der modrige Raum.
Gespenster erfüllen die furchtbare Leere,
Sie stürzen auf mich, ich fühl ihre Schwere,
O hilf mir, ich weiß, ich bin immer noch geil,
Der eigne Kalvarienberg ist mir zu steil,
O rette mich, du, o versprich mir das Heil!«
Nun bückt sich der Priester und spricht, tief aus Güte:
»Der Heiland erhört deinen innigen Ruf,

So bete mit mir, daß der Herr dich behüte,
Denn siehe, er liebt, was er leiderfüllt schuf.
Umarme die Wände und küsse die Erde,
In der wir verborgen den Heiland erflehn,
Und wisse, noch ruht Christi folgsame Herde
In Gräften, um einstens erkürt zu erstehn!
O wisse, wir können die Erde nicht schänden.
Sie haucht sich jungfräulich die Pestgeier weg.
Nach Kriegen und Aufruhr, nach gräßlichen Bränden
Umgrünt sie, versteckt sie den schandhaften Fleck:
Sie birgt uns in sich, da wir Rom noch zerstören,
Die Stadt, die, wie Babylon, brunsterhitzt praßt;
Doch mußt du dich erst gegen dich keusch empören,
Bevor du das Übel im Heidentum haßt.
Die Urglut der Erde, die hier uns erkoren,
Das Fieber im Darne der Gier-Urbs zu sein,
Hat auch unsern Heiland jungfräulich geboren
Und will, daß die Menschen zum Kreuze gedeihn!«
In sich aber greift wohl der trostreiche Priester
Die Blutwacht des Zwiespaltes, der ihn bewegt:
Er beichtet, befragt sich und innerlich liest er
Dabei ein Gebot, das sein Wesen zerfegt.
Er schluchzt: »Mutter Gottes, du helles Gewissen,
Du glühender Wunsch, der das Dunkel zerteilt,
Der Schmerz hat die Nebel der Seele zerrissen,
Und du hast mein furchtsames Herz dann geheilt!
Maria, du liegst in unendlichen Wehen,
Du Erdmutter, Mutter! Du leidest in Gruben,
Im Schlunde der Urbs, die als Urgrund entstehen.
Wir schwanken, uns schwindelt in wunschdumpfen Stuben,
Wir irren und walten durch weltgraue Räume
Und sind nur die Wurzeln für Träume, für Bäume!
Maria, auch du mußt dich einsam erkunden,
Wir wühlen für dich, und wir schlagen dir Wunden,
Wir wollen verschrumpfen, doch du sollst einst tagen

Und, Sonnen verfinsternd, der Erde entragen.
O Heiland, nun hab ich dich wahrhaft gefunden,
Du ruhest so traurig und stumm in dem Grab,
Dann bluteten plötzlich, o Herr, deine Wunden,
Da ich dich, dein Mörder, bleich angesehen hab!
Das Blut aber leuchtete sanft in der Tiefe:
Da wurde die Erde auf einmal erhellt,
Und mir wars, als schimmerte, sickerte, liefe
Ihr Selbstlicht ins sonnlichtbeackerte Feld.
Ich schau dieses Glimmen in Weinbeeren reifen:
Der Glaube an dich, guter Heiland, erwacht,
Wir können die Saat deines Blutes begreifen,
Die Herbsternste strahlt in unsagbarer Pracht!
Schon fließt deine Milch in verzücktem Gebete:
Und reifen im Urschein Geschlechter heran,
So legt in dem Baum, den die Schöpferhand säte,
Der Sohn seine Liebe und Fruchtbarkeit an.
So wachsen die Wesen, in Streit und in Liebe,
Und geben ersterbend lebendigen Geist;
Auch ich habe Beeren und Ranken und Triebe
Im Urschatz der Seele, die Gott ewig preist!
In mondbleichen Nächten, beim sternstillen Morgen,
Erleuchtet und kräftigt Der Sohn mein Gebet,
Die Glut, die im Lichtschoß der Erde verborgen,
Berauscht meinen Wein, wenn die Wärme verweht:
Ach, ferne vom Tage und lauten Verhalten
Gibt ganz sich der Mensch seiner Herzlichkeit hin!
O Heiland, dann magst du in mir wachsam walten:
Ich lache, ich weiß, daß ich Du in Mir bin:
Du kannst mich zum Dir, viel zu tief zu dir ziehen,
Dann seh ich, getilgt ist die furchtbare Schuld,
Denn Gnade ist mir, im Ich selber, verliehen,
Ich trage die Reue und Scham mit Geduld!«

Ganz erschöpft vom Bacchanale, findet Nero keinen
 Schlaf,
 Und doch dringt aus fernen Räumen sanft verklingende
 Musik
 Bis zum Kaiser noch herüber, weil sie keine Türen traf.
 Und da flüchtet das Gewölke. Neros Träumemosaik
 Zeigt ihm Rom im Purpurkleide, aufgebaut aus Abend-
 pracht.
 Das Gestöhne ferner Flöten hat den Dunst nun ganz ver-
 zweigt,
 Und in Neros Traumregionen ist ein grauser Schwarm
 erwacht,
 Der aus seinen Seelenkerkern zügellos und wild entsteigt.
 Freches Lachen, schrille Schreie: wie das raschelt, wie
 das klingt,
 Wie das Zittern straffer Saiten Schloß und Riegel rasch
 bezwingt,
 Wie es Fieberfeuer schürt, selber nun als Lohe glüht,
 Bis im Traumglutstrom des Kaisers mancher Feind als
 Schatten brüht!
 Nero folgt nur seiner Neigung, ob er fiebert oder tobt,
 Schrecklich ist das Machtbedürfnis im tiberischen Ge-
 schlecht:
 Nero kann es nicht vertragen, wenn man Kaiser Clau-
 dius lobt,
 Weil sich der an fernen Fürsten noch im Innern Roms
 gerächt!
 Viel zu weit sind jetzt die Grenzen im vollstreckten
 Römerreiche:
 Und drum feiern Satrapien selber ferne den Triumph.
 Lauter Pflanzstätten entwachsen ringsum schon dem
 Urbsbereiche:
 Und so blühen Freudenorte ferne zwischen Wald und
 Sumpf.
 Nero aber will, trotz allem, Großes seinen Römern bieten,

Und da deucht ihm plötzlich, es entsprach des Volkes
 Appetiten,
 Fing er an, die Traumgestalten wirklich durch die Glut
 zu hetzen:
 Ganz entschieden, denkt er, wird mich Rom dafür un-
 endlich schätzen:
 Nimmer schläft sein Weltbeherrscher; immer schwelgt er
 nur und träumt!
 Auch umschmeicheln ihn stets Schleier, wie ein schnell-
 verträumter Trug.
 Plötzlich sieht er Fürsten taumeln: ihr Gewand war rot
 gesäumt.
 Und er schaut: aus Wunden schlagen Gluten! Und er
 ruft: »Genug!«
 Dieses Bild hat ihn gereizt, und jetzt denkt er mit Gefallen,
 Wie besiegte Völkerstämme blutig enge Fesseln tragen,
 Wie auf einmal, aus der Höhe, Feuerschloßen niederfallen
 Und die Menschen rasch vertilgen, weil sie ihm nicht
 mehr behagen.
 Ja, er sieht nun blasse Sklaven sich durch Flammen-
 schlangen winden,
 Endlich auch die Senatoren, die ihm unerbiegsam trotzen,
 Und die ganzen Menschenknäule dann im Purpurdunst
 verschwinden;
 Plötzlich aber andre Fratzen aus den Nebelfalten glotzen:
 Doch er grämt sich, daß der Hirnbrand gar so wuchtig
 weiterschwoll,
 Und sein Rauch so schnell entfauchte, ihm den Marterreiz
 zu nehmen.
 Plötzlich gellt ein heisres Lachen. Nero hört, man nennt
 ihn toll!
 Und nun kreischen schon und kichern, rings um ihn,
 verummte Schemen.
 Flammen werden wohl erscheinen, wenn die Masken
 niederrollen,

Denkt der Kaiser. »Aber nein doch, seht, das sind die
 frechen, tollen
 Christen!« ruft er: »Die, statt meiner, Rom, die Welt be-
 herrschen wollen!
 Nero wagt ihr toll zu nennen, mich, den größten Römer-
 kaiser?«
 Brüllend hat er sich erhoben, doch schon schreit er:
 »Spottet leiser!«
 Und er fleht, zum Traum gewendet: »Kreischt doch nicht
 mit schrillen Stimmen,
 Denn die Welt könnte euch hören!« Da ihn Schatten
 fort ergrimmen,
 Will er jetzt im eignen Innern Rauch und Dunst herauf-
 beschwören,
 Denn die Christen, dieser Auswurf, dürfen keine Allmacht
 stören!
 Solche Qualen der Beschimpfung kann ein Kaiser nicht
 ertragen,
 Und so läßt er Lästerechristen rasch aus ihren Höhlen
 holen
 Und sie rot auf hohe Kreuze für ihr freches Höhnen
 schlagen.
 Darauf läßt er Holz entzünden, denn sie sollen schnell
 verkohlen.
 So ein Schauspiel findet Anklang, die verdroßnen Welt-
 besieger
 Lassen, unterm Boden Roms, gar regsam nun nach Men-
 schen scharren:
 Nach dem Maulwurf suchen emsig jetzt Hyäne, Hund
 und Tiger,
 Viele Sklaven zwingt der Kaiser mitzubrüllen: »Wir sind
 Narren,
 Denn wir glauben an die Marter, spannt uns vor den
 Judenkarren!«
 Ja, es müssen schwarzverhüllte, todgeweihte Karawanen

Wechselweise ihre Wagen, voll von Christen, vorwärts-
 ziehen
 (Drin gibts Bürger, Freie — ganz verschiedne Untertanen),
 Aber keinem hat der Kaiser Gnade oder Recht verliehen.
 Wie ein Wurm wird nun die Sekte aus dem Darne Roms
 gerissen.
 Doch da trauern nicht die Christen, denn ganz rein ist
 ihr Gewissen.
 Sie bemerken kaum die Feinde, sie vernehmen kein Ge-
 kicher:
 Ihr Gebet gibt ihnen Stärke, denn nun müssen sie ver-
 scheiden!
 Und sie ziehen fest und tapfer, ihres Martertodes sicher,
 Hin zur Stätte ihrer letzten, gottgefälligen Erdenleiden.
 Viele glauben, noch genügte nicht, um zu Gott sich auf-
 zuschwingen,
 Stark und gläubig auszuharren; und Verlästerung und
 Qual
 Scheinen ihnen viel zu wenig, um den Himmel zu erringen,
 Und sie singen, Gott bestürmend, fromme Lieder im
 Choral.
 Fieberangstdurchzuckt erreicht nun dieser Wurm die
 Marterstätte.
 Hurtig werden schon die Christen auf die Kreuze ange-
 nagelt,
 Und man ruft, wie einst bei Christo: »Bittet Gott, daß
 er euch rette!«
 Heil! Wie hoch von Flammenstößen das in Funken heiter
 hagelt!
 Rom, besonders um das Forum, wird durch diesen Brand
 bedroht,
 Doch das schürt sein Feuer weiter, hochofren, daß
 etwas loht!
 Denkt ein Römer an Gefahren? Mit Gejubel und mit
 Johlen

204

Die dunkelsten Gluten des Juli verbluten.
Nun scheint ein entschwundnes und kurzes Vermuten
Glücksprühenden Lebens der Welt zu entsteigen:
Sie fühlt ihrer Spannung tiefrhythmisches Schweigen.

Das quillt wie ein Leuchten aus herbstlichen Narben:
Die Asche der Farben, die brennend erstarben,
Erblaßt und verzittert, und Frühlichtbestäubung
Versenkt alle Schleier der Farbenbetäubung.

Erschlaffen die Strahlen, die Wonne erwecken,
Entstehen Lichtflecken, die Glut zu bedecken:
So scheinen sich Netze auf Farben zu legen,
Und Nerven beginnen sich ringsum zu regen.

Die waren einst selber die Freude, die Farben,
Und ahnten im Lenze, nach sonnlosem Darben,
Den Aufruhr des Sommers, sein fühlendes Schaffen,
Und spüren bereits sein urjähres Erschlaffen!

Auch liebt die Natur diese drückende Schwüle:
Sie ahnt ihre leiblichsten Muttergefühle,
Sie läßt sich von glühenden Küssen betäuben
Und fügt sich in alles: sie kennt ja kein Sträuben!

Sie schweigt, ihrer Wonne, der Sonne ergeben,
Sie schützt ihr, der Starre entbundenenes, Leben,
Und stirbt dann der Sommer, verweht ihr Empfinden:
Sie kann sich mit allen Gestalten verbinden!

Nur kurz hat die Schwüle des Juli gedauert,
Schon fühlt sie, wie Müdigkeit matt auf ihr kauert:
Schon flüchtet die Glut über blühende Zäune.
Und fühlst du? Ihr Abschied erschüttert die Bäume. —

Einst baute sich Nero auf Antiums Gestaden
Ein Lustschloß mit marmornen Prachtkolonnaden,
Und eben erfreut sich der Kaiser, im Schatten,
Am heitern Getriebe auf sonnigen Matten.

Er sieht, wie sich Blüten im Zephir entblättern,
Um scheinbar als Flügel ins Blaue zu klettern
Und immer zu fallen, wenn andere fliegen,
Um träumend sich wieder auf Halmen zu wiegen!

Ihm deucht auch, als warteten Pinien am Hügel,
Mit riesigen Kronen wie offene Flügel,
Aufs Machtwort des Lichtes, sich selbst zu besiegen
Und übernatürlich zur Sonne zu fliegen!

Er hört ein Geplätscher aus steinerner Muschel,
Als wäre es Liebender leises Getuschel:
Und wirklich, ein Pärchen, in Marmor gehauen,
Kann dort seine Schönheit im Weiher erschauen.

Im Sonnenlicht aber erfrischen Fontänen
Den Garten mit hellen, gelockerten Strähnen,
Die Marmordelphine, um Nixen, verschrauben,
Damit sie im Mittag wie Perlen verstauben.

Ein Regenkreis soll diese Borne umranden,
Ihr Tau aber sprüht auf die Gartengirlanden,
Die Erzkinder, munter und voller Behagen,
Am Brunnenrand winden und mühelos tragen.

Bei Wassergeräusch und Gefächle von Kühle
Entflügelt vom Herzen, der Stirne die Schwüle;
Da kann ein Campagnatag wunderreich rauchen,
Um abends in blutigem Dunst zu verhauchen.

Dann will sich der Äther mit Nebel verhängen
Und tiefseits die Kreise des Lebens verengen:
Die Küste darf nie eine Welle bespülen,
Da scheint selbst die See diese Schwüle zu fühlen.

Vermag sie dem Land keine Brise zu schicken?
Sie scheint heute wirklich in Dunst zu ersticken.
Die Sonne versinkt hinter glühenden Streifen,
Doch Nero will weiter den Garten durchschweifen.

Er wartet, bis Sterne ihn freundlich begrüßen.
Bald legt sie das spiegelnde Meer ihm zu Füßen,
Denn er ist der Gott, der die Erde verwaltet:
Schon wundert er sich, daß der Dunst sich nicht spaltet.

Der Kaiser beginnt jetzt zu schimpfen, zu fluchen.
Nun will er durch wütendes Schreien versuchen,
Die Götter und Sterne des Himmels zu wecken
Und selbst die Olympier durch Christum zu schrecken!

Er ruft schon: »Ich laß mich bekehren und taufen!
Ich will dann die Sterne den Göttern abkaufen,
Dafür aber Rom als mein Opfer anzünden,
Weil Götter nicht Antwort durch Sterne verkünden!«

So wandelt der Kaiser noch lange am Strande
Und blickt auf den Himmel mit purpurnem Rande,
Die Lichter des Abends sind noch nicht erglommen:
Was zögert das Dunkel herüberzukommen?

Da blicken dann endlich drei Sterne hernieder,
Doch haben sie Höfe, wie blutige Lider,
Sie wollen nicht einfach wie sonst herabsehen
Und alles, voll Milde, auf Erden verstehen.

Ihr Blick ist verfinstert und fast ohne Leben,
Nicht reuelos schöpfender Liebe ergeben,
Doch kann sie der Kaiser verweint fast gewahren
Und hält sie für Zeichen der himmlischen Scharen.

Er sagt sich, da Götter mich ganz anerkennen,
So muß ich zum Danke die Urbs niederbrennen,
Und bau ich dann Tempel mit goldenen Hallen,
So will ich sie plaudernd mit Hermes durchwallen.

Er will, daß die Welt sein Erträumen erlerne,
Denn denkt er, so krümmt sich sein Sinn in die Ferne!
Er kann lauter raumfreie Haine entfalten
Und zeitlos ganz grundferne Bauten gestalten.

Doch plötzlich entsinnt er sich göttlicher Spender
Und blickt dann zum Himmel, wo rötliche Ränder
Noch immer die spärlichen Sterne verschleiern,
Denn ringsum die Nebel sind finster und bleiern.

Es hat sich die Dämmerung noch wenig verzogen,
Er sieht einen heftigen, flitternden Bogen
Von Osten empor sich stets heller erheben,
Daß selbst in der See jetzt Reflexe erbeben!

Auch läßt ihn besonders die Richtung erstaunen,
Er glaubt an ein Schauspiel olympischer Launen,
Da sagt sich der Kaiser: nach göttlichem Rechte
Erleuchte auch ich bald die feindlichen Nächte!

Er sieht sich bereits von der Gluturbs umgeben,
Wo goldene Wimpel den Fenstern entschweben,
Auch dünkt ihn, es grüßen ihn Feurdämonen,
Die lange schon lauernd die Häuser bewohnen.

Doch stehen auf einmal die schrecklichen Recken
In Kellern und Dachkammern auf, schlagen Decken
Und Treppen schnell ein, und die Rieseneinbrecher
Entragen den Lucken der brennenden Dächer.

Die Glutarme greifen voll Wut und begehrlieh
Nach allem, was nah ist und feuergefährlich:
Dabei aber trachten die Flammentitanen,
Sich immer noch andere Gassen zu bahnen.

Die lockern Gesellen, mit zackigen Zungen,
Sind sicherlich schon zu den Tempeln gedrungen,
Und Flammengestalten, mit furchtbarem Hauche,
Entwachsen rings Arme und Häupter am Bauche.

Schon sieht sie der Kaiser sich himmelwärts bäumen
Und ihn, der ein Gott wird, im Kreise umzäumen,
Darauf, als ein lohender, goldener Reigen,
Tief huldigend um ihn, vor ihm sich verneigen.

Doch Nero träumt nimmer! Wahrhaftige Gluten
Beginnen der dunstigen Nacht zu entbluten,
Wo wurden die Wolken zu Lippen und Wunden?
Der Mond und die Sterne sind rötlich verschwunden.

Jetzt hört er auch plötzlich ein menschliches Schreien:
»Der Boden scheint irgendwo Lohe zu speien!«
Doch gleich darauf: »Feuer! Ganz Rom ist verloren:
Wohl hat sich die Plebs mit dem Heere verschworen!«

Nun wollte der Kaiser die Brandfackel werfen!
Dum denkt er die Aufsicht im Land zu verschärfen:
Er sinnt schon nach Strafen für freche Entzündet
Und sieht sich zugleich auch als Roms Neubegründer.

Dann glaubt er, es wollte ihn Zeus freudig stimmen,
Und deshalb ließ Hermes die Häuser erglimmen.
»Wohl folgte ein Gott«, ruft er, »meinen Befehlen,
So kommt denn, wir wollen beim Brande nicht fehlen!«

Es glaubt nun der Kaiser, sein Werk zu genießen,
Nicht soll ihn der Anschlag von andern verdrießen,
Er freut sich noch heute im Feuer zu prassen:
Ja! Strahlend will Nero sein Antium verlassen!

Nun scheinen ihm Qualme, durch irdisches Tosen
Und Wettern entblätterte, himmlische Rosen,
Doch immer noch andre erglühen dort oben,
Wo Träume sich plötzlich als Bäume erhoben!

Die meisten haben ihr Viertel schon verlassen!
Doch schleichen jetzt Diebe, verwegen und dumm,
Durch öde und schmutzige, brennende Gassen
Und schleppen sich Beute fortplündernd herum.

Jetzt folgen schon allseits den Räubern und Mördern
Die Flammentitanen mit flatterndem Bart.
Auch scheinen noch Stürme ihr Wüten zu fördern,
Und nirgends bleibt arglos ein Stadtteil erspart.

So stürzen sich Winde, in riesigen Wirbeln,
Ins lodernde Rom und zerschleudern es wild:
Da knattern rings Balken, wo Hastfalter schwirbeln:
Der Hunger der Gluten wird nimmer gestillt!

Wenn brennende Bretter, beim Einsturz, zerschellen,
Zerschlendern sich Funken, mit Asche gemischt,
Und Glastfalken können sich blustzu entschnellen:
Vernimmst du Gesud? Wie's im Vipernnest zischt!

Ein Flammenhorst kann rasch acht andre entfachen!
Wie wild sich das Flunkergeflatter vermehrt!
Sein Sang ist ein Angstschrei. Das Giergebrüll: Krachen!
Die Urbs hat durch Prustung sich aufwärts entleert.



Die Stadt überrascht nun entzündlicher Regen
Von Funken, den Keimen zu kauerdem Brand,
Und gleich darauf wollen sich Glastschlangen regen,
Gar gierig bezüngle sie Pflaster und Wand.
So wie sie dann Pfosten und Balken erschleichen,
Umschlingen sie sie, wie durch Hunger ergrimmt:
So lodern sofort Bäume, Fliehende, Leichen!
Der Brand, der die Hügelstadt siegreich erklimmt,
Muß bald den Palast der Cäsaren erreichen!

Am Boden versengen besoffene Leute,
Die plötzlich die Glut in Spelunken erfaßt:
Versprengt stürzt, aus Häusern in Brand, eine Meute
Von Räubern fast immer zugleich mit dem Glast;
Denn Menschen beneiden die Glut um die Beute
Und plündern mit gleicher, geduldiger Hast.
Verworfenen Weiber durchjohlen mit Dieben
Die Trümmer und scheinen verteufelt vergnügt,
Und werden sie endlich vom Feuer vertrieben,
So rauft sich das Pack, weil kein Raub ihm genügt.
Das will schon nach Christen zum Peinigen suchen,
Die Menge ist wieder zum Martern geneigt,
Der Pöbel beginnt auf die Juden zu fluchen
Und ruft: »Diese Schmutzbrut von Ratten entsteigt
Den Grüften von Rom, um die Stadt einzuäschern,
Dum spürt sie uns auf, mit Hunden und Häschern!«
Doch findet der Pöbel nicht viele zum Hetzen,
Der Blutdurst Erhitzter wird noch nicht gestillt,
Jetzt sind, nach dem Aufraub von Plunder und Schätzen,
Die Frechsten zum Morden und Schänden gewillt.
Das flucht auf die Numen und huldigt dem Kaiser,
In Rom wird an Geld, nicht an Götter geglaubt.
Dem Bürger erscheint es als richtiger, weiser,
Wenn jeder die Wut gegen Schemen verschnauft!
Wie? Hätten denn nicht beim Verbrennen Penaten
Die Pflicht als Beschützer der Herde verletzt?
Doch sagt, wer könnte des Kaisers entraten,
Hat Nero doch stets, was da brannte, ersetzt!
So freun sich die Römer, wenn Tempel abbrennen:
Wer wird sich zu Göttern, ohnmächtig ihr Gut
Vor Feuer zu schützen, noch weiter bekennen?
Fürwahr, die Olympier vernichtet die Glut
Geschädigter Menschen in Fieber und Wut!
Entlaufene Sklaven, Soldaten und Metzen
Verprassen Geraubtes in wildem Genuß.

Sie plünderten, raubten zuerst auf den Plätzen
Und schwelgen jetzt roh auf der Insel im Fluß.
Der Äskulaptempel wird zornig erbrochen:
Im Inneren predigt ein junger Prophet,
Schon scheint ihm das Blut in den Adern zu kochen,
Er schwört, daß er Zion als Lichtbraut erspäht!
Er fiebert von Sodom, Gomorra, den Städten,
Die einstens Jehova mit Schwefel zerstört,
Er weiß auch die Bibel mit Rom zu verketten
Und ruft, daß Gottvater, durch Frevel empört,
Beschlossen hat, Rom durch den Brand zu zerstören:
Er habe bereits Christi Jünger gesandt,
Die Welt noch zur Einkehr zum Herrn zu beschwören:
Doch werden die Eifrer verkannt und verbrannt!



Die Christen erschrecken beim Sprengen der Pforten,
Sie wurden auch gleich von der Menge geplagt,
Doch hat noch der Priester, mit feurigen Worten,
Zu sprechen und weiter zu donnern gewagt.
So horcht nun der Mob auf den tapfern Zeloten,
Der alle Patrizier und Reichen verklagt,
Dem Volke, aus Goldgier und Hochmut verboten
Zu haben, verbrüdet und glücklich zu sein,
Doch Christus lüd alle zum Abendmahl ein!
Er spricht von Verzeihung und Gnadenverleihung,
Vom himmlischen, allen verheißenen Reich,
Von Herrschaft der Liebe und Knechtebefreiung,
Und siehe: wie wirkt diese Predigt sogleich!
Der Pöbel versteht einen Gott der Zerstörung
Und fängt schon, in wilder und blöder Empörung,
Im Tempel des Gottes der Heilsmächte an,
Die Opfergeräte in Stücke zu schlagen.
Nun findet in Winkeln ein Mann einen Wagen,
Und rasch macht der Haufe daraus ein Gespann.

Schon wird einer Christin das Büßergewand
Auf einmal mit Johlen vom Körper gerissen,
Und Buben und Greise sind lüstern beflissen,
Das Mädchen zu schmücken: mit komischem Tand
Bedeckt, steht die Nackte nun oben im Karren,
Und der fängt schon an, über Dielen zu knarren!
Obszön hergerichtet, voll Tempelbehängen,
Begleitet von höhnischen Pöbelgesängen,
Erscheint nun die Christin, den Ihren entrissen,
Im Freien. Und kraftlos, als prächtiger Bissen
Gepriesen, entschwinden ihr endlich die Sinne:
Da heißt es: nun schlafe die Göttin der Minne!
Bedroht durch die Flammen, verfolgt von der Hitze,
Verläßt Pack die Insel, von Feuer umloht.
Wohl droht noch der Priester und schreit nach dem Blitze,
Doch schlägt ihn ganz einfach die Wutmenge tot.
Darauf zieht die Meute hinab zum Emporium
Und macht, in der Unordnung komisch vereinigt,
Ein liederlich klingendes Massenbrimborium.
Und trifft Mob wo Christen, wird flott losgepeinigt,
Ja, selbst alle Mächtigen, die nicht entflohn,
Begegnen in Rom jetzt verwerflichem Hohn!
Die Flammen ergreifen die Schläuche Boreas':
Da sind alle Winde dem Gotte entsaust,
Nun werden die Güter der Erben Äneas'
Von Stürmen und Flammen zusammen zerzaust.



Die Gassen durchhallt wildes Brausen und Pfauchen,
Und oft dröhnt und donnerts auch plötzlich und kurz,
Das heißt dann, in Häusern, die lodern und rauchen,
Erfolgte im Dachstuhl ein Stützbalkensturz.

Oft zerrt mancher Flüchtling des Hauses Penaten
Noch krampfhaft hervor aus dem drängenden Brand

Und rechnet aufs Glück seiner künftigen Saaten,
Auf Zukunft und Wohlstand, durch eigene Hand!

Das Volk läßt sich schwer durch die Hitze vertreiben.
Es hängt noch am grauen, verlorenen Gut
Und will, nah beim Grab seiner Habe, verbleiben
Und denkt still an das, was für immer dort ruht.

Doch bald fängt Gewühl an nach oben zu drängen,
Wer wüßte sich nicht höher besser gefeit?
Doch liegts auch im Blut, sich in Knäule zu engen,
Gut drückt sichs an anderer Leiber und Leid.

Die Reichen wird hoch ihre Stellung versammeln!
Auf kühleren Hügeln, vor Feuer geschützt,
Beschießen sie gleich ihren Weg zu verrammeln,
Damit nicht das Volk diesen Rückzug benützt.

Wohl muß sie die unklare Zukunft verstimmen,
Besitzende Menschen sind nüchtern und scheu:
Sie zittern, wenn Herr oder Diener ergrimmen,
Und hassen und fürchten, was fremd ist und neu.

Sie trachten, die raschen Entschlüsse zu meiden,
Sie haben sie oft schon, zu spät erst, gefaßt,
Sie bangen auch jetzt für die Götter der Heiden
Und wünschen nicht Altes, doch Aufschub und Rast!

Ja freilich, sie schmähten am liebsten, am stärksten:
Und schwer nur verbeißen sie Kummer und Wut,
Wohl trifft doch das Feuer die Reichen am ärgsten,
Denn was: sagt! verliert die plebejische Brut?

Doch hoffen sie, Nero wird alle beschenken,
Zumal die das Feuer zu Bettlern gemacht:

Besitz in verläßliche Hände zu lenken,
Bewährt sich noch immer zum Stützen der Macht.

Gar viele erklären die Christen für schuldig
Und tuscheln, sie hätten die Hauptstadt zerstört;
Doch besser nichts sagen! Verschwiegen: geduldig!
Solang man nicht Neros Vermutung gehört.

Doch dann wollen Reiche zuerst ihn umstöhnen,
Bis endlich sein Herz sich der Ihren erbarmt:
Doch wer könnte nun dreist die Christen verhöhnen?
Es fühlen sich alle ein wenig verarmt!

Doch gilt es nur, Nero für sich zu gewinnen,
Man sinne nach Macht durch cäsarische Huld;
Und nennt dann der Kaiser die Träger der Schuld,
So wolle man die ganz ins Trugnetz verspinnen.

Die Reichen geloben den Thron zu erhalten!
Sie haben im Freistaat das Alte gestützt:
Seit jeher gefiel ihnen machtvoll's Walten,
Und oftmals schon haben sie Kaisern genützt!

Sie lassen sich immerdar schützen und führen,
Wer hat, bleibt der Bürgerschaft sicherer Teil,
Auch können Propheten die Reichen nicht rühren,
Und selten nur sind sie im Staatsdienste feil.
Das, denken sie, muß doch ihr Kaiser bedenken
Und ihnen, bloß ihnen, sein Wohlwollen schenken!
Wahrhaftig, sie sind auch kein schwankender Haufe:
Sie haben nur Sinn für die sichtbare Macht,
Sie folgen dem Strome auf jeglichem Laufe
Und haben es stets wie die Starken gemacht;
Ja, sinkt auf der Wage unsichtbarer Mächte
Die Schale des Neuen, auf einmal beschwert,

So herrschen sie weiter: durch eherne Rechte
Wird wiederum der, der das Geld hat, geehrt!
Sie bleiben dem Staat die Familienerhalter,
Die Herrscher in jeglicher Generation,
Sie lassen ihr Recht als Gesellschaftsverwalter
Bestimmt ihren Enkeln und meistens dem Sohn!

Doch seht nur, sie ehrten doch auch die Penaten
Und brachten oft Opfer nach herrschendem Brauch:
Sie ließen für Jupiter Mastochsen braten
Und freuten ihn so durch den speckigen Rauch.

Sie stellten sich klug zum Olympe am besten,
Indem sie zu Ehren der Götter gepraßt:
Sie opferten immer bei häuslichen Festen,
Genau wie es Priestern des Numen gepaßt!

Wie wurde, bei Reichen, ein Hymen geheiligt!
Sie haben gleich Opfergelage bestellt.
Apollo, Merkur schienen freundlich beteiligt,
Auch Zeus hat sich wunschreich zu Menschen gesellt.

Wie? Hätten die Götter die Starken verlassen?
So denkt doch: warum wurde Rom nicht verschont?
Wer kann ihr Dazutun, ihr Zublicken fassen?
Olymp! Noch bist du von strahlenden Herrschern bewohnt!

Vulkan! Du wirst in den Straßen verlästert!
Schon fragt sich der Römer: verfällt hoch die Zucht?
Die Götter der Griechen sind gierig, verschwastet:
Die Unzucht sticht Gift in verwerfliche Frucht.

Nun spricht ein Patrizier die folgenden Worte:
»O Jupiter Stator, beherrsche uns allein!
Wir halten zu deinem gesetzlichen Horte,
Damit wir auf Erden fast sorglos gedeihn.

Erscheine als Adler und schrecke die Schlange,
Die fürchterlich wütet, zurück in den Staub;
Nun weilt ihre ringelnde Brut schon zu lange
Hier oben: dein Rom war ein Unterweltsraub!

Zertritt diesen Glutwurm mit schmerzlosem Fuße:
Er knete sich rasch zu verzuckendem Knäul,
O Jupiter, hör uns, auch wir tun Buße,
Gebiete dem furchtbaren Furiengeheul!

Wir lieben dich, Jupiter, Herr unsrer Schlachten,
Du solltest, du guter und leuchtender Gott,
Die anderen Numen zu Tode verachten,
Sonst stürzt dich noch einst ein Olympierkomplott!

Wir wollen von nun an nur dir auf Altären,
Was du und was andere Götter begehren,
Zur Huldigung opfern: den Widder, den Stier,
Die Taube, das Schaf, jedes reinliche Tier,
Auch Sklaven, verlangst du es, schenken wir dir,
Der Kaiser und wir!« und da ruft schon die Menge:
»O Jupiter, herrsche allein auf der Welt,
Wir weihen dir Tempel, und Feiergesänge
Ertönen für dich, der die Ordnung erhält!«

Schon greift jetzt der Brand nach den weitesten Gassen!
Als hungriger, alles verschluckender Wurm,
Beginnt er die Vorstädte rasch zu erfassen,
Und seht, seinen Durst löscht ein düsternder Sturm!

Doch müssen im Bauch die Metalle sich stauen:
Sie reißen des Drachen Gedärme entzwei,
Und was nicht die heißen Geweide verdauen,
Entfließt seinem Wanste als zuckender Brei.

Der Pöbel verläßt nun die dumpfigen Stätten
Des Lasters, weil alles Beflammung bedroht,
Das drängt aus den Schenken, sein Leben zu retten,
Und sieht sich schon himmelhoch grellrot umloht.

Gewürgt von Entsetzen, den Plagen und Sorgen,
Verlieren die Menschen ihr kleines Vertraun.
Die Nacht ist so schreckvoll, und was bringt der Morgen?
Sie denken mit Grauen ans baldige Graun.



Die Gier blitzt im Brunststurm: das donnert ins Rauben.
Gelichter, gehorch deinem krallenden Drang!
So schnaube dich aus: du kannst dich dir selber erlauben,
Denn plötzlich sind Mörder die Meister vom Strang.

So grinse Begierde aus tierischen Zügen:
In Blutblicken fuchelt die Schurkennatur,
Die Nasen verkrümmten entsetzliche Lügen:
Den Mord lies! Hier blinkt jede Stirn seine Spur.

Ein Schrei seines Opfers durchgellte die Ohren
Von diesem Gesellen, der Trümmer durchsucht:
Die Ohrmuscheln sitzen wie knapp angefroren,
Das sagt, so ein Kopf ist von uran verflucht.

Dort lungert ein Haufe, mit Beute beladen,
Die Straßen entlang und verspottet Merkur.
Er ruft ihn, verspricht ihn zu Festen zu laden,
Doch zeigt sich vom Gott keine irdische Spur.
Da pfeift nun der Mob, und ein wildes Geschrei
Erklärt, daß er nimmer die Raubgottheit sei!



Der Pöbel macht Aufruhr und schwört, daß er Ares
Allein seinen Diebsanteil abtreten will,
Er flucht und verspricht, daß des Kriegsgottaltares

Gesprenkelter Marmor, vom März bis April,
Und dann vom September bis Ende des Jahres,
Von Lenzzicken, Ferkeln und Herbstwurfhaustieren
Bedeckt sein wird, um seinen Tisch zu garnieren!
Jetzt nähert sich flüchtiges Pack: die Soldaten
Mit wimmernden Kindern, auch Sklaven und Frauen.
Sie werden die Asche nach Opfern durchwaten
Und prahlend sich grausam am Grauen erbauen.
Die Beute verschleppen sie scheu in Spelunken,
Wo Großtun empor pafft. Ein Flammenbetrotzen
Ins Ich irrt. Doch schlimmer noch schwirbeln die Funken,
Bis viele umflimmert ins Lichtgewirr glotzen.

Nun fangen die Römer an, doch sich zu wehren,
Es packt sie die alte, fanatische Wut,
Und siehe, sie treiben die Räuber mit Speeren
Und Steinen zurück in die zischelnde Glut.

Sie sehen oft Mütter im Feuer verschwinden,
Und viele zerfetzen vor Schmerz ihr Gewand:
Die suchen verwirrt ihre Kinder zu finden,
Doch Mörder und Opfer vertilgt schon der Brand.
Nun wagt es kein Mann, sie der Glut zu entreißen,
Und schließlich, wen kümmert das Weibergeschrei?
Sie suchen den eigenen Gram zu verbeißen,
Und stehn, wenn ein anderer schluchzt, stumm dabei.

Auch greifen die Glutklauen immer noch weiter,
Das schnaubende Feuer wird nimmermehr satt:
Es glimmt und es klimmt auf der Hügelurbsleiter
Von Gasse zu Gasse, zum Saume der Stadt.

Jetzt nahen verstrudelt die Flammen den Scharen
Von Römern und Fremden in furchtbarer Not.
Sie können nur Feuer um Feuer gewahren:

Das Grab ihrer Habe ist blutrot umloht,
Die Glut leckt wild weiter, — doch sonst herrscht der Tod!

Das Feuer jedoch wird durch uns zum Gespenste!
Der Gott, der dem Moses im Strauche erschienen,
Und der über Daniel in Babel erglänzte,
Den jetzt, neben Juden, auch Christen umdienen,
Hat eben sein Antlitz den Römern gezeigt:
Und sehet, das Volk hat vor ihm sich verneigt!

Bedrängt durch das Plündern und Morden der Horden,
Erstickt und bedroht durch den qualmenden Brand,
Sind alle beinahe zu Kindern geworden:
Da dünkt sich ein Träumer vom Himmel gesandt.

Er plappert mit Schwüren, zum Volke gewendet,
Es hätten die Götter die Tempel geschändet,
Und dann hat er laut in die Flammen geschrien:
»Ihr Numen habt eure Altäre bespien!

Du, Mars, hast die Pfeiler des Staates zerschlagen:
Nicht Hera blieb heil, noch Hesta verschont,
Die Flammen Hephaistos' verdüstern den Wagen
Des Phöbos, des Gottes, der aufsteilend thront.

Wir werden an Jesum von Nazareth glauben!
Wir wollen ihm Opferaltäre erbaun!
Nun mögen die heidnischen Götter verstauben!
Wir können dem Jupiter nimmermehr traun!«

Die Worte des Priesters erschüttern die Menge:
Sie denkt sich wahrhaftig von Göttern genarrt,
Doch fühlt sie zugleich die erhärtende Strenge
Des Neuen, das dort aus der Glutsäule starrt.

Sie konnte noch nie solche Wutrede hören!
Was heute erscholl, hat noch niemand gewagt:
Sie will sich noch immer nicht offen empören,
Doch wird ihre Furcht hoch von Wut überragt!

Wo ist die Erklärung, daß Götter verkommen?
Doch seht euch nur um, allzu wahr ist der Greuel!
Der Herr aber, der seinen Weltthron erklimmen,
Verschüchtert noch immer den hilflosen Knäuel
Von Heiden, den Funken und Sprühgarben taufen.
Und plötzlich spricht wiederum einer im Haufen,
Und zwar der verstockteste, grausamste Heide,
Der früher den Pöbel zum Morden verführt,
Von christlicher Hilfe, von siegreichem Leide
Und Herrschaft der Armen, die Jesus erkürt.
Ein Zukömmling sagt, mit ekstatischen Gesten,
Er sei aus den Höhlen der Christen entflohen:
Er kenne das Walten der Sekte am besten
Und fühle nun wieder sein Christentum lohen.
Er habe sich völlig dem Heiland verschrieben,
Da dieser die Menschen als Brüder beschützt,
Und sei auch ein christlicher Priester geblieben:
Er habe schon oft der Gemeinschaft genützt!

So werden die Bürger, die Rom tief betrauern,
Dem Christentum langsam gewogen gestimmt,
Sie müssen sich selber so innig bedauern,
Daß endlich der Heiland im Herzen erglimmt.

Sie denken, ein Gott, der sich selber gepeinigt,
Erspart uns, die leiden, bestimmt seinen Hohn.
Ein Gott, der in sich alle Welten vereinigt,
Und der seinen eigenen, leiblichen Sohn
Den Menschen geopfert hat, wird uns beschützen
Und freundlich beim Aufbau von Rom unterstützen.

Ein Weib kommt nun plötzlich wie rasend gelaufen:
Wohl rasch durch Geschautes verblüfft und verzückt!
Ein eisiges Staunen nimmt Herrschaft vom Haufen:
Schon wird, ganz in Angst, auseinandergerückt.

Doch hält diese Frau noch die Hände erhoben,
Als folge sie, sehend, der hellsten Vision.
Erst mag sie das Kreuz und die Märtyrer loben,
Und nun schreit die schauende, wilde Person:

»Ich habe zwölf Kinder auf einmal verloren,
Sie wurden vom höllischen Feuer verzehrt!
Ich habe acht Söhne dem Staate geboren
Und selber mit üppigen Brüsten genährt:
Was taten die Götter? Das Wohl ist vernichtet:
Wir sind, wie sie selber, zugrunde gerichtet!«

Nun sucht sie und scharrt sie, im Schutt der Ruinen,
Ihr Schreien hat furchtbar die Brandnacht durchgellt,
Die Mutter des Heilandes sei ihr erschienen:
Sie sieht sie als leuchtende Herrin der Welt!

Nun schwört sie, sie werde zum Throne gerufen,
Es habe die Mutter sich zu ihr geneigt
Und gleich dann, auf herrlich erleuchteten Stufen
Gesteilt, ihre Kinder als Engel gezeigt.

Nun ist sie im Taumel zu Boden gesunken.
Sie glaubt, sie hat himmlische Milde getrunken,
Da süß ihr die Jungfrau die Lichtbrust gereicht,
Und drum ist ihr plötzlich so wonnig, so leicht.

Doch faßt sie sich wieder. Voll jüngstem Verlangen,
Zum Volke zu reden, beginnt sie nun laut:
»Ich habe den Heiland, hoch über den Schlangen
Der lodernden Welten, voll Ruhe, erschaut!«

Zuerst ist ihr Sagen zerbrocktes Gestotter,
Sie zerrt noch, zerzaust ihren Sprachenballast,
Doch plötzlich entwirrt und enthaspelt sie flotter
Die trefflichsten Worte, zu Sätzen gefaßt.

Stets schriller beginnt sie zu wüten, zu wettern,
Als schlüge sie Blitze aus stahlhartem Stein,
Sie ruft, sie kann Götteraltäre zerschmettern,
Und gleich darauf setzt sie den Weltheiland ein!

Schon folgen ihr Mütter und leidende Frauen,
Die viele verloren, die Kinder, den Mann:
Sie wollen nun gläubig der Leidmutter trauen,
Die schmerzereich ewige Gnade gewann.

Nun zieht sie, im Zuge voraus, durch Gefilde,
Wo Atmen Befreiung nach tiefster Gefahr:
Am Himmel erschaut sie die Göttin der Milde
Und baut ihr im Herzen den Sternenaltar.

Ja, Sterne sind Boten und Blüten der Güte,
Denn immer, wenn lodernde Helle erblaßt,
Sobald nur der Blutring des Tages verglühte,
Ereignet ihr Wink sich als Spender von Rast.

Ihr seliges Wesen ist glühbunt beflügelt.
Ihr gläubiges Funkeln verstrahlt Gottes Macht.
Ihr Minnen ist frei und der Weltwunsch gezügelt:
Was irdisch erkeimt, wird von ihnen bewacht.

Im Ich-Licht der Sterne, den schützenden Müttern,
Sind Sorgen um freundliches Leuchten geschart.
Das Licht-Ich der Sterne wird Frauen erschüttern:
In Demut ersternen ist weibliche Art.

Die nächtliche Ewigkeit: Frauenherz! spendet
Erlöschende Sterne der sterblichsten Welt;
Die Milde der glücklichen Lichtfürsten sendet
Uns Erdkindern Grüße, durch Mitleid erhellt.

Nun flüstern die Mütter: »Wir werden allnächtlich
Uns hier, unter Bäumen, still wiederum sehn,
O bleiben wir, tagsüber, reinlich und rechtlich
Und lassen wir nachts uns von Schauern umwehn!

O bringen wir Blüten, die Sterne des Tages,
Zum holden und herrlichen Gottesaltar,
Dann freuen die Augen des irdischen Hages
Der Sterne urkindliche, liebliche Schar!«

Jetzt singen die glücklichen Weiber: »Wir pflücken
Die Blüten der Felder, um Gott zu erfreun,
Wir wollen versammelt uns lieben und schmücken
Und dann wie die Blätter uns weithin zerstreun!«



Als vielerlei Länder Sibyllen gebaren,
Hat Romulu's Wölfin sie alle gesäugt,
Und jetzt stürzt ein Jude das Reich der Cäsaren,
Und Ihn hat das Leid aller Menschen gezeugt.

Er ist ein erfeuernder Seelenerwecker,
Er hat hoch vom Kreuze die Erde befreit,
Er ist aller Völker Verheißungsvollstrecker,
Und wer an ihn glaubt, überflügelt das Leid.

Einst hat ihn die Weibheit der Erde getragen,
Er ward, wie das Licht, der Jungfräulichkeit Kind:
Er leidet das Leben, versternt unsre Klagen
Und schenkt dir sein Blut, wie ein Herbstwald dem Wind!

Es folgen ihm Weiber und gläubige Männer!
Durch ihn sind die Leiber zu sterben bereit,
Er ist unser gütiger Herzenserkenner,
Und wer ihn erfreut, wird von Zweifeln befreit.

Er machte die schweigenden Tiefen empfindlich!
Und als er die Römer zur Kreuzigung zwang,
Da wurden die Leidenden unüberwindlich,
Denn groß ist der Büßenden fürstlicher Gang.



Von glühenden Zungen, die Unheil verkünden,
Ist ringsum die Urbs des Genusses umloht,
Und Flammen, die Leiber und Seelen entzünden,
Bereiten den Gottheiten Sorge und Not!

Weltungeheuer, aus Zunder und Feuer,
Nun wurmen die Numen in Satans Gewalt.
Schon werden die Burgen, das Tempelgemäuer
Von kletternden Klauen des Brandes umkrallt.

Die Auen des Pan sind unheimlich verglommen,
Und Flammengedanken verschlingen sich tief
In Seelen, die leibliche Botschaft vernommen:
Erwacht ist der Weinberg, der still und stumm schlief!

Die Krallen des Brandes verschleudern die Steine
Der Tempel der alten, versinkenden Welt.
Verwüstet sind weithin die heiligen Haine:
Schon haben Propheten die Eichen gefällt.

O Rom, du kannst brennende Tempel erblicken,
Penaten vom eigenen Feuer bedroht!
Sie werden aus Angst und in Flammen ersticken:
Schon naht ihr lebendiger, lodernder Tod.

Doch seht auch: die Flammen beschützen das Leben!
Nun sind sie ein furchtbares Zukunftsgepenst:
Oft kann sich der Erdgeist zur Drohung erheben,
Doch Feuer ists, das uns mit Freuden bekränzt.

Der Boden muß Geistererflammung gebären,
Die Erde trägt ewige Wälder im Schoß!
Sie labt, wer da Durst hat, mit Reben und Ähren,
Und wenn wir verzweifeln, — so zeigt sie sich — bloß.

Denn nackt sind die Flammen! Ja Rankenskelette
Das hastige Wesen vom wachsenden Wald.
Urzukunft ergreifen uns brennende Städte:
Und Roma entleuchtet Jehovas Gewalt!

Doch Nero, von brüllenden Löwen umgeben,
Erblickt nur ein Schauspiel von singendem Gold,
Und wenn seine Bestien, vor Schrecken, erbeben,
So fürchtet er — wenig, denn Zeus ist ihm hold!

Die Katzennatur scheint an Flammen zu saugen:
Vielleicht wird ihr Wüstenbedürfnis gestillt?
Die Grausamkeit gleißt schon aus grünlichen Augen,
Der Brand macht die Tiere erschrocken und wild.

Der Kaiser jedoch merkt kein Zerren und Pfauchen,
Er sieht nur ins Feuer, das freudvoll versprüht,
Er schaut, — doch er ahnt nicht, daß Götter verhauchen:
Da schauendes Denken ihn fürchterlich müht.



Die nächsten Geschlechter begruben die Numen
Und haben sich Tempel aus Trümmern gebaut,
Ihr Gott aber wuchs aus asiatischen Krumen,
Dann hat er italisch ins Weltwerk geschaut.

Gewählt ward ein Gott, der Ägypten gezeißelt,
Als Pharao, samt seinem Heere, erstoff;
Doch Rom hat ihn gleich im Gedanken gemeißelt:
Sein himmelumwaltendes Herrschthum ward Stoff.

Wer gab ihm bewegliche, griechische Glieder,
Ein jüdisches Haupt auf etruskischem Rumpf?
Man webte sein Wesen in christliche Lieder
Und sang sie zu Ostern zum Sonnentriumph.

So mußten im Brande die Götter vergehen!
Das Jupiterbildnis ward plötzlich gestürzt,
Oft hat ein zerstörendes Wettern und Wehen
Dem Feuer den Weg über Hügel gekürzt.

Die Flammen zerstörten die Marmoraltäre,
Doch unberührt dauerte Roms roter Thron,
Dort schützte der Papst bald die kirchliche Lehre,
Dann später das Reich und die Inquisition.

O Weltenleu, oft sträubst du deine Flammenmähne:
Entloht der Urbs der Feuerabglanz deiner Wut?
O sage, Löwe: was bedeuten Purpursträhne?

Jetzt brüllt der Mensch. Das Holzwrack knarrt. Schon
tobt die Glut.

Sind Gallier in der Stadt, nach Römergold zu scharren?
Die Gänse schnattern nicht, fort ist der Latiermut!

Erscheint ein Triumphator auf dem Siegerkarren,
Soll Rom im Brand den Abglanz seiner Kraft gewahren?
Barbaren sind es, und sie werden hier beharren!

Dort kommen sie mit wildverwornen, goldnen Haaren!
Wie sträubt die Feuermähnen sich Zerstörungslust
In frechen Söldnern und in freien Kriegerscharen!

Sie haben kaum von Gold und Goldesmacht gewußt:
Und wie sie ungestüm die Tempelpforten sprengen,
Erscheint um manchen plötzlich — Gott, im Flammen-
wust!

Ihr Römer seht sie nur zertrümmern und versengen!
Sie suchen Gott im Feuerherd und Abendhauche:
Die Stadt beginnt sie drum mit Wasser zu besprengen.

Wie eine Witwe wühlt die Urbs, im eignen Rauche
In der Campagna, sich ins Grab von ihrem Geiste.
Sie scharrt und stöhnt und liegt dann stumm auf ihrem
Bauche:

Das Gold ist fort. Und tot der Aar, der sie umkreiste!

Das Weltgenie von Rom war tot.

Der Löwe hatte kurz geröchelt,
Die Leiche aber weiter fort die Welt verpestet.
Ihr voller Rumpf, der sich durch lauter Raub gemästet,
Schwoll an, und wie ein Aas im Straßenkot
Bedrohte er die Welt mit arger Fiebersnot.
Doch Rom, die Stadt des stumpfen Mittelweges,
Blieb selbst noch zweifelnd-ahergläubisch groß.
Sie wuchs, denn sich zu füllen blieb ihr Los,
Doch sie behielt auch ferner etwas Träges.
Ihr guter Bürgersinn gab ihr Gedanken
Und stellte sie in keiner Lage bloß.
Verletzten sie des Nachbars Räuberpranken,
So gab sie plötzlich ihm den Todesstoß.
O Rom, ich sehe, wie du meistens dich verteidigt:
Die Völker, die Italien mitbewohnten,
Propheten, die dein Mittelmaß beleidigt,
Die Sklaven, die sich gegen Rom vereidigt,
Und jeder Feind, der deiner Macht genah,
Ward von der Göttin Roma überfahren!
Du übertrumpfst schließlich das Triumvirat,
Stets konnte sich dein Bürgergeiz das Geld bewahren.
Zertrümmert lag das Werk der herrlichen Cäsaren,
Doch Rom, das immer siegreich seinen Feind zertrat,
Besiegte nun durch seinen Glauben die Barbaren.
Das Wort ward durch das Römertum zur Tat!
Die Urbs verschmähte nicht vom Besten anzunehmen,
Denn niemals liebte sie, was arg zurückgeblieben:
Das Kühnste mußte schließlich sich nach Rom bequemen,
Denn Rom besteht, und die Propheten werden auf-
gerieben.

Gedeihe, großes Rom, bestelle dir Konzile,
Verknüpfe alles, was du irgend schlau vermagst,
Noch gilt dein Wollen einem großen Lebensziele,
Dem Werk, in dem du selber unvergleichlich tagst.

Versuche, Rom, in deiner Kirche das zu fördern,
Was irgendwie sich an dein Machtverlangen schmiegt.
Du wirfst die Weltrebelln zu gemeinen Mördern
Und biegst, zerknickst, was deinem Sieg entgegenliegt.

Wohl braucht der Mensch den Mittelweg, um still zu
wandelnd,
Und den hat Rom für alle Völker reingefegt:
Die Abgewichenen wird es gerne mild behandeln,
Da keine Schwäche Rom sich in die Wege legt.

Den Tartarus vertiefte sichs zur Christenhölle
Und hat dadurch den Einsturz seiner Macht gehemmt:
Sein Geist war da, damit die Zahl der Christen schwölle,
Und seine Kraft hat Riesenfluten eingedämmt.

O Rom, du wecktest Schätze, die in Heiden schliefen,
Du hast dir Grundverschiednes angepaßt,
Du hörtest tausend Stimmen, die nach Rettung riefen,
Und trugst der Weltkultur unendlich große Last.

Du zogst die Welt in deinen Bann erhabner Ruhe,
Du sammeltest die Worte, die du rings erfragst,
Du legtest fremdes Gut in deine goldne Truhe,
Um die du dichte Schleier des Vergessens schlugst.

Jetzt fühle ich der Schönheit Flügelschläge,
Im Norden ist die Lilie Frankreichs aufgegangen,
Die Christenliebe wird in Marmorblöcken rege!

Hold trägt den Fels nach Offenbarungen Verlangen!
Schon klimmt ein Frühjahr steil empor an Kathedralen,
Und über Türmen seh ich Schönheitsgipfel prangen.

Das Leben läutert sich aus unempfunden Qualen
(Denn nichts zu fühlen ist der Fluch der schweren Steine)
Zu Formen, die lebendig ihrer Nacht entstrahlen.

So trachten tausend Sonngewürten, im Vereine,
Als Pfeilerbündel langsam sich emporzurecken,
Denn alles Irdische verneint das Steile, Reine!

Jetzt scheinen Osterglocken allerliebste Schnecken,
Verkrümmte Lurche, Olme, Echsen, stumpfe Würmer,
Die reinste Teufelsbrut, im Steine zu erwecken.

Fürwahr, schon ruft, mit ernstem Glockenschlag, der
Türmer
Ein ganzes Schlummerreich empor ans Licht, ins Leben,
Und weist: o folgt dem Menschen, euerm Sonnenstürmer!

Ihr Wesen alle, laßt euch froh zum Licht erheben,
Ihr Schwalben, seht euch her nach stolzen Menschen-
werken,
Ein Taubenschwarm soll immerdar dem Bau entschweben!

Ermüdet mag der Wanderer einen Dom bemerken,
Die Schönheit ihm fast engelsgleich entgegenfliegen,
Des Münsters Himmelssehnsucht jeden Pilger stärken!

Oft mögen Wünsche domwärts in der Luft sich wiegen,
Und sollte unterwegs die Büsser Furcht beschleichen,
So könne Schönheit alle Zweifel gleich besiegen!

Zwar darf kein Engelsbild von seinem Sockel weichen,
Noch je der Glockenklang ihm goldne Flügel leihen,
Doch seine Schönheit wird uns immerdar erreichen!

Jetzt schweben Engel auch in holdgeträumten Reihen
Vom Dom herab und leiten uns in hohe Hallen,
Um Seelen durch beschloßne Ruhe zu befreien!

Das Kirchenherz scheint in Italien aufzuwallen:
Da sieht der holde Franz in eigner Innerferne
Die gleiche Glut wie Frankreich, hinter Blutkristallen!

Sein Münster wölbt sich über Gottes liebe Sterne:
Selbst Vögel nisten traut in seinen Kathedralen,
Denn was da liebt und leidet, hat er innig gerne.

Er scheint mir fast die liebe Frau auf Glas zu malen.
Warum? Ich weiß es nicht! Auf einem stillen Anger
Erscheint mir seine Jungfrau hinter Gnadenstrahlen.

Sie ist für mich der ganzen Welterlösung schwanger,
Schon fangen Frühlingsblüten an, um sie zu lachen,
Doch wird ihr Antlitz immer traumhafter und banger.

Besonders blaß erscheint sie durch das Lenzerwachen:
Sie ahnt vielleicht bereits in ihrem Muttertraume
Den eignen Sohn im Kampf mit einem grauen Drachen.

Da zwitschern aber alle Vögel laut im Zaume
Und wollen so die Angstgedanken wohl verscheuchen,
Doch seht, auch Engel blasen schon im Wolkenflaume.

Das singt aus voller Brust und aufgeblähten Bäuchen,
Das braust, daß es die Jungfrau rasch im Hag erwecke,
Denn Frühlingsstürme werden bald das Land durch-
keuchen!

Doch hegt der Heilige besonders eine Hecke,
Wo Blüten bunt aus blassem Glase bluten,
Und predigt Vögeln dann in einer grünen Ecke.

Das alles ist ein Hoheslied der Erdengluten,
Ein Heilsversprechen jeder kleinen Vogelstimme,
Ein wunderbares Dichtertum und Grundvermuten!

Das singt von Höhen, die der Mensch erklimme,
Von einer Liebe, die das Sternenall umarme
Und die in Werken sich ihr Weltgesetz bestimme!

Nun schnitzt der Heilige, in seinem tiefen Harme,
In einer Sprache, die wie Holz so gern erblühte,
Auf einmal Jesum, daß er unser sich erbarme!

Die Sprache, die beim Trab von Virgils Vers erglühte,
Die wie ein Roß die Recken stolz ins Treffen führte,
Wird plötzlich so, als ob sie sanft zu sein sich mühte.

Ja, sie erweichte, als Franziskus sie berührte!
Nun tönt sie hold und gibt des Heiles Stimme wieder:
Dir ists, als ob sie lusthaft seine Hand verspürte.

So bleibt der Heilige bei seinem Werke bieder,
Er hat nur seinen Gott in frisches Holz geschnitten,
Doch keiner blickte je so treu vom Kreuze nieder.

Das ist ein Christus, der für alle ausgelitten.
Umgraut vom Dunkel einer alten Tempelecke,
Erfährt er wohl bereits das Gut, das Er erstritten.

Jetzt hascht ein roter Strahl empor zur kalten Decke,
Vielleicht ein Widerschein der Glut, die Gott entzündet,
Doch ists, als ob die Hölle sich nach oben reckte!

Die Sünder schlängeln sich zum Heil, das Er verkündet,
Doch wieder nein, das rote Licht, das da erzittert,
Ist ruhig wie ein Herz, das sich mit Gott verbindet.

Wer weiß, was dieses Lämpchens Einfalt alles wittert?
Wie dem auch sei, das Werk, mit dem er uns bedachte,
Ward bei der Arbeit nie durch Zweifelsangst verbittert.

Er säte stets und sah die Saat, die bald erwachte;
Sein Leib war Früh- und Abendglut, die nach dem Sturme
Schon häufig heitre Überraschungsstunden brachte.

Nicht Glocken, Schwalben rufen uns von seinem Turme.

Schon siebt die Erdenglut durch Kathedralenranken:
Sie hat sich leicht in kühnem Schnörkelwerk verkrustet,
Das Lebensfieber sprengt die glatten Leibesschranken!

Erschaut die Glut, die in den Zinken weiterprustet,
Seht Notre-Dame, die sich trotz Teufelsspott erhoben,
Verweilt, wo nachts der Sturm durch finstre Bögen hustet!

Dort harrt ein Nonnenzug und scheint den Tod zu loben.
Er fleht vielleicht, er möge sie dem Tag entreißen,
Denn hier ist Licht nur bleich in Trauer eingewoben!

Doch höher oben seh ich Marmorengel gleißen,
Die scheinen schon im Himmel Hymnen anzustimmen,
Und drunter trachten Drachen Schmerzen zu verbeißen.

Doch wollen Freuden leicht die Leiden überklettern,
So strebt und klettert drum das ganze Domgefüge
Vorbei an Wutgebilden, die in Stein ergrimmen.

Dort ringeln sich und wandeln lauter Schneekenzüge,
Wie Schicksalstrepfen und versternte Schreckgewinde,
Erhaben hochwärts über Spuk und Teufelslüge.

Hier ist es bald, als ob der Stein die Form empfinde
Und sich im Turm zum Himmelssturme selbst ermannte,
Uns wird, als ob ein Dom die Welt in sich verbinde.

O Bau, jetzt kommt der Geist, den dir Italien sandte!
Er wandelte und blickte lange in Ruinen:
Er liebt und er begreift dich schon, man nennt ihn Dante.

Das Frankentum erfaßt er in Terzinen,
Er ist ein Massenfolterer und Dichter,
Und tief umschien ihn verblüffte Mienen.

Dir deucht, als ob im eignen Höllentrichter
Er Wurfspiralen, Schatten, rhythmisch bändigte,
Denn seht, im Wirbel glotzen Schreckgesichter!

Mir wirds, als ob sie Gott in sein Belieben händigte:
Er wird ein Geisterriecher und ein Seelenkomponist:
Heil Dante dir, der solche Fahrt beendigte!

Du bist ein Weiser, aber dennoch schon ein Christ,
Ein Welseher, der die Massen liebt und heimlich lauert,
Ob einer das Verstellen kurz vor ihm vergißt.

Doch Gnade jedem, der, ertappt, vor ihm zusammen-
sehauert!

Denn kalt ist er und jetzt sogar ein Menschenhasser:
Er sieht, versteht kein Laster, das sich dumpf verkauert.

Wie lugt die Faulheit doch, verdummt aus grauem Wasser.
Wo Lebensmilde nie durch dicke Deiche bricht,
Da steckt im Eigendreck der Geizhals wie der Prasser.

Dem Dichter winkt gar oft ein schreckliches Gesicht,
Das ist dann meistens wer, den er im Leben kannte,
Und häufig lauscht er hin, was so ein Schatten spricht.

Doch da er jeden Zufall aus der Welt verbannte,
So fühlt er eine ungerechte Welt im Ich,
Und deshalb rührt auch selten nur ein Schicksal Dante!

Durch innre Zwiste führt der Genius einen Strich:
Da tritt, mit blutgem Haupt, die Tragik erst zutage
Und grinst das Wesen an, das sich mit Gott verglich.

Dann ists, als ob ein Höllenlachen aufwärts rage,
Als ob die Grausamkeit sich jäh mit Fleisch bekleide,
Und selbst die Starre falsches Lächeln noch vertrage.

Mich wirrts, als ob ein toter Blick am Leid sich weide:
Stets heller, hohler, höher hallt das Höllenlachen,
Verruchtheit grinst und girrt, verkrallt im Lasterrachen.

Das sind die Zangen der Materie: Sünden, Seuchen,
Auch Unzuchtzähne, Fieberlinge, Ursturzmächte,
Gewissensbisse, die uns hin und wider scheuchen.

Des Schleudergeistes Ohnmacht im Geschlechtsgefechte
Verkrampft, was in uns heult, zum eignen Steinsymbol,
Zur Höllenplastik ewig starrer Seelenmächte!

Verdammtes kreist da, ohne Achse, ohne Pol.
Die Selbstmörder sind ewig in den letzten Zügen.
Der Urblick zwinkert braun vertieft und lichtlos hohl.

Da muß die Wut sich in das Welterbeben fügen,
Und das will rastlos, unerlösbar seinen Tod.
Du kannst den Höllengrund zerreißen, nicht durchpflügen!

Es gibt wohl keine Rettung mehr im Sünderkot.
Und dringt darum auch Wut und Spott aus dem Morast,
So stößt den Schreier Dante heftig weg vom Boot.

Vielleicht hat er bereits das Paradies erfaßt?
Jetzt dringt sein Geist wohl ahnungsvoll in Christi Nähe,
Doch nichts als Dites Stadt entflammt ihm seine Hast.

Ihm ists, als ob sie ganz aus Wut und Glast entstehe,
Schon sieht er Türme, Trümmer schaurig funkeln,
Wer weiß, ob nicht ein Schmerz die Festungstümpfe blähe!

Seht, Nackenmauern, dick bespickt mit Giftfurunkeln,
Umschwirren Seufzerschwärme, die den Schlaf verloren,
Und Weh entströmt aus Türen, die in uns verdunkeln!

O, das sind Schlünde, Münder, Feuerflammenohren,
Gehirne, Bäuche, die sich nimmersatt verzehren:
Gebisse, Spuk wie Speichel, vor den Höllentoren.

Da brennen Gluten, ohne etwas zu bekehren,
Sie säubern nichts und sind doch grauenvoll und mächtig,
Und nirgends wird sich ihrer je ein Mensch erwehren!

Ach, ewig bleibt die Erde an Verdammten trächtig:
Und dennoch,—was dort schleicht,—das sei mit Recht
verachtet,
Ja, Nachsicht ist der Höllenabkunft tief verdächtig!

Was sich verstellt und einwärtsschielend klug betrachtet,
Bleibt immerdar der Qual im Höllenschlund verfallen,
In dem das Fleisch, wenn schuldlos selbst, doch nötig
schmachtet,

Da bloß als Gegensatz die Seelen heimwärts wallen!

Entreißt der Geist von Dante sich aus Höllenkrallen?
Belebt, vermengt er noch dazu den Rassenschleim?
Durch ihn wird manches fremde Lied in Rom erschallen!

Horcht, jetzt entwindet sich sein Wunsch aus Satansheim,
Mit Himmelsrhythmen sprengt er jede Geistesfessel
Und spielt nur mehr mit Bildlichkeiten und dem Reim.

Denn peitscht sein Feuergeist auch im Verderbenskessel
Die Seelen noch, im starren Kreislauf, auf und nieder,
Vertauscht er doch schon Höllenthron und Richtersessel.

Er gibt der Christenheit ihr Rechtsbewußtsein wieder,
Er zeigt den Menschen als ein armes Erdensein
Und nennt den Leib ein urverfluchtes Leidensmieder.

So gilts aus diesem sich im Geiste zu befrein,
Ist in den Körper doch die Seele bloß gebettet,
Und in der Dichtung faßt sie schon den Freiheitschein!

Wo Dante Büßer durch ihr Seufzen kühn verkettet,
Da hat er rasch den Bann des Einzelseins gebrochen
Und Seelen, als des Wortes Widerhall, gerettet.

Des Handelns Einklang hat der Dichter ausgesprochen:
Wir hören ihn und übergeben ihn den andern,
Und deshalb kommen Büßer vielfach angekrochen.

Verbunden müssen sie dem Heil entgegen wandern,
Doch wieder einzeln und entlöst der Glut entschweben,
Denn Seelen werden abermals zu Salamandern!

Einst wirst du stark wie irgendwelches Uerbeben,
Das stets an Rachefelsen, freudenkündend, rüttelt,
Und schreist den Freiheitsschrei, den alle jetzt erstreben!

Denn einst genesen wir vom Fieber, das uns schüttelt,
Ist der Erlösungsruck von Dantes Büßerseelen
Doch ein Gebet, das zwischen Gott und uns vermittelt!

Das Christentum vermochte sein Genie zu schwelen:
Er wurde zum Symbol, das Jesu Kraft erkannte,
Und konnte, aus Vernunft fast, seine Lehren wählen.

O du Verbannter, unerfaßbar herber Dante,
So sage, was bestimmte dich, fürs Heil zu werben?
Ich glaube und mag glauben, daß dich Liebe sandte.

Du suchtest frische Dornen unter Tempelscherben
Und konntest Worte Platos und von andern Weisen
Damit in unsere Gesetzestafeln kerben.

Du sahst, wie lang der Geist auf Christum hingewiesen,
Und wie ihn ein verstecktes Volk hervorgebracht,
Und hast dafür die große Vorsehung gepriesen!

Selbst Aristoteles ist jung in dir erwacht,
Den Himmel bauest du nach Maßen alter Heiden,
Ward Ptolemäus doch der Schwerpunkt neuer Macht.

O Dante, nun verstand dein Geist nicht bloß das Leiden!
Ein Christ schon, fühltest du den Überschwang der Gnade,
Aus deren Wesen sich die Lebenswege scheiden.

Damit sich jede Tiefenglut zu Gott entlade,
Ward uns die Freude am Verschiedenen gegeben,
Und schließlich wandeln wir auf unserm Liebingspfade!

In allen Völkern sollte sich das Heil beleben,
Und Dante war der Kirche ein beherzter Streiter,
Doch konnte sich sein Geist hoch über Rom erheben!

Seht, alle Völkerengel schweben auf der Himmelsleiter
Empor zum Licht und sind wie Kühnheit, Adel, Treue,
Erhabene und helle Himmelswegbeschreiter.

O, daß nur keiner seines Fühlens Echtheit scheue,
Verschiedne Menschen, alle Völker sind willkommen,
Daß jeder nur in sich die Gottheit freue!

Alltäglich wird das Paradies von uns erklommen:
Durch Christi Licht ist manche Albgewalt zerstoben,
Und um das Gnaden-Ja ein Engelskranz erglommen.

Der Chor im Himmel will das Wohl der Wesen loben,
Und statt der sieben stummen Regenbogenfarben,
Die Ewigkeit bedeuten, wenn Gewitter toben,

Erscheinen Engel, die sich Tatenglanz erwarben,
Um Gottes Ewigkeit im Tagewerk zu künden:
Durch alle Seelen strahlen ihre Flammengarben.

Sie suchen sich zugleich im Fühlen zu verbünden
Und durch den Herzschlag Ewiges zu unterbrechen,
Um rhythmisch in Emporkreisung hinaufzumünden.

Oft wollen wir zu Gott mit goldnen Glocken sprechen,
Und da entsprüht der Seele englische Musik:
Wir loben herztief Gott in freien Feuerbächen.

Die Zeit durch mich, die einstens urharmonisch schwieg,
Bevor dein Raum sich eigentlich hineinergossen,
Erwirbelt sich bewußt als Rhythmenmosaik.

Die Klangrubine, die ganz klar in uns ersprossen,
Beruhn beinah auf unserm tiefsten Daseinshalt,
Da sie der Zeit, doch ohne Raumgericht, entflossen!

Du volle Allgewalt, die durch die Seelen schallt,
Du sollst als Wort den Eindruck meines Ichs erhärten:
O, mache mich zu einer klaren Lichtgestalt!

Ihr Fieberblüten, letzter Wünsche Wollustgärten,
Laßt meinen Seelenhüter hehr in euch enttauchen,
Kommt, Cherubim mit urgezückten Flammengerten!

Aus Zauberbeeten mag die Himmelssehnsucht hauchen:
Sie wandle bodenlos und stumm durch meine Seele,
Ein Gold soll, um ihr rotes Michumwehen, rauchen!

Seht, nun entstehen Engel ohne deine Fehle,
Jetzt blendet mich ihre ergrellte Helmenhelle,
Doch klärt sichs schon, als ob ein Hauch sich drüber
schwele.

Nun wogt ein grüner Frauenchor zur Gnadenquelle.
Ein ernster Stolz bewegt ihr weises Erdgehaben,
Doch sind sie bloß der Lenz der blauen Traumeswelle.

Nun braust auch diese schon, berauscht durch Schöpfer-
gaben,
Die sie ins Mich verbürgt, gewaltsam durch das Fühlen,
Undspricht vom Greisenernst und Jubeln muntre Knaben.

Wahrhaftig, Kinder singen hold auf Wolkenpfühlen.
Wie mild erweichen mich die Schwingen dieser Geister,
Die das Gemüt erwärmen und mein Fieber kühlen.

Ein Saumschwall innrer, regenbogenglanzumkreister
Verträumer mystischer, wie nichtigster Gewalten
Erscheint uns jetzt, geführt von einem stillen Meister.

Duccio da Buoninsegna Unfaßbare, unendlich letzte Geistgewalten
Beginnen, wie aus Schlünden, rein hervorzuklingen,
Um demutsvoll um Unsre Liebe Frau zu walten.

Fast unsichtbar sind ihre lila Cherubschwingen,
Und nun vermag ihr Chor die liebe Himmelsweise
Durch Erdenrhythmen unverletzbar zu verschlingen.

Hoch thront die Mutter Gottes hehr im Engelskreise,
Den unser Dasein in die Ewigkeit erhoben,
Und übertönt der Sterne einfache Geleise.

Der Mutter Wesen ist aus Menschlichkeit gewoben:
Erbleichend darf bloß Sirius ihre Pracht begrüßen,
Und unser Hoffen ihre Muttersorgen loben.

Des Mondes Todessichel starrt zu ihren Füßen,
Der Sterne zwölf, durch ihre Bahnen urverbunden,
Erscheinen bloß, um in ihr Wesen einzufließen:

Und andre trachten, sich zum Krönungsreif zu runden,
So geht im Mutterschoße kein Versuch verloren,
Selbst Sternensehnsucht kann, als Tat, der Mensch be-
kunden!

Ganz makellos erstrahlt, wer unser Heil geboren!
Dir wirds, als ob das Weib von keiner Sünde wüßte,
Jungfräulichkeit hat sich zur Schöpfungsglut erkoren!

Piero
della
Francesca

So schwellt des Weibes Minne ihre hellen Brüste,
Doch ihre Milch sind Sternennebel, die vergrauen,
In ihrem Blick geht jeder Sonnentag zur Rüste.

Die Welten scheint ein Fünkchen Güte aufzubauen!
Und nichts als Gnade strahlt aus ihren stillen Augen:
Die Eine Weltidee spannt ihre Flügelbrauen.

Der Mutter Wangen können alle Tränen saugen.
Was zählt ein bloßer Mond in solchem Perlenbilde?
Ihr Nacken mag zum höchsten Königsleiden taugen!

Wie Arme Hände werden, wird die Macht zur Milde,
Die Würde kann sich unter ihrem Halse stauen,
Der Adel birgt sich hinter ihrem Schulternschilde.

Aus dem Profile ragt das hohe Gottvertrauen:
Wohl scheint ihr Haupt, gekrönt von holden, goldnen
Flechten,
Die Möglichkeiten der Kometen zu erschauen.

Dir wirds, als ob die Auen ihr ein Opfer brächten,
Ein Duft und Liebeshauche sich zusammenrafften
Und sanft die Schöpferin mit ihrem Kleid bedächten.

Mag doch der Duft an allem, was ihm hold ist, haften,
Um so ein menschliches Gedenken zu erwecken,
Denn Hauche kommen, die der Jungfrau Anmut schafften!

O seht, wie Düfte sie gar einfältig bedecken,
Wie plötzlich lauter Hauche sich zu Bauschen schwellen
Und so den keuschen Leib vor unserm Blick verstecken.

Daß ewig Düfte sich um ihre Glieder wellen,
Verbürgt des Erdenfrühjahrs junges Waldverwandeln,
Denn Lenz muß sich zu Lenz in stiller Reih gesellen!

Ich seh ein Hemd, gewoben aus dem Hauch der Mandeln,
Als Duft und Pracht, der Jungfrau um den Leib sich legen:
Natur, wie zart willst du dein Menschenwerk behandeln!

Die Sonne scheint für dich, Marie, den Strauch zu hegen,
Dem Rosenströme, Purpurfluten hold entauschen,
Für dich der Strahl in Kelchen Liebe anzuregen.

Denn Königin, du zeigst dich nun in Purpurbauschen:
Du wirst zum Sinnbild aller thronenden Gestalten,
Doch um die Schultern scheinst du Düfte zu vertauschen.

Denn Veilchenhauch legt dort sich auf die Mantelfalten,
Willst du die Demut leicht auf deinem Wesen spüren,
Um in der Welt in milder Huld zu walten!

Wer tritt nun schauernd durch die goldnen Himmels-
türen,
O Jungfrau, schaut dich Dante jetzt in deiner Größe?
Er wagt es nicht, den Saum von dir nur zu berühren!

Doch ists, als ob er Leben in Gebilde flöße,
Die seinem Innern rein wie ein Gebet entsteigen:
Verträgt doch seine Urvollendung keine Blöße!

Er scheint mir selbst ein Baum mit reichen Blütenzweigen,
Ein hoher Stamm, an dessen Wurzeln Menschen nagen
Und dessen Äste Liebeshauche weiter neigen.

Er lauscht, wie andre gegenseitig sich verklagen.
Noch wollen seine Wurzelfühler Leid verspüren,
Um alles Menschliche durch sein Gefühl zu tragen.

Genie, wer trachtet nicht dein Wesen einzuschnüren?
Du darfst, du kannst an Altersschwäche nimmer sterben,
Und deshalb muß der Mensch dein Feuer furchtbar
schüren.

Bald wird die Wurzeln dir der Nageneid verderben,
Denn jeder fühlt sich durch dein Riesensein beraubt
Und tut dir weh, um dich dann rascher zu beerben.

Doch Dantes Lebensbaum hat sich stets mehr belaubt:
Da seine Seele bloß das Paradies ersehnte,
So leuchtete es endlich in sein Dichterhaupt.

Ein Engelschor, den seine Seele wirklich währte
Und der sonst unerfaßt am Grund der Seelen weilte,
Verhauchte Blüten, die sein Baum ersterbend trante,
Und vieles, was der Mond zerrüttet hatte, heilte!

ORom, du Stadt des Heiles und der großen Wunder,
Du Licht des Glaubens, das die Christenheit durch-
leuchtet,

Wir alle fühlen uns durch deinen Trost gesunder!

Ihr Aussatzkranken, die ihr euer eignes Weib verscheuch-
Gesteht, vermochte Rom nicht euer Leid zu bessern? [tet,
Ihr sagtet nein, da ihr verwirrt vorüberkeuchtet!

Kein Papst vermag es, Eiterwunden zu bewässern,
Den Kranken allen, die ein grauses Übel peinigt,
Hilft kein Gebet, noch sonst ein Arzt mit Trank und
Messern.

Von Sünden aber wird der Mensch in Rom gereinigt:
Der Vatikan vergibt die Schuld der Erzbefleckten,
Denn Heiden haben Heilige zu diesem Zweck gesteinigt!

»Dort, wo die Märtyrer das Gnadenwerk vollstreckten,
Da wird uns Elenden der reichste Trost gespendet!«
Denkt mancher Pilger, dessen Mut Legenden weckten.

Wie mancher sich, von Rom aus, wieder heimgewendet,
Erblickte er, mit voller Lust, im Lenz den Flecken,
Der seinen Tagesmarsch, als nahes Ziel, beendet.

In junger Pracht erwachten schon Toskanas Hecken,
Gar schöne Mädchen kamen ihm des Wegs entgegen,
Und keine schien vor fremden Pilgern zu erschrecken.

Auf allen Wegen sahen sie sich Leben regen,
Oft Söldner vor den Schänken leicht ihr Geld verspielen,
Ein Fräulein gar am Fenster ihre Flechten pflegen,

Verschiedne Wirte nach den Pilgersäckeln schielen,
Oft stumme, dunkle Mädchen, unter niedern Türen,
Erröten, wenn sie schmucken Jünglingen gefielen.

Dann kam ein Wirt, die Pilger in sein Haus zu führen, Masaccio
Und da sie lahm und müde vor den Schänken harreten,
Wars wohl das erste dort, die Schuhe zu entschnüren.

Dann wollten sie behaglich auf die Mahlzeit warten, Sano di
Zu Haus jedoch, gewährte einer, voll Vergnügen, Pietro
Drei Mädchen wunderbar in einem Nelkengarten. Pisanello

Es waren Schwestern mit denselben schönen Zügen, Botticelli
Die sich soeben um den gleichen Freier stritten,
Mit einem andern wollte keine sich begnügen.

Sie riefen alle drei: »Ich hätt es nie gelitten,
Daß dieser Fant mit einer andern sich vermähle,
Und käm dafür ein Prinz für mich herangeritten!«

Ihr goldnes Haar durchblitzen Prachtjuwelle,
Und jede konnte, selbst im Streit, den Anstand wahren,
Vielleicht, damit, als Klügste, sie der Freier wähle!

Sie wollten jetzt schon viele Reize offenbaren,
Die Streitbarste trug in den Flechten grüne Spangen,
Die fast wie Schlangenwunder durch den Goldwust waren.

Die zweite schien bei jeder Kopfwendung zu bangen:
Sie hatte Perlen still um ihren Hals gewunden,
Und leichtes Fieber schlug ihr öfters in die Wangen.

Der Jüngsten Art und Scherze schienen zu bekunden,
Daß sie der Brautschafft sich am allernächsten währte,
Auch schien, dem Lächeln nach, der Zank ihr fast zu
munden.

Wie sie das Köpfchen sanft an ein Geländer lehnte, Pisanello
Umschwirrtens flinke Schmetterlinge, die der Nelke
Fast glichen, die von ihrer Brust sich aufwärts sehnte,

Denn keine Blume will, daß sie verblätternd welke!
So schienen Herz und Nelken etwas zu erwarten,
Und endlich knarrten auch der Laube Kreuzgebälke.

otticelli Der langersehnte Jüngling war nunmehr im Garten,
isanello Und für die Jüngste hat er gleich ein Beet geplündert,
Doch setzten sich darauf gleich Falter aller Arten.

otticelli Kein Zweifel hat den Fant, bei seiner Wahl, behindert.
Er ging zur Jüngsten hin, die ihn so bang ersehnte.
Die andern schwiegen. Ward dadurch ihr Schmerz ge-
lindert?

isanello Rasch reichten sie der Braut, die nun am Bräutigam lehnte,
Schnellabgerißne, schmetterlingsumhuschte Blüten
otticelli Und gingen dann von dannen, da ihr Auge tränkte.

lasaccio Als dies der Fremdling sah, so mußte er darüber brüten,
Doch ward er weg vom Traum zum Abendmahl geladen,
Das, wohl aus Müdigkeit, die Pilger stark verführten.

Dort hörte er, statt holder Freierserenaden,
Den Sang von Pilgern, die soeben romwärts zogen,
Und auch er selbst empfahl sich da Marias Gnaden:

Giotto Wie Abendvögel kamen Männerstimmen angefliegen,
Und endlich konnte er des Liedes Worte auch verstehen;
Sie baten sanft die Jungfrau: »Sei uns Elenden gewogen!«

Sie sangen: »Schenk die Gnade uns, die wir von dir er-
flehen!

Sei freundlich, und durch Güte tilge unsre Sünden,
Dein Lächeln ist so mild und lind wie stilles Frühlings-
wehen.

O steig hinab zu unsers Herzens Glutenschlünden
Und kühle unsre Seelen, wie ein Lenzhauch unsre Brüste,
Und hilf uns gnadenvoll das Reich des Sohnes zu be-
gründen!

Maria, geht ein heißer, langer Tag zur Rüste,
So mag, wer seine Heimat liebt, dich holde Mutter loben,
Dann ists, als ob der Himmel sich mit Funkelsternen
brüste.

Die Sterne sind in deinen Mondlichtschleier eingewoben,
Der Gürtel deiner Reinheit ist der Milchstrom ferner
Sterne,
Und unsre Seelen werden über ihm zu dir erhoben.

Gar tief erfaßt man dich in seines Wesens Glaubenskerne!
Wir danken dir, daß du uns Leid und Liebesahnung
schenkstest,
Doch hilf uns jetzt, denn wir verzweifeln oft, ob deiner
Ferne.

Als du den ersten Liebesblick ins Weltendunkel senkstest,
Da konnte gar kein Augenblick mehr zeitlos je verzittern,
Da du bereits in jedem Glück zur Weltverzückung drängtest.

Bald wandte sich der Sonnenball hervor aus Lustgewittern,
Und bis zu uns empor, die wir uns selbst durch dich er-
worben,

Vermochte keine Wut, kein Trotz die Urflut zu verbittern!
Ward dann ein Schöpfungstag auch durch des Bösen List
verdorben,

So konnte doch dein Tränenmeer den Heiland uns gebären:
Du weinst, Marie, daß wir durch eigne Schuld gestorben!«

Wie konnte dieser Sang nun eines Pilgers Herz beschweren, Neroccio
da Siena
Denn dieser blieb zurück, aus Reue sich am Rain zu winden,
Er schluchzte laut, denn unermesslich war sein Buß-
begehren.

Ein andrer Pilger, der nach Haus zog, sollte so ihn finden.
Er neigte sich zu ihm herab und flüsterte ganz leise:
»So hör auf mich, du armer Mensch, laß alle Sorgen
schwinden!

Schon winkt der Friede dir, nach einer solchen schweren
Reise,
Du gehst bestimmt zum Himmel ein, der Papst wird dir
vergeben!«

Der andre aber schrie: »Er rettet mich auf keine Weise!«

Er stöhnt: »Verteufelt war von Kindheit an mein ganzes
Leben!«

Da sagt der andere darauf: »Der Papst ist voller Macht
und Güte,
Noch scheint ein Jünglingsherz in seinem Innern zu er-
beben!

Er ist kein Greis, ob er uns auch mit weißem Haupt behüte,
Denn als er mir verziehen hat, da schwanden mir die Sinne,
Da wars, als neigte sanft zu mir sich eine Frühlingsblüte.

Auch schiens, sie streife zart den Schnee herab, daß er
zerrinne:

Da fühlt ich keinen alten Mann, ich ward so voll von Leben,
Ich wußte, sah nur, daß ich Trost für alle Zeit gewinne!«

»Umsonst ist meine Pilgerfahrt, ganz nutzlos mein Be-
streben!«

Rief abermals der Wandersmann und wandte sich am
Boden:

»Nie kann sich ein Gebet von mir bis hin zu Gott erheben!

Der Böse will aus meinem Ich sein Teil zusammenroden,
Ich fühle, wild verzweifelnd, mich bereits in seinen Krallen
Und zahl schon, vor Vertragsverfall, mit Satansepisoden.

Die Seele fleucht den Leib bereits, die Seele, die verfallen!
O sieh, wie sie die Glieder krümmt, um höllenhwärts zu
fegen,

Nun büß ich ewig, ewig lang für dieses Erdenwallen.

Ich war fürwahr ein herber Kerl, ein wüster, trüber
Degen,
Nur blieb ichs wohl von Angeburt, ich mußte eben
töten,
Doch eines Tages konnte sich in mir die Reue regen.

Wie glühte da das Hoffnungsrot empor aus Sternennöten:
Voll Einfachheit schien nun mein Sinn zu Gottes Werk
zu stimmen,
Der nächste Morgen aber war ein höllisches Erröten!

So muß die Schönheit in der Welt den Bösen arg er-
grimmen,
Ach, welchen Bruch vollbrachte er, als ich mein Glück
verachtet:
Ich warf mich weg, dann durfte nichts als Haß in mir
erglimmen!

Doch was ich tat, war stets gewußt! Mein Sinn war nie
umnachtet,
Als Sünder war ich immer frei, mein Blick war niemals
kühler:
Ich habe selbst mich schrecklich kalt aus starrem Trotz
betrachtet.

Verdammt bin ich in Ewigkeit, ich armer Satansschüler,
Ich füge mich nicht mehr ins Reich, das Gott für uns
geschaffen,
Schon fühle ich der Höllenast verkrümmte Glutenfühler.

Der Abgrund, den ich selbst erschuf, wird nun unendlich
klaffen,
Und Schatten werden mir, bei Nacht, von heut ab, stets
erscheinen
Und, traurig singend oder stumm, durch dumpfes Dunkel
gaffen!

Sie singen schon: Wir wollen uns im Mutterschoß vereinen,
Dich hätte bloß ein Fünkchen Glück in Gotteswelt gerettet,
Doch stießest du die Mutter fort, drum müssen wir nun
weinen!

Wohl hätte jede Tat von uns mit Gott dich jung verkettet,
Das Böse schmiegt ans Gute sich, sonst gäb es keine Güte,
Doch hast du uns kein einzigmal im Herzen eingebettet.

Da jedes kleine Tun von uns um dich sich nutzlos mühte,
So sei, samt deinem Schlag, verdammt: noch wird der
Fluch sich mehren,
Nun nisten wir als Schreck in deinem ruhlosen Gemüte.

Auch unser Abgang von der Welt kann Hader rings gebären:
Die Hölle ist entsetzlich tief und steigt, wenn Sünder sinken,
Ihr Haß ist furchtbar, kann sie doch die ganze Welt be-
gehen!

Ja wirklich, sieh, ihr Tor versperrn sich rostgefeite Klinken,
Sie wili mit ihrem Dunkelschlund rasch Schatten geil er-
schnappen,
Ich fühle mich ganz rettungslos, stets schneller, glutwärts
hinken!«

Das rief der Pilger, und er riß sein Kleid dabei in Lappen,
Im Staube wälzte er sich bleich, als wär er schon ein
Schatten,
Und stand dann auf und schwankte weg, um romwärts
fortzutappen.

Ein andrer Zug, der heimwärts ging, schien langsam zu
ermatten,
Da sang er denn ein geistlich Lied, voll Gottesfurcht und
Würde,
Dann ging die Reise mit Gesang oft lieb und leicht von-
statten.

Das stimmte an: »Es trägt der Mensch fürwahr die
schwerste Bürde,
Doch arg und bitter wär sie nur, wenn Gott uns nicht
auf Erden
Den Eignen Sohn, als Trost und Glück, stets reicher schen-
ken würde!

Dann greifet froh nach Gottes Gunst, verzagt nicht bei
Beschwerden,
Das wäre wohl ein trüber Fant, der Gottes Hand ver-
schmähte,
Der könnte sich, statt ehrfurchtsvoll, fürwahr nur dumm
gebärden!«

Da plötzlich wars, als ob die Schar ein Wunderbild er-
spähte,
Was blitzte im Olivenhain? Dort glomm ein Perlen-
reifen:

Das alles war so silberfrisch, da Wind auf Wiesen wehte.
Auch schien bald eine Wurmgestalt wie durch den Wald
zu greifen:

Dann wars der Trasimenersee! — Zu Füßen eines Weibes,
Denn kalte Hauche sah das Aug klar Marmorberge
streifen.

Fürwahr, im Mondlicht regten sich die Reize eines Leibes,
Das war ein eignes Wunderding, das an die Götter
mahnte,
Und schien entrückt, zu weit entrückt, vom Hauch des
Erdgetreibes!

Das wartete, wie kühlbewußt auf Macht, die es schon
ahnte:

Noch wars ein Wolkengötterbild, das in Italien reifte,
Und plötzlich schiens, als ob von ihm ein Streif sich see-
wärts bahnte.

Und als ein Windwehn auf der Flut wie auf und nieder
schweifte,
Da schien der Dunst ein Arm zu sein, der Perlensträhne
fischte,
Die wohl die Göttin, morgens bleich, von ihrem Leibe
streifte.

So lag der Schmuck bei Tag im See, wo sich sein Glanz
erfrischte,
Und kam verjüngter nur ans Licht, die Göttin hold zu
schmücken,
Dann wars, als ob sein Perlenblau mit Silber sich ver-
mischte.

Doch konnte da die Göttin wohl die Menschen leicht ent-
zücken,
Und tauchte je das Strahlennetz dann auf, voll Licht-
gezitter,
So tats der Wind; doch schiens ein Arm, beim Fischen,
zu verrücken!

Zypressen wachten schwarz im Tal, man hielt sie leicht
für Ritter,
Und Ölbaumreihen ruhten rings wie müde Bajaderen,
Und schliefen sie, durchglimmte stets ihr Dunstlaub
Mondlichtflitter.

Doch schien ihr Wesen kaum der Schlaf bedeutsam zu
beschweren.

Gar manche sprang frisch auf zum Tanz, wo andre sich
umschlangen,

Und eine ausgestreckte schien schon Wollust zu begehren.

Das Mondlicht war das Flockenbett für mancherlei Ver-
langen:

Und tausend Lagen gaben sich, die Bäume wie die Schatten,
Nunsahn die Pilger, wie sie schon nach andern Posen rangen!

Die Heimfahrt ging den Wanderern nun rasch und gut
vonstatten,
Ein Jüngling, der mit ihnen zog, erzählte dann im Norden:

»Italien wollte einen Blick mir in sein Herz gestatten!«

Er sprach: »Ich bin in jenem Land ein neuer Mann geworden!

Dort spielte, nackt und wunderbar, ein Jüngling auf der Leier,

Der Schwestern neun umrauschten ihn und lauschten den Akkorden.

Gar rhythmisch um den Leib gewellt, umwallten sie die Schleier:

Sie wogten sacht wie Fliederduft und ließen sich nicht haschen,

Auch war ihr Anblick leicht verwischt, wie nur ein Hauch im Weiher.

Dann konnt ich sie, beim Tanze, oft im Mondlicht überraschen:

Mit Feuerklängen schmücken sie die rauschenden Gewänder,

Und Wirbel schlingend streut ihr Schritt Geglüh aus Faltentaschen.

Mit Funkelpracht umgürten sie im Schwung die Schleier-
ränder,

Dann ists, als ob die Klänge rings zu Gluten übersprühten

Und so ihr Erdenfeuer sich mit jedem Takt veränder!

Umhaucht ist jener ferne Hain von Oleanderblüten,
Olivewälder dehnen sich noch weithin um die Lichtung,
Um ihr Geheimnis vorderhand noch eifrig zu behüten.

Den Wald jedoch durchdringt der Klang von jenes Jüng-
lings Dichtung:
Stets zittern Silberblätter mit, als ob sie Wind bewegte,
Und jeder Ölbaum birgt bereits dort dieser Rhythmen
Richtung.

Dort ists, als ob der nächste Tag sich langsam mondwärts
regte:

Gespentig schien mir jeder Baum, vor dem sein eigener
Schatten,

Zu Mittag wie um Mitternacht, sich dünn zur Ruhe legte! «

Als eines Morgens, noch im Lenz, fromm auf Toskanas
Matten,

Die Pilger ihrem Heimatland gar frei und munter nahten,
Da wollte mancher einer sich gar lange Rast gestatten.

Sie warfen ihre Stäbe weg und gruben mit dem Spaten
Im Wald nach einem Wurzelstrunk, der wulstig wär und
knotig,

Und bei der Arbeit konnte dann ein Lied zumeist geraten.

Nicht immer war es kunstgerecht, nein schwulstig oft
und zotig,

Noch trugs in sich das rohe Maß verknorrter Wurzelknoten
Und sprühte voll von Übermut aus seiner herben Gotik.

Es wußte nichts von Silbenzahl, von steifen Kunstgeboten,
Und gab sich selbst den neuen Guß, den Leib, der ihm
behagte.

Der Druck blieb dann als Werk zurück. Die Flammen,
die entlohten!

Ja, alle Schöpfung, die bestand, das heißt, dem Stein
entragte,

Vermied allein den Untergang, denn Dasein ist das Leben,
Doch blieb sie nur dem Tode gleich, der, was sie schuf,
verjagte.

Dann konnte sie, fast wie der Tod, sich plötzlich fremd
erheben
Und fing sich gleich, ganz Leiblichkeit, voll Wollust an
zu regen,
Denn jedes will die reifste Form des Einzelseins erstreben.

Es ist ein Sein, auf sich gestellt, fast leidlos und verwegen,
Auf sich allein besteht die Lust, und das bewirkt das Leben!
Der Tod kommt, weil wir ungewußt den Weg uns selbst
verlegen.

Die Erde trächtigt allerorts berauschendes Erbeben
Und hält sichs auch millionenhaft durch brunstgeschaffne
Rudel,
Als Has entspringt der Lenz dem Busch, als Schwalbe
fortzuschweben!

Ein Feigenbaum erscheint beinah ein grüner Wollust-
sprudel,
In dem die Erde Freude spürt, da sie ihn doch belebte!
Damit das Jüngste munter sei, herzt nun ein Kind ein
Pudel.

Mir ists, als ob das Blütenglück am Zaun als Bohne klebte,
Als ob ein lustges Frühlingslied, gar quellenfrisch gesungen,
Sich plötzlich mit dem ganzen Rausch recht inniglich
verwebte.

Der eine sang: »Welch forscher Bursch kam just vom
Busch dahergesprungen?
Der Lenz, das Kind der Winterswut,
Ist er bestimmt und bläst aus vollen Lungen.

Er ist ein starkes, junges Blut
Und freut sich mit den Lerchen,
In Nestern weckt er schon die Brut

Und klappert mit den Störchen!«
Ein andrer hat sein Lied verfaßt
Und singt sichs schaurig wie ein Märchen:

»Der Engel deines Hasses reißt mit Hast
Mir alte Wunden auf am Marterpfahl,
Ich seh dich nicht und finde dennoch keine Rast.

Du träumst mit Lust von meiner Höllenqual,
Doch zieh ich weiter durch den Wald, in wonniglichen
Lüften,
Und freu mich stets am grünen Saal mit seinem gelben
Lichtportal!«

Jetzt steht ein Zug geblendet still, umschwirrt von Honig-
düften,
Und da vermögen kaum die Pilger sich der Sinne zu be-
dienen,
Fast ist, als stünde ihr Verstand vor lichtdurchsprühten
Sonnenklüften.

Sind doch die Dinge rings um sie mit einem Irisring er-
schienen,
Und endlich glaubte mancher doch, er höre ringsumher
ein Summen,
Und wehrte sich mit seinem Arm, als wärs ein Schwarm
von Bienen.

Und in den Lüften klar und warm schwoll immermehr das
dumpfe Brummen.
Doch drang durch keinen Zitterzweig die Spur von einer
Leibgestaltung:
Im Goldrausch wollte nichts entstehn, noch das Gemurre
rings verstummen.

Doch plötzlich sahn sie einen Keil, wie eine rote Licht-
zerspaltung,
Durchs Flimmergrün, mit festem Schritt, dem Pilgerzug
entgegentreten,
Das war dann mancher Wandersmann, der romwärts ging
mit edler Haltung.

So zog wohl oft ein Kriegerherz, dort romwärts für sein
Heil zu beten.
Denn mancher Knappe war dabei, und wirklich sang ein
Troß von Rittern:
»O Herr, wir ziehen von den Dingen weg, die unser Herz
verdrehen.«

Dann ging es fort: »Wir taten viel, um deine Freude zu
verbittern,
Doch sehn wir auf dem Golgatha von Lanzenknechten
dich umgeben,
Und ihr und unser Speer muß gleich vor deiner Huld zer-
splintern!

Vergießt du auch dein Herzeblut, kann sich in dir kein
Zorn beleben:
Die Seele bleibt ganz makellos, ob auch die blutgen Eiter-
flecken
Den Leichnam dort am Marterkreuz als schwarze Krusten
dick umkleben.

So konnte sich der Geist dafür entscheidend aus dem
Körper recken,
Und blau wird jetzt der Himmelsbau, zu dem die Wünsche
sacht ersprießen,
Wo noch mit weißen Wolken dich die Sünden schwer be-
decken!

Dann aber kannst du, durch den Mond, des Nachts dein
Sternenhaus erschließen.
Und jeder, der sich Christum minnt, schaut solche Pracht-
gestaltung
Und fühlt in sich von überall die große Liebe minnig
fließen.

Dann sehn wir, hoch im Sternendom, die ewge Heils-
entfaltung:
In uns ersteht ein Gnadental voll stillem Himmels-
schimmer,
Und alles das verschenkst du uns für kurze Fleisch-
enthaltung!«

Vorüber ging der Ritterzug, und bald verschwand er im
Geflimmer:
Da sang die Schar, die heimwärts zog, ein geistlich Lied
mit vollen Stimmen
Und hörte in den Pausen noch den andern Chor wie ein
Gewimmer.

Alessio
Baldo-
vinetti

Sie sang: »O Mutter, hör auf uns, du kannst alleine nicht
ergrimmen!
Die Ritter mögen Christi Reich mit List und Lanzen kühn
bewahren,
Doch du bleibst Königin des Heils: die Heiligen sind
Immen.

Drum halte treu und sündenrein die Seele deiner Pilger-
scharen,
Die Schleier, die du wonnig trägst, sind Nebel leichten
Iristaues,
Und rotes Strahlengold durchglüht den goldnen Schwall
von deinen Haaren.

Als Mittagskleid umwallen dich die Hüllen unsers Himmels-
baues,
Am Abend aber streifst du's ab, in Gold und Purpur dich
zu zeigen,
Und fällt dein Kleid ins Meer, so strahlts wie das Geglitzer
eines Pfaues.

Im Rosenhemde magst du früh dem Sternenkleide sacht
entsteigen,
O Jungfrau, Jungfrau, hör auf uns: Maria, Jungfrau,
bleib uns gnädig,
Und wandre hehr durchs Himmelreich, wenn Stürme
Völker niederneigen.

Die Schönheit, die dein Sein umstrahlt, was dich enthüllt,
ist sonnenfädig
Und knüpft sich jung und neu aus uns, hervor aus unserm
Lichtersehen,
Verzeih uns, Jungfrau, doch es macht Erkenntnis deiner
Huld ruhmredig!

Nicht wir sinds, die dir Schönheit leihn, nein, wenn die
Menschen Schönheit wähen,
So wird von dir und deinem Sohn uns seine Ahnung bloß
beschieden,
Denn auf den Strömen deines Heils kann jeder sich durchs
Weltall dehnen!«

So war, was man beim Pilgern sang, stets wahr und den-
noch sehr verschieden,
Ein Kreuzzug, eine Romfahrt gab den Seelen herrliche
Belehrung:
Wer hinzog, war von Angst gepeitscht, wer heimging
barg den Frieden.

Verschiedentlich wie die Natur, blieb drum der Seelen
Lichterhebung.

Doch die Bewegung ging durch Rom. Dort konnte jeder
sich bekennen.

Denn da erst faßte man zumeist des Eigenwesens Selbst-
bestrebung.

Die kleinste Regung gab das Heil. Es sollte überall er-
brennen.

Stets konnten Offenheit und Scham den lieben Herrgott
gleich erfreuen.

Oft wars, als wollte sich von uns der beste Teil der Seele
trennen.

Die meisten mochten ihre Fehl, des Lebens Sünden tief
bereuen,

Und kreuzten Pilger sich am Weg, so zog sie's meist in
anderer Richtung,

Daß keine je die zweite wog, um jede Wirkung zu zer-
streuen!

Ja wahrlich, Rom barg in der Welt, in sich, die größte
Wunschverdichtung:

Die Massen wälzten sich herbei, sich ihres Dünkels zu
entkleiden,

Und Völker gingen draus hervor, denn rasch ergab sich
ihre Sichtung.

Veredelten die Christenwelt doch Glaubenszwang und
Alltagsleiden:

Ob jetzt ein Kaiser oder Papst auch grausam ihre Macht
gewannen,

So waren doch die Folgen gut, sie konnten Glück von
Größe scheiden!

Die Zukunft sehnte sich zum Volk, wie Lust und Bildung
zu Tyrannen:

Die Kirche herrschte durch den Geist, schon mehr mit
Kraft als wahrem Glauben,
Und trotzte kühn dem Schwabenschwert, des Kaisers
kriegserfahrenen Mannen.

Wer Kraft bekam, der wollte bald die Macht der andern
rauben:

Der Einfalt blieb der Alltag hold und ließ sich selbst
zum Heil belügen,
Die wuchs in grader Ehrlichkeit und ließ die Wildheit
dann verschnauben.

Es können Schwert und Fegeglut zur Staatenführung
kaum genügen,

Man braucht auch Herrschergier und Not, um Menschen
menschlich zu vereinen,
Denn bloß wer hart ein Recht erzwingt, vermag dann
Reiche fest zu fügen.

O Rom, wie konntest du den Rausch, der dich umschwoll,
in Formen gießen?

Hier weitete des Nordens Bau sich abermals zur Heiden-
halle:

Bald tauchten wieder Tempel auf, wie Jovis Priester sie
verließen!

Da schiens, als ob des Franken Geist zur Pilgerfahrt nach
Süden walle,

Und plötzlich wie Orvietos Dom und wie Spoleto's Ka-
thedrale

Zu deinen Füßen, altes Rom, bezwungen auf die Kniee
falle!

Das Römertum entreißt sich nie der Erdenwucht mit
einem Male,
Gar erdenfreudig strebte hier die stolze Gotik gleich ins
Weite
Und wandelte, aus Wonnedrang, den ersten Dom zum
hellen Saale.

Doch wars, als ob die Erde selbst die Würde solcher Kunst
bestreite,
Die Edelform entstieg dem Grab, denn als man rings nach
Tempeln scharrte,
Bedeuchte es, daß Überschwang zum Einfachen von selber
leite.

Du siehst, wie Brunellescos Trotz zur Wucht der Rustika
 erstarrte,
 Und wie nach Mystik und nach Furcht, nach langem
 Himmelreichbegehren,
 Der Mensch vernünftig nun sein Tun zu kluger Wirk-
 lichkeit erharnte,

So fügten Wichte Stein auf Stein gar bald nach heitern
Lebenslehren.

Im Norden aber scheinen sich Gerippe gegen Fleisch zu wehren!
Der Geist, der sich von Roms Bestimmtheit weg und weiter kritisierte,
Vermochte plötzlich eine Form nach eigener Artung zu gebären.

Die schale Leiblichkeit, die bald zur Lasterfratze halb
vertierte,
Ward selbst als Sinnbild eitler Lust im Kirchenschnörkel-
werk vermieden,
Drum sah man auf den Domen kaum ein Spukbild mehr,
das niederstierte.

Man sah, berechnete Verquickungen von seltenen Unter-
schieden
Und spitzte alles Wissen zu, um himmelwärts hinanzu-
klettern,
Und steifte sich beim Türmen stets auf Krönungspyra-
miden.

Gar manches Münster trotzte so, fast erdentrückt, den
Himmelswettern
Und ward dadurch ein Ebenbild geklärter, geistiger
Empfindung,
Gereifter Reinheit, ders gelang, die Teufelsmächte zu
zerschmettern.

Die Säule, keine Stütze mehr, erkannte sich als Rund-
verbindung:
Im Dome konnten schwindelhoch Gedanken Halt im
Stein besitzen,
Denn bloß aus tiefstem Innermaß entströmte jede Pfeiler-
windung.

Mit Schillerspielen sollte Licht die Kircheneinsamkeit
durchblitzen,
Belehrend drang es in den Dom, erzählte stets von Gottes
Wollen
Und drängte, kreuzte sich versprengt durch die verglasten
Mauerritzen.

Auch schien ein dunkler Schwermutshauch die Marmor-
bilder zu umgrollen,
Die Köpfe waren leidverzerrt, fast leibentrückt in ihrer
Größe,
Und Mäntel siehst du oft vom überlangen Halse nieder-
rollen.

Gewänder, schlaff und faltenreich, verbauchten keusch
die kleinste Blöße,
Der Heiland aber jener Zeit blieb stumm in seinen Marter-
qualen,
Und oft verbleichte nur sein Leib, zerfleischt durch rohe
Lanzenstöße.

Doch ward er blutentleert zu schwer, so fing die Seele an
zu strahlen,
Und waren seine Glieder bald verblichen, wesenslos, ge-
brochen,
Durchgeistigte der Heilandsgeist ganz eigentlich die Ka-
thedralen.

O Christentum, du läßt das Herz der Leidentrückten
stärker pochen,
Denn nie verhehlst du einen Schmerz; der Armut magst
du dich nicht schämen,
Und da du neue Leiden schufst, hast du dein Machtwort
ausgesprochen!

Ja, die Betroffnen eilten zu, an deinem Kreuz sich aus-
zugrämen.
Denn schmerzenfördernd wie du warst, begriffst du auch,
wer Schmerz erlitten:
So ists, als ob die Leiden doch zum Menschenheil vom
Himmel kämen!

Du tönst als ein Naturlaut fort und hast zumeist den Sieg
erstritten,
Denn blutvergießend legtest du stets Balsam auf die
Wunden,
Und du erwarbst dein Engelsheer, wo du ein Dasein ab-
geschnitten.

Die Witwen, Waisen folgten dir, war doch ihr Fröhlich-
sein geschwunden:
Die ganze Menschheit aber geht stets sonnenwärts durch
Leidepochen
Und hat sich drum aus Müdigkeit mit Leidverbreitern
noch verbunden.

Die alten Deutschen, die so schwer mit ihrem Heidentum
gebrochen,
Empfanden lang das neue Ziel so arg wie scharfe Marter-
zangen
Und wollten dann die Leiblichkeit dem Geiste gänzlich
unterjochen.

Sie nahmen sich fürwahr zu ernst. Zu freudlos war ihr
Lichtverlangen.
Sie suchten, konnten fast das Ich, samt seiner eignen
Unschuld, morden,
Doch schürten sie da ungewußt Beginne, die im Herz
erklangen.

Was er nicht liebte und empfand, verstand nach langer
Pein der Norden,
Doch sind dabei, nach kurzer Frist, die groben, trotzig
Germanen
Ein heimatfremdes Träumervolk, ein wurzelwunder Stamm
geworden!

Doch endlich schien die Erde sie an ihren tiefsten Hort
zu mahnen:
Und Kathedralen, hoch und hehr, strengmathematisch
ausgeklügelt,
Steilrhythmisch in die Höh getürmt, ein andres Werden
anzubahnen!

Wo sich der Meister selbst erhebt, wenn er des Münsters
Wucht beflügelt,
Und kaum der Gottheit Nähe sucht, vermag ers, Türme
aufzurecken,
In denen nie der Höhenflug ein erdentreues Rufen zügelt.
Doch in sich selbst begann der Mann noch schönre Dome
zu erwecken,
Aus Liebesglut und Brunst gefügt, erstand so mancher
Glaubensturm,
Der konnte, einmal ganz am Ziel, die Welt, das Sonnen-
glück erschrecken!



Wohllautwolken entwirbeln im Orgelsturm
Den Seen der Seelen, die Ufer zerschlugen,
Denn ringsum entreckt sich ein glühender Wurm!

Und rhythmenvverblitzende, wuchtige Fugen
Erlösen melodisch die Liebesgefühle,
Die lange den Fluch der Verdammnis ertrugen.

Die Freude entschmettert der lüsternen Schwüle,
Und wonnig erstrahlend, als Freiheit und Äther,
Umhaucht sie ersprühte kristalllichte Kühle.

Ein Aufschwung lichtherrlich, urwillig gesäter,
Zu Tönen erglühender, reifender Liebe
Durchwuchtet die Seufzer asketischer Beter.

Genußschreie schluchzen im Wollustgetriebe
Und gleichen dem brausenden Aufklatschen nasser
Strandstürmender, wogenverkrümmender Hiebe.

Es schlingt aus uns allen ein goldener, blasser
Gefühlsschwall, der jeder Verstummtheit entbuchtet,
Sich seitwärts ins bacchische Lachen am Wasser.

Ein tönender Sprudel, der Sonnen befruchtet,
Entzückt, überstürzt sich, berührt mich als Manna:
Erhört sich als Echo im Münster verschluchtet

Und braust über uns als Erlösungshosianna!

Altes Rom, der große Geist deiner Cäsaren,
Dein erfrühtes Glück und deine Lustgelüste
Übertrotzten jeden Wuchtrumpf der Barbaren,
Nur dein Marstag ging im Sturmgebrüll zur Rüste!

Denn als du die Welt, die du dereinst besessen,
Voll von Möglichkeiten in dir selbst erschautest,
Hast du deine Erzlegionen bald vergessen,
Und es kam die Nacht, in der du selber grauest.

Ja, die Riesenkunst von Rom erstand erst später.
Fremdlinge, die wild die Urbswälle zerschellten,
Blieben tausend Jahre ihre Selbstvertreter,
Bis sie Michelangelo ins Dasein schnellten!

Blutvermischung, Völkerwirbel, Rassenspeicher
Haben Buonarroti an den Tag gewunden:
Die Germanen machten ihn wohl glaubensreicher,
Doch am schwersten hat sich Rom in ihm empfunden.

Seine Seele konnte selbst das Größte meistern:
Jener Dom, der über seinem Geist entstanden,
Krönt den Tempel einer Welt von freien Geistern,
Deren Macht Erschauer der Natur empfanden.

Peterskirche, Markstein romverlorner Schlachten,
Keim und Prachtkristall versammelter Kulturen,
Wuchtgefühl der Urbs, das junge Schöpfer überdachten,
Birgst du Roms Idee in deinen Steinkonturen?

Greifen doch arenarunde Tempelarme
Wie aus deinem Wesen in die breite Weite!
Doch beschützt du auch die Welt im Tagesharme:
Kühlen Brunnen, was dein Glutengeist befreite?

Jener Moses, den ein Wunsch für dich bestimmte,
Petersdom! scheint deinem Innersten zu fehlen,
Denn der Geist, der über Pracht und Zank ergrimmt,
Kann die Welt nicht mehr, aus Rom heraus, beseelen!

Zuchtgebote mußtest du mit Wucht verheißen,
Moses' Wesen, Rom, zur vollen Gottheit steigern,
Nicht versuchen, Länder rings an dich zu reißen,
Und dir selbst das Wort und seine Frucht verweigern!

So hat Michelangelo in seinem Moses
Nur' barock sein eignes Wesen übertrieben,
Und es folgte gleich auf ihn ein hoffnungsloses
Epigontum, das ohne Gott geblieben.

Doch mit jenem Sklaven, der in sich das Wesen
Beider Erdgeschlechtlichkeiten noch verbindet,
Hat er ganz gefühlt und ist er Er geblieben,
Denn das Leid um seinen Lenz steht dort entrindet.

Auch in jenem andern trachtet die Gestaltung
Immer noch aus Unvollendung aufzuragen:
Ach, wie furchtbar ist des Sklaven Marmorhaltung,
Da die Muskeln ihren Arbeitstag verklagen!

Gott! Italiens Erde ist so hold und düster,
In der Mutter Gottes hüllt sie sich in Dünste:
Doch ein knabenhafter, frühlingsglückbegrüßter
Tag entsaugt ihr immer innre Feuersbrünste.

O, das Blut durchrollt die honiggoldnen Blöcke,
Deren Wesen Michelangelo erschaute,
Und Italiens Wiesen, Weine, Rinder, Böcke
Rauschen laut und flüstern hier versteinte Laute!

Morgen wird es! Wie verfleischlicht schweigt die Frühe.
Langsam atmen bloß die hellen, gelben Lehen,
Und mir ists, als ob der Geist sich Formen glühe!
O du Weib in mir, wonach wirst du dich sehnen?

Wirf die Nacht und ihre Hüllen stolz vom Haupte,
Schon durch deinen Wunsch kann sich der Wind erheben,
Doch noch bleibts, als ob dir nur der Harm erlaubte,
Bald ein Tag zu werden: tief uns zu beleben!

Nein, der Tag erklärt uns nicht sein Wesen:
Ewig unvollendet staunt und lauscht er immer,
Seine Kraft ist niemals seine Macht gewesen,
Panik bloß entwirbelt ihm, als Weltwuchtschimmer.

Könnte er den Arm bereits nach Osten heben,
O, so bliebe unsre Erde plötzlich stehen!
Diese Schöpfung würde gar nichts mehr erstreben:
Doch sein Haupt lenkt, unvollendet, keine Wehen!



Jetzt erklärt sich die Sixtina mir im Geiste,
Und ich sehe die Propheten, die Sibyllen
Eifern, daß der Tag sein stilles Lichtwerk leiste,
Denn die Welt gehorcht dem vollen Jenseitswillen.

Bannt doch Gott, der Herr, stets seinen eignen Schatten
Auf die Erde, daß sie reiche Früchte trage,
Und darum ermüden nimmer unsre Matten,
Denn der Geist verlangt, daß er zum Tage rage!

Dort erfaßt sich die Unendlichkeit im Herzen
Adams, den sie weckt, damit sie tief bestehe.
Diese Gabe aber birgt der Mensch mit Schmerzen,
Und er wünscht, daß er zurück- und untergehe.

O das Weib, das ihn so fürchterlich erblickte,
Scheint am Manne nun voll Bangigkeit zu hangen,
Und ihr Schatten, der ihn lange schon bestrickte,
Fängt jetzt an, nach Wahrgestaltung zu verlangen.

So geschieht es denn! Die Frau ist auferstanden!
Aus den Farnenhainen wuchten Paradiese:
Vögel jubeln, Palmen schleppen Prachtgirlanden,
Innre Frühjahre erblühn auf Hang und Wiese.

Doch der Genius wächst noch. Wird das Weib genügen?
Fühlt es schon in sich die eignen Wesensmängel?
Reiz an Reiz versucht sichs an den Leib zu fügen,
Doch der Mann will die Idee und glaubt an Engel.

Schläft das Weib, ermahnt ihn sein Gewissen,
Halte dich an das, was dir der Herr gegeben,
Denn sonst wirst du bald das Paradies vermissen,
Trachte furchtlos fort in dem Durch-Dich zu leben!

Adam aber will sein Innerstes erfassen
Und beschließt zu sinken, um zu Gott zu steigen.
Keine Weltmusik will er geordnet lassen,
Und was schwach ist, knickt und nennt er nun sein eigen!

Armes Weib, du Urversuch den Mann zu trösten,
Biete dich nicht an, verfluchter Lust zu dienen!
Doch schon ists, als ob sich alle Fesseln lösten:
Ja, die Freiheit ist im Weib zuerst erschienen!

Der Entschluß des Opfers ist in ihr entstanden.
Feig hat Adam seine Knechtin angenommen
Und enteilt mit ihr nun allen Heimatlanden
Und ist vielem nah, doch nie zu sich gekommen!

Rase nun, verlorn' Sohn, von Schmerz zu Leiden,
Wollte Gott, der Herr, doch still auf dir beruhen:
Du jedoch willst ihn um seinen Grund beneiden,
Und verzweifelt seh ich dich den Tag vertuen.



Abend wird es. Blasser Mann, nun darfst du rasten.
Deine Unvollendung fängt sich an zu klären.
Und du sagst dir ernst: wozu das breite Hasten?
Doch zu spät! Der Abend kann nicht lange währen.

Deine Schultern sind die scharfen Horizonte
Eines Tales, dessen Schlund die Nacht entwuchtet,
Die Brust ist alles Berggelände, das sich sonnte
Und nun atmend kundgibt, was es tief verschluchtet.

Dein gewellter Bauch ist wie die See in Häfen,
Die da aufhüpft, gurgelt und nur schwer ermüdet.
Nachsicht schwebt und legt sich nun um deine Schläfen,
Und du preist die Nacht, die sich mit Glut umfriedet.

O, die Nacht geht auf, und hoch im Osten glimmt es!
Einsichtsvoll versenkt sie sich in innre Sterne.
Denn sie liebt ihr sterbliches, weil urbestimmtes
Lächeln aller Welten, ohne Grund und Ferne.

Ihre Brüste sind die See der beiden Hemisphären,
Die da übervoll den jungen Tag erbangen,
Um dem Kinde milde Labung zu gewähren.
Hast auch du, o Nacht, so wildes Lustverlangen?

Große Nacht, ich kann dich eben klar betrachten!
So wie du in stillen Meeren dich oft spiegelst,
Fühl auch ich dich, da auch Sterne mir erwachten:
Bleibe, die du einst die Sonne ganz verriegelst!



Stürzt die Welt aus ihrer Tiefe her zusammen?
Drängt das ewige Gericht nun zum Erlöser?
Eine nackte Flamme, der wir fern entstammen,
Ruft uns klar zurück: wir werden religiöser!

Was nicht nackt an uns ist, wollen wir verstecken,
Des Verfleischlichten beginnst du dich zu schämen.
Unsre Bloßheit aber will sich Gottwärts recken:
Herr, du wirst den Geist in deine Obhut nehmen!

Alle Welten streben nach der Seelenmitte.
Und darum empfinden wir das Zeitverschwinden.
Heiland, führe uns bei jedem Heimwärtsschritte,
Denn wir könnten Urlicht aus dem Zeitschlund winden!

Jeder darf in sich den eignen Wert erlangen,
Doch hier gilts zur rechten Stunde anzukommen:
Lange werden deshalb alle Lauen hangen,
Und die Seligkeit gehört den Starken, Frommen!

Herr, die ganze Nacht kehrt in dein Innres wieder.
Jedes Wesen muß unendlich sich beginnen.
Alle Sterne singen ihre Liebeslieder:
Herr, du bist in uns und bist in ihnen drinnen!

Ich fühl den Blick von einem Sterne
Seit meiner frühesten Jugendzeit:
Ich spielte kaum und bangte gerne,
Und nur das Leid war mir nicht weit.

Ich hing an mir und kaum am Leben,
Doch meine Mutter liebte mich!
Ich wollte fort und doch vor Lust erbeben
Und starb nicht, als ich mir entwich!

Ach, ich empfand die Macht von Mächten,
Die mich da losriß vom Gewühl,
Und suchte dann in heitern Nächten
Nach jenem Sterne im Gefühl.

Auf einmal ist er aufgegangen!
Er war nicht der, den ich gewähnt:
Nun überstrahlt er jedes Bangen
Und glüht, wenn meine Seele trânt.

Er lenkt mich oft aus den Gefahren
Und führt mich doch zurück zum Leid,
Er will im Schmerz sich offenbaren,
Und drum vergeß ich meinen Streit.

Als mir das Liebste ward entrissen,
Empfand ich kaum den grauen Tod:
Es ist zwar schwer, den Schmerz zu missen,
Doch bleibt der Stern, dem er entloht!

O, immer strenger wird mein Wesen,
Und die Erinnerung findet ihren Grund:
Schon gilts, sich selber auszulesen,
Die Liebe macht kein Schicksal wund.

Ich fühl den Blick von einem Sterne
Seit meiner frühen Jugendzeit.
Ich spielte nie und bangte gerne,
Und auch das Leid war weit, zu weit!

KARNEVAL

Arkadien meiner Seele, nun erwache!
Ich harre auf den Wind, der mich versteht,
Ich warte, daß er meinen Lenz entfache:
Erscheine, Geist, der durch die Wesen weht!

Wie können Lieder rein in mir erblühen,
Soll keusche Wahrheit plötzlich offen sein?
Das Leid wird bald als Tau den Traum besprühen,
O, nun ergründe dich, mein holder Hain!

In frommer Seelen bleichen Dämmerstunden
Wird gar behutsam jedes Reis gehegt:
In stummen Blumen schlummern unsre Wunden,
Die keusch das Herz, der Lust entrückt, verborgen trägt.

Doch wird aus Menschen Glück sich zu mir bücken!
Ich will ob frohen Gutseins glücklich sein!
Dann wird auch meine Einsamkeit sich schmücken,
Und so Erfühltes wunderbar gedeihn!

Mir ist Italiens Karneval ein großer Dichter:
Das Einsterlebte dieses Volkes wühlt er auf.
Vermummen sich die braven, täglichen Gesichter,
So nehmen die Gefühle ihren freien Lauf.

Wohl preßt sich da der Geist zurück ins Heidenleben:
Die Dominos sind die Gespenster einer fernen Nacht,
Der Pantalon wird gut zu sein in Unschuld streben,
Wozu der Harlekin die Zwischensprünge macht.

Er ist der Hermes dieser grausen Lumpengötter,
Doch seine Farben plaudern das Geheimnis aus,

Er kennt sie alle und ist keck: darum, ihr Spötter!
Ihm machen Unterweltfiguren keinen Graus.

Die Colombina läßt sich noch als Venus schmeicheln
Und ist das Affenspiegelbild der Helena,
Kathrinen muß man selbst mit Pfauenwedeln streicheln,
Denn sie war Juno, als der Weltanfang geschah!

Der Ganymed ist zum Brighella ausgewachsen.
Zum Doktor hat es Aristoteles gebracht.
Der Jupiter versteckt sich hinter Maskenfaxen
Und wird als Erzbetrüger schließlich ausgelacht.

Jetzt fühlt sich jeder frei wie auf des Öta Höhen
Und schlüpft, wo er nur kann, bei einer Nymphe ein.
Auch lassen Danaën sichs ausgezeichnet gehen,
Das regnet Gold in manches stille Kämmerlein.

Nun kann die Juno heute nacht unmöglich schlafen,
Und wirklich kommt ihr Jupiter mit Bacchus heim:
Sie wird ihn barsch, trotzdem es kalt ist, strafen,
Und zwar am Teil mit plastisch vollem Reim.

Der Bacchus aber läßt den Zeus alleine,
Protheisch wechselt seine Ragung überall,
Oft ist er dick, oft klein, dann nichts als Beine,
Und scheint der Schatten aller nach dem Maskenball.

Fürwahr, er ändert sich durchs Gehn zwischen Laternen:
Da schiebt er manche, die nach Haus ziehn, fast zum
Licht

Und schmilzt zusammen, wenn sie sich davon entfernen,
Du schlimmer Wicht, hilfst nur in dunklen Gassen nicht!

Was dröhnt jetzt plötzlich? Römische Legionen?
Geharnischt ziehen sie die Gassen laut herauf,

Sie werden ihre Beute, Weibervolk, nicht schonen:
O Weltnotwendigkeit, so nimm denn deinen Lauf!

Der Spaß beginnt. Nun wird es immer lauter, toller.
Die vielen Menschen werden langsam aufgemischt.
Das jubelt, sprudelt immer törichter und voller:
Die Jugend, selbst die Kindheit, wird nun aufgefrischt.

Der Lenz erblüht bereits in den geschloßnen Städten,
Und Frühlingslust und Brunst wird ringsum angefacht.
Das Volk verpfändet selbst die Kleider und die Betten,
Da jeder undrapiert, stets anderswo, erwacht.

Im Karneval drängt alles an die Oberfläche.
Mit Juxen und mit Lumpen ist das Volk bedeckt.
Dir ists, als ob der Tand von selbst aus Kisten bräche,
Und wer nicht mittut, wird als Finsterling geneckt!

Die Dirnen erscheinen als büßende Nonnen,
Pierrots, häufig Ladenverkäufer, sind stumm,
Und Diebe, als Richter, zu Strenge gesonnen:
Als schwanger ziehn alternde Fräulein herum.

Verkrümmte verkleiden sich gerne als Krieger,
Matronen, wie Puppen, gefallen sich gut,
Schon brüllen Bediente als Löwen und Tiger,
Romantiker tragen die Feder am Hut!

Die Damen bewegen sich oft wie Kokotten
Und laufen im heiklen Momente davon,
Der Freidenker läßt sich als Priester verspotten,
Und ringsum ergeht sich ein Weltpantheon.

Voltaire spricht ein wenig Französisch, und Dante
Gibt rasch einer Köchin für elf Stelldichein,
Selbst Newton verkehrt mit des Beelzebubs Tante
Und reitet mit Cato ein hölzernes Schwein.

Ein Lord mit unendlichem Pappenzylinder
Wird eben mit Gips und Papier überweißt,
Und Sokrates sucht seine eigenen Kinder,
Ein Mönch wird von johlenden Knaben umkreist.

Seht, Bismarck führt dort eine Gans ins Theater,
Vielleicht reißt sie gleich nach dem Abendmahl aus,
Sechs Kinder verloren soeben den Vater,
Und auch ihre Mutter ist nimmer zu Haus.

Die Weiber, mit männlichem Blut und Allüren,
Sind endlich in Hosen zufrieden und keck,
Betrogene lauern im Dunkel der Türen
Und springen oft wütend aus ihrem Versteck.

Nun fliegt wo ein Hut, und man zerzt eine Mähne
(Erstochen wird jedesmal irgendein Mensch),
Die Deutschen erleben dabei eine Szene,
Und Engländer sitzen zufrieden beim Lunch.

Nun siehst du den Karneval selber als Prinzen
Im Wagen erscheinen. Er ist eine Frau.
Und allerhand Leute bestaunen, begrinsen
Den Zug mit Najaden und Magiern genau.

Denn alles ist da tiefsymbolisch gestaltet:
So gehn die drei Könige schmunzelnd voran,
Der Karneval selbst (auch sein Kleid veraltet)
Verzweifelt und stirbt schon im Hintergespann.

Doch gleich nach dem Zug kommen Mönche und Nonnen:
Sie bringen für Mittwoch schon Kohl und Salat,
Doch sind sie noch alle zum Ulken gesonnen
Und tanzen, trotz Gaffern und trotz Zölibat.

Das Frühjahr ist da! Und am Corso erscheinen
Die lieblichsten Frauen in offenem Wagen:
Schon wollte ganz Rom seine Grazien vereinen,
Das Wetter erlaubt, lichte Kleider zu tragen.

Ein Mädchen, das alle Bewerber verlachte,
Erschien uns soeben in Lilien gebettet,
Sie mag, daß die Männerwelt lechze und schmachte:
Wer weiß, welcher Geck sein Geschlecht doch noch rettet?

Ei, seht das Gespann! Alle Pferde und Räder
Sind herrlich mit Rosen geschmückt und umwunden,
Die Damen, die drin sind, besuchen die Bäder
Und haben dort immer Bewunderer gefunden.

Da kommen noch reichere Kutschen mit Damen
Die Gäste des Hauses mit Sträußen beschenken.
Da siehst du auch Bräute in blühendem Rahmen
Vergnüglich an Bälle und Bräutigam denken.

Nun taucht auch ein Karren mit bunten Ciocciaren
Im Hintergrund auf. Rugantino sitzt drinnen.
Wir können durch ihn manches Neue erfahren:
Er wird die Kritik des Momentes beginnen.

Er pfeift auf die Redner und Volkstribunale
Und labt sich am Weine der römischen Hügel:
Was braucht sein Humor alle Nörglerskandale:
Er hält keinen Schmeichlern und Strebern den Bügel.

Das Frühjahr ist da. Keine Maske, kein Spötter
Bekrittelt, bezweifelt sein frühes Erscheinen.
Schon regen sich überall römische Götter,
Der Janus erklärt sich in sämtlichen Hainen.

Bald fallen die Larven. Dann blicken die Augen
Ganz offen hinaus in die goldenen Tage.
Die Wurzeln beginnen ins Leben zu saugen.
Wir pflückten schon Primeln und Veilchen im Hage!

Bald füllt sich die weite Campagna mit Leuten.
Die Mandeln beginnen sie schon zu erwarten:
Wie duften Orangen und rufen nach Bräuten!
Nun wird alle Flur, wie von selber, zum Garten.

O, nun leb auch ich der Freude,
In mir selbst ist Karneval:
Flaggen heitrer Luftgebäude
Wehen jetzt mit einemmal!

Seltnes Glück kann ich erfassen,
Worte hör ich auferstehn,
Darf sie nicht verhallen lassen,
Rasch ist es um sie geschehn!

Flugs verfolge ich Gedanken,
Die ein Wehwunsch aufgescheucht;
O, nun aber ja nicht schwanken:
Packt das Wild, das flüchtig keucht!

Ja, ich habs: ein neuer Kummer!
Dort versteckt er sich im Laub
(Leid zum Lied, noch kurz in Schlummer),
Doch ein Sang ist schon mein Raub!

Alle roten Wolkensippen,
Was der Tag an Brand verbarg,
Lispelt nun mit tausend Lippen,
Schlimm und gut, — um seinen Sarg.

Ferne höre ich die Winde,
Die geschwätzig waldwärts wehn:
Seht, und auch ich selbst empfinde
Träume, — die euch Antwort stehn!

Bäume, die ich oft erspähe,
Tragen ihre Tagesfrucht,
Und die schüttelt erst die Nähe
Einer Nacht in meine Schlucht.

Rosenhauche kurzer Stunden,
Die ihr ringsum Gold verwebt,
Wißt! ich bin euch eng verbunden,
Denn ihr habt mich tief belebt.

Sang zu Sang kann ich vernehmen,
Wehmut schweigt, wo alles singt,
Stimmen, die vor mir sich schämen,
Haben sich schon zugeblinkt.

O, sie trachten sich zu reimen,
Bald verdämmert ihre Macht.
Träume, die im Nu erkeimen,
Stehen nun in Blütenpracht.

Alles mag ich fest umschlingen:
Leg dich, Wind, an meine Brust!
Nacht, du wirst mein Herz durchdringen,
Sterne werdet welthewußt!

Auch ihr letzten Himmelsnarben,
Seht, bald bin ich stumm — schon wund!
Rasch verflimmern diese Farben:
Unsre Nacht ist urgesund.

Abend naht dir, wenn ich singe.
Ach, der Tag verhaucht, entblaßt.
Ahnt sich ein »Vollbracht!« der Dinge?
Werde Lied! was mich erfaßt.

Namenlos sind meine Lieder,
Sagbar kaum, wie sie entstehn,
Laute tauchen auf und nieder,
Bis sie klar zusammengehn.

Endlich freuen mich die Rhythmen,
Die ein Lied sich ausgewiegt,
Und ich will mich ihnen widmen,
Ihre Stimmung hat gesiegt.

Würde ich durch die Gefühle
Tiefer Liebe überrascht,
Hätte ich im Truggewühle
Alles Wirkliche erhascht.

So vertrau ich meinen Liedern
Nur die wahrste Sehnsucht an.
Kann ein Wesen sie erwidern,
Steh ich schon in einem Bann?

Meine gutgemeinten Worte,
Zieht denn hin und immer fort;
Horcht an manchem fernen Orte,
Ob ein Herz, ein Strauch verdorrt!

Lispelt leiser als die Blätter,
Daß kein Schmerz euch überhör,
Seid der letzten Hoffnung Retter,
Fädelt euch durchs feinste Ohr.

Findet ihr ein keusches Wesen,
Das euch wirklich ganz vernimmt,
O, so kann ich fern genesen:
Plötzlich werd ich gut gestimmt.

Namenlos sind meine Lieder,
Soll ich ihnen widerstehn?
Mein Geschick klingt drinnen wieder,
Was da kommt, ist schon geschehn!

Ich will in einem Park den goldenen Abend feiern
Und träumen, wenn die ersten Sterne sich erschaun.
Dann blickt auch mein Gemüt aus Amethystenschleiern
Und fängt im Traume an, Erlebtes zu betaun.

Dort blinkt schon einer. Und nun gleich ein zweiter.
Ihr fernen Sterne folgt euch stets und habt euch gern.
Ihr hehren Weltbeschreiter seid euch stets Begleiter,
Und alle ehrt ihr, selbst im Kleinern, euern Herrn.

In die Musik will ich mein schweres Leid versenken:
Sie möge es umzaubern und um mich verwehn,
Von purer Glut die Angstgefühle, die mich kränken,
Entwirren, bis Ideen furchtbar vor mir stehn.

Ihr Brunnen seid zu laut zu solcher Klärung.
Ein Garten, ein Sonett, ein Bild sind mir genug.
Ihr tausend Sterne, gebt mir viel zu viel Belehrung,
Wo Schicksal graut, wird alle Sprache bald zum Trug.

Ein Friedhof ist bereits ein Paradies auf Erden,
In das wir schon aus Marmor unbeweglich schaun,
In Gärten aber, wo die Götter sprachlos werden,
Beschleicht mich unergründlich bleiches Graun.

Die Numen schlummern nicht. In einer kecken Laune
Sind alle dort im Lorbeerdunkel festgebannt.
Hermaphroditen wehren schlau sich gegen Faune,
Endymion wird von Artemis im Schlaf erkannt.

Ich kann mich nirgends still mit stummem Grün um-
frieden,
Vereinsamt unter Myrten ölt sich ein Athlet.
Bis auf die Zehen bleich sind Marmor-Niobiden.
Geht jetzt der Mond auf? Flüstert Pan ein Nachtgebet?

Die Götter schlafen nicht. Wo ich auch träume, wander,
Verfolgt der Wind mich, und schon rauscht das Laub.
O, nun begleiten mich auf einmal Oleander,
Alleen sind so traut und dort — die Lichtung — taub!

Fürwahr! Hier schweigt und schlummert diese Wiese,
Sie hat sich rings mit Schwermutstränen bunt betaut,
Ein Baum aus Asien wuchtet da als fremder Riese:
Ich meide ihn! Wo tönt mir ein vertrauter Laut?

Ich schweife weiter. Lauter dichtes Flüsterdunkel
Umgibt mich wiederum! Auf einmal lausch ich auf!
Kamelien blühen. Horcht, ein zartes Waldgefunkel,
Dann ein Gebraus sagt laut: dort ist ein Wasserlauf!

Carrara-Schwäne harren blaß an einem Wehre,
Doch Wasserquirle halsen hastig hin und her,
Ein Schneegewölk kommt eben ostwärts in die Quere,
Und nun ist dieses Dunkel lautvoll, leer und schwer.

Der Lorbeerduft und Harzgeruch der Parkzypressen
Umflattert wild mein winderfrischtes Angesicht.
Ich sehe kaum! Wie soll ich Weg und Steg ermessen?
Ich schlendre unterdessen, — seht, — dort wird es licht!

Ein leiser Weiher spiegelt still den Großen Bären.
Die andern Sterne sind noch alle weiß umwölkt.
Vielleicht wird bald die alte Klarheit wiederkehren,
Zumal da doch der Nordwind noch im Duster schwelgt.

Ich zieh den Teich entlang und denke an die Numen,
Die plötzlich in den Seelen heiter aufgetaucht:
Dereinst begrünten sie Italiens dunkle Krumen,
Auch heute sind sie da, und wieder — fast verbraucht.

Was bannt mich fest? Was will sich mir erklären?
Wie, spiegelt dieser Weiher eine echte Sphinx?
Ich blick empor und sehe nimmermehr den Bären,
Denn es bedeckte sich der Himmel neuerdings.

Doch sehe ich die Tiergestalt sich trotzdem spiegeln,
Und zwar so still, daß eine Sphynx auch aufwärts blickt.
So will das Obre seine Tiefe wohl erklügeln,
Und Untres scheint durchs wahre Dasein ganz berückt.

Ich mag mich abermals im Lorbeerhain verlieren,
Nun weiß ich ja, was dieser Garten alles birgt,
Gespenster wallen auf, entwurzeln sich aus Tieren
Und ruhen dort als Urverdichtung streng bezirkt.

Der Garten selbst verschlingt in sich Italiens Schätze,
Dem Stein und Muschelstrande gleicht der Weiherkies,
Ein dunkler Weg im Grünen ahmt die Gegensätze
Von Flur und Heide in Etruriens Paradies.

Jetzt ist der ganze Park noch kalt, verwildert, finster,
Und ich verstehe seinen Reiz vielleicht allein,
Erbblüht jedoch am Meer und Apennin der Ginster,
So rahmt auch hier der Goldlack holde Beete ein.

Und dann umglühen Käfer offne Purpurblüten,
Und eine Aloë verschenkt in einer Nacht
Die Pracht, die ihre Wurzeln hundert Jahre hüten,
Bis sie auf einmal jäh und übertoll erwacht.

Da glänzt mein Pfad! Ich werde nun zu Menschen treten.
Fürwahr! Vor mir erstrahlt ein herrlicher Palast.
Zum Feste denn! Ich darf mich heute nicht verspäten.
Ach, welches Bangen mich auf einmal grau erfaßt!

Ein blendendes Treppenhaus hält mich umfassen.
Ich weiß nicht, wie leicht durch die Knäule und
Schlangen

Von Masken und Schleppen zum Saal zu gelangen.
Treppauf und treppab seh ich Dominos fliegen,
Sich schwarz oder bunt durch die Festgruppen schmiegen.
Das wirbelt und plaudert. Das blendet die Sinne.
Das funkelt und flunkert von flüchtiger Minne.
Das fächelt mit rosigem Fächer noch Scham
Ins blasse Gesicht eines alternden Gecken,
Der eben sich etwas zu eifrig benahm.
Ich sehe mit Küssen sich Arme bedecken.
Dort wirft eine Dame den Handschuh zurück;
Ein Jüngling berührt ihre Spitzen voll Glück;
Und niemals bemerkte ich Kleider, Geschmeide
So sehr, als wenn Larven die Züge verhüllen.
Jetzt heben sich Finger behandschuht zum Eide,
Erwünschtes verspricht sich hier bald zu erfüllen!
Noch ist das ein Vorspiel in rauschender Seide!
Ich selbst aber sehne mich weg von den Stiegen
Und trachte mich langsam ins Innre zu schmiegen.
Auch schweift schon mein Auge durch flimmernde
Zimmer,

Rings spiegelt sich Flitter und Lüsterlichtschimmer.
Ein Walzer fängt an, manches Paar zu beschwingen
Und rhythmisch den festlichen Saal zu durchklingen.
Jetzt wirbelt und tanzt alle Welt durcheinander,
Im Umkreise protzen verlaßne Matronen.
Jetzt streifte mich eben ein Prachtsalamander!
Ein Zwiegespräch könnte sich allerdings lohnen.
Doch ist er bereits unter Feen verschwunden.
Nun faß ichs, es handelt sich hier um Sekunden!
Die nächste Entstiegene lohender Gluten
Wird sicherlich gleich, wo es sei, angehalten;
Vergnüg ich sie dann bloß auf kurze Minuten,

So fürchte ich nimmer die roten Gewalten!
Ein Domino, schwarz wie die Nacht in den Meeren
Trägt Perlen im Haare. Ich sah ihn schon früher.
Vielleicht sind das Schnüre urkünftiger Zähnen!
Wer weiß? Er ist lustig, denn viele Bemüher
Und junge Erglüher umschwirren ihn heiter.
Nun lassen wir sie, und lustwandeln wir weiter.
Die Kerzen umschimmern schon flimmernde Schleier,
Und Wandspiegel geben sie kugelhafte wieder;
Fürwahr, oben hangen jetzt durchsichtige Eier
Und gießen ihr Irislicht rieseldicht nieder.



Kurz nur treffen sich die Blicke,
Jedes denkt an heitre Dinge.
Knüpft durch eine Zufallsschlinge
Hier der Augenblick Geschieke?
Ist ein Ansturm wo geglückt,
Plötzlich wird dort hell gelacht.
Ward ein Fall ans Licht gebracht?
Jede Laune wird zerpfückt!
Skepsis ist des Faschings Wesen,
Seine Freude Medisance,
Lauter kleine Antithesen
Geben Witzen Resonance:
»Seht im Spiegel jene Damen
Haben Häubchen wie ein I,
Passen wirklich in den Rahmen!«
Lacht ein Täubchen mit Esprit.
Hier ist alles Rokoko,
Blütenbüschel schlüpfen sacht
Aus der Zierat blasser Pracht.
Engel sitzen ohne Tracht
Wolkenhoch auf dem Popo,

Feen schweben im Trikot
Über unserm Erdniveau;
Alle sind galant und froh.
Masken geben Rendezvous
Vor der Hand nur Fuß an Fuß:
Gottseidank inkognito!
Überall wird kokettiert,
Herzen brennen lichterloh,
Jeder Witz ist unmaskiert,
Wehe jedem, der sich ziert!
Hier kommt alles à propos,
Nur! wo bleibt mein Domino?
Schwupps! da huscht er durch den Saal!
Maske, hab ich dich einmal!
Mut, mein zugereister Mann!
Sprechen wir sie höflich an:
»Magst du, Maske, mir Vertrauen schenken,
Möchte mich um deine Gunst bemühen,
Laß den Blick in deine Seele senken
Und den Fall der Larve hold verfrühen.
Wenn zwei Menschen Gleiches denken,
Kann ein Blick ein Ja versprühen,
Unser Fühlen hold zur Liebe lenken
Und die Herzen aneinanderglühen!«
Meine Kühnheit hat gefallen,
Denn ich bin schon eingeladen,
Plaudernd auf und ab zu wallen,
Und nach heitern Promenaden
(Kann ich wirklich amüsieren)
Ernste Themen zu riskieren.
Doch vor allem will ich loben:
»Holde Maske, du bist prächtig,
Deine Schönheit mitternächtlich,
Perlen, die du rings verwoben,
Gleichen deine trauten Augen,

Die nicht für die Erde taugen.«
 »Nicht so schnell, das Paradies«,
 Heißt es jetzt, »ist furchtbar weit,
 Und da man mich draus verstieß,
 Trag ich jetzt als brave Maid
 Mutig jedes Erdenleid!«
 »O, das ist die Einsamkeit«,
 Fall ich ein, »voll Bitterkeit!
 Täglich schlag ich eine Schlacht,
 Mein Alleinsein gibt mir Macht,
 Du jedoch bist wie die Nacht,
 Weib und schwarz und voller Pracht!«
 »Müßte dich erst ganz erproben,
 Kannst bestimmt auch andre loben!«
 »O, bewundern kann ich viele,
 Manche«, sag ich, »hat Geschmack,
 Helles paßt zum Faschingstile,
 Schwarz jedoch zu meinem Frack!«
 »Schließe nicht nach dem Gewand!«
 Hör ich, »Mann aus fremdem Land,
 Oft verbirgt die schwarze Hülle
 Weißer Schönheit Überfülle!«
 »Ganz und gar nicht, glaube mir,«
 Fall ich ein; »Gewand und Zier
 Sprechen offner als ein Mund:
 Deine Seele ist ein Schlund!
 Weißes Fleisch ist ein Geschenk:
 Deine Schönheit dir zu eng,
 Durch die Larve, nicht die Haut,
 Hab ich ganz in dich geschaut!«
 »Was du sprichst, ist zwar gewagt,«
 Wird als Antwort mir gesagt,
 »Doch es freut mich immerhin,
 Deine Worte haben Sinn.
 Willst du mit mir plaudern gehn?

Hier, wo sich die Paare drehn,
Die Musik von Liebe girrt,
Werd ich ganz und gar verwirrt!«
»Auf ein recht vertraulich Wort«,
Sag ich, »geh ich gerne fort,
Hier im Saal ist es so warm:
Schlanke Mohrin, deinen Arm
Und zugleich die kleine Hand,
Als ein erstes Freundschaftspfand!«
»Alma dürfen Sie mich nennen,
Doch von nun an, bitte: Sie.
Sollen lieber gleich mich kennen,
Denn Sie haben Phantasie.
Stellen Sie sich wenig vor,
Schließen Sie nach meinem Ohr,
Das ist klein und etwas rund,
Und so ungefähr der Mund!«
»In die allerliebste Muschel«,
Sag ich, »wispert sich kein Sie,
Du und du wirkt im Getuschel
Voll von dunkler Harmonie!«
»Nun so muß die Larve fallen!«
Heißt es nun mit Energie.
Was nun folgt, kann mir gefallen,
Dieses Weib hat Poesie!
Kaum eine Sekunde
Sah ich das Gesicht:
Auf die Augen, hin zum Munde,
Flogen Blick und Herzenslicht.
»Werte Dame, Ihre Blicke
Gaben mir den ersten Stich,
Doch ich glaube an Gesicke
Und verstehe manchen Schlich.
Wollte mir daher vertrauen:
Frauen sind nicht fürchterlich,

Doch gesteh ich, Ihre Brauen
Triumphieren über mich!«
Kaum bin ich damit zu Ende,
Reicht sie mir vergnügt die Hände:
»Dem Besiegten«, sagt sie, »Gnade!
Sei'n wir offen und gerade,
Eben noch voll Prüderie,
Hab ich jetzt schon Sympathie!«
»Nun so wandern wir denn weiter,
Flüchten wir von Saal zu Saal!«
Meine ich vergnügt und heiter,
»Menschen sind mir eine Qual!
Sehn wir lieber durch das Fenster,
Hinterm riesigen Kristall,
Auf die silbernen Gespenster,
Dort beim großen Wolkenball!«
»O da bin ich gern dabei,
Was ist, bitte, Poesie?
Sehe sie in allerlei,
Doch ihr Wesen faß ich nie!«
Wie mich das die Dame frägt,
Sage ich ihr unentwegt:
»Treue Freunde, Traumgebilde,
Jeder Ahnung Wahrgestalt,
Unsers Wanderns Mondgefülle,
Gar kein Ziel, ein innerer Halt!
Lebenshauche unsrer Lieder,
Frühjahre der Seelennacht,
Hier an Ihrer Brust der Flieder,
Der mich bang und froh gemacht,
Aller Dinge Melodie,
Nicht der Glanz, doch das Genie,
Tiefste Wirbelharmonie,
Ist ganz greifbar — Poesie!«
»Jene Dame dort im Saale

Scheint mir schön geschmückt zu sein,
Ja, schon ists mir, als verstrahle
Sie den klarsten Sonnenschein:
Ihre Tagsmaragden leuchten
Und, ich sagte gern, befeuchten
Wie ein helles Quellengrün
Wiesen, wo Narzissen blühn!«
In die Rede stimm ich ein:
»Sehn Sie dort, im Kerzenschein,
Ruht ein Weib fast mitternächtig,
Nur Rubine und Granaten
Übersprühn es urbedächtig:
Skeptisch gegen Tagestaten
Scheuen sie fast jeden Laut!
Doch auf ihrem Haare graut
Schon des Morgens Perlenschimmer,
O sie tagen, tauen immer!«
Ihre Larve fällt herab!
Scham und erstes Morgenrot
Sah und haschte ich noch knapp,
Und ich weiß, was mich bedroht!
»Kommen Sie, doch vor den Leuten
Bleibt es noch beim alten Du!
Dieses Sie darf nichts bedeuten!«
Meint die Maske voller Ruh.
»Nun das sei! Um Mitternacht
Sag ich sowieso dann Sie,
Maske, durch deinen Esprit
Wird die Zeit mir kurz gemacht!«
Kaum erst ist das ausgesprochen,
Werden laut wir unterbrochen.



Jetzt wirbeln und rascheln im Saal Tamburellen,
In Seide gekleidete Masken umtollen,
Als Eidechsen, Falter, Insekten, Libellen,
Bacchantinnen, die ihre Spenden entrollen.

Mit Reben umgeben sie Fenster und Türen.
Satyre verschenken Orangen und Nüsse.
Silen will die lieblichste Nymphe verführen,
Und Kinder mit Lichtflügeln werfen uns Küsse.

Jetzt tritt Aristophanes selbst auf das Podium
Und ruft die italischen Masken ins Leben;
Wir sehn lauter Frauen voll Kampflust und Odium
Und Männer sich weiblichen Launen ergeben.

Rosaura hat eben den Hausstand zerschlagen:
Nun kann Harlekin sich darüber nicht trösten,
Doch auch Pantalon nicht den Jammer ertragen:
Er läßt bei Brighella rasch Trostäpfel rösten.

Das alles erklärt von olympischer Warte
Ein Weib, das verzückt aus dem Chore getreten;
Es sagt uns, es sei die Commedia dell' arte,
Das letzte Hellenentum junger Poeten.

Nun schenken uns Faune ganz reizende Tüten;
Wir öffnen sie, kosten und schneiden Gesichter,
Wir möchten das bittere Geheimnis behüten,
Doch schwätzt schon und lacht das Paniskengelichter.

Das Weib am Kothurne entschuldigt sich heiter
Und schwört uns bei Bacchus, das seien die Reste
Des attischen Salzes und fährt munter weiter,
Was wir nun besorgten, sei weitaus das Beste

Aus Hellas, homerisches Riesengelächter!
Wir sollten es tief aus den Bauchhöhlen holen,
Denn Dionys liebt alle frohen Geschlechter!
Und nun schlagen Kobolde laut Kapriolen.

Auf einmal erscheinen im Saale Laternen.
Wer trägt sie und schwingt sie? Ganz weiße Gestalten:
Pierrots mit hellflimmernden, blendenden Sternen
Beginnen jetzt schweigsam beim Feste zu walten.

»Sie sind dem eleusischen Dunkel entstieg
Und kennen die Paare, die bald sich vermählen
Und werden sich gleich an die Glücklichen schmiegen!«
Beginnt nun die Pythia mit Schwung zu erzählen.

Nun wird meine Maske, dann ich von Laternen
Und stummen Gebärden umschwirrt und umgaukelt,
Und trotzdem die Lichter sich endlich entfernen,
Ist beiden, als würden wir förmlich geschaukelt.

Gottlob, die Prophetin fährt fort: »Die Laterne
Hat Diogenes diesen Pierrots hinterlassen,
Doch auch seine Tonne — ich zeige sie gerne —
Ist da, sie kann heimliche Insassen fassen!«

Wohl will meine Maske nicht wegsehn. Verlegen
Erwarten wir beide recht peinliche Scherze.
Doch nein! Ein gefälliger Gott ist zugegen
Und tritt mit dem veilchenumwundenen Märze,

Der Blumen verstreut, rasch im Pantherfell auf.
Das Faß wird gewendet; schon sprudelt der Wein
Wie Gold aus dem Spund; seinen schäumenden Lauf
Durchkreuzen und dämmen nur Trinkbecher ein.

Verschiedene Zwerge mit kreischenden Stimmen
Und sprechende Vögel erscheinen im Saal;
Sie tun, als würden sie neidisch ergrimmen
Und machen im Fistelton argen Skandal.



»Folge mir aus diesem Saal,
Hier ist alles zu konfus,
Das wird fast ein Bacchanal!«
Sagt die Maske: »Billigst du's?«
»Nein, ich gehe gerne fort,«
Sage ich sogleich erfreut:
»Sprechen wir ein trautes Wort,
Sinnlos, aber doch gescheit!«
»Sehn wir jetzt dem Windfest zu!«
Sagt die Maske überrascht,
Wie sie plaudernd, ganz im Nu,
Hoch ein Mondgesicht erhascht.
Hinterm Fenster sehen wir
Wolkenrosse Leichen ziehen,
Und ein helles Silbertier
Glottzt in Chaosharmonien.
»Willenlose Wirbel sind
Wilde Beute ohne Herrn,«
Meint die Maske; »jedem Wind
Folgen, geben sie sich gern.«
»Flockenwolken stocken dort!«
Fall ich in die Rede ein,
»Scheuen sich in einem fort,
Formen oder Gischt zu sein.«
»Nebeltüten öffnen sich,
Weiße Kelche gehen auf,«
Meint die Maske feierlich,
»Sieh den dichten Irishauf!«
»Welches fabelhafte Gold,

Welche große Pollenwut«,
Sag ich, »sich dort hoch entrollt
Und dann überm Monde ruht!«
»Gehn wir weiter, möchte jetzt
Eigentlich am Meere sein!«
Sagt die Maske: »denn zuletzt
Sah ich es im Mondenschein.
Ringsum perlte der Kies,
Lauter Wünsche huschten auf,
Alles zerrte, schwirrte, stieß
Ohne Anfang und Verlauf.«
»Habe ich nicht recht geahnt,
Als ich sagte, daß dein Geist
Dich an dunkle Hüllen mahnt?«
Frage ich die Maske dreist.
Sie erwidert: »Sicherlich
Hast du recht, zu recht gehabt,
Doch ich fühle, innerlich
Wird die Trauer weggeschabt.«
»Nun, so wollen wir im März«,
Ruf ich froh, »aufs Land hinaus.
Ja, es pocht bereits mein Herz
Mit dem wilden Meergebraus,
O, der Lenz kommt ungehemmt,
Fühlst du ihn nicht aufwärtsziehen?
Windeswogen überschwemmt,
Wittert ihn der Apennin!
Jeder Wuchtcharakter beugt
Endlich sich vor Lust und Föhn,
Jede Wandlung, die er zeugt,
Macht den Leichtsinn wunderschön.
Hat doch alte Erdenkraft,
Mit der Sonne hold vermählt,
Den Planeten umgeschafft,
Daß er selbst den Gott erwählt,

Der sich ihm als Rausch entrafßt.«
»Deinen Fels erklimm ich nicht,
Meine Seele liebt die See,
Dir zu folgen wird mir Pflicht,
Doch bedenk auch du mein Weh!
Unser Urgeburtenmeer
Zog mich fast zurück zu sich.
Schon ward alles ringsum leer,
— Und die Leere fürchterlich!
Doch man hat mich aufgefischt:
Die Erinnerung aber war
Schon im Busen aufgefrischt,
Und nun wird mir völlig klar
(Weiß ich auch nicht recht warum),
Daß ich nichts entfalten darf.
Irgend etwas wehrt mirs stumm,
Damals aber sah ichs scharf!
Doch ich liebe noch das Meer,
Wenns dem Nichts entgegenschäumt
Und erbärmlich hin und her
Sich verschlägt und wild zerträumt!
Schäumt was, glaub ich fast, da sträubt
Etwas sich, nur Wind zu sein,
Doch sowie der Schaum zerstäubt,
Gischtet es dann frei und rein!«
»Ja, wohl sträubt, wohl bäumt die See
Gegen ihr Zerstäuben sich,
Schäumend schluchzt sie noch Ade
Und enthaucht dann bitterlich!«
Fall ich ein, dann faß ich mich:
»Schwarze Maske, lasse das,
Komm aus diesem Witterstrich,
Ohne wirklichen Verlaß,
Rasch zurück zum Maskenfest!
Tritt ans Fenster! Monderhellt

Stehn dort Wesen felsenfest,
Blicke in die äußre Welt!«
»Siehst du jenen Tropenbaum,
Sterne spähn durch sein Geäst,
Goldig sah ich ihn im Traum,
Und darauf ein Schlangennest!«
Sagt das schwarzverhüllte Weib,
Atmet tief und fährt dann fort:
»Gar nichts hatte seinen Leib,
Tiefum wogte Gottes Wort.
Früchte bunt und schlangenrund
Sah ich ohne Zeit und Ort.
Eine führte ich zum Mund:
Und da war ihr Ast verdorrt.
Ich verbiß in Felsen mich,
Durch die Zähne troff die See,
Und der Erde Vipernstich
Fühl ich noch als großes Weh!«
»Komme fort und sieh mich an,
Weg von dir und jener Welt!
Hänge dich an deinen Mann,
Sieh in ihm ein Lichtgezelt.
Was du schaust und hier erfährst,
Das bestätigt, was du bist!«
Sage ich: »denn du bewährst
Tiefer dich als Ziel und Frist!
Wenn man wirklich innig liebt,
Brauchst du keinen Wunsch zu fliehen,
Was ein einzger Mensch vergibt,
Hat schon Gott durch ihn verziehen!«
»Sei mein Freund und steh mir bei,
Nimm den Ring von meiner Hand,
So! Nun bin ich endlich frei!«
Sagt ein Weib mir urverwandtl

★

Mitternacht! Mitternacht! Die Larven fallen.
Mitternacht! Man erkennt sich, jubelt laut.
Mitternacht! Walzer wallen durch die Hallen.
Mitternacht! Keinem Gaste bangt und graut.
Mitternacht! Die Isis wird bewußt
 Und entschleiert sich der Sonnenwelt.
 Jubel sprudelt aus der Göttin Brust:
 Ihre tiefe Einsicht überwelt
 Urgesuchte, weltverliebte Lust.
 Wollust wird zu Gott geschneilt.
Mitternacht! Ich beschenke dich mit Blumen.
Mitternacht! Du trinkst mir zu, man wünscht und hofft.
Mitternacht! Blütenreif bedeckt die Krumen.
Mitternacht! Der Nordwind geistert und erschreckt uns oft.
Mitternacht! Was sieht, nimmt einen Flor.
 Völker überziehen sich mit Scham.
 Ostern glüht jetzt überall empor.
 Geist entsteht. Wer weiß, woher er kam?
Mitternacht! Mein Weib und ich sind eins.
 Eins im ewiggroßen Weltgebraus.
 Glücklich unseres Zusammenseins,
 Ruh'n wir vom langen Wandern aus!



»Alles Fühlen, alles Denken
Ist ein fremdes oder fernes
Insichselbstsichtiefversenken!«
Sag ich: »Jeder Mensch erlern es.
Doch vor allem soll es gelten,
Sich persönlich zu verschenken:
Licht aus seinen Seelenwelten
In die Nächsten zu versenken.
Alles Sehen, alles Lieben,
Ist an sich das wahre Leben,
Bloß die Hoffnung ist geblieben,

Die Ereignisse entschweben!«
»Das Gebrause, das ich höre,
Ist wahrscheinlich wirklich wahr,
Lauter unsichtbare Chöre
Singen uns als trautes Paar.
Winde wälzen Wolkenwogen
Unaufhörlich himmelwärts,
Für die Liebe ausgezogen
Wuchtet auch in uns der Schmerz.
Dieses Ineinanderbranden,«
Sagt mein Weib, »ist wunderbar,
Oft geht da der Blick abhanden,
Doch auf einmal wird mirs klar:
Immer neue Wünsche winden
Tief sich in ein Urgemüt,
Können nie das gleiche finden,
Da es sich zu dauern müht
Und in stillen Freiheitspeichern
Immer fester sich erfaßt,
Und so glaub ich, wir bereichern
Uns auch fort und ohne Rast!«
»Willst du nicht zum Fenster treten?«
Frag ich: »doch dann sprich nur weiter,
Siehst du dort die Statue beten?
O, die Mondnacht ist nun heiter!«



Der Mond umfaßt die Glieder eines Knaben,
Und seinen Leib bedecken Perlenschnüre.
Ist das Verzückung, starres Lustgehaben?
Die Schatten dauern still wie Liebesschwüre!

Der Mond will sich am weißen Marmor halten,
Als Weltruine liebt er kalte Gesten:
Das Felsgestirn sucht weithin in den Spalten
Der Erdromantik noch nach hehren Resten!

Der Grieche scheint die Mystik einer Seele
Dem toten Lichte völlig darzubringen,
Dafür empfängt sein holder Leib Juwelen,
Die aus der Geisterwelt herüberklingen.

Ein Schein wie Milch umfließt die weißen Glieder,
Und Iristropfen schimmern aus dem Steine.
Selene fleht und tritt zum Jüngling nieder:
Mir ist's, als ob sie küssend ihn beweine.

Jetzt scheint das Licht sich schweigsam zu beleiben
Und fast die stillen Glieder zu erweichen:
Nun wollen beide stumm in Glück verbleiben
Und bloß in meinem Liede sich erreichen.



»Schwermutwolken kann ich wittern,
Gehn wir nicht zurück zum Fest?
Träume wollen uns erschüttern,
Werde mein und halt mich fest.
Furchtbar fühl ich schon die Stunden,
Da man lebt wie jeder lebt!«
Sagt mein Weib: »Ich liebe Kunden,
Wo der Mensch sich überhebt!«
»Meinst du jene Lichtsekunden,
Da man selber sich entschwebt,
Da die Mühe überwunden,
Weil sie nieder von uns strebt?
Ja, mit jedem Flügelschlage
Schließt man Gräber unter sich,
Denn die Zukunft aller Tage
Wirkt in Dichtern innerlich!
Doch für heute laß das gehn,
Höhen hat die Erde auch,

Und ihr Wesen ist: Gestehn!
Doppelspiel ist Frauenbrauch!
Worte«, sag ich, »kannst du zügeln,
Sterne aber scheinen wahr!
Blicke kann ich kaum erklügeln,
Immer sind sie offenbar!«
»Nun, so komm, wir wollen schweigen,
Glücklich lehnt sich Traum an Traum,
In uns selber aber steigen
Traute Stunden aus dem Raum.
Sieh!« so spricht mein Weib, »wie innig
Hier der Saal sich selbst beseelt,
Wie sich alles still und sinnig,
Minnig fast in Pracht vermählt.
O, der Raum fängt an zu sagen!
Ruht er schon vom Feste aus?
Schweigen ist das tiefste Fragen,
Horch! Hier lispelt jetzt das Haus!«



Marmorsäulen sind mit reicher Steinmetzarbeit dicht um-
laubt,
Tragen dumpf der Fenster Bögen. Karyatiden halten
Wacht,
Bleich im Narrenspiel der Menschen, stumm im Wechsel-
spiel der Nacht,
Und die kleinen Nischensäulen sind gewunden und ge-
schraubt.

O ihr weiten, fernen Zeiten! In der Seele wachgerufen,
Taucht ihr auf, euch zu empfinden, und lebt fort, wenn
ihr mich rührt.
Altumwandet kommt das Neue, und wir werden so ver-
führt,
Als Erprobtes zu verwenden, was wir eben selber schufen.

Große Römervillen werden Ruheplätze der Natur,
Wo sich tausend Elemente unserm Menschenwillen beug-
ten.

Wesen, die fast abgeschlossen von den Schollen, die sie
zeugten,
Geistig und sich selber lebten, wandelten auf freier Spur!

Im Gedanken freie Schwärmer, Philosophen, Forscher,
Dichter,
Allen Lebens Feuerblüten, starke Seelen voller Glanz,
Immer schlürft ihr, wie Kometen, Pollengold vom Ster-
nenkranz,
Ahnt ihr aber auch die Gründe ewiglich verschiedner
Lichter?

Sterne und ihr Nachtfolge ziehen durch ein stummes All.
Ihre Sehnsucht weckt das Leben, keine Strahlen gehn
verloren,

Denn die Ewigkeit ist innig: und in uns bereits geboren,
Wird der Geist, der sie durchleuchtet, jung beseelt als
Widerhall!

Stille Treue zu den Sternen ist das Leben der Planeten,
Und die Sonnensehnsucht zeigt sich als Kometen in der
Welt,

Und auch diese werden endlich frei auf ihre Glut gestellt.
Suchen sie dann selbst die Ruhe, können Welten sich
verkneten.

Aller Sterne Feuerblüten schleift in sich der Weltkomet,
Denn sein Schoß empfängt beim Wandern lauter Sternen-
elemente,

Doch wir selbst erschaun sein Wurzeln bloß auf kurze
Glücksmomente,
Wenn er, Liebesworten ähnlich, seine Feuerschnuppen sät.

»Sieh, im Tanzsaale die Paare!
Hofft dort jemand was wir fanden?
Denn was ich nun tief verwahre,
Hab ich früher nie verstanden.
Sage du mir,« spricht mein Weib,
»Wie soeben alles kam,
War ich dir bloß Zeitvertreib?
Sage, wie ich mich benahm.«
»Nun, wir haben traut geplaudert,«
Gebe ich zur Antwort, »endlich
Hab ich nimmermehr gezaudert,
Alles schien uns unabwendlich!
Holde Anmut deines Wesens
Hat mich innerlich bewegt
Und die Ahnung des Genesens
Plötzlich in mein Herz gelegt.
Traut beginnen meine Lieder,
Bis ich Höhenlust erwühlt,
Schwer nur faß ich mich dann wieder,
Doch so wie ich dich gefühlt,
Holdes Weib, blieb ich hienieden,
Deine Augen hielten Wacht,
Riefen mich und strahlten Frieden.
War das meine letzte Nacht?«
»Deine letzten finstern Stürme!«
Sagt mein Weib: »An meiner See
Bau ich unsre festen Türme«
Daß ich dich beruhigt seh!«
»Richtig!« ruf ich: »Deine Blicke
Senkten gleich sich in mein Sein,
Lenkten schon unsre Geschicke,
Denn ich fuhr im Hafen ein.
Wahrlich, so ist es gewesen
(Jetzt entsinn ich mich vielleicht):
O, ich war ein wirres Wesen,

Habe nie mein Ziel erreicht!
Schifflein waren unsre Reden,
Wiegenspiele muntr'rer Fahrt:
Mit der Flagge eig'ner Art
Sollten ernst sie sich befehlen.
Gut gerüstet als Piraten,
Haben meine aufgepaßt,
Deine sollten dich verraten,
Da du dich verkleidet hast!«
»Ja, die Wimpel meiner Laune«,
Sagt das Weib, »verrieten mich!
Wirklich wahr, ich denke, staune:
Alle ließen mich in Stich!«
»Ich verfolgte sie im Treffen,
Hofft ich doch, daß ich verlor,
Ließ oft eigne Segel reffen,
Sieh, und dennoch kam ich vor!
Hinterm Damme deiner Zähne«,
Mein ich, »rüstetest du fort,
Plötzlich fiel da eine Träne
Auf das flinkste Kaperwort.
O, da ist es gleich gesunken,
Beide tauchten wir danach,
Alle Mannschaft ist ertrunken,
Unsre Schlacht ward unsre Schmach;
Jene Perle liegt im Meere,
Und wir denken noch an sie:
Tot sind unsre muntern Heere,
Alles schweigt aus Harmonie!«
»Bleib in meinem sichern Hafen,«
Sagt mein Weib, »ich halte Wacht,
Selbst die Träume sollen schlafen,
Ferne braust die dunkle Nacht!«



Die Putten, mit den schweren Fruchtgewinden,
Die heute lauter Schelmerei erlauscht,
Sind fröhlich, denn nun haben sie verstanden
Was Liebe ist — und wie uns Lust berauscht.

Die Spiegel, die Gestalten wiedergeben
Und die dem Saale seinen Prunk verleihn,
In denen scheinbar lauter Paare schweben,
Sind bald bestimmt, ganz blind zu sein.

Erinnerungen werden wiederkehren.
Und tausendfach erträumt sich dann der Saal,
Gleich Spiegeln können ihn Gesichte mehren,
Und ringsum wimmeln Nischen holder Wahl.

Doch werden hier die Samtgardinen rasten.
Im Mondlicht schimmert bald ihr Purpur halb.
Die prachtvollen und schweren goldnen Quasten
Umbaumeln sie darauf gleich einem schweren Alp.

Die Gäste fangen an nach Haus zu gehen.
Die Edelsteine hüllen sich in Nacht.
Aus Samt und Seide wird bald Wärme wehen,
Und feenhaft entschwebt sich selbst die Pracht.

Nun heißt es scheiden und zufrieden bleiben:
Ich nehme vieles Glück vom Feste mit.
Der Abschied drängt: wozu noch Kurzweil treiben?
Zum Wiedersehen wagen wir den ersten Schritt!

Nur lose Blumen darf ich jetzt verschenken:
Sie sind so bunt, wie es beim Feste war,
Ich selber will bloß an die Freuden denken:
Uns wird in Blüten jedes Frühjahr wahr!

»O sei ein Lenz, mein frei verjüngtes Leben!
 »O lös den Reif, der meine Seele zwängt,
 Fort aller Trotz, ich will das Glück erstreben!«
 Ruft hold mein Weib: »Die Welt ist glutdurchtränkt!
 Mein Keuschheitsfeuer strahlt zu deiner Wärme:
 Mein Leib ist dein, auch folgt bereits der Geist,
 Fühlst du sie nicht, die flüggen Frühlingsschwärme?
 Sie sind aus mir in dich emporgekreist!
 Der starken Sprache frische Sprudellieder
 Entschwirren mir zugleich als Sang und Lied;
 Das Eis zergeht, ich habe dich nun wieder,
 Urewig bin und war ich bloß dein Weib.
 O sei mein Lenz, ich kann dich herrlich bannen,
 In Sehnsuchtsbächen spiegle sich dein Licht!
 Fängt dann der Lustschwall an sich abzuspannen,
 Umträume mich und schweige: schlafe nicht!
 O bleibe mir, daß sich die Seelen küssen,
 O fühle dort, wie Wunsch zum Wunsche bangt,
 Denn Träume sind es, die sich hören müssen,
 Damit ein Sein im andern sich erlangt!«
 Nun sage ich: »Laß an die Brust dich drücken,
 Uns jauchze schon, voll Übermut, ein Kind!
 Wir wollen kindlich, kindisch uns beglücken,
 Denn Lust zerrinnt: wer bannt sie, hascht den Wind?
 Wenn weltvernarrte Träume uns entschweben,
 Verspinnen Scherze sich von Herz zu Herz,
 Und immer mehr von uns muß sich ergeben,
 Der Leiber Glut vereint zu gleichem Schmerz!
 Nicht morgenhold sollst du mich je entflammen,
 Kein Scharlachgold entlohe deinem Blut,
 Ich scheue Freuden mit zu wundersamen
 Enträtselungen unsrer Geisterflut.
 Ich mag die Welt in voller Sonne sehen,
 Wo jedes Fühlen sich zur Klarheit dehnt:
 Wenn Mittagshauche Blütendüfte wehen,

Erhaben alles sich nach Reife sehnt!
Mich freut der Tag, der sich von Liebe flüstert,
Ich liebe Seelen, die sich ganz vertraun,
Das Feuer, das in stillem Blicke knistert,
Doch vor der Schwüle packt mich rasches Graun!«
»O sei mein Lenz, laß mich den Traum vergessen,«
Fleht nun mein Weib, »da ich gar einsam war!
Das war ein Bild voll Weiden und Zypressen,
Und selbst die Sonne schien nur selten klar.
Nun will ich Luft und Licht und dich genießen:
Schon kommt der volle Lenz, der mich erweckt,
Des Winters Irisflimmer wird zerfließen,
Bald scheint die Welt von Teppichen bedeckt.
Wird alles Gold aus dunklem Schacht gezogen?
Sieh, wie sich innerlich die Rebe wärmt:
Von den Geschöpfen wird Licht eingesogen,
Da Glut berauschend durch uns alle schwärmt!
Ein Kuß voll Glut und Gold soll uns vereinen!
O komm, zwei Ringe kühlen, fühlen sich,
Wir wollen fiebernd uns gefällig scheinen:
Wie bist du kalt, war das ein Stich?
Wir sind ein Paar und eng verbunden,
Wir liebten glühend und sind auch erblaßt,
Was fremd uns schien, verblich und ist verschwunden,
Und nur was beide eint, hat sich erfaßt.
Was unsre Seele nicht unendlich paarte,
Ist weggesprüht, in beiden längst versengt,
Doch was sich heimlich, ähnlich, offenbarte,
Hat sich vermengt und Frieden uns geschenkt!«
Ich sage drauf: »Ich kann nur wenig lieben,
Das, was mich freute, wird mir plötzlich fremd,
Was mich dereinst berauschte, das ist stumm geblieben,
Was hat wohl immer noch mein Glück gehemmt?
Mein Traum enttauchte stets dem Abendgolde,
Und unermesslich schien sein Horizont;

Gestalten wandelten in meinem Solde
Und haben bläßlich sich in Blut gesonnt.
Ich ließ mich oft von Wünschen weiterführen
Und habe Sänger ahnungslos belauscht:
Ich träumte mich durch offne, goldne Türen
Und ward vom Wald in tiefen Schlaf gerauscht.«
»Du rastest nie!« sagt nun mein Weib: »Verbleibe!
Wo rast du hin, hast du ein Ziel im Sinn?
Ich habe auch die Nacht in meinem Leibe:
Sie harrt auf dich, sieh, wie ich hurtig bin!
Schon rauscht aus dunkeln, lebensbängen
Gefühlen manches wie Verwundrung auf;
Sirenen wollen nach Juwelen langen,
Doch trägt der Mond sie und ein Thunfischhauf.«
»Der Mond!« entschlüpft es mir: »Mit Wolkenflügeln
Erweckt er pulsend kaum den Wind am Meer:
Er küßt die Säume, die ihn glitzernd spiegeln,
Doch grollt die See, denn grau ist sie und leer.«
»Ich habe ja das Meer erschaut, empfunden,«
Sagt nun mein Weib, »es sucht und hascht die Lust!
Sein ganzes Wesen ist von Glück durchwunden,
In Geistern, Fischen, durch und durch bewußt.
Ein Irisschleier, Netze der Sirenen,
Verschlingen sich um jeden Funkenschaum,
Und Brisen, die sich sprühend weitersehen,
Verstrahlen flimmernd irgendwo im Raum.
Das Meer genügt, vergnügt sich, ohne Mitte,
Und spendet, was das Mutterland verlangt,
Entgischend flüsterts noch die dumpfe Bitte:
Gib mir zurück, wonach mir lange bangt.
Die Erde seufzt darauf und atmet schwerer.
Da springt die Brise auf. Der Schiffe Schwarm
Kehrt rasch zurück. Das Meer wird leerer.
Und alles schläft dann ohne Angst und Harm.«
»O sei mein Hort, mein Heim!« fleht meine Stimme:

»Auf heller Brise wehe ich dir zu.
Daß nur mein Heimatlicht jetzt nicht verglimme,
Sonst findet meine Seele keine dunkle Ruh.
Du bist mein Leuchtturm, will dein Licht mich rufen?
Schon wirft es mir sein langes Flammenseil.
Dort ist der Hafen. Da der Mole Stufen.
Ins Dunkel sticht und wühlt der Blendepfeil.
Das Wasser kann allein das Licht erfassen:
Ihm ist kein Stern zu ferne und zu schwer.
Wird sich in dir mein Glück empfinden lassen,
Und sei es schwankend nur, wie tief im Meer?«



Sahst du noch nie den Fall der Leoniden?
Wenn Sterne lautlos durch den Äther zittern
Und ringsum sich beim Sturze noch zersplittern,
Erkennst du doch den großen Wunsch nach Frieden?

Blick auf die Vögel! Ziehen sie nach Süden,
So scheinen sie, vereint, kein Arg zu wittern.
Doch kann ein einzger Sturz den Zug erschüttern,
Denn gleich fühlt sich der ganze Schwarm ermüden.

Dich konnt ich durch ein tiefes Wort erlangen,
Denn du ergabst dich plötzlich ungewußt,
Und Scham und Liebe quoll in deine Wangen;

Jetzt glüht dein Fühlen hold an meiner Brust.
Bald kann ich dich in voller Glut umfassen,
Denn Ruhe sucht urschließlich jede Lust.

FLORENZ



Nun bist du mein! Denn wunderbar ist Liebe,
Ein Tag von Stimmen, über uns gekommen!
Wir haben uns im trüben Lautgetriebe
Nur allzu tief und klar, ja ganz vernommen.

Sanft überwellten Wünsche deine Brüste,
Und ich bedrückte dich durch Liebesschwüre,
Doch heute ruhen diese Herzgelüste,
Und deinen Nacken zieren Perlenschnüre.

Erinnerungen schimmern durch die Freuden:
Vertraut und traurig seh ich Bilder wieder,
Ich harre in unendlichen Gebäuden,
Und Träume wachen auf als lauter Lieder.

Ich will das Unvergleichliche verstehen
Und sehe mich im Mondlicht über Seen:
Ein Fieberwind kann mich so mild umwehen,
Daß alle Sterne zitternd untergehen.

Aus Perlen können zarte Träume tauen:
In ihrem Wesen schläft ein Abgrundgrauen,
Das sie geängstigt immerdar erschauen,
Und Schicksal scheint aus ihnen aufzublauen.

Auf einmal wandle ich in toten Hallen.
Sie scheinen gotisch und zum Mond entstanden:
In Gängen seh ich Wesen heimisch wallen,
Und schon gefall ich mir in diesen Landen!

Unweigerliche, ehrliche Zypressen
Umwuchten dort das einfachste Gebäude:
Da drinnen kannst du eine Welt vergessen,
Ich schöpf aus Seelenbrunnen Himmelsfreude.

Ein Marmorhaus mit seltnem Kirchengiebel
Erschimmert jetzt in sanfter Perlenbleiche,
Und hehre Bildergruppen aus der Bibel
Erwundern sich im goldnen Himmelreiche.

Orkane, die zumeist als Traum verblaßten,
Vielleicht das Mittelalter meiner Ahnen,
Gewalten, die sich niemals klar erfaßten,
Beginnen mich bestimmt an sich zu mahnen.

Ein Dom, gewiß dem Monde zugewendet,
Versteinert seine tiefergrünten Muster.
Dort, wo die Hostie ruht, bin ich geblendet.
Was glimmt? Ich werde urbewußter!

Ich trete vor und höre hohle Stimmen:
Das ist das Krypta-Echo meiner Toten!
Jetzt fängt das Blut der Steine an zu glimmen,
O Gott, der Mensch erkennt dich in Geboten:

Hier singt der Fels sein Lied in Strahlengarben.
O Herr, gestatte, daß ich einsam werde!
Ich mag um sanfte Marmorstille darben.
Beruht auf ihrer Nordkrone die Erde?

O kalte Flamme, leichter als das Leben
Und stiller als die nackten Felsenriesen,
Ich will dich wie der Stein in mir erstreben:
O Herr, du seist im jüngsten Glück gepriesen!

Der Tempel ist noch immer nicht verschwunden.
Wie kann ich diesen Traum so lange bannen?
Ich bin ihm jetzt durch Wirklichkeit verbunden,
Und bloß ein Wille bringt mich sanft von dannen.

Da schwelgt die Stadt in bleicher Perlenzierdel
Mit Marmortürmen blickt sie zu den Hügeln.
Doch keine Rhythmen zeigen hier Begierde,
Und Linien seh ich nirgends Sehnsucht zügeln.

Der Fluß mit seinen Waldvertraulichkeiten
Verteilt gerecht des Tales Ernst und Milde.
Voll Schillerlust durchglänzt er Mondlichtweiten:
Vor Mauern wartet er im Silberschilde.

In heimlicher Entfernung ragen Festen:
Der stille Perlenstrom gelangt zu jeder.
Auch ruht ein Nebel fern auf Burgenresten
Und scheint mir eine Gibellinenfeder.

Mir ists, als ob ein Traum zu sein sich schämel
Trägt immer die Idee in sich Verzicht?
Denn sonderbare, große Bergprobleme
Besonnen sich in meinem Innenlicht.

Versteinert sich noch immer nicht mein Schweigen?
Und doch, schon schmückt, berückt uns jetzt ein Lenz:
Erinnerung, du sollst der Nacht entsteigen,
Ich rufe dich, ich nenne dich Florenz!

Fürwahr, das sind die edlen Festungstürme,
Die ich von San Miniato voll empfand,
Dort sah ich alten Marmors Flammenstürme
Und stummer Gluten leisen Daseinsbrand!

Sanft sehnen Lehnern sich zum Arno nieder,
Und Ölbestände glimmen still empor:
Sie lispeln ihre leisen Silberlieder,
Und oft tönt oben ein Zypressenchor.

Du wundervolle Landschaft, deine Milde
Hat ein gewaltsames Geschlecht verstärkt;
Und darum ragt ein Schloß in einem Bilde
Unbändig auf, sowie du's kaum bemerkt!

Das goldne Ostergrün betauter Wiesen
Erknoßpt, wenn längst die Morgenlerche singt,
Und zart um steilbetürmte Festungsriesen
Ein mädchenhafter Frühlingshain sich schlingt.

Toskanas Geist erklärt sich mir in Worten.
Schon hat er bleibend sich in mich versenkt,
Und meine Sehnsucht oft zu holden Orten,
Zu Füßen hoher Zwingburgen, gelenkt.

Ich liebe dich, Bereich der Silberlinien
Und Schneegebirge, die als Hauch verwehn,
Gelände, wo nur selten freie Pinien,
Geschieden von Zypressen, einsam stehn.

Florenz, dein Volk soll Städtemauern bauen;
Du hast die Arbeit kraftvoll anerkannt:
Dein Geist will Felsentrümmer rein behauen,
Und Klarheit ward durch dich in Stein gebannt!

Du gabst der Erde Taten und Ideen,
Doch niemals ward dein Boden Schwärmern hold,
Du hast dich selbst als Wirklichkeit gesehen
Und Leib und Seele ganz und rein gewollt.

Nie ist die Nacht in deiner Seele finster:
Du kennst doch kaum ein mystisches Versteck,
Auf deiner Öde blüht noch goldner Ginster
Und lacht und duftet über jeden Zweck.

Wohl ist Toskanas eingeborne Stimmung
In ihren Robbias eigentlich erwacht:
Sie schufen Keuschheit in die Prachterglimmung,
Sie haben Märzerkeimen angefacht.

Die Engel, die durch blaues Wasser waten,
Wie man sie oft auf Wandmedaillen sieht,
Vermocht ich selber einstens zu erraten;
Das war, als still ein Arbeitstag verschied.

In goldner Wonne ruhten die Maremmen,
Und nirgends, nirgends regte sich ein Wind:
Da nahte, zwischen eines Flusses Dämmen,
Auf einmal mir ein hehres Himmelskind.

Behutsam muß es wohl durchs Wasser schreiten,
Wie langsam kam es an: ein Riesenschwan!
Auch schiens die schönste Stille zu verbreiten
Und hat dem Uferhain kein Leid getan.

Dann glühten seine Flügel durch Zypressen,
Die fühlten wohl das Aureolenlicht,
Denn sie verneigten sich wie angemessen,
Und alle Dinge schienen sanft und schlicht.

Dann kam der Traum mir langsam in die Nähel
Mir ward so bang: entblaßt er mir als Dunst?
Ach, da empfand die Seele arges Wehe,
Und gleich verließ sie wohl des Himmels Gunst.

Ein Schiff sollte den letzten Zauber rauben,
Denn stolz besegelt fuhr der Traum vorbei:
Doch was ich sehe, brauch ich nicht zu glauben,
Ich und die Segel sind sich einerlei.

Florenz, das ist ein kühner Frühlingstag:
Ich stoße überall auf heitres Glück!
Wohin ich auch die Blicke wenden mag,
Vollendet gibst du Eindrücke zurück.

Die Sonne blendet heute überall,
Ich kann ihr schwer und kaum entgehn:
Ich wittre einen Seelenüberfall,
Will gar in mir ein Omen auferstehn?

Ich pralle abermals vor Glanz zurück.
Der Arno schien mir grade ins Gesicht!
Ich geh behutsam noch ein kleines Stück:
Und endlich zittert in mir selber Licht!

Erscheint vielleicht im Geist der weiße Christ?
Ist meine Seele wahr und keusch genug,
Legt seine Milde sich in meinen Zwist,
Da ich schon häufig heiter Leid ertrug?

Beato
Angelico
da Fiesole

Entstehe, bleicher Heiland, fern in mir:
Du blendest mich und bist dabei so weich.
Das ist mein Seelengrund: erfüll dich hier!
Beherrsche mich, du bist in deinem Reich!

Wie eine Zelle sei mein stilles Herz,
O geh in sie, wie in San Marco, ein,
Dort ist das Leid so weit von jedem Schmerz,
O könnt ich einsam, rein und einfach sein!

Maria ist die Reinheit in der Welt,
Die einzig Gottes Flammenwort empfängt,
Und wenn sie Das in sich verborgen hält,
Hat sich der Herr in seinen Sohn versenkt.

Ihr Engel, Wanderer, Esel, Rind,
Erzählt euch selbst, was ihr bei der Geburt
Von unserm gottgeschenkten Gnadenkind
In eurer biedern Einfachheit erfahrt!

Denn damals wurde Er in euch bewußt,
Ihr wart voll Angst, und deshalb floh er euch,
Dann hielt der Nil ihn noch an seine Brust,
Und wer ihn zeugte, folgt ihm mit Gekeuch!

Bei seiner Taufe ward ihm still und klar,
Daß er der Heilige der ganzen Welt
Und der Verkünder ihres Geistes war:
Der Jordan selber hat sich aufgewellt!

O Herr, jetzt steigst du aus dem dunklen Grab.
Ob dich dazu der Wächter Schlaf beschwingt?
Zwar trägst du schon den holden Friedensstab,
Doch bist du noch von Urvergessenen umringt.

Was dir nicht nahen kann, bleibt immer da!
Verbunden sind dir ewig Fuchtel, Pfahl.
Wo jemals eine Christentat geschah,
War sie ein Sieg über den Stolz, die Qual!

Der Herr mit seinem Leibe ist nun fort.
Der Engel macht es seinen Jüngern klar:
Er lebt in uns. Er flammt aus Gottes Wort.
Er strahlt nun ewig in der Christenschar.

Hier ist er nicht, im finstern Grabesloch,
Noch oben zwischen Sternen in der Nacht.
Doch leiblich ist er da. Erkennt ihn doch!
O geht ihm nach, versucht, was er vollbracht!

O Christus, wär ich rein und weltenbleich,
Erfröre endlich jeder Erdensinn,
Ertaute ich in deinem Himmelreich:
Wie bin ich schwach und sehn ich mich dahin!

O Gott, dein Sohn erscheint im Frühlingshain.
Die Magdalena sieht ihn schwebend gehn.
Wohl ist kein Tau so klar, kein Schnee so rein,
Wie das Ereignis, das vor ihr geschehn.

In seinem Schweigen schläft bereits das Leid,
Er ist der Dinge allerdünnster Hauch,
Das Leben, das sich seinem Schöpfer weihet,
Der Trost und unser holder Wesensbrauch.

Als Gott mit uns bis in die Sünde fiel
Und in der Wesenheit unendlich blieb,
Enthüllte Er sich als das Himmelsziel
Und tilgte eifrig jeden Wuchertrieb.

Auf dem Erbarmen, das sein Sohn empfand,
Beruht nun auch des Vaters Gnadentum,
Und in den Christen bleibt das Unterpfand
Von unsers Schöpfers Wirklichkeit und Ruhm!

So hat am Tabor Christus sich verklärt.
Berückend hell war die Astralgestalt.
Er ward das Ganze, das sich nie verwährt
Und ewig sich in uns zusammenballt.

Es reichen seine Hände aus dem Ei
Des eignen Wesens und zugleich der Welt,
Er ist der in sich selbst gekehrte Schrei,
Der jedes Werk im Nichts zusammenhält.

Erhoben und zerschmettert ist das Sein.
Die Jünger stürzen oder wallen hehr,
Aus diesem Erdenleben voller Pein,
In Jesu Christi weites Gnadenmeer.

In viele schwankt ihr Menschlichsein zurück,
Doch alle drängt des Geistes Majestät;
In tiefsten Seelenwinkeln glüht das Glück,
Auf dem Er noch in hehrer Pracht besteht.

Maria wird vom Sohne hold gekrönt.
Sie beugt sich keusch zu ihrem Heile vor.
In ihr sind Schöpfer und Geschöpf versöhnt.
Verzückt ersingt die Welt den Gnadenchor.

Angelico, in dir erklingt er rein,
Wie nirgends sonst in deinem Heimatland:
Du knüpfst von ganz Toskanas Frühlingshain
Zu Gott ein wunderbares Friedensband.

Florenz, schon sprüht aus deinem großen Ernst
Ein heitres Erdenlicht zu Gott empor,
Oft mein ich, daß du dich vom Leid entfernst,
Und deine Seele wellt sich wie ein Flor.

Ein vollerfüllter Wunsch, befreit zu sein,
Auf Gottes Sonnenstille zu beruhn,
Eine Idee, der sich die Engel weihn,
Entschuldigt da das untre Sein und Tun.

O, wie das jubelt und der Welt verzeiht!
Wie sich das Licht, wenn alles still ist, regt!
Wie sichs Verzückungsstunden hehr verleiht
Und weit die Erdgeschicke redlich wägt!

Ach, dieser Glanz ist außen wie in mir.
Die Sonne selbst hat Gott für sich gestellt.
Als Licht erwärmt Er Menschen, Flur und Tier,
Und ist der Sohn! Und wir sind Geist der Welt!

O Gott, du krönst die Schöpfung, die du liebst,
Wo ich auch irre, folgt mir deine Luft,
In der du deine ganze Huld vergibst:
Ich liebe Liebe, Wärme, Licht und Duft.

Florenz, das sind die Erzstunden des Tages!
Jetzt sehe ich die Steingesperster kaum,
Doch zittert nun ein seliges und vages
Erleben, aus den Bronzen, in den Raum!

Da einen Feuer, Wasser, Schmelz und Härte,
Der Geist und die Materie sich im Erz,
Dir ists, ob Kupfer Lust in sich versperrte,
Und ungebändigt friert im Zinn der Schmerz.

Verrocchios Reiter und nervöse Pferde,
Die Jünglinge, die hold die Sonne freit,
Sind dauernde Geständnisse der Erde,
Die fiebernd sich der Sonnenliebe weiht.

Aus Pollajuolos holden Knabenlippen
Erschäumt noch jetzt des Gusses Innenglut,
Des Sonnenlichtes Salamandersippen
Entschlürfen solchen Mündern Wollustblut.

Das Erz ist nackt. Es will sich sieghaft sonnen.
In Donatellos David ward es frei!
So hat der kleine Leib entblößt gewonnen:
Er hielt allein die Fußbekleidung bei.

Die schien ihm schön! Ob er sie brauchen konnte?
Als Harnisch wird sie stets am Licht bestehn,
Und wie er seinen Körper lieblich sonnte,
Vermocht er es, sich fertig anzusehn.

Die Tiere des Bologna werden munter.
Nun sucht ihr Blut im Erz die Sonne auf.
Ein Truthahn sträubt sich, balzt mitunter,
Und Echsenvolk vergoldet sich zuhauf.

Des Baptisteriums grüne Wundertüren
Verkünden sich im Glanz, was einst geschehn:
Und ihre Tiere und Girlanden spüren
Berührt in sich den Frühling übergehn.

Gestalten, die an Bronzeporten hungern,
Bewegten oft mein wehmutsvolles Herz,
Und Hunde, die um warme Mauern lungern,
Ersahst du schon und fand ich drum in Erz.

Hier gibt es dauernd starre Kupferpfaue,
Verschiedne Schildkrotpaare aus Metall:
Verzinkte Katzen lieben das Gekraue
Vom großen, ganzen Mittagssonnenschwall.

Jetzt ringeln Igel sich am Licht zusammen.
Ein Stieglitz pickt ein Sonnenbrosam auf.
Es streben Krebse aus gebrochnen Flammen,
Und Schlangen knüpfen einen Klopferknauf.

Als einst sich ein Flamingo herverirrte,
Bereitete ein Meister seinen Guß,
Und als er wiederum der Stadt entschwirrte,
Bestand er schon als Kunstentschluß!

Selbst jene erzexotischen Giraffen,
Die man den Medicis einst dargebracht,
Erschienen hier, sich dauernd umzuschaffen,
So daß man ihren Bau noch jetzt belacht.

Auf einem Turme seh ich Störche hocken,
Auch brütet über uns der Mittagsball,
Jetzt läuten sonngebräunte Männer Glocken,
Und so erklingt und wirbelt rings Metall.

Des Knaben Tag vertiefter Mittagsnabel
Bestärkt um sich die ganze Lichtfigur,
Und Jovis Adler raubt mit scharfem Schnabel
Und hellen Krallen seine Kreatur.

Die Glockentöne geben ihr Gestaltung.
Nun sehe ich das Sonnentier genau.
Auch Ganymed erscheint mit schlanker Haltung
Und schwebt im Erzlicht auf der Frühlingsau.

Oft schlafen Ziegen müde auf den Feldern,
Wohl hat die warme Luft sie übermannt,
Die Wälder füllen sich mit Brunstvermeldern:
Dort tanzt ein Greis, priapisch angespannt!

Florenz, das sind die Erzstunden des Tages,
Des Mittags urentscheidender Moment,
Die Schicksalsmacht jedes Vernichtungsschlages,
Der Schöpfungssturz, in dem sich Gott erkennt!

Der Augenblick, in dem bereits das Messer
Von Abraham des Sohnes Hals berührt,
Und da der Engel rufend einfällt: »Besser
Als Jakob, das geliebte Kind, gebürt

Es sich, für Jahwe einen reinen Bock zu schlachten!
O sieh, da du das Feuer angefacht,
Begann dich scheu ein Widder zu betrachten!«
Und Brunelleschi hat das Werk vollbracht.

So strahlt der Durchblick, wenn sich Kinderseelen
Entscheiden, Knabe oder Maid zu sein,
Wie andre ungewußt nur sich erwählen,
Als Idolino allem sich zu weihn.

Florenz, am Himmel stehen weiße Lilien
Und strömen Pollengold zu Gott empor,
Auch schlingen Bäche sich wie Lichtreptilien
Durch manches burggekrönte Felsentor.

Der Arno breitet sich im Sonnenscheine
Still zwischen Hainen und Palästen aus,
Wohl übergolden sich die braunen Steine,
Doch schweigt noch lange nicht der Tagesbraus.

Ich sehe Bauern jetzt, auf schlanken Booten,
Stromauf und -abwärts ihrer Hauptstadt nahn.
Was für ein Schaustück wird mir traut geboten?
Nur Blüten duften, glühn aus jedem Kahn.

Geschmückte Züge wallen über Brücken.
Jahrhunderte erwehn in diesem Traum.
Ich sehe Häuser sich mit Flieder schmücken,
Und Wasserrosen gleicht des Flusses Schaum.

Zur alten Hochburg folge ich der Menge,
Denn dorthin rankt sich jeder Blütenkranz,
Und eine Rosenschlange sonder Länge
Umfaßt bereits die Häusersäume ganz.

Am Platze gleißt ein Riesenscheiterhaufen.
Auch höhnen, lachen Schelme wild empor.
Die Henker harren. Ihre Knechte laufen.
Drei Mönche schreiten aus dem Kerkertor.

Doch eigen! Bauern legen weiter Blüten
Auf alle Stapfen ihrer Heimatschmach,
Mir wirts, als ob sie traumhaft sich bemühten,
Zu tilgen, was dereinst Florenz verbrach!

Savonarola schreitet stumm zum Galgen
Und denkt sich, über sich, zu Gott zurück:
Im Umkreis aber sieht er Spuk sich balgen,
Denn jeder hascht vom Schauspiel bloß ein Stück.

Schon weiß der Mönch jetzt nichts mehr vom Gefängnis:
Die Marter im Bargello war so arg!
Wogegen jenes Turmes Schreckensengnis
Beinahe holde Einsamkeiten barg.

Nun zwitschern Vögel um die Seufzerkreise,
Die dort des Heilands Liebling tief erwühlt:
Sie schluchzen laut und jubeln schließlich leise,
Denn Schmerzen werden fast durch Schmerz gekühlt.

Die Bauern bringen immer noch Girlanden
Und schmücken wunderbar den ganzen Platz,
Ich sehe weiter neue Barken landen:
So flechtet fort, Toskana birgt Ersatz!

Savonarolas Martern zerrten schrecklich,
Wie stieß das Erz in seine Weichen ein,
Das hieß: »Ist deine Reue unerwecklich,
So sollst du fort und fort gefoltert sein!«

Er hörte sich, vielleicht auch andre schreien:
Die Erzgesetze, die er einsam floh,
Begannen Henkern Rachekraft zu leihen,
Die Not zu leben wurde ringsum roh.

Es kitzelte, erhitzte diese Knaben,
Des armen Mönches Peiniger zu sein,
Vor ihm verkupferten sich plötzlich Raben
Und pickten in sein wundes Fleisch hinein.

Ein Truthahn wühlte sich aus seinem Bauche
Unweigerlich, entsetzlich geil empor:
Er gluckste wie ein Darm, und sein Gepfauche
Ging, unter Messern, selbst in Erz hervor.

Nun denkt der Mönch an seine Zelle,
In der sich Christus hold zu ihm geneigt,
Hat doch die Flut der innren Wesensquelle
Ihm hoch den Sieg über das Leid gezeigt.

Die Bauern bringen weiter Rosen und Narzissen
In Barken und auf Karren weit herbei,
Der Mönch kann sie nicht sehn, doch ahnen, wissen,
Daß er ein Keim im neuen Lenz seil!

Jetzt fressen, fast wie Kupferkrebse, Flammen
Sich in des armen Mannes Nacktheit ein.
Sie müssen wohl aus dem Bargello stammen:
Ja, dorthier kommen sie in langen Reihn!

Doch wird die Zelle von San Marco weiter,
Der Heiland dämmert in ihr Innres ein,
Wie herrlich strahlt die hehre Himmelsleiter,
Die Gnade kann ihm Leichtigkeit verleihn.

Die Hähne aus Metall verschwinden krähend,
Der Tag und seine Kraft vergeht in Nichts.
Zurück Gestirnwelt! Dieser Geist wird sehend
Und überblickt sich jenseits des Gerichts!

Der Duft der Tugenden kann ihn umarmen.
Schon heben seine Engel ihn zum Heil.
Wie ruhevoll wird er in Gott erwarmen,
Wie tief ers weiß: sein Weg war gar nicht steil!

Auch ist der Scheiterhaufen jäh verschwunden.
Der Platz wird aber weiter ausgeschmückt.
Die Türme sind durch Kränze weit verbunden:
Die Feindlichkeiten scheinen überbrückt.

Noch streuen zarte Kinderhände Rosen,
In denen Wangenrot auf Schnee erglüht;
Ich fühle fern, wie sich Gerüche kosen,
Wie sich ein Duftgewind zu werden müht.

Die volle Pracht der ernsten Loggiabögen,
Die dreimal ihren Schwung bestätigt hat,
Das Merkmal ewig stummer Sprachvermögen,
Bleibt einzig ungeschmückt, erstarrt und glatt.

Doch kann jetzt Perseus hier sein Erz beleben.
Noch wirkt er stolz in grüner Ruhe fort.
Hier siegt der Geist: was soll die Welt daneben?
Er ist das wieder stumm gewordne Wort!

Er mag das abgeschlagne Haupt nicht zeigen.
Er wägt es nur: ihm ist die Last nicht schwer.
Und doch: dem Herzen ward ein Sieg zu eigen,
Denn in der Seele würdigt er sich hehr.

Am Arno seh ich weiter Blumen landen.
Sie wellen Düfte um Fiorenzas Brust.
Die Vögel schlingen steil Gesangsgirlanden,
Und alles duftet, jubelt, schluchzt vor Lust!

Jetzt ruft mein Weib: »Du darfst im Singen nicht er-
matten,
Dir hat Florenz ein junges Fragen angefacht,
Und mancher darf sich hier ein Heimatlied gestatten!

O sieh das Paradies: Toskana wie es lacht!
So blieb der Grund von uns, so muß die Welt noch werden!
Im Genius ist schon oft ein Traum davon erwacht!

Einst fassen wir des Nordens Flammenkranz auf Erden:
Die Glut, die aus den Hügeln in die Reben knistert,
Beginnt im Blut sich, Aufruhr züngelnd, zu gebärden.

Der Wind, der schlangenkalt vom Paradiese flüstert,
Verbreitet leicht und hurtig unsre Sehnsuchtsmären.
Wie gerne werden Seelentiefen jung verschwistert!«

Da fall ich ein: »Die Urgefallenen begehren,
Am mächtigsten durch das Genie, das sie uns spenden,
Aus ihrer Weiblichkeit zur Macht zurückzukehren!«

Da ruft mein Weib: »Aus unsrer Erdenmutter Lenden
Ging einst ihr Hoffnungssohn, der holde Mond, hervor,
Und damals wollten Menschen sich zum Vollen wenden.

Das Leben schlang der goldnen Zonen Märchenchor,
Das Lamm blieb still und mit dem Löwen traut ver-
brüdet,
Die Mondbewohner sorgten für die Notdurft vor.

Wir alle waren wieder engelsgleich befiedert
Und schlürften Tau als unsern frischen Morgentrank,
Denn tiefster Seelenfriede wurde weit erwidert!«

Ich falle ein: »Da ward der Mond auf einmal krank,
Bald siechten auch die Wesen dieser Erde hin,
Dann starb er ab, und allen uns ward totenbang!«

Nun ruft mein Weib: »Das Dasein birgt den gleichen Sinn,
Toskana ist als letztes Paradies geblieben,
Aus seinem Boden schöpft die Zukunft noch Gewinn.

Das Urlicht will aus seinen Lieblingskindern sieben,
Der Mond entringt sie seiner Mutter fort und fort,
Ein Zweiter kommt in uns und strahlt in Seelentrieben.

Wenn auch Toskanas Erdenparadies verdorrt,
Wird doch gereiftes Innengold Triumphe feiern,
Schon wogt der Mond in uns: Heil unserm Seelenhort!«

Die letzte Heimat kann sich plötzlich mir entschleiern,
Sibiriens Gletscher sind mit Gnadenglast besprengt,
Hier singen Kinder, Greise spielen noch auf Leiern!

Der tote Mond ist durch das ewge Licht verhängt,
Der Norden strahlt sein Blut zum Stern in Seelenfernen:
Im Menschen hat die Freiheit sich der Brunst entengt.

Du ahnst den Ineinandersturz von Rassenkernen.
Die goldnen und die weißen Völker sind versöhnt
Und spenden ihres Wesens Heimlichkeit den Sternen:

Durch Geistesjugend wird das graue Land verschönt!

otticelli **D**ie Windesschlangen lispeln schadenfroh von Eden
Und fiebern goldig dort durch einen Lorbeerhain.
Jetzt will der Abend mit den Blättern freundlich reden,
Und Dämmer zieht in die verborgnen Seelen ein.

Am Arno wandeln junge, träumende Figuren.
Ihr Frühling fühlt sich ungeschwächt zur Ruhe gehn.

Ich sah sie oft mit Sonnenuntergangskonturen
Als Rätsel still erstehn und bald darauf verwehn.

Oft schienen sie, in Tau gehüllt, sich kaum zu wiegen
Und stumm zu weinen, weil ihr Perlenschmuck zergeht,
Sich aneinander schlank und schmerzensebang zu schmiegen
Und hold zu horchen, ob ihr Schicksal sich verrät!

So blicken Augen, die den ganzen Tag erschauten,
Durch edle Lust vergeistigt, in den frühen Tod.
Und blasse Leiber, die der Tagespracht vertrauten,
Sind urerbort von goldnem Abendrot umloht.

Die Sorgenbilder eigner Jugend werden schwinden:
Wohl sind sie noch ein Traum, doch sehe ich sie kaum.
Vielleicht kann sie mein Schaun auf einmal nicht mehr
finden,
Doch perlt und schimmert jetzt des Flusses Muschel-
schaum.

Auch in mir selbst ist vieles Schöne schon erstorben,
Und Schnörkel, Schnecken seh ich abends grau umher,
Wie wenig habe ich bisher im Leid erworben,
Und was mich freut, wird bleich und wieder inhaltsleer.

Nun sind sie weg. Ich wußte es. Die Dunstgestalten,
Die Frühlingsfreuden haben keinen eignen Halt.
Nun heißt es, Hoffnungen von trüben Dingen spalten,
Der Geist glüht fort, und viele Formen werden alt.

Mein Gott, ich habe mich vom Jubel abgewendet
Und horche fort und fort und immer ohne Grund:
Wozu wird meine arme Seele wild verwendet?
Ich lausche auf, doch nirgends ruft ein Wundermund!

Jetzt blickt der Mond schon skeptisch auf die Dinge
nieder.

»Er fühlt sich«, sagt mein Weib, »als ganzes Element,
Es regen Tierbeginne ihre Ringelglieder,
Erwirbeln sich und werden wieder rings getrennt.

Den Sternen gleich, die ängstlich durch die Dämmerung
spähen,
Ob alle Fremderscheinungen bereits verwehn,
Beginnen viele Silberwische zu entstehen,
Um wieder hurtig zwischen Strudeln zu vergehn.

Was quecksilbert? O Mond, das sind im Fluß Besuche
Aus einer geilen, jugendhaften Weiterwelt;
Auch spüren Hunde vieles schon vom Brunstgeruche,
O hör, wie's von Gehöften fern herübergellt!«

»Die Ölbäume, die dunkle Fluren übersilbern,
Verstecken«, sag ich, »manchen grauen Aufenthalt
Von kindischen Geheimnisweltentsilbern,
Die immer wispeln, was nicht mehr zu Ohren hallt!

O sieh, dort wird ein müder Esel heimgetrieben:
Wie eigentümlich er vom Fluß gespiegelt wird!
Wer stößt und zerzt ihn: sag, wo ist der Herr geblieben?
Hat er oder das Tier sich hier vor mir verirrt?«

»O lache, lalle nicht so angstvoll ernste Sachen,
Du magst«, sagt mir das Weib, »Kentauern sehn,
Erfahre deine furchtbar urempfundnen Drachen,
Doch wehe dir, wenn je wir auseinandergehn!

Du bist ein Kind und trinkst die Milch von meinen
Brüsten,
Du tust so dumpf, weil dich nach weiterer Lust verlangt:
Genügt kein Liebesglück, kein Weib, deinen Gelüsten?
Bist du vielleicht an eitel Übermacht erkrankt?«

Der grüne Kreuzgang soll im Mondenschein vergehen, Paolo
Uccello
Der sei von Silberkatarakten überschwemmt:
Allein die Arche Noahs soll noch fortbestehen,
Man hämmre, zimmre sie, geheim und ungehemmt!

Noch kommen alle Vögel langsam angeflogen
Und bauen sich in ihrer Rettungsburg ein Nest,
Auch andre Tiere fühlen sich herbeigezogen
Und kommen selber, Paar an Paar gepreßt!

Im Mondenscheine lagern aber noch Geschlechter,
Auf die das Silberlicht sein Totenlinnen senkt,
Was helfen da die schwerbehelmteten Uferwächter,
Da hoch der Mond das Sterben über sie verhängt!

Kamele kommen mit fast menschlichen Gesichtern,
Aus großen Wüstenfernen, schwerbeladen heim,
Vom Sonnentag verführt, begleitet von den Richtern,
Den Sternen, wittern sie des Mondes Todeskeim.

Der grüne Kreuzgang soll im Mondenschein vergehen!
Schon stehen nun Figuren wie Gespenster da,
Und überall, wo nachts die Silberwinde wehen,
Erfriert, erstirbt beinah, was je am Tag geschah.

Im schwachen Schatten freundlicher Olivenbäume
Verschlafen Schafe sanft das stille Mondesgraun,
Sie sind wie tot, denn schon verlassen sie die Träume,
Um brünstig sich in Fremdnaturen zu erschaun.

Dort gehen sterbliche Gestalten eben jagen.
Ihr Hund beschnüffelt jeden Mondesschattensaum.
Im Grünen hör ich viele kleine Stimmen klagen,
Den Tod der Eltern fühlen sie vielleicht im Traum.

Der grüne Kreuzgang soll im Mondenschein vergehen.
Ich nehme die Idee von jedem Tier zu mir.
Ein stilles Leben will ich tief fürs Tier erleben,
Denn wirklich ist das Tier und sterblich einzig hier.

Giotto **E**rkenne dich in deinen gelben Seelenhallen,
»In denen du die Sonnenherkunft tief erlebst:
Ersehnst du Wesen, die in dich herüberwallen,
Ersteht dein treues Traumbild, daß du ganz erbebst!«

Hat das mein Weib gesagt? Ich seh es an und träume.
»Fürwahr, in unsrer Arche ruht die Schöpfung aus:
Wie hoch ist Halt in uns, wie wenig jene Schäume!
Wie rasch«, sagt laut die Frau, »erschöpft sich aller
Graus!

Durchlebe nun, wie junge Menschen Früchte pflücken:
Wie gerne gibt sich, lockt uns fast das reife Obst.
Wohl freuen Blüten sich, ein blondes Haupt zu schmücken,
Denn alles bringt sich dar und wird, wo du es lobst!«

Simone Martini **»**Wir müssen uns durch innre Willenstiere dienen
Und werden erst durch unsre Lieblingslämmer Wir:
Wir brauchen Wölfe mit verwegnen Räubermienen
Und brave Hunde für des Geistes Jagdrevier!

Wir wollen stets ein selbstgewähltes Lamm beschützen,
Und drum verketzern wir, was ihm zuwider ist,
Doch«, frage ich, »wozu solch einen Zwist benützen,
Bloß um zu wissen, wie man schließlich sich vergißt?«

»Das Lamm ist da, für dich gestorben und erstanden,
Doch Schemen deuchten Hunde mich und Wolfsgezücht,

Der Leu, der Stier, der Aar, die sich dem Lamm ver-
banden,
Sind «, sagt mein Weib, »im Wesen Welt mein Urgericht!

Des Geistes Schönheit dünkt mich auch vor Gott erhaben,
Ich sehe Dichter fromm zu edlen Frauen gehn,
Die Pracht des Weibes, ganz, samt seinen Nacktheits-
gaben,
In Marmor als ein Dom der Lieben Frau erstehn!«

»Merkst du denn nicht, wie bange ich im Mondlicht Taddeo
Gaddi
fische,
Der Stier, die große Macht, ist schon seit langem tot.
Das Lamm verglüht, jetzt schickt der Geist uns seine
Frische:
Ich Armer warte fiebernd vor der Seelennot!

Ich senke meine Angel in die Meerestiefe
Und merke keinen Sturm, der meinen Gott bedroht,
Was könnte ich, wenn ich Ihn auch aus seinem Schlummer
riefe,
Ich fische eigenmächtig«, ruf ich, »mein Gebot!

Im Geistermeer wird bald der Fische Fürst erscheinen.
Der überstrahlt und klärt dereinst, was wild verbraust —
Ich fische fort, verschwende meine langen, langen Leinen:
Wie finster Wind die Nacht durchhadert, selbst sich
zaust!«

Was du auch willst, den Willen werd ich doch verketzern! Thomas
von
Aquino
Denn bloß im großen Icherschließen kennt sich Gott.
Oft ist ein Mensch, der sich besinnt, zu voll von Schwät-
zern
Und leer an Glauben, Ehrfurcht, Adelskraft und Spott.

Doch plötzlich fühl ich mich in Gottes Hand und Nähe,
Und da verklärt sich wundereinfach die Vernunft:
Wie prachtvoll ich die Welt im Geist verankert sehe,
Hold folgt die Gnade tief in alle Niederkunft!

Wozu den hehren Kirchenbau bewußt zerstören,
Wozu ihn stützen, falls der Geist ihn schon verließ?
Erlernen wir, statt auszuforschen, jetzt das Hören:
Wer weiß, wie oft das Neue Reich sich schon erwies!

Mir sind die Sprachen Flammenvögel, die in Rassen,
Die sie erst selber schaffen, ihre Nester baun,
Aus einer kann das »Feuerwort« sich jung entrafen,
In allen schläfts: aus welcher wird es graun?

Ich horche lange schon, vielleicht schon manches Leben:
Zu jedem Kinde beug ich mich voll Glauben hin,
Was sprüht aus jedem Blick, wer soll die Welt erheben?
Wie furchtbar tief ist jeder Waise Wesenssinn!

Taddeo
Gaddi

Im hellen Seelenscheine sehe ich mich selber
Seit Ewigkeit auf meinem eignen Kreuzweg gehn,
Ich irre durch das Zweifeln ab: die Welt wird gelber!
Sie stirbt. Ich lebe auf und ab, muß auch bestehn!

O heilige Verachtung, großer Spott des Geistes,
Der alles urerwogen dennoch tragen kann,
Dein Wesen ist zu streng, denn sieh, mein Herz zer-
reißt es:

Gesteh, entkomme ich durch Ehrfurcht deinem Bann?

Hinweg, du großes Licht, ich will vor dir vergehen!
Ich fasse nicht die Majestät von deinem Leib,
Ich fliehe dich, um stets in dich zurückzuweichen:
Ich zweifle, fluche, und bin doch zu sein bereit!

Gefühle, die den Geist mit Schmerz geboren haben,
Verstummen und zerwühlen sich vor ihrem Sohn.
Das ganze Leid ist kalt, da kann uns niemand laben,
O welcher Hohn durchdonnert die Passion!

So kann kein Mensch mehr mutig seine Pflicht ver-
richten,
Wer weiß, ob seine Meinungen auf Gottes Wort
Nicht immer noch verzichten, ja es gar vernichten:
Wie oft warf ich wohl selbst mein hehrstes Gut schon
fort?

Ich treibe um die schalsten Nichtigkeiten Schacher.
In meinen Frieden schleicht sich der Verrat.
Stets finden die Entschlüsse Zufallswidersacher,
Ich klimme, ringe! — Ob mir je die Gnade naht?

Ich sehe mich im Herzenslichte stets nur selber,
Seit Ewigkeit, auf meinem eignen Kreuzweg gehn.
Ich zweifle immer noch. Die Welt wird langsam gelber:
Ich sterbe nimmer und kann immer auferstehn!

Florenz, wie herrlich ragen deine Burgentürme!
Toskanas Glut wölbt deine Kuppeln stolz empor:
Im hohen Dom vertoben erst die Erdenstürme,
Und oben lobt dich still der Sterne Engelschor.

Masaccio

Wir wollen alle wieder schlicht und einsam werden,
Wie das die starke Herzensglut in uns verlangt.
Die sagt: so wird es einst und war es schon auf Erden!
Ja wie? Nun so, wie unserm Herzen danach bangt!

Wir haben schon den allerwunderbarsten Glauben:
Er macht uns unermesslich frei und willensstark.

Hier kann ein Kind sich Gottes Heim zu sein erlauben,
Und in so manchem Wesen ist kein Trug und Arg.

Ja, blicke ich in Kinderaugen oder Sterne,
So denk ich, Gott, wieviel du uns noch sagen wirst!
Ich bin in dir und du in meinem Wesenskerne,
O Mensch, verzage nicht, selbst wenn du stirbst und irrst!

Florenz, die Mutter Gottes weilt in deinen Mauern:
Wie hehr die Erde sich in dir erhoben hat!
Hold kann ihr Hoheslied in deinen Stätten dauern,
Ich lobe dich, o lichtverlobte Marmorstadt!

Dein Dom ist hoch, doch über ihm, da sind die Sterne:
Um so viel weiter wird noch unser Glauben sein.
Doch in der Ewigkeit vergeht auch Sternenferne:
Einst mag mir Gott kein Fassen, sondern Macht verleihn!

Die
heilige
Anna

O Mutter Gottes, jenseits deiner Herzensnähe
Erdämmt eine Mutter, die wir nie erkannt.
Befragt mich nicht, da ich sie unwahrnehmbar sehe!
Wie weiß ich uns in ihre Heimlichkeit gebannt!

Leon
Battista
Alberti

Florenz, wie selbstverständlich still sind die Paläste,
Vor denen einstens große Fackeln grell gelobt —
Die Feste sind vorbei, nur selten seh ich Gäste,
Und nirgends zeigt sich noch ein stolzer Schloßdespot.

In engen Gassen stehen sie mit Mondlichtsäumen.
Die grünen Fensterläden sind hermetisch zu.
Du glaubst es kaum, daß noch dahinter Seelen träumen,
Denn alles schweigt in runzeldumpfer, dunkler Ruh.

Ich aber sehne mich nach Totenmonumenten,
Wo Mann und Weib am eignen Sarg gelacht,

Dort haben sie, bevor sie sich für immer trennten,
Noch einmal, buhlend, Liebesfieber angefacht.

Wo Wollustwucht zu ganzen Machtgenerationen
In einem Augenblicke sich verschwendet hat,
In heitren Rustikagebäuden wollt ich wohnen
Und träumt ich gern den Jubeltraum der eignen Stadt!

Wo bist du, großer Geist, der alles leisten konnte,
Der akrobatenhaft die Menge unterhielt,
Der Launen meisterhaft als Wirklichkeiten sonnte
Und der mit Weltungsfragen wunderbar gespielt?

Die Formen scheinen vor dem Geiste zu schrumpfen.
Florenz, ich kann und will nicht mehr zu dir zurück:
Zyklopisch gilt es jetzt sich selbst zu übertrumpfen,
Denn bloß in den Geschicksgewittern blitzt das Glück!

Florenz, ich habe mich an dir emporgesungen,
Und jetzt durchwandle ich dich abermals: dein Kind!
Ich klopfe laut ans Erz, wie hat mirs hold geklungen:
Wie sind mir Wind und Dinge hier doch wohlgesinnt!

Der geile Brunnen mit den steilen Wasserwürfen,
Der zwischen Türmen sich nach Eigenhöhe sehnt,
Mit seinen Erzfiguren, die nackt Austern schlürfen,
Erscheint mir stumm einer versunkenen Welt entlehnt.

Barto-
lomeo
Amma-
nati

Wie kalt belauscht Neptun das Plätschern von Tritonen.
Wie freut ihn noch der Gischt, der seine Schenkel kühlt:
Er bleibt auch hier ein Stück der immerstillen Zonen,
Wo Nasses Kaltes durch sich selber fiebern fühlt.

Die Nymphen, mit den vielen Fingern, krauen
Der schlüpfrigen Delphine gleißendes Geschupp,
Und heitre Faune aus den schwülen Nachbar-Auen
Umlungern nun voll Lust den Quell als muntre Trupp.

Der kleinste Faun, der Schalk des muntern Rudels,
Hat eine Fratze wie ein Truthahn, wenn er balzt,
Und schielt nach einem Bengel, der im Schwall des
Sprudels

Mit starken Erzgliedern ein Wasserwunder halst.

Dir, Nereus, legt in deine alten Kupfermuscheln
Das Mondlicht Perlen, die es Wasserschelmen weiht,
Die zieren sich damit, und wenn sie wichtig tuscheln,
Bezeigt der ganze Quell ihre Zufriedenheit.

Schnell stürzt der Gischt in lauter losen Silbersträhnen
Ganz schleierschäumig über manche Erzfigur,
Die seh ich sich an tausend Marmorträume lehnen,
Und juble plötzlich wie die Flut in die Natur!

Andrea
del
Castagno

Ich habe einst Giganten langsam wandeln sehen,
Und nun vergesse ich das Schauspiel nimmermehr,
Dann konnten sie erschüttert nicht mehr vor mir stehen,
Und ich war froh, denn sie bedrückten mich zu sehr.

Nun dachte ich an lauter frische, grüne Dinge
Und pflückte manches, das sich mir verschwiegen bot,
Ich wußte wohl, wie jeder Übermut verginge,
Und sorglich floh ich alle große Lebensnot.

Doch plötzlich sind sie wiederum vor mir entstanden
Und haben schrecklich sich der Kleinlichkeit entreckt:

Jetzt sind das Königinnen, Fürsten wilder Banden,
Ein Tisch, den man für Weltgewissen fromm gedeckt.

Ihr Riesen dürft mich nicht, wie einst geträumt, bezwingen,
Zwar seid ihr größer als der allerhöchste Turm,
Doch will ich gegen Überflüglungstümpfe ringen,
Noch braust in mir ein Sturm, jetzt wühlt in mir ein Wurm!

Ich höre just im Herzen eine Hölle heulen:
Weg von der Erde, ihr Titanen dieser Stadt!
Schon packt der Geist die Türme, schwingt sie stark wie
Keulen,
Jetzt findet eine Schlacht, vielleicht im Jenseits, statt!

Da lacht ein Riese! Lacht ein grünes Runzellachen.
Das kann der Wille. Wächst er doch durch ihn empor!
Erscheint mir Pan? Kann der durch meine Wut erwachen?
Ich wälze Felsen, und jetzt lacht ein Echochor.

Nun bleibt kein Turm. Ob ich denn nicht zum Kampfe
tauge?

Der Dom allein ist übrig. Darf ich Heilgem nahn?
Der Riese wächst. Der Mond ist sein Zyklopenauge.
Der Dom beharrt. Er wankt durch keinen Größenwahn!

Herz, mein Herz, sei wieder demutvoll und offen
Und komme dir und andern Feinden gütig bei,
Du darfst und sollst noch mehr als ein Florenz erhoffen:
Doch mache dich von brauner Wut, dem Dünkel frei!

Der heilige
Franz von
Assisi

Der Dom des Herrn ragt immer noch in holder Bleiche
In diese sternenhelle Perlennacht empor,
Doch scheint er mir so kalt wie eine reiche Leiche,
Mit einem mondgewirkten Riesentotenflor.

Behutsam, meine Seele, denn du wirst nun siegen!
Erblick im Sterben Leben, und du bist befreit!
O, wie die schweren Dinge fürchterlich erliegen,
Sie weichen schon, und zwischen uns bleibt tief das Leid!

O, unsre vielen Willenstiere sind vergänglich,
Wie sehn sie uns aus ihrem Dämmer blutig an;
Mein Herz, so zeige dich für großen Schmerz empfänglich:
O, liebe sie und ziehe sie in deinen Bann!

Dem Dome selber gleichen seine tausend Tauben,
Die sind wie er so grau, so blau und fernenrot,
Nun ruhn und gurren sie in meinen Felsenlauben
Und nisten zwischen Seelen, Schnee und Todesnot!

O Gott, jetzt bin ich wirklich schwindellos erhoben.
Der monderhellte Dom verbleicht in meiner Nacht.
Ich stehe fest und möchte dennoch fort nach oben:
O Gott, wozu verleihst du mir so hehre Macht?

Empor, empor, empor zu Gottes mildem Frieden!
Die Völker liegen unter mir in stiller Ruh!
Ich suche Gott und bleibe dennoch ganz hienieden.
Ich herrsche, folge, und wer früge noch: Wozu?

Domenico
di
Michelino **I**ch wandle nun, als urbesorgter Mensch und Dichter,
Als Riese, unerreichbar hoch, über Florenz,
In meiner Hand ist alles, selbst die Himmelslichter,
Ihr Grund gewährts, und mein Beschluß erkennt!

Ich wirke selber liebeich zum Bestand der Dinge:
Du einzige Möglichkeit der Möglichkeiten sei!
Durchglüht uns hold, ihr wundergleichen Schöpfungsringe,
Und macht die Sonne reich und unsre Seelen frei!

Du, Sirius, grüßt uns brüderlich durch alle Schleier,
Die still vom Monde niederperlend uns umgraun,
Ich danke und ich melde dir, die Welt wird freier:
Nur das ist wahr, daß wir uns einst in Gott erschaun!

Wie treu ihr blickt und blinkt, ihr traurigen Planeten,
Ihr habt noch ein Geschick und tragt es mutig fort!
Ich grüße euch, wir wollen heiter sein und beten,
Wir alle wälzen uns um Gottes holdes Wort.

Du müde Stadt, du Blütenfrühling mir zu Füßen,
O ruht und träumt, entweht euch, duftet in die Nacht:
Das was ihr seid, nicht scheinen müßt, will ich begrüßen,
O glaubt, was ihr nicht glaubt! Ihr seid voll Wert und
Pracht:

Was ihr verdeckt, verachtet, höre ich verstummen.
Des Friedens, den ihr träumt, entsinnt ihr euch nicht
mehr?

Ihr seht die heitre Pflicht gespenstig sich verummen,
Doch die ist euer Tag, so hehr und klar wie er.

Florenz, hoch über deinen Türmen schwebt die Seele,
Die bloß in dir für alle Ewigkeit erwacht,
Dafür erhältst du auch die schönsten Mondjuwele,
Denn deine Marmorpracht verherrlicht noch die Nacht!

Die Gnade will, daß wir die argen Dinge hassen.
Der Brand entsteht, damit das kalte Licht besteh!
Der Friede kommt, damit wir uns zusammenraffen,
Der Engel aber, der uns liebt, birgt Krieg und Weh!

Einst soll auf Erden Lenz und langer Frieden werden,
Doch wehe jedem Volke, das die Rast erstrebt,
Drum liebt und tragt für euer Vaterland Beschwerden:
Denn Gott verläßt den Menschen, der am Eignen klebt!

Ihr dürft die Häuser, Tempel jeden Lenz bekränzen,
Doch sorgt dafür, daß stets im Herzen Feuer sei,
Bekriegt euch selbst und brandschatzt jenseits aller
Grenzen,
Macht eure Seelenkluft von Lieblingsplätzen frei.

Erforscht die Bösen, helft Gesunden, tränkt die Feigen
Und seid entmenscht, wenn ihr mit euch selber ringt:
Ihr sollt der Welt ein tränenloses Auge zeigen,
Erscheint ihr stark, selbst wenn ihr tief in Ohnmacht sinkt!

Seid Raubtiere mit gräßlich scharfen Daseinskrallen,
Doch wählt die Beute und verzehrt sie still und fern,
Laßt nie ein Stück davon zurück zur Erde fallen,
Denn was Verbote scheut, meint abermals den Herrn.

Das Wort in uns beflügelt euch zu Heldentaten!
Seid wie ein wandelnder bereiter Festungsturm,
Wenn Not es heischt, so dürft ihr selbst zum Kriege raten,
Doch wehe euch, folgt dann kein Frühling auf den Sturm!

Das Wort in uns befreie euch von aller Stärke,
Verankert demutsvoll das eigne Volk im Herrn,
Denkt niemandem zu helfen, bleibt beim eignen Werke,
Und wirkt dadurch so unerschöpflich wie ein Stern.

Florenz, jetzt kämpfen Riesenwolken mit dem Äther, Filippo
Noch sind sie haltlos über Fluren hingestreckt, Brunel-
Doch heller, windgeblähter, lauern rings Verräter, leschi
Am Marmor haben Schatten jäh emporgeleckt!

Jetzt stapeln Wolkenbrocken plötzlich sich zu Treppen
Und schließlich gar zu einer Riesenkuppel auf,
Das ist ein Schwebebau mit lichten Silberschleppen,
Und grell zerschlitzt ihn noch der Mond auf seinem Lauf.

Schon hat der Traumtanz Ton und Glanz von roher Seide
Und scheint beinah ein faltenloser Baldachin,
Jetzt wetterleuchtet es, und lauter Mondgeschmeide
Beginnen still den Nachtpalast zu überziehn!

Ich sehe Heiden stolz sich wie daheim benehmen
Und Riesenalabasterkaryatiden stehn
Mit ganz unsagbar echten Perlendiademen
Steil hier als Träger stummer Wunder, die geschehn.

Doch herrscht der Mond noch immer hold in diesen
Hallen.

Schon steigen seine Silberreihher wieder auf.
Ich sah sie ja am Dom empor- und niederwallen,
Und plötzlich überschwärmen sie den Bau zuhauf.

Nun ruft was stumm in mir: die Kuppel ist gelungen!
Und nur der Geist, kein Bauwerk wird je weitergehn,
Die Marmortrümpe hat die Zukunftsflut verschlungen:
Nun heißt es in der Seele einen Dom erspähn!

Der Giottoturm erglöh in seltnem Eigengolde,
Wie sonst sich Glanz allein auf Elfenbein gezeigt:
Florenz, aus dir erblüht das unerreichbar Holde,
Ich aber wittre Sturm, wo sich dein Traum verzweigt!

Florenz, du wirst in mir als Heimatkern besteh^{en},
 Erglühe, strahle ferner monderleuchtet fort!
 Mein Seelensturm wird deinen Lilienstaub verwehen,
 Ich trage Kinder deiner Huld von Ort zu Ort.

Doch du verglimmst in mir, ich kann dich nimmer bannen!
 Du hast noch einmal deinen Himmel sanft geklärt,
 Dir bleibt der Mond, doch wandre ich nun frei von dannen,
 Wer weiß, was meine Seele noch an Huld erfährt!

Fürwahr, nicht eine Wolke ist der Nacht geblieben.
 Die Mondstadt hat ihr Wuchten über sich verscheucht.
 Auch meine Traumgebilde werden bald zerstieben,
 Ob mir ein großes Urgeheimnis wirklich deucht?

Entaltert ist die Mutter Gottes hoch erschienen:
 In Mondlicht schimmert sanfter Nachtkontur,
 Empfindungen mit kindlich-stillen Engelmienen
 Gewahren mich in Menschen, Dingen, Flut und Flur.

Ich blicke auf Florenz, doch ist sein Ich zu fern!
 Der Arno und der Marmor perlen aus dem Grau,
 Doch heller kaum als drüben noch der Mond, die Sterne:
 Denn Geist erdämmt schon im ersten Morgentau!

Die Mutter Gottes grüßt uns, ohne leicht zu nicken.
 Je ein Planet verwirklicht ihren Kronenrand,
 Die Freigestirne können Geist und Welt erquicken,
 Das Christuskind hält bald die Sonne in der Hand.

Der Mond geht traumblau hinter Schneegebirgen unter.
 Florenz wird eine Perle, die ich wachgeträumt.
 Nun ruht sie wieder, und die Farben werden munter.
 O, welche Frühe aus dem eignen Weibe schäumt!

Mein Weib und ich, wie glücklich sind wir doch ge- Filippo
Lippi
wesen:

Sie folgt uns goldumflort, die Wonne von Florenz!
An unsers Traumes Sonne ist der Mensch genesen:
O glaube, danke doch dem lichtentzückten Lenz.

So wollen Felsen, Flüsse, Wälder froh sich sonnen,
Und selig drängt das Frühjahr sich an uns heran,
Was eben Tau benetzte, zeigt sich goldumspinnen,
Horch auf die Luft, ob man sein Kommen wittern kann.

Du Frühling in mir selbst, Jungfräulichkeit der Lüfte,
Erfast und halst euch, klingt und jubelt wie das Licht!
Das ist der kühne Lenz der Freuden und der Düfte,
Die Lerchen trällern: gebt euch hin, verwehrt euch nicht!

Jetzt springt der Ginster auf und gibt der Wonne Stärke.
Ein ernstes Glockenläuten zittert durch den Wind.
Am Felde gehen Menschen forsch zum Tagewerke.
Und irgendwo in unsrer Nähe brüllt ein Rind.

Auf einmal kann ein Schiff im Strom nicht weitersegeln.
Wohl halten Pappeln ihm die Morgenbrise auf.
Ins Wasser furcht es lauter krumme Schiffahrtsregeln.
Wann wieder gibt der Wind ihm seinen goldnen Lauf?

Schon fliegen meine Wünsche flügger als die Winde.
Ich helfe, schwelle Segel bis ans helle Meer.
Sind meine Lieder nicht belebte Angebinde?
Ihr Auferstehn ist leicht, ihr Dasein folgenschwer!

Ich träume fort, ich träume fort, muß träumen!
Wohin? Wohin? Ein Flügel stürzt dem andern nach!
Das ist der Wind, der Wind! Wir wogen, schäumen!
Ein Lied erbraust, wo eines laut zusammenbrach!

DER TRAUM VON VENEDIG



Venedig, lös dich los von meinem Traumeswogen!
Ich bin wie Flut, die in Kanälenschlangen dunkelt:
Du milchige Lagune hast mich angezogen,
Und nun erscheinst du lichtelebendig überfunkelt!

Ihr meiner Seele wildverschlungnen Wehmutsschlangen,
Versucht der Sehnsucht trübe Hüllen abzustreifen,
Verweilt, wo Städte zwischen Meer und Himmel hangen,
Denn fühlt, schon leuchten Inseln aus Smaragdenreifen.

Was taucht nun auf, was zaubert jetzt vor meinen Sinnen?
Noch hilft kein Wind den letzten Morgenflor zu weiten,
Wohl will das Licht, allein, den goldnen Tag entspinnen,
Und alles Wasser scheint mir wie verglast heranzugleiten:

Venezia schweigt in ihrem freien Sonnenfrieden,
Denn Schmuck und Herrlichkeiten bringen ihr die Wellen.
So wird ihr gern das Meer ein Lichtgeschmeide schmieden,
Und Wogen müssen ihr zu Füßen Gold zerschellen.

Am Strande scheint die Flut sich vor der Stadt zu neigen
Und breit an ihrem Saume Gaben hinzulegen,
Wohl langsam nur zur Marmorbraut emporzusteigen,
Und, schenkend noch, die Schritte endlos zu erwägen.

Ich sehe Wogen hinter Wogen schweigsam rollen
Und weiß, noch wünscht das Meer, einst zu beharren!
Und dort nur kann sein volles Werdenswollen,
Seit langem schon, zu einem Marmortraum erstarren.

Senkt eine Brise sich nach Freiersart hernieder
Und hebt dann weiche Schleier keck hinweg vom Meere,
So gibt die See ihr tausend Wollustküsse wieder,
Als ob sie eine Frau mit Flammenlippen wäre.

Sobald jedoch die Wellen wiederum verschwinden,
Erspiegelt sich Venedig abermals in Frieden,
Denn wo sich Meer und Himmel inniglich verbinden,
Wird jeder Ruheraub in der Natur vermieden.

Ihr weißen Träume, Schwäne auf den Perlenwogen,
Erhebt euch dort, wo Goldgisch Marmordämme geißelt,
Von mir beseelt, erschwebt in weitem Spannenbogen
Den Traum, den wir aus Gold und Elfenbein gemeißelt.

O seht, dort schwimmen schwarze Schwäne um Paläste
Und schleppen Purpurteppiche durch grüne Fluten,
Schon eilt vielleicht die reiche Stadt zu einem Feste,
Denn Freude plätschert, wo Gedanken eben ruhten.

Wohl scheint das Meer sich jetzt mit Gondeln zu be-
decken,
Doch schwanken sie wie Traumgestaltungen der Wogen
Noch fern und unstet auf Venedigs Spiegelbecken,
Und heitre andre Bilder kommen lieblich angeflogen.

Ob jetzt ein Traum sich seine Wirklichkeit bereitet?
Ob unser Schicksal tausend Plötzlichkeiten mehre?
Denn seht, ein Goldschiff naht, von Gondeln hold be-
gleitet:
Nun bleibt es stehn und scheint ein Schloß im Meere!

Wird unsre Welt die eigne Traumlichkeit genießen?
Wie? könnten alle Wünsche, die ihr Glück erstreben,
Hier in Venedig heiter zueinanderfließen?
Schwer Ungeahntes kann sich nun in mir erleben!

Ich fahre noch in meinem Sehnsuchtskahn hinüber,
In einem gleichen ruht mein Weib wie weltverloren,
Nun werden aber ihre Augen immer trüber,
Das Lachen, durch ihr Sorgen, scheint mir tief erfroren!

Sie blickt auf manchen Schweif von klaren Edelsteinen,
Auf alle Funken, die verstreute Gondeln säen.
Die gleichen suchen sich um ihre Glut zu einen,
Doch alle, die sich finden, müssen gleich vergehen.

So lasse das, mein Weib, es mag dir nichts bedeuten!
Schon nähern unsre Kähne sich der Abendstunde,
Und wenn die Glocken dann vom Markusturme läuten,
So gibt es nur noch Blutrubine in der Runde.

Ich komm zu dir, dann wird die Gondel tiefer sinken,
Auf unsrer Fahrt nur muntern Funkenprunk beleben:
Die letzten Sonnenblitze wollen bald verblinken
Und wir, dem Wunsche nach, zur Seelenruhe schweben.

Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Sie nähert sich soeben ruhevoll Venedig,
Und dort bereitet man sich laut zu einem Feste,
Um hohe Gäste hold und huldvoll zu empfangen.
Am Himmel seh ich winzge Purpurwölkchen prangen,
Schon hat der Wind sie wie Lampions gekräuselt und gezapft,
Und eben zucken auch die ersten Sternlein auf:
Da ists, als wollten sie den Wölkchen sanft sich nähern,
Um sacht das Licht der bunten Lämpchen zu entzünden.

Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Nun tritt sie stolz, mit silberheller Mondessichel,
Im Abendlande durch Venedigs Pforten ein.
Wie würdevoll sie unterm Sternenbaldachine,
Der höher als der edle Schmuck der Mondessichel schwebt,
Nun übers Meer, mit wollustfreudger, gütger Miene,
Sich immer weiter hebt und unser Ruheglück belebt!

Hoch übersprühen ihre Schleierhüllen Prachtsmaragde
Und ihren untern Saum und die Sandalen Blutrubine:
Vier schöne Königssöhne tragen ihren Baldachin:

Zwei Bleichgesichter ziehen still in weißem Seidenkleid
voran.

Das Wams ist goldbetreßt. Sie tragen einen viola Mantel
Und müssen stets, wenn sie das Abendland beschreiten,
Aus Anstand, einen Schurz um ihre Lenden breiten.
Doch hinter ihrer Königin erscheinen holde Mohren
Und tragen ihr der Herrschaft herrliche Insignien nach,
Das Zepter gar ist wunderbar, besetzt mit vier Planeten!
Von vorne sind sie schwarz und nackt, doch überwelt in
holder Pracht

Das erste Morgenrot, als Mantel, ihre finstern Rücken!
So bringen sie den Baldachin, den schönen, sternbesäten,
Und können drum, voll Königssinn, den Westen stolz
betreten.

Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Die Mondessichel glänzt und glimmt
Als Silberschmuck auf ihrer kühlen Stirn,
Und ihre volle nackte Brust befächelt sacht
Ihr blasser Sklave Zephir mit dem Wolkenfächer:
Der ist aus Flaum und leichtem Nebelschaum:
Jetzt färben ihn die letzten Abendgluten,
Auch kräuselt ihn sein Eigenwind,
Da ihn der Sklave, schwebend, fächelt.

Belustigt das die Königin,
Denn seht, wie jugendlich sie lächelt?

So bunten, grellen Federnputz
Erreicht in schriller Farbenreih
Allein der Schmuck vom Papagei,
Wie eben ihn in voller Pracht
Der Abend auf dem Flaum entfacht,
Wo selbst das Rötteste und Allerblauste
Der Wind geschmackvoll zueinanderkraustel!

Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Mit nacktem Busen, bloßem Bauch
Betritt sie nun die holde Stadt Venedig.

Sie trotzt dem fremden Christenbrauch:
Der starkbehaarte Teil der Scham
Ist jeder Überhülle ledig.
Sie bleibt bei uns, so wie sie kam,
Und um sie her wird auf die fremden Weisen froh gelauscht,
Den Schamteil merkst du kaum, von toller Dunkelheit
berauscht.

Der Mohrin Nachtsang klingt im Raum:
Man schmückt und ändert rasch den Schleiersaum,
Den dieses Weib so üppig durch Venedig schleift,
Daß sein Besatz noch weithin die Lagune streift.
Mit Flammengarben aller Art,
Mit Purpurzungen, blutgen Flecken,
Mit manchem fahlen, halbverblaßten Bart
Will sich Venedig seinen Schleierrand bedecken.
Am Lande wird das Flammenband,
Nach alter Art, als langer Flammenrang, gewahrt,
Den Zauber aber müssen Meerreflexe erst erwecken!
Frohlocken will die ganze Stadt!
Mit langgezognen Kantilenen,
Mit eigentümlich süßlicher Musik,
Mit Tönen, welche Lüste nur ersehen,
Mit Trommelstreichen wie im Krieg,
Mit Lustfanfaren nach dem Sieg
Mag man die Mohrenkönigin empfangen:
Und wenn sie schon berauscht vorbeigegangen,
So heften wir auf ihre Schleppe Purpurspangen.
Ist sie dann fort, kriecht alles Glutgewürm zur Rast:
Die Flammenschlangen, die der Menschenhand ent-
stammen,

Verbergen sich vor uns, in großer Hast:
Und tiefverringelt im Morast,
Muß ihre Brut wie Aale grau verschlammen,
Und auch der Schwarm von grünen Feuerfröschen
Wird bald im dunklen Sumpf verlöschen.

PERLEN VON VENEDIG

★

JACOPO BELLINI

Wahrhaftig, die Trauer der salzigen Meere
Erwacht uns in Jesu, dem herrlichen Knaben.
Er öffnet den Mund zu erstrahlenden Gaben:
Die Welt überglüht seine menschliche Lehre.

Das Weltherz ist klar, wie der Schmerz einer Zähre.
Und Sterne, die nur noch ein Muttermeer haben,
Empfangen Gescheiterte, um sie zu laben,
Denn dort enttauchen wir einst, — sanft, ohne Schwere.

Maria, die Kummer der Engel erlitten,
Blickt still auf die Wunder des leuchtenden Kindes
Und hofft, für die Unschuld der Menschen zu bitten.

So wünscht euch die Reinheit des künftigen Windes!
Er weht und er naht uns mit meerfeuchten Schritten:
Er hilft euch, als Hauch eines Lichtangebundes.

DER SCHIFFER

Jetzt ächzen die Flanken und Taue wie Kinder.
Das Meer bäumt sich aufwärts: ein fiebernder Kranker.
Noch wird so ein Wirbelturm rascher und schlanker:
Die Hosen erdrehn sich, verwehn steil-geschwinder.

Der Fischer bleibt taumelnd und greift wie ein Blinder.
Er wehrt sich und betet: »Mein Gott und mein Anker,
Beklammre das Boot: es wird leck und auch schwanker.
Entwolke dich, Herr, unser Sturmüberwinder!«

Jetzt fliegen dem Manne Schaumknäule, wie Tauben,
Voll Wuchten, im Flutenbraus, unter die Nase:
Da sinkt ihm der Mut! doch er sucht noch zu schnauben.

Doch steigt schon die^{as} Bahre, im grauen Gerase,
Voll Schleier, empor, ihm den Atem zu rauben . . .
Nun ist er verhaucht — erblaßt im Geblase.

DAS WEIB

Das Kind ruft im Fieber: »Der Vater ist böse,
Beschütze mich, Mutter, er schimpft mich und droht,
Er ballt seine Fäuste, er naht mir im Boot
Und johlt durch das heulende Wogengetöse.«

Da betet die Mutter ins Wolkengekröse,
Die Gattin des Schiffers in tödlicher Not:
»Mein Heiland, entreiße mein Söhnchen dem Tod!«
So wiegt sie, so hofft sie, daß Gott sie erlöse.

Das Kind ächzt: »Der Vater ist wieder betrunken,
Er findet jetzt nimmer den Weg bis nach Haus!«
Die Mutter ist schaukelnd zusammengesunken.

Das Kindlein verstummt, das Gestöhne ist aus:
Wie weint nun das Weib! Und es weißt sich sein Haar,
Das wird es beinahe im Wesen gewahr.

DIE IRRSINNIGE

I

Madonna, ich sah dich am sternihellen Meere,
Da kamen im Winde die Toten zu mir,
Dann wuchs eine Sichel mit grausamer Gier
Und schnitt in die Weihe der Seelenverkehre.

Ich suchte und fand keine Hilfe zur Wehre.
Schon ward jene Schlange ein blendender Stier,
Und sieh, jenes Tier ist jetzt immer noch hier!
Das Kind und den Gatten erdrückt seine Schwere.

Maria, verscheuche den Bringer der Schrecken,
Ich schenke dir gerne mein gischtweißes Haar,
Das Meer aber möge sich wieder verstecken.

Ich bringe die Milch meiner Weiblichkeit dar.
Ich will deinen Hauch milder Hilfe erwecken,
Erwehe das Schweigen: ein Wird—wie—es—war.

Um Neumond ist traumblau der Gatte erschienen.
 Sein Kommen verbreitete heimliches Schweigen,
 Gleich wollte mein Wesen sich ganz zu ihm neigen,
 Da war er um mich, wie ein Schwärmen von Bienen.

Ich wollte sein Nahesein treulich verdienen
 Und gab ihm, was irgend der Seele zu eigen,
 Um Liebe und Reinheit vereint zu erzeugen:
 Da schwirrte es licht, wie das Knistern von Kienen.

Ich sah ihn: schon war seine Mannheit vergangen,
 Das bartlose Antlitz allwissend verjüngt.
 Der Mund ohne Purpur und farblos die Wangen.

Ich habe mich seiner teilhaftig bedünkt:
 Sein Wollen durchwogte mein herzhaftes Bangen,
 Da ward meine Weichheit mit Tränen gedüngt.

III

Ich gab meinen Wahnsinn dem wandernden Wasser,
Das schlaflose Schmachten bekam ja die Nacht!
Ich habe das Lachen der Schwachen erdacht
Und achte als wallender, unsichtbar blasser
Erbarmungsgedanke und Warnungserfasser
Auf alles, was schamhaft im Weltall erwacht:
Ich habe dem Walde den Sang dargebracht
Und altere nun als ein markkranker, nasser,
Ja selbstnasser Stamm einer wehweichen Weide
Am Weiher vom weltweiten eigenen Leide.
Ein Reh wittert oft in die sandstarre Heide
Und kehrt dann ins Schicksal zurück, das ich meide.
Ich weiß nicht, verbirgt sich vor mir eine Weide?
Ich weile im Wehwind! Wann weichen wir beide?

IV

O Meer! Ach, ich brauche von dir eine Tränel
Wann mag sie dein Anblick der Seele gewähren?
Da lächelt mein Kind durch den Schimmer der Zähren,
Damit ich sein Mündlein im Augenrot wähne!

Und wenn ich sein fernes Getändel ersehne,
So will ich den Salzquell der Schmerzen entleeren:
Und wenn auf den Händen die Tränen sich mehren,
So glaube ich, daß sich ein Hauch an mich lehne.

Bald perlen die Finger von kindlichen Blicken:
Dann streichle ich leicht meinen flimmernden Arm
Und fühle ihn weit leise Kühle erquicken.

Mein Glück ist nun ganz mein zertränender Harm.
Das Kind scheint dem sickernden Naß zuzunicken:
Es ist ja wie Milch so beseligt und warm.

DAS MÄRCHEN VOM MEERE

Erzähle, o Meer, mir das Märchen vom Meere,
Das Lied deiner Inseln versteinerten Leides,
Besinge die Klippen des schreckenden Neides,
Die Wiederkehrwirbel der innersten Leere.

Die Mär aller Meere ist gar keine Lehre.
Der Mittag bricht ab wie die Kraft eines Eides.
Der Abend, das Bild eines späten Bescheides,
Verbirgt des Verhängnisses sinkende Schwere.

Die Nacht hehrer Meere kann niemand erraten.
Da spiegelt die Trauer unsagbare Dauer,
Dort ists, als ob Kunden dem Ohr nimmer nahten:

Die Fragen sind draußen genauer und rauher,
Die Märchen jedoch, die wir je dort erbateten,
Sind stumm und ergrauen in uns nur als Schauer.

GEWISSHEIT

Es rollt der Löwe zweiunddreißig Sonnen,
Zu seinen Füßen und im eignen Leibe,
Im Sommer, nahe vor die Sonnenscheibe,
Und alle Wolken sind sogleich zerronnen.

Die Erde aber bleibt von Gold umspinnen
Und fast verschleiert nackt, gleich einem Weibe,
Für das es schicklich, daß es übertreibe,
Was Triebe ihm und Sitte angesonnen.

Dann schlafen alle Träume, alle Schäume.
Bloß Mittagswissen loht auf jedem Zweige,
Und wie entirdischt sind die stillen Bäume.

Da ists, als ob der Geist zum Dingsein neige:
Um die Gestalten schwirren Atemsäume,
Kein Wesen wünscht, daß da ein Gott entsteige.

DIE SONNENBLUME

Du Blume, die sich hold zur Sonne wendet,
Ich wollte einstens deinem Wesen gleichen,
In mir die Sonnenzukehr fromm erreichen,
Doch etwas sagte mir: Du bist verblendet!

Ich habe alle Blütenkraft verschwendet,
Ich fühlte samend meinen Glanz erbleichen,
Die Luft den Duft von meiner Jugend streifen,
Und heute sind die Lust, die Macht verendet.

Doch seh ich Blumen tief aus sich erstrahlen,
An jedem Morgen sich zur Sonne neigen
Und fast mit Hingebung zum Lichte prahlen.

Ich aber mußte rasch herniedersteigen.
Verloren sind ja alle Sehnsuchtsqualen:
Mein Wesen wurde niemandem zu eigen.

FRIEDEN

Das blaue Meer verliebt sich in das Leben,
Und tausend Augen sind uns wohlgesinnt:
Ja, schon beginnt der Hauche Tausch, der Kräuselwind!
Und lauter Herzen fangen an zu beben.

Bald wird das Meer sich wohl zum Ufer heben.
Die kleinste Welle, die als Schaum zerrinnt,
Die Spitzenschleier um die Erde spinnt,
Mag sich dann irgendwo doch ganz ergeben.

Ein blauer Schmetterling hat sich verloren.
Im Blauen draußen find ich ihn nicht mehr:
Hat ihn der Strand als sein Geschenk erkoren?

Mein Herz, dir werde nicht auf einmal schwer!
Bestimmt hast du bereits ein Lied geboren,
Nun sing dich aus, am traumhaft blauen Meer.

ORPHEUS

Den Inselkranz bewachsen kalte Farren.
Der Tauwind weht vom Süden und vom Meere.
Der Regen stürzt sich in die Wintersleere.
Die Farren aber müssen weiter harren.

Auf einmal scheint ein Rausch den Wind zu narren.
Die Liebe bringt das Lied vom Lichtbegehre:
Sie schwimmt im vollen Mittag durch die Quere.
Ja, Tongestalten müssen schlank erstarren.

Das ist ein Wundertier mit goldnen Flossen.
Ein Lied weht seinen Sänger hold zum Strande,
Und Farren lösen alle Wurzelbände.

Durchs Lied sind Liebesblüten voll ersprossen!
Vertierte Formen drohn vom Pflanzenrande,
Der Sang harrt: steil in Bäumen eingegossen.

BESCHLEICHUNG

In meinem Traumesgrau erscheinen Lilien:
Unendlich groß und doch in meiner Seele
Wird ihr Erguß zum Strauß der Prachtjuwelen,
Und plötzlich gießt es Licht wie auf Sizilien.

Im Traum verwurzeln sich nun Scheinreptilien.
Und halb gewiß, daß ich ihr Wesen schwele,
Umwand' ich scheu im Herzen die Befehle
Zu Pflanzenspuk und als Gesichtsfamilien.

Das heikle Fiebergrau der Traumgewitter
Wird immer silberner und traumschnell bleicher,
Und endlich knistert, blitzt ein Zickzackgitter.

Und dennoch merk ich andre Albeinschleicher!
Ihr Streit mit meinem Funkennetz ist bitter:
Doch schon ist meine Furcht gespensterreicher.

DES LIEDES WESEN

In einem Land, wo alle Dinge traumhaft schauen,
An einem blauen Wundermeer kam ich zur Welt.
In einer Au, die ihre Pracht verborgen hält,
Begann mein Wesen seinen Rätselturm zu bauen.

Aus allen Mienen dort glüht gütiges Vertrauen:
Was sanft in jenen Fernen in die Augen fällt,
Erbaut dich Zaghafte, von Innentum erhellt!
Der Seele Schauen schweigt vor solchem Weltergrauen.

Ich glaube noch an jene blauen Morgenmeere,
Und oftmals blickt mich, was ich nie bemerkte, an.
Ja, Lieder perlen, wie in fremdem Augenbann.

Mein Träumen taut auf Blicken ohne Ort und Schwere.
Mein Sang, der nirgendwo und so von selbst begann,
Will fragen, sehn und sein: und funkelt in die Leere.

EINSAM

Ich rufe! Echolos sind alle meine Stimmen.

Das ist ein alter, lauteleerer Wald.

Ich atme ja, doch gar nichts regt sich oder hallt.

Ich lebe, denn ich kann noch lauschen und ergrimmen.

Ist das kein Wald? Ist das ein Traumerglimmen?

Ist das der Herbst, der schweigsam weiterwallt?

Das war ein Wald! Ein Wald voll alter Urgewalt.

Dann kam ein Brand, den sah ich immer näher klimmen.

Erinnern kann ich mich, erinnern, bloß erinnern.

Mein Wald war tot. Ich lispelte zu fremden Linden,

Und eine Quelle sprudelte in meinem Innern.

Nun starr ich in den Traum, das starre Waldgespenst.

Mein Schweigen, ach, ist aber gar nicht unbegrenzt.

Ich kann in keinem Wald das Echoschweigen finden.

PANIK

Schon fühlen Nachtgestalten hier ihr Walten.
Des Tages Wangenwärme muß enthauchen.
Ihr Dinge wißt doch, daß wir Frieden brauchen?
Drum trachtet nicht den Atem anzuhalten!

Was mahnt, als dürften sich nun Hände falten?
Jetzt wars, als würde eine Furcht enttauchen,
Als ob die Blätter sich, geschreckt, vor Gauchen
Wie Säuglingsfingerchen zusammenkrallten.

Nur Ruhe, Ruhe! Und zuerst im Innern.
Dann läßt sich bald kein Wesen überraschen:
Des Friedens kannst du dich ja bloß erinnern.

Ach was! Am Wasser laß die Plappertaschen:
Laß dich nicht ein mit Zwiegesprächsbeginnern!
Was kümmern dich die Schatten, die da waschen?

ODYSSEUS

Das Leid, in dem ich willenlos ertrinke,
Entfernt und wellt mich oft an einen Strand,
Vielleicht in aller Sehnsucht Mutterland,
Von dem aus ich den andern Träumen winke:

Und wenn ich drüben meinem Selbst entsinke,
So bin ich nackt und doch im Schamgewand
Und nehme scheulos einer Jungfrau Hand
Und freu mich, daß ich frei von Schäumen blinke.

In jenem Osten bin ich oft gewesen.
Von dort weht holde Hoffnung noch herbei:
Hat drüben eine Seele mich erlesen?

Man wandelt dort fast schein- und schattenfrei,
Und doch voll Sonnenwohl sind jene Wesen!
Was schöpf ich noch im trüben Allerlei?

VERSTUMPFEN

Du meine Seele, sei nicht so erschrocken!
Wird auch dein krankes Wehmutswort verstummen,
So müssen doch die Bienen weitersummen.
Und surren, surren wird es noch um Rocken.

Der goldne Morgen soll ja fort frohlocken,
Und Mücken werden sich zusammensummen,
Denn über jede Pfütze muß es brummen,
Und Spinnen werden stumpf auf Moder hocken.

Du arme Seele, ach, du kannst nicht schweigen:
An lauter kleinen Wesen wirst du kleben
Und noch aus Müdigkeit zur Sonne steigen.

Auch deine Dumpfheit wird noch weiterleben,
Dein Brüten einst vielleicht zum Weben neigen,
Vielleicht auf Spiegeln als Libelle beben!

DER GESANDTE DES HEILIGEN ANTONIUS

An hellen Tagen, wenn die Stunden gelber blinken,
A Befährt ein Mönch in einem kleinen Segelboote
Die braune Flut, die eben voll im Golde lohte,
Und er vermag sanft, Fische fern herbeizuwinken.

Sie tauchen still und silbern auf, das Licht zu trinken,
Und da erklärt ihnen der Mönch die zehn Gebote,
Verteilt unter die Horcher sieben große Brote
Und zieht dann fort, wenn tot die Tagesfalter sinken.

Er kann auch ruhig ohne Wind und Ruder fahren,
Denn immer, wenn er auftaucht, folgt ihm eine Brise,
Und oft vermag ein Auge nah ihn zu gewahren.

Da ists, als ob ein Geist nur in das Segel bliese,
Denn gar nichts regt sich dann in seinen blonden Haaren,
Und ungekräuselt bleibt das Gras der nahen Wiese.

DAS MEER

Das Meer, das Meer beginnt ringsum zu brausen:
Ich horche auf und tauche tief in Qualen,
In Schlünde, ohne Licht und Eigenstrahlen,
Wo bloß die grünen Schatten hausen.

Den bleichen Quallen fängt es an zu grausen:
Sie fliehen mich in dunkelnden Spiralen,
Ich schlüpfe zwischen meinen geilen Aalen
Und will am Hals die Krausen blind zerzausen.

Das Meer, das Meer! Was ist vom Meer geblieben!
Ein böser Traum mit aufgeschlitzten Wogen!
Mein Meer, mein letztes Meer, ich will dich lieben.

Mir heißt das Meer, du wirst hinabgezogen,
Du sollst zerträumt, hinweggeträumt, zerstieben:
O Meer, o Meer, auch du hast mich belogen!

DIE GLANZPERLE

Im Halbmond, wenn die Sterne sich verdichten,
Der Wasseratem langsam dann verzieht,
Enttaucht ein Kahn, so traumhaft wie ein Lied,
Und scheint die letzten Wellen zu beschwichten.

Ein Seelenpaar, das Herz und Blick belichten,
Das bloß die reinste Einheit gibt und sieht,
Vermag nach allem, was in Glück geschieht,
Den Rhythmus seiner holden Fahrt zu richten.

Wohl regt sich da kein Hauch am grauen Meere,
Auch hat der Kahn statt Segel einen Traum
Und wiegt ganz spurlos seine Schattenleere.

Die Liebenden sind blaß und zart wie Schaum,
Ihr Antlitz mild, als ob es nichts begehre:
Du wunderst dich ja nur und wähnst sie kaum!

SONDERBAR

Es wird der Mond in sieben Tagen erst verschneiden.
Die Katzen hörst du haß- und brunsterfüllt miauen,
Im Wasser tote Silberfratzen sich beschauen,
Und ringsum hörst du, hörst du, Hunde schrecklich leiden.

Gestalten wirst du plötzlich huschhaft unterscheiden.
Es fangen Hexen an, den Sabbattrank zu brauen:
Ihr Werbeschrei und Katzentakt durchschrillt die Auen,
Die laute Nacht ist voll von blauen Satanseiden.

Doch jetzt erwachen, dort in dir, die eignen Eulen!
Die sind so fremd und eigen, weil dir selbst zu eigen.
Wie schweigt die Nacht? Beginnt bloß was in uns zu
heulen?

Die Eulenmutter mag nicht aus dem Neste steigen.
Sie brütet über halberwachten Jungenknäulen.
Wie eigen, wenn die Dinge einmal alle schweigen.

GRAU

Ich singe, wenn die seltenen Sterne glänzen,
Der Halbmond sich dem Meer entgegenneigt,
Das dunkle Friedensblau der Au entsteigt,
Und alle Fluren sich mit Tau bekränzen.

Ich singe zu den Mondschrifttänzen,
Wenn plötzlich jede Windesstimme schweigt,
Bevor das erste Perlengrau sich zeigt,
Und mag in mir die Furcht der Flur ergänzen.

Doch auch in meinen blassen Tagesträumen
Erwacht gar bald der Farbenklang der Nacht
Und hält mich unter frischbetauten Bäumen.

Ein fernes Meer vermute ich dann sacht,
Und auch der Hauch von goldnen Ginstersäumen
Sei mir mit seinem Rauschen nahebracht.

ADRIA

Von Hellas kommt der Wind mit einem Nachen
In reiner Sternensterbensstunde her.
Auch perlen schon die Lüfte überm Meer,
Geringe Lichtdinge um mich erwachen!

Das Sichverringeln hat etwas vom Lachen:
Und nichts, kein Herzbefragen wird mir schwer:
Das erste Morgengold ist sorgenleer,
Was leuchten soll, scheint selbst sich anzufachen.

Italiens Silberwälder seh ich zittern,
Doch nur sein schwacher Stern im Blau erbleicht,
Nur Halme kann der erste Wind zerknittern,

Erleb ich, was sein Weltgeschehn erreicht?
Die Erde scheint am Meere viel zu wittern.
Wer weiß, was für ein Wissen uns beschleicht!

SCHICKSAL

O Morgenstern, ich wittre deine Strahlen,
Du scheinst von einem Weib emporgehalten,
Du läßt auf Erden die Empfängnis walten,
Du bist das Ich von fahlen Scheidensqualen.

Dich Erzfunkeln, unter den Traumopalen,
Vernehme ich als welttiefes Erkalten,
Vom Sterben kannst du frühe Liebe spalten:
Du trittst in dich zurück, gleich Idealen.

Ich habe nie geliebt, wann muß ich sterben?
O Liebe, Liebe, trachte mir zu nahen.
Ich sterbe gern. Ums Sterben will ich werben!

Was tun, um Dinge, die schon urgeschahen?
Ich habe nicht geliebt und soll verderben.
Mein Lied, mein Lied, was bleibt dir zu bejahren?

DAS EILAND

Das Eiland meiner Wünsche ist vergessen,
Verträumt der Hauch seiner Nachmittagswärme,
Hinweg der Trauer traute Bienenschwärme,
Umsonst muß ich die Lieder niederpressen.

Ich sehe wohl des Felsens Strandzypressen,
Doch nie die Au, für die ich draußen schwärme:
Und wie ich mich am Meer um Frieden härme,
So muß mein Herz sein Fernehin ermessen!

So bleib ich denn in meinem Hain von Lichtern:
Berauscht vom Glühgeblüt in düstern Lauben,
Begegne ich dort andrer Welten Dichtern.

Mich wiegt ein Meer. Ein Leib schnürt meinen Glauben.
Und dennoch pflücke ich mit Traumgesichtern
Die holden Hoffnungen von Sternentrauben.

DER ROTE SCHIMMER

Am klaren Meer unter den letzten Sternen
Kann sich ein Zauberschiff mit goldnen Masten,
Auf denen die verscheuchten Albe rasten,
Aus einem roten Wolkenschoß entkernen.

Doch wenn du hinblickst, wird es sich entfernen.
Dir ists, als ob die Insassen erblaßten:
Zu schwere Schatten könnten es belasten,
Und du sollst auch das Träumen bald verlernen.

Doch sah ich dort einst Heilige und Frauen,
Die Helden Ilions und Illyriens Fürsten,
In ihren Seelen Künftiges erschauen.

Ich nenne keinen. Kenne bloß den Dürersten:
Er sah zurück zu stillen Blütenauen
Und schien nach Lebensspenden noch zu dürsten.

DIE DOGARESSA

FÜR FRAU VON H.

Das ist ein Weib mit morgenroten Wangen:
Der Mund, gewöhnt, daß man ihm ernsthaft traue,
Verschwendet lächelnd Schimmer wie im Taue,
Und diese Nase wittert unser Bangen.

Auch sind die Flechten goldig wie die Spangen.
Die Augen grau, mit einem Stich ins Blaue,
Die Brauen Bögen, wie bei einem Baue,
Den einstens Byzantiner angefangen.

Um ihren Busen atmen auch die Schleier,
Die Achseln fallen wie mit Blutgischt nieder
Und machen so den Hals fast rastlos freier.

Verwegen rasch versinkt das ganze Mieder,
O sah ich diese Schlankheit zu mir gehen!
Ihr Lächeln kann ein zartes Nie! umwehen.

DAS FERNE SCHLOSS (MIRAMAR)

Du heller Fürst auf ewig grünen Hügeln,
Noch kennt dein blaues Auge nicht das Meer,
Umsonst erscheint mir deine Wehmutswehr,
Du kannst auf einmal keine Wünsche zügeln.

Du glaubst nur traumhaft hin und her zu klügeln,
Doch weht dein unergründlicher Begehr
Vom Meer, von dort, vom großen Meere her!
Und dein Entschluß wird Bangen überflügeln.

Du bleiches Schloß, das Meer hat doch gewonnen!
Wohl grünen deine Lauben, trotzen noch die Mauern,
Doch kurzes Glück im Schloß war bald zerronnen.

Du sollst vor deiner Leere tief erschauern!
Nun bist du schon von Sagen sacht umspinnen:
Das Meer und deine Trauer werden dauern.

ZAUBER

Der Vollmond ist schon da! Hinter den Feigen
Siehst du ihn kupferrot und kalt erscheinen.
Der Himmel hat das Blau von echten Weinen:
Und seht, der Mond erblaßt beim raschen Steigen.

Wie ist die Welt doch tierhaft jetzt und eigen:
Vielleicht wenn still die Sternelein erscheinen,
Für einen Augenblick mit sich im reinen,
Und unsre Seelen müssen dann auch schweigen.

Schon sind sie alle da! Die Zepter, Kronen!
Der Westen bloß blieb gelber als Zitronen,
Und auch der Mond beginnt sich einzuschleiern.

Die fernen Glocken werden kurz nur tönen.
So muß das Ohr sich an die Nacht gewöhnen.
Ich höre leise Traumkonzerte feiern.

DIE WASSERSCHLANGE

Besorgnis überkommt mich beim Gedanken,
Daß eine ungeheure Wasserschlange,
In sich verschlungen, bis zum Weib gelange,
Vor dessen Fenstern meine Wünsche kranken!

Ich möchte dort dem Mund mein Glück verdanken,
Und weiß bei allem nicht, warum ich bange:
Mein Herz ist voll von holdem Schmeichelsange,
Und doch: die Stimme und die Schritte schwanken.

Ich darf in dieser Stadt kein Weib berühren.
Ich fürchte mich vor allen stummen Fluten:
Sie werden es ja selbst zum Grauen führen.

Ich kam nicht her, um Jubel zu vermuten.
Ich sollte bloß die Angst des Wassers spüren:
Und nun genug, denn lauter Wunden bluten.

DIE EFEURANKE

Der Efeu dort am gotischen Palaste
Verschlängelt sich zum marmornen Balkone:
Sein Schattenwesen gleicht einem Spione,
Den irgendwie ein Rachewunsch erfaßte.

Es ist, als ob er wachsend weiterraste,
Um klar zu werden, wer das Schloß bewohne
Und ob sich wirklich ein Verrat verlohne:
Er winkt ja schon mit einem freien Aste!

Nun blickt der Mond um eine hohe Ecke:
Und sieh, ein Weib erscheint hinter den Scheiben,
Was hält es dort so bleich an einem Flecke?

Der Efeu muß noch viele Zweige treiben,
Damit er seinen Kundschaftsweg vollstrecke:
Die Dinge sterben ab, die Rätsel bleiben.

BYZANZ

Jetzt mag der Mond auf Mosaiken spielen,
In stillen Kirchen, die man schüchtern meidet,
Beweint sein Licht den Heiland wohl, der leidet,
Weil die Geschöpfe ihrem Nichts verfielen.

Auch knieen blasse Schatten auf den Dielen
Und tränen, schwören, da die Nacht verscheidet:
So wird der Schein, der ihren Schein umkleidet,
Dort eingehn, hinter steilen Lichtprofilen.

Mein Augenblick, mein Traumgeschick wirft Schatten.
Was halte ich? Verlassen wir uns ganz?
Ich werde ja und mag schon längst ermatten.

Ich webe mich empor mit fernem Glanz:
Gestalten, die mich einst verleiblicht hatten,
Erschaut mein leises Wiedersein Byzanz.

DER STROM

Im Mondlicht schwimmen immer Kinderleichen!
Zwar halten manche ihre Augen offen,
Doch im Kristallsarg kann man nimmer hoffen
Und sucht bloß Friedensmeere zu erreichen.

Verschleiert scheint das Mondweib nachzuschleichen:
Hast du es nie verwitwet angetroffen?
Es weint: der Toten Augen bleiben offen.
Es weint und weint, durch Leid dich zu erweichen.

Geschick, was spricht zu mir? Ich leide!
Ich habe doch genug an mir zu tragen,
Ich weiß ja klar, daß ich umsonst verscheide.

Wozu muß ich, ja ich, nur Schmerz ertragen?
Was zwingt mich, der ich jedes Nahen meide,
In aller Klagen mich erst freizusagen?

ÜBERTREIBUNG

O Stadt, in deinem letzten Dämmerlichte
Verflattern Fackeln langer Leichenzüge,
Als ob jetzt selbst die Flut die Glut vertrüge,
Sprühn alle Ufer nun in stillem Lichte.

Doch plötzlich, seht, die seltsame Geschichte:
Im Wasser selber schöpfen Feuerkrüge.
Doch ist das Schauspiel Zauber oder Lüge?
Wie, flimmerten und fischten drinnen Wichte?

Wie, glühte nie dein Wunder zur Genüge?
Es will nicht, daß ein Grün aufs Sprühn verzichte,
Und drum ergibt es sich in Würmerflüge.

Nun sage, Sehnsucht, wie ich dich beschwichte,
Mein Deuchten, Leuchten in den Rhythmus füge:
Ihr, meine Glutfunken, seid ihr Gedichte?

EINST ABER

Der Vollmond naht des Meeres Silberrande,
Und geile Lippen schwellen ihm entgegen,
Ertrunkne siehst du sich am Seegrund regen:
Gespenster lösen alle Leichnambande.

Das Totenflüstern aber zeitigt Schande,
Die Stunde siehst du seltsam Grauen hegen,
Den Vollmond sich bequem aufs Wasser legen,
Und Angstgekicher weht zum gelben Strande.

Einst wird der Leib im Seelenschlund ertrinken,
Was ich geschaut, ihn kurz und flink umgischten,
Dann jede Taggestalt zerblinken, sinken.

Gar oft, wenn sich Geschieke in mir trafen,
Erriet ich, daß um mich sich andre mischten,
Einst aber kann ich nackt und einfach schlafen.

DAS SONETT

Wohl sollte mein Sonett den Sternen gleichen,
Die blutigblau aus ihren Kernen leuchten,
Zuerst den Augen Feuerkreuze deuchten
Und dann auf einmal Lichtgeschimmer weichen.

Doch muß gar bald das Flimmern auch erbleichen:
Als ob sich Urgluten die Strahlen scheuchten,
Erscheint, bis unsre Lider sich befeuchten,
Den Blicken strahlenfrei das grade Zeichen!

Dann zittre, wie um Sterne, feucht die Frühe,
Auf das erblickte Lid, zart eine Zähre,
In der die Glut der Blutwünsche versprühe!

Wünscht das Sonett, daß es die Mär gebäre,
Daß Träumen einem Schillergrau entglühe?
Es spielt, als ob es eine Perle wäre.

DER HEROLD DES SONNTAGS

An perlenblassen Sommersonntagsmorgen
Erscheint ein Himmelskind unter den Dingen.
Ihm öffnet reiner Übermut die Schwingen,
Und selbst der Wind hat wenig zu besorgen.

Das freie Meer bedenkt kein andres Morgen,
Denn wenn sich Träume über Tag verdingen,
So ist es nicht, um selber zu gelingen:
Ein Sonntag ist ja überall verborgen.

Der Sohn der Sonne wird in uns geboren.
Er strahlt aus allen, die dem Tag entstammen,
In diese Welt, die Gottes Wort verloren.

O bleiben wir doch ohne Ort beisammen!
Der Sonntag hat uns, wo wir sind, erkoren:
Die Werke, Wesen werden seine Ammen.

DIE HOHE BOTSCHAFT

Wenn Wolken windgelockert niederblicken,
Entsteigt der Mittagsadler ohne Regung,
Doch meint die Stille innerste Bewegung
Und reicht den Morgen fertigen Geschicken.

An Quirlen kann sich da der Aar erquicken,
Der in der Stunde klarster Überlegung
Dort hinblickt zu der Fernen Flügelfegung,
Wenn alle steilen Strahlen rasch zerknicken.

Gar hehr erweist sich da der Geist am Meere:
Wir ahnen wohl, daß wir nicht bloß empfangen,
Und streben dann nach eigner Seelenehre.

Was da der Tag mit uns schon angefangen,
Das hegt und wird der Wesen ewge Lehre
Und kann in aller Nacht zu Wort gelangen.

DER RUF

Der Sturm erfüllt das ganze Meeresdunkel.
So horcht, von Osten kommt das große Tosen.
Es möchte rufen, doch im atemlosen
Sichüberstürzen hörst du bloß Gemunkel.

Nun brüllt es auch, und zischendes Gefunkel
Umgeistert wunderbarlich geschrobne Hosen,
Die Stengel tanzvernarrter Wolkenrosen:
Und plötzlich drohen oben Glotzkarfunkel.

Der Stier beginnt im Winde jetzt zu rufen!
Er bringt die Stille des bewußten Starken
Und tritt die blinde Wildheit mit den Hufen.

Die Marmelnden beginnen abermals zu harken.
Man dient dem Stier in hundert Lebensstufen:
Die Arbeit wird die Wahrheit aller Marken.

DER LÖWE

Der Werktag schleppt sich fort in dichtem Regen.
Ein Schiff wird in der Werft zurechtgemacht.
Dort drehn sich Krane unentwegt mit Fracht,
Und auch der Regen wird sich spät erst legen.

Das klare Wasser hört nicht auf zu fegen,
Zu Ende sei die Arbeit bald gebracht.
Da staunt: der Nachmittag zeigt seine Macht,
Der Markuslöwe spendet blauen Segen!

Im Westen ist er goldig klar erschienen,
Er wälzt sich zwischen Regenbogen vor
Und will, daß Flut und Wind ihm dienen.

Die Menschen wimmeln durch des Löwen Odemflor,
Die Boote auf der Goldsee scheinen Bienen,
Und unsre Blicke krönt ein Siegestor.

SERENISSIMA

Es beben die Schwalben wie Herzen, die toben,
Sie singen hinein in den siegenden Lenz,
Sie feiern den Herzog der Seeresidenz,
Der ausfährt, sich hehr mit dem Meer zu verloben.

Wohl ist noch der Morgen in Flore verwoben,
Drum siehst du kein Schaustück, doch jedes Kind kennts,
Und alles erfreut sich des Hochzeitsmoments:
Das Herz drängt mit Glockengeläute nach oben.

Der Doge hat stolz einen goldenen Reifen
Ins traumhafte Blau seines Meeres versenkt,
Die Braut nur geschaut, um ihn traut zu begreifen.

Der Herzog hat traurig nach Hause geschwenkt.
Die Gondeln beginnen im Golde zu schweifen,
Dem Sang haben ganz sich die Schwalben verschenkt.

DER HEROLD VON FLORENZ

Der Herold von Florenz in goldnem Flore,
In leichter, turteltaubengrauer Tracht,
Der unterwegs sein Wesentum bedacht,
Erscheint am Meer in einem Sonnentore.

Er tritt zu einem Frühlingskinderchore,
Und wo er hold zu der Umgebung lacht,
Dort gleicht sein Gruß dem Lenze, der erwacht,
Und die Erscheinung einem Meteore.

Am Strande die Gespielinnen der Wellen,
In bleichen Schleiern und mit hellem Haar,
Gewahren ihren fremden Spaßgesellen.

Am Wasser sagt er, was die Wahrheit war,
Und blau umschwebt von bebenden Libellen,
Wird Herzen trautes Heimweh offenbar.

DIE TOCHTER VON FIESOLE

Toskanas Tochter kommt voll Reiz und Scheue
Zur hehren, sonnenhellen Sommersee.
Ein Taubenpaar, so weich und weiß wie Schnee,
Erscheint ihr da in der verzückten Bläue

Der Inselwelt unter dem Flügelleue
Und grüßt der grünen Hügel Frühlingsfee,
Die Hülle einer wehen Glücksidee,
Und wünscht, daß sie der Flug als Gruß erfreue.

Die Tochter Fiesoles entnimmt die Blüten,
Die Kinder ihrer Vaterstadt gepflückt,
Nun strohgeflochtenen Körben, die sie hüten,

Und schon die Einfalt ihrer Art beglückt:
Die Tauben ruhen nun, wie um zu brüten,
Am Mädchen stumm, das sie an sich gedrückt.

DES DICHTERS ANGEBINDE

Am Arno stehn Zypressen starr am Grabe
Der Braut, die nur ein armer Träumer sah:
Der Stätte ihres Waltens blieb ich nah,
Doch glaub ich, daß ich Schmerz erfahren habe.

Das Lied, an dem ich meine Sehnsucht labe,
Blieb ganz allein und als alleine da!
Doch plötzlich wars, als ob etwas geschah,
Und ich bekam vom Leide eine Gabe.

Ich wägte, hegte, was ich schwer erduldet,
Da ward im milden Licht das Leid zum Lied
Und hat sich tief als Perle eingemuldet.

Und das empfand ich mit gesenktem Lid:
Nun Heimatmeer, mit dir bin ich verschuldet!
So nimm von mir, was noch mit mir geschieht.

DIE SENDLINGE VON SIENA

Auf roten Rossen kommen stolze Boten
Mit Rollen über das Gebirge her.
Sie denken nach: das Amt ist schwer.
Es wird ein Freistaatsbündnis angeboten.

Die nordischen Despoten, Roms Zeloten,
Bedrohn die Eigenreiche immer mehr,
Den Markusstaat allein beschützt das Meer,
Doch hofft man nun, Toskana zu verknoten.

Die Reiter sind noch jugendlich und heiter:
Und seht, verkleidet kam ein Mädchen mit,
Zwar ist es angetan wie sonst die Reiter, .

Auch merkst du nicht, daß es beim Ritte litt,
Doch dienen ihm die bärtigen Begleiter,
Und einer folgt der Maid auf Schritt und Tritt.

DER WASSERFALL

Das Wasser wandert durch die warmen Täler,
Der Wind verliebt sich in die stillen Dinge:
Jetzt will das Licht, daß alles Hymnen singe,
Und seht, die Wälder werden flugs Erzähler.

Ein Bündnisgeist, des Guten frömmster Wähler
Ist da, damit der Heimat Sang gelinge.
Er spricht ins Wasser, daß es Botschaft bringe,
Er dröhnt sogar: denn horcht, das Tal wird schmaler.

Es ist die Sprache das der Patriarchen.
Das Wasser sagt fürwahr: Wir wollen leben!
Und aller Schaum verlangt, daß Walzen schnarchen.

Der Ache Schleusenschlösser werden Archen.
Des Wassers Klarheit soll ihnen entstreben:
Man mag den Schatz des Wassers »Raschheit« heben.

DER HOLDE MÖNCH VOM MONTE OLIVETO

Es denkt der Mönch: Die Seele konnt ich wahren,
Ich hoffe, Gott erhält mich keusch in Frieden,
Der Liebe Grauen hab ich fromm vermieden,
Vertrauen mag sich stets mir offenbaren.

Ich bin ein Kind mit weißem Kleid und Haaren
Und habe nie mich weltlich unterschieden,
Ich weiß nicht, weilt ein Leib von mir hienieden,
Denn der hat nie den Hang am Fleisch erfahren.

Und doch, die Seele fing sich an zu trüben,
Drum zog ich aus und wandre nun zum Meere,
Um alle Blauheiten im Blau zu üben.

Damit der Perle Schimmer wiederkehre,
Versenkt man sie ins Meer, dem sie entnommen:
Auch ich bin krank und mag zum Heile kommen.

DAS SCHNELLE ENDE

Das Grauen meines Wesens will erbleichen.
Mir wird, als ob es in der Seele schneite:
Das Lied ist krank, dem ich die Perle weihte,
Der milde Schimmer scheint mir kalt zu weichen.

Ihr lila Perlen seid der Krankheit Zeichen.
Ihr werdet blau und sagt, das Fieber schreite
Aus meinem Sange in das Klanggeleite:
Statt Perlen seh ich Augen blonder Leichen.

Ihr Perlen wollt meinem Gesicht entgleiten,
Ich spüre euch ohne Gewicht erweichen,
Vergeht denn, liebliche Absonderheiten!

Ihr wart ein Schein aus morgenklaren Reichen
Und müßt vor einem Tag mit hellen Weiten,
Wie hold verletzte Mondstrahlen, entschleichen.

DER BERNSTEIN

Die Menschen lesen gerne in den Sternen
Und denken an die herbe Schrift des Herrn:
Ich aber wähle keine Weltenfernen
Und wähne das Geschick im Wesenskern.

Ich nehme einen Stein aus fremden Meeren
Und sehne mich nach seinem Sagensang:
Sein Wesen glänzt von eingekerbten Lehren
Und macht die Seele traumerfüllungsbang.

Du goldenes Geschick in meinen Händen,
Erzähle deine eingefrorene Mär,
Das Honigrot von deinen glatten Wänden
Besprüht mein Spürsinn lüstern wie ein Bär.

Verglast in deiner Bläßheit, ahn ich Schwingen
Und senke meinen Wahn in dich hinein:
Nun lebe ich verwandt mit fernen Dingen,
In dir, o Stein, mit mir und dir allein.

Da pocht mein Herz, du Bernstein sprichst: Sei leiser!
Nun bin ich still, still wie dein Atemgold,
Denn Bernstein, heller Stein, ich bin dein Weiser:
Ich weiß, wie hold sich Ewiges entrollt.

Du wächst und atmest wie die gelbe Erde,
Die herrlich durch die Wälder Sonne schlürft,
Die wagt und plagt, damit sie größer werde,
Und Wachstum sagt: Ragt, da ihr plündern dürft!

Ach was, du bist ja atemloses Wachsen,
Du bist ja Wachs, halb Wabenwachs, halb Harz:
Mein Wahn erwacht: ein Wasser, voll von Lachsen,
Enttauscht und überrascht den alten Quarz.

Gesprengrter Stein, in Urfels und in Fluten,
Auf deinen Härten will ich Fernen schaun!
Granitgrate, was könnt ihr grau vermuten?
Ihr Urburgen beruht auf Grundvertraun!

Das Wasser wechselt, Wechsel' schnellst sich Wellen,
Und Wellen schwellen Schwingen und den Wind,
Der Wind beseligt, und die Seelen quellen
Unüberwindlich, weil sie gar nicht sind.

Nun Geist, als Sonne, komme du zu Worte!
Die Sonne ist des Wortes Goldsymbol,
Erkunde unumwunden Zufluchtsorte
Und Hochzeitgipfel für das Wonnenwohl.

Du Seligkeit, du Ich mit Frühlingsflügeln,
Erhebe dich, so weit es Welten gibt!
Dem Wasser laß den Sprung, dem Glück das Klügeln,
Du brauchst nicht Flügel, sei der Flug, der liebt!

Entschwebe dir doch selbst, beseeltes Wesen,
Auch deine Mutter Erde fliegt durch dich:
Sie lebt ja nur, das Beste auszulesen,
Sie strahlt bereits und scheint uns innerlich.

Vineta, holder Wortesort, erscheine!
Entschwebe deiner Zukunft, werde Traum:
Ich schaue dich in goldner Morgenreine,
Und dein Erschwellen wellt Gewitterschaum.

Du Wendenwahn Vineta, Wind der Wende,
Du Wehmutswunsch, erwache auf der Flut,
Du Wagnisstadt und Warnung ohne Ende,
Entschließe dich zum Flug, der Flug ist Mut!

Du Wahneswahrheit auf dem Wanderwasser,
Du Ewigkeit mit Glutwurzeln im Blut,
Ich selbst, ein blauer Wunderwunscherfasser,
Erschaue nur, was fern im Glauben ruht.

Vineta, winde dich empor zum Wesen,
Vineta, strahle aus Erbarmen auf,
Vineta, werde wie es nie gewesen,
Der Wind der Stille lenke unsern Lauf!

SCHLUSS DER PERLEN
VON VENEDIG

Verliebtes Weib, vernarrte, taumelnde Gedanken
Berauschen mich im Augenblicke voller Lust:
Wohl will mein Wesen dir in jedem Kusse danken,
Und doch! Der Liebe Abgrund wird dir nie bewußt?

Durch unsern Jubel zittern Reihen von Äonen,
In ihrer Ewigkeit verzuckt der Schwall der Zeit:
Schon kann sich alle Einsamkeit in uns belohnen,
Ja, dir erklärt und mir befriedigt sich das Leid!

Das Atmen deiner holden Brust vermählt die Wogen
Verwolkter Meere mit der Sonne meines Wesens:
Mein Wollen hat den Sturm aus dir emporgesogen,
Denn Liebe birgt den Schauer wirksamen Genesens.

Aus unsrer Liebeswonne jauchzt verborgnes Werden,
Doch sie verschlingt auch todesöde Möglichkeiten,
Sie wiegt in sich das Wesen unverhoffter Erden
Und überstolpert Stufen angefangner Zeiten.

In unserm Rausch verträumen jene Weltgebilde,
Die einst der Erde, voll von eigener Wucht, entlebten,
Doch grüßt uns auch des Seelenlenzes Sonnenmilde,
Die Halt gebot, bevor die Wüsten sich erstrebten.

Tief angesagter Tag! Dich binden Flammenadern:
Ein Sprudel eint uns: gute Lust! O Sonnenhoffen,
Gib Meere frei! Der Seele segelnden Geschwadern
Erzuckt das Zukunftsriff. Die Fernen flattern offen.

Wer weiß, was für ein Mensch jetzt in das Dasein
schauert?

Was wir ihm schenken werden, mag er überwinden,
Was er uns eben gibt, ist das, was ewig dauert:
So soll sein Ich als Sonnenforderung sich empfinden!

Irr nicht ab, o Geist, vom Pfad, auf dem du wandelst,
Frage nicht, ob du, so wie du glaubst, auch handelst,
Schwärm dich aus, du magst es wie die andern treiben!
Spätre mögen sich dein Denken einverleiben.

Fühlte ich mich doch von Jugend an als Heide;
Und verlangt die Seele auch nach fernem Leide,
Will ich Schmerzen mir nicht selbst bescheren,
Denn das Schicksal birgt für mich von selber Lehren!

Ja, ich spür mich eins: ein Leib und eine Seele,
Und ich führe Streit, den ich im Herzen wähle;
Kein Gespenst, das ich nicht hinter mir erschauere,
Hilft mir je bei meinem eignen Wolkenbaue.

Singt die Seele auch auf einmal fremde Lieder,
Steigen dann im Herzen Zweifel auf und nieder,
Weiß ich doch, ich werde mich an sie gewöhnen
Und mit neuem Tun und Bilderschmuck versöhnen.

Plagegeister, ich erbau euch keine Bühne!
Nimmer glaube ich an Sünde und an Sühne:
Was Romantiker so gerne übertreiben,
Wird in mir Geheimnis oder Schrulle bleiben.

Heute, da die Menschen alle lesen können,
Will ich ihnen gerne große Gesten gönnen,
Doch ich zieh es vor, noch atembang zu schweigen,
Wo sich Rätsel plötzlich über mir verzweigen.

Für Saturn begründet man jetzt unbewußt Altäre,
Stellt sich menschenfreundlich gegen ihn zur Wehre;
Läßt von Blendeden schmeichelnd sich umgleißen,
Einsichtslos will jeder laut das Nichts verheißen!

Opfer der Natur, ihr könnt mich nicht erbosen,
Statt zu packen, scheint das Leben euch zu stoßen!
Ach, wie tief es trifft, statt rasch vorbeizuwehen:
Ernst ist es, und dennoch kann ich fortbestehen!

FRONLEICHNAMSPROZESSION

Glocken erschallen!
G Von ruhmvollem Dom
Locken und hallen
Die Rufe von Rom!
Schon folgen die Leute
Dem klingenden Strom.
— Sonntag ist heute —
Frohlockende Glocken,
Ihr greift mir ins Herz!
Der Äther ist trocken,
Und klar schwingt das Erz.
Kampaniens Kampanen,
Erweckt doch in allen
Ein gläubiges Ahnen!
In schallenden Hallen
Ergeht sich der Geist:
O Rom, du verzeihst
Dem Geist, der entgleist!
Der Frühling erglitzert:
Von Liedern bezwitschert,
Umblühen die Bäume
Jungfräuliche Schäume.
Jetzt tönen auch Schellen
Von Klöstern, Kapellen,
Und selbst bis in Zellen
Dringt Jubelgetön:
Ja, alles wird schön!

Auf schneeigen Höhn
Verflattert der Föhn!
Duftender Schaum
Steigt durch den Raum:
Das Frühlingserblühn
Verschüttet das Grün.
Wie, alles vergeht?
Der Westwind zerweht.
Nein! Bläue, die währt,
Hat alles verklärt!
Fromme Gesänge
Beleben die Hänge.
Menschliche Schlangen,
Voll Gottesverlangen,
Durchziehen die Felder.
Dann bergen sie Wälder!
Oft hör ich Gebimmel:
Da seh ich Gewimmel,
Auch scheinen hoch Fahnen
Zu drohn und zu mahnen;
Das freut wohl den Himmel,
Denn niemals noch war
Der Äther so klar.

Am Volksplatze vereinen sich die Karawanen.
Von Rom befreite Sklaven aller Welt
Erscheinen mit geweihten Siegerfahnen
Und haben sich auf Rampen kreishaft aufgestellt.

Die Sklaverei wurde zum Hauptprobleme
Der Römer, als sie es zur Macht gebracht.
Durch alle Zwangssysteme sind im Diademe
Der Urbs Befreiungsfunken wunderbar erwacht.
Die Kirche hat den Kampf zum Schlusse ausgefochten:

Und überwunden, steht sie dennoch siegreich da!
Die Gegner ihrer Wirksamkeit vermochten
Stets mitzuschaffen, daß die Tat, die da geschah,
Zerfasert und zerstückelt, dann auf uns gekommen!
Und nun ist Rom sein Lichtgedanke ganz genommen.
Doch öffnet sich die große Stadt den treuen Scharen,
Gleich einem Herzen, das zu Seligkeiten führt.
Ich kann Sankt Peter und das Kapitol gewahren,
Gemüt, du wirst durch solchen Anblick tief gerührt!
Der übersonnnte Korso gleicht jetzt einem Pfeile,
Der unser holdes Weltherz durch und durch durch-
dringt:

Er ist die Strecke der modernen Tageseile,
Der Macht, durch die das Ketzertum die Urbs bezwingt.

Ihr Pilger, zieht zu Ara Coelis Wunderknaben,
Zur Scala Santa und zum nahen Vatikan,
Versucht den armen Geist durch sein Gebet zu laben,
Erfleht vom Himmel einen jungen Glaubenswahn.

Du Rom, entschieße dich zu neuem Kampfe,
Tritt gegen Wucher und den Scheinwert mutig auf,
Die Welt um dich vergeht in wildem Werktagsdampfe,
Verhindre, kannst du etwas, diesen Abgrundslauf!

Uns ist ja Geldeswert allein im Geist entstanden,
Drum säe man, was fix ist, nicht als Samen aus.
Gold kann nicht wachsen! Christen, habt ihr es ver-
standen?

Dem Schöpfer ist die Wucherei ein arger Graus.

Das Werk des Vaters nachahmen ist Satanssünde,
Drum sei das Kapital, das sich verzinst, verdammt!
Der Geist, der trachtet, daß er Ewiges begründe,
Und dessen Wesen jedes Handelsmaß entstammt,

Wird auch beleidigt, wenn man seine großen Werke
Wie Zeitliches behandelt und sich mehrern läßt.
Drum, Rom, erringe neue Zuversicht und Stärke,
Und stehe endlich gegen Ketzerschacher fest.

Befreite Sklaven, kommt in großen Prozessionen,
Drängt massenweise rings heran: Patrizier Roms
Empfangen euch mit Flaggen. Auf den Festbalkonen
Begrüßen sie den Geist des freien Menschenstroms.

Es muß auch in der Zeit, was ewig einwirkt, siegen:
Die Feiertage strahlen durch das ganze Jahr,
Doch zu Fronleichnam bändigen und überfliegen
Die Feststunden die Arbeit, die der Zwang gebär.

Fronleichnam, Ruhetag unter den Feiertagen,
Du Auferstehung aller großen Erdensagen,
Du sagst, wenn man in einem fort im Leben stirbt,
So muß man schließlich auch an einem Zeitpunkt sterben.
Und wenn man immer neue Himmelsgunst erwirbt,
So wird dereinst die Welt das Gnadenlicht erwerben!
Wenn ewig sich Jungfräulichkeit im Sein erzeugt,
So mußte eine Jungfrau einmal schuldlos zeugen:
Wo das Geschöpf sich dauernd vor dem Schöpfer beugt,
Da sollte Gott sich einmal vor der Schöpfung beugen.
Dort wo dem Fleisch verziehn wird, daß es aufersteht,
Wird einstens alles Sünderfleisch frei auferstehn,
Doch wo der Körper, nicht der Geist, zugrunde geht,
Wird alles, was nicht geistig ist, zugrunde gehn.
Da alles, was geschieht, sich unaufhörlich richtet,
So wird die Welt bestimmt auch in der Zeit vernichtet.
Da die Natur zum Schlusse jeden Hader schlichtet,
So sei die Schöpfung noch zum Ursprungsgeist ver-
dichtet.

Dreieinigkeit besiegelt sich in allen Dingen,
Drum muß sie auch sich göttlich in die Höhe ringen.
Und da der Gottheit alle Dinge jung entspringen,
So wird sie ewig, was entsteht, ins Dreimaß zwingen.

So zieht denn hin, die hohe Gnade soll entflachen,
Durch euch hindurch, in Tier und Pflanze noch erwachen!
Das Christentum wird ringsum tiefe Wurzeln fassen
Und selbst die Felsenmassen nimmermehr verlassen.
O Rom, ich lobe dich, denn in gezähmten Horden
Bist du zu einem tiefen Weltgesetz geworden!
Die vielen Glocken fangen wieder an zu läuten:
Ein ordentliches Dröhnen — man muß sich dran ge-
wöhnen —
Beginnt nun, für sich selber, manches zu bedeuten,
Und will uns da, wo wir auch sind, mit Gott versöhnen:
Das lockt und ruft und eilt einem auch nach,
O Klang, erfasse uns, in träger Geistesschmach!

Wohl sind nun Jesus Christus, Moses, die Sibyllen
Bereits ein wenig in die Menge eingedrungen:
Du kannst mit Vorsicht und mit etwas gutem Willen
Von Dingen, die dem Geist des Christentums entsprungen,
Nunmehr mit Bürgern und sogar mit Priestern reden.
Sie werden dich, als närrisch, kaum noch ernst befehlen!
Giordano Bruno, wie? Auch du spukst schon in Haufen?
Jetzt ehrt man dich, denn dein System schuf Kopf-
zerbrechen:
Bekämpfte dich ein Mensch, so würde man auch raufen
Und für so Schwererlerntes eine Lanze brechen.

Giordano! Ach, du sahst den Heiland in der Menge,
Und du entsetzttest dich vor ihrer Schauderenge,
Du scheutest ihren Gott, du holder Sonnensohn,
Und jede Prozession entlockte deinen Hohn!

Du tratest auf, um träge Festzüge zu stören,
Dein Sang erhob sich bald in tausend Lebenshören,
Und als du heimgingst, mußten dich die Götter hören!
Du warst ein wahres, feierliches Seelenlicht,
Das heutzutage sich in Prozessionen bricht:
Du selbst bist fort, dein Regenbogen aber glüht
In allen Farben, die ein ewig Werk versprüht.

Was in uns liegt, kann oftmals ein Gemüt erfassen,
Doch will man es, selbst wenn bewußt, doch schummern
lassen:

Und wühlt es fort, so wird es auch zur Übermacht
Und schließlich uns, durch Liebe, völlig nahebracht:
Entrauscht es dann, so hat es Eigenkraft zum Leben,
Und endlich müssen wir uns noch zu ihm erheben!

So ringt das All, sich rings aus Liebe zu durchdringen,
Und ewig sucht es steile Dauer zu erzwingen,
Auch kämpft dabei die Zeit, den Abstand zu vernichten,
Und trachtet, wo sich Lichtgestirne tief verdichten,
Verrundet und erstarrt, Errungenes zu schützen
Und alte Schlummerlust dadurch, verstreut, zu stützen.
So ruht und so beruht die Welt auf ihren Sternen,
Und wir empfinden rastlos ihre Daseinsfernen.
Stets müssen sich die Abstände mit Formen füllen:
Die Lüfte sind der weiten Freiheit weiche Hüllen.
Das Licht, die Wärme, die ein Wesen kaum bespülen,
Sind Übergänge in den tiefen Weltgefühlen.

*

Die See ist da, um Dunst und Seelen aufzuscheuchen,
Und Stürme hören wir in Liebeslücken keuchen:
Ja, ja, das ist die Liebeskette der Natur,
Und mitten drin im Meer entstand die Kreatur.

Wir Menschen sind halb Sonnenkraft, halb Erdenzwang;
Ein Reis, das sich aus Liebe um die Heimat rang,
Denn liebereiches Vermitteln ist des Menschen Denken:
Das ganze Werden soll aus ihm zur Sonne schwenken.

Die Masse ist wohl da, Gesetze zu bewachen:
Es soll sich stets der innre Tag in ihr zerflachen.
Sie will, daß ich sie oft mit neuen Flammen störe
Und doch Gebotnes, wenn es neu ist, überhöre!

O Menschheit, die sich spinnenartig rings verbreitet,
Die alle Erdenbrunst in das Bewußtsein leitet,
— Denn alles, was bestimmt ist, bis zum Licht zu klimmen,
Muß erst als Daseinsfunke wurzeltief erglimmen —:

Du wahrst dir eifrig die Alltäglichkeit im Leben,
Denn deine Pflicht ist bloß ein stilles Weitergeben
Von Räuschen, die vom Grunde aus zur Sonne steigen
Und sich in Wäldern und in Seelen still verzweigen,

Die eine Liebestreppe in den Wesen finden
Und dauernd, was geschieden ist, in uns verbinden!
Impulse tief verwerten, Eignes balancieren,
Berührt sein, im Gemüt den steten Wechsel spüren,

Für Kleinigkeiten Mut und Daseinskraft verlieren,
Ganz unbewußt ein Leben voll Gefahren führen,
Das ist das Los, das immer in uns übergeht,
Und auch zugleich, als fremd, an uns vorüberweht.

So ist der Mensch sein eigener Geschicksmagnet,
Und er beherrscht sich durch ein stummes Lichtgebet!
Drum sichert, sammelt euch, zieht hin in Prozessionen:
Den Geistern, die euch sonst nur vor dem Tod verschonen

(Denn wißt, er droht euch rings! Und einem Riesenglücke
Verdankt ihr euer Leben trotz des Daseins Tücke),
Gelingt es dann — wenn ihr gefahrlos weiterschreitet, —
Das kleine Glück, das euch sonst Schritt für Schritt ge-
leitet,

Zu eurem Besten anders und erhabner auszunützen:
Doch müßt auch ihr es durch Gebete unterstützen!
Es gilt im Innern, sich zur Prozession zu sammeln
Und vor dem Alltage für einmal zu verrammeln!

Wir Menschen tauchen auf: geboren wird man nicht.
Die Kindlichkeit, die zart sich durch das Dasein flicht,
Verweht, wenn der Charakter in uns aufersteht
Und rhythmisch in die große Ordnung übergeht.

Der Geist, der freie Wille können selten gelten,
Doch daß sie beide sind, erleuchtet ganze Welten:
Die Freiheit ist so klein, daß erst die Ewigkeit,
In der sie aber Macht hat, ihr ein Maß verleiht.

Sie ist ein Nichts, doch immer wieder angenommen,
Hat sie in uns den höchsten Meinungswert erklommen:
Die Möglichkeit zu leben ist unmöglich klein,
Und dennoch fügt sich alles in das Ganze ein!

Ein Opfer, ein Entschluß kann das Geschick von Ländern
Auf einen Schlag (durch einen Zufall, sagt man) ändern!
Des Erdeneigenwillens kleinste Übermacht,
Der ewigferne schon im Sonnenschoß erwacht,
Hat einst die Welt, auf der wir wandern, frei gemacht!

Auch Menschen streifen lauter Freiheitsmöglichkeiten
Und müssen oder können sie oft überschreiten:
So kommt nach Rom, ihr Katholikenprozessionen,
Und hofft ihr drauf, so wird in euch ein Wunder wohnen.

O, singt der frommen Männer Kampfchoral,
Ja, beugt euch vor dem Leben, wie aus freier Wahl,
Das was euch Wucht verleiht, das hält euch lang be-
fangen,
Doch was Erfahrung gibt, ist immer noch vergangen.

Ihr ändert euch, und öfters merkt ihrs an den andern,
Das heißt, ihr seht, wie eure Schrullen wandern,
Die Jugend um euch her hat manches euch entzogen,
Voll Übermut errafft: euch Klüg're drum betrogen!

Ihr glaubt vielleicht mit jedem Augenblick zu sterben,
Warum nicht lieber rufen: »Herr, wir erben, erben!«
Ihr sollt, was ihr vereinzelt habt, schnell weitergehen,
Um euch, nach freier Wahl, stets edler zu beleben!

Der Sinn des Daseins ist bloß Handeln und Vertauschen,
Doch wenn ihr wählt, sollt ihr euch selber gut belauschen,
Und bleibt bei eurem Tode bloß der Ursprungsfunken,
So sei eure Persönlichkeit bereits versunken!

Verrauscht im Krieg der Mannen starke Lebenskraft,
So wird sie gleich von andern wonnig aufgerafft:
Drum können Schlachten gar nichts auf der Erde schaffen,
In dieser Lebensflut wird nie ein Abgrund klaffen.

Die Geistersphären, die das All zusammenschweißen,
Kann nimmer irgendein Geheimnis niederreißen!
Wer herrschen darf, der muß sich überschätzen
Und seine Macht dadurch, wenn sie entsteht, zersetzen.

Die Liebe aber wächst und rankt das Christentum,
Die Wahrheit um den Erdball, voller Macht, herum.
Wir mögen drum an Völkerführer immer glauben,
Noch will uns die Natur nicht die Romantik rauben!

O kommt, ihr Menschen, mit Standarten und mit Fahnen!
Ihr triumphiert bei dieser großen Prozession:
Wohl zog der Geist zuerst dahin in langen Bahnen,
Nun geht der Leib, die Seele aber herrscht vom Thron.

O singt im Sonnenlicht, singt euren Liebeschor,
Vielleicht könnt ihr die Schmerzensketten noch zer-
sprengen!

Geht irgendwo bereits ein großer Umschwung vor,
Will aus der Menge sich der Wahrheitsgeist entengen?

Wirst du an Kreuzes Statt dereinst die Sonnenscheibe,
Bei Prozessionen, wie beim Sonnenkult, gewahren?
Man trägt sie schon, sieh die Monstranz aus Gold! Dem
Leibe,

So wie dem Geiste, wird sich Gnade offenbaren:
Wir werden immer nur den Gott der Liebe feiern
Und seinen Glanz, aus Furcht, mit Sonnenlicht ver-
schleiern!



Oft überkommt die Gaffer bei der Prozession
Gar leicht, besonders wenn es heiß ist, Schlummer.
Und so verduseln viele Leute ihren Kummer,
Sie denken nicht an Mutter, Gatten, Sohn.

Was sie bewegte, sehn sie nur als ferne Bilder,
Dann überblenden sie auf einmal rote Schilder:
Ein dichter Kupferflitter schwirrt vor ihren Augen,
Und Hals und Beine scheinen nimmermehr zu taugen.

Für sie würgt sich der Zug nur schwer durch heiße Gassen,
Und Schwüle senkt sich auf den Atemdunst der Massen,
Doch wachst du auf, geschieht es meistens wie im
Schwindel,
Dir ists, als tanzte Blut mit Gold um eine Spindell

Den Schein und dessen Anmut wahren sie dem Leben,
Kein Weib wird sich mit solchem Schild ergeben!
So betet denn für glaubensabgewichne Söhne
Und hofft, daß jeder sich dem Himmel einst versöhne.

Sie ist zwar leiblicher und auch viel erdennäher,
Doch sie empfängt dadurch auch alle Urglut eher,
Das Liebeslicht, das aus der Erde sonnwärts strebt,
Wird immer erst als Scham und Huld im Weib belebt.

Des Gischtes Frische mit des Riffes Schliff vermählt,
Ward zum Gebiß, das Seegeblink und Schmelz beseelt.
Der vollen Lust und Jugend holde Morgenkunde
Entschwellt aus einem wonnereichen Frauenmunde.

449

Des Muttermeeres Kinder aber sind die Seen,
Zu denen Wolken, deren Ammen, niederwehen:
O Weib, in dir verleblicht sich die Weltenmilde,
Du bist das stillste aller wirklichen Gebilde.



Mit Purpurfahnen, wo der innern Liebe Gold,
Vor unsern Sinnen, Märtyrer entrollt,
Erscheinen jetzt in Furcht und Nacht gehüllte Nonnen,
In deren Ich der Geist über das Fleisch gewonnen.

Die Allerschwächsten singen einen Machtchoral
Und preisen selig ihren himmlischen Gemahl:
Nicht jeder Seelenrausch darf sich zum Licht ergießen,
Es müssen Tränen auch zu Wurzeln niederfließen.

Ein Teil der Welt will seine tiefen Schlünde füllen,
Und wer es wagt, wird sich in innres Dunkel hüllen.
Wer Sonneneigenschaften in sich trägt, ist gut,
Doch auch die Erde fordert Glut von unserm Blut.

Der Staub ist da, damit die Wesen ihn erheben,
Das Licht, damit die Menschen es der Tiefe geben.
Drum dürft ihr auch, voll Mut, das Tollste denken,
Was ihr auch tut, den Weltgang wird man weiterlenken!

Die Wahrheit ist vielleicht kein Zweck, bloß eine List,
Es gibt nur einen Zwang, der ist, das was man ist.
Der Alltag ist der Gott, die Schönheit ein Symbol,
Die Tugenden und Hoffnungen gar häufig hohl.

Der Spießbürger um uns ist unsre Schicksalsmacht!
Er flüstert nur, durch alles, was da kreischt und lacht,
Die Wirklichkeit von unserm Erdgeschick ins Ohr!
Wir ahnen es, und deshalb graut uns so davor!

Die Sünden, die wir oft entsetzt in uns gefühlt,
Verbleichen von den Gegenwart fortgespült,
Doch etwas bleibt von ihnen stets in jedem hängen,
Und deshalb muß dem Ich vor ihren Siegen bangen.

Du fromme Prozession, zieh hin bei Glockenläuten,
Du bist zumeist ein Troß von just noch braven Leuten!
Denn jene, die sich einmal nur erwischen ließen,
Nebst denen, die den Anstand ganz verließen,

Durchgrübeln Kerkerlöcher, wühlen fort und fort,
Denn stets erwägt sich, stirbt und triumphiert der Mord.
Sie brüten unten fort, verseuchen langsam alle:
Nur fremde, böse Menschen bringen uns zu Falle!

Wenn jemand plötzlich tief und schauerlich erbebt
Und fühlt, daß sich ein Arm der Hölle aufwärts hebt,
So fürchtet er vor allem selbstbegangne Fehle,
Denn an die Schuld der ganzen Welt erinnert sich die
Seele!

Verbrecher sind als Lasterspeicher zu betrachten:
In ihnen lagert sich der Menschheit Schande ab.
Die Schuld, nicht ihre Träger, sollte man verachten,
Auch Richter macht, im Volk, Verbrechensfieber schlapp.

Die Mörder töten, heißt ihr Unrecht neu gebären
Und so der Welt zwei Missetäter mehr bescheren.
Die Blutinstinkte, die Gefangne wild verbeißen,
Darf niemand durch Gewaltgerichte roh zerreißen,
Sie müssen sonst jäh einen neuen Mörder schweißen,
Dazu erzeugt auch jede Tat gleich eine Seele,
Und Blutgespenster schwirren stets um Mordbefehle!

Gewohnheitspanzer schützen uns vor Flüsterstimmen
Und Glutimpulsen, die am Herzensgrund erglimmen:
Nur was die Menge will und stets von uns begehrt,
Hat sich, bis wir erwachsen sind, als gut bewährt.

Vielleicht sind Schliffe, die uns unsere Umgebung gibt,
Ganz einzig das Bewußtsein, — das dann doch zerstiebt:
Wenn uns die vielen Gegensätze rings verließen,
So würde jedes Sein im Traumgewirr zerfließen.

Die Völker haben sich schon ziemlich ausgeglichen,
Und in der Kleidung wird die Gleichheit unterstrichen,
Man hängt von andern ab und ist sich nie genug,
Die Freibeweglichkeit ist jetzt ein Meistertrug.

Du Gleichheitsdrang, Tellurgesetz, hast viel besiegt
Und wilde Ranken oft um Zäune hold geschmiegt:
Ein Volk, das ruhig seinen Alltag leben mag,
Erscheint bereits und huldigt einzig dem Vertrag!

Bald wird es keine Götter um sich dulden wollen
Und nur Geboten in sich selber Ehrfurcht zollen:
Das Reich des Geistes soll in nächster Zeit erscheinen,
Wer wittern kann, beginnt das Große schon zu meinen!

Ein Himmelreich, ein flaches Volk, fast ohne Recken,
Beginnt nun auch den Westen langsam zu bedecken.
Statt Jesus wird der Buddha noch der Herr der Erde?
O Heiland, der am Kreuze starb, durchzuckt kein
Schauer,
Kein Taumel der Unendlichkeit jetzt deine Herde,
Genügt den Menschen eines Daseins dumpfe Dauer?

O Rom, beginnst du, um die Ewige zu bleiben,
Schon wieder Schacher mit dem Christentum zu treiben?
Du denkst, verzichte ich auf Ruhm und Krone

Und fecht ich mit dem Volke, das jetzt siegreich ficht
Und immer größere Schlingen um die Throne flicht,
So herrsche ich bestimmt dereinst mit ihm zum Lohn!
Du glaubst, verbleib ich die Gebieterin der Welt,
Erreiche ich Besitztum, Macht, Berühmtheit, Geld
Und kann drum alle Völker führen und vergnügen,
So mag ich noch Gewinste zum Errafften fügen!
Italien schenkt mir blühend eine hohe Kunst:
Man sagt, sie harre einzig auf Mäzenengunst.
Ja, goldne Scheiben in gewandten Händlerhänden,
Zumal wenn diese es mit offenem Verstand verschwenden,
Sind oft so wirksam wie des Lenzes Sonnenschein:
Bald dringen ihre Strahlen überall hinein.
Denn zeugt das Licht stets Jubel, Sprudel, Duft und
Garben,
Gebiert das Gold Gesänge, Standbilder und Farben!

Das Leben zieht den Purpur an.
Der Abend naht dem Petersdom.
O abgespannter Wandersmann,
Bald siehst du einen Brand von Rom!
Der Tag prahlt plötzlich laut dahin:
Schon bringt uns seine bunte Schleppe
Verrauschten Jubel in den Sinn;
Leicht trägt mich eine Himmelstreppe
Jetzt in ein Seelenparadies,
Das ich wahrscheinlich nie verließ
Und mir doch immer nur verhieß.
Ein Schleier, der sich niederwelt
Und auch aus allen Kelchen schwellt,
Der ringsum auf die Welt geweht,
Zugleich zum Himmel aufersteht,
Hat auch mich selber überkommen
Und ist doch tief in mir erglommen.
O Abendtau in der Natur,

Du Nebelgeist auf goldner Flur,
Bist du auf einmal auch ein Traum?
O sage es, ich träume kaum!

Die Tagesprozession zieht weiter durch die Gassen,
In mir jedoch erscheint schon manche Nachtgestalt:
Vermag der Geist sie noch in Form zu fassen,
Ist sie ein Wesen oder eine Weltgewalt?

Durch alle Menschen schwebt ein Inbrunstdunst:
Begreife und verdieht ich ihn, so ist es Kunst.
Auch zeigt und neigt sich stets Erworbnnes und Erlebtes:
Mein Wille, wenn er Mut hat, ordnet und verwebt es.

Mit Panzerhemden gilt es die Vision zu schützen,
Drum, Konventionen, kommt, ihr müßt mich unterstützen!
Jetzt sprechen schon die Blitze, die mich rings um-
schlingen,
Die Bajonette fangen an ihr Lied zu singen.

Ein altes Volk, das überall in Waffen starrt,
Erklärt sich mir: sein Schicksal scheint ihm hart,
Doch mußte es, um noch der Gleichheit nachzustreben,
Ein großes Heer zum Schutz der Freiheit weit beleben
Und diesen festen Menschenwall im Land erheben.

Der ist ein Wall, wie fern um China, seine Mauer.
Ein riesig großes Buddhatum liegt auf der Lauer:
Schon wühlt sich rasch empor und schafft sich rings ein
Reich:

O Rom, was drängte sich in deinen Machtbereich?

Hier gilts vor allem für Millionen Nahrung schaffen!
Der Wille, gut gepflegt zu sein, wird bald erschlaffen;
Wer Steuern zahlt, wird sich zu manchem noch bequemen,
Für seinen Frieden läßt man sich das Beste nehmen!

O Christenheit, man wird sich wahrhaft deiner schämen!
Was hilft, um solche fremde Einflüsse zu lähmen?
Es hat der Schöpfer alles derart vorgesehn,
Daß alle Dinge scheinbar ohne Gott geschehn!

Wer die Gesetze mustert und mit List studiert,
Ist oft bestimmt, daß er den Glauben ganz verliert,
Der Geist ist in den Dingen gar so gut versteckt,
Daß, wenn du suchst, du ihn dann oft nicht mehr entdeckst,
Dafür jedoch ihn unbewußt um dich erweckst.

Ich mag darum den Staat noch fort analysieren,
Werd ich dabei die Hoffnung weghypnotisieren,
Kann sich vielleicht ein Geist noch irgendwie beleben
Und plötzlich herrlich über meinem Gleichmut schweben!

Die Sonne hat den Wall, der uns beengt, versprengt.
Er steht in die Gesellschaft dehnbar eingrenkt,
Er blitzt und funkelt überall im Abendlicht,
Beweist — erfüllt bei Prozessionen seine Pflicht.

Die Phantasie verfolgt ihn durch die Christenländer,
Denn jeden Staat verklammern feste Eisenbänder,
Indessen legt ein roter Hauch sich ringsum nieder,
Und scheinbar fiebern jetzt die fernen Weltstadtglieder.

Die Prozessionen haben sich bereits verlaufen,
Und tausend Schauspiele belustigen den Haufen.
Nun flattern Purpurfahnen durch den Abendäther:
Nur in den Kirchen noch verspäten sich oft Beter,
Doch wollen jetzt auch diese schon nach Hause,
Und immer neue ruft der Glocken Erzgebrause.
Und wieder seh ich lauter rauschende Soutanen,
Und in des Tages Feuerstunden wehen Fahnen
Vom hohen Himmel selber auf die Erde nieder.

Aus fernen Kirchen schallen fromme Christenlieder,
Doch alles übertönt der Abendglockenklang:
Die ganze Stadt blinkt wie berauscht und fieberkrank.

Die Sonne ist von Wolkenriesen eingeschlossen,
Denn Höhen sind des Lebenssternes Kampfgenossen,
Sie häufen sich zu einer stumpfen Pyramide,
Und tief in ihrem Innern hämmern scheinbar Schmiede.

Nun ist der Bau schon purpurrot und ungeheuer
Und speit und schleudert wie ein Kriegsturm Feuer,
Auch seh ich aus den überwältzten Stockwerkfugen
Grell Strahlenspeerquadrate drohend aufwärtslugen.

Hoch oben hält ein Blust die Lanzen schon gebogen
Und scheint zu einem Angriffe der Nacht gewogen,
Glast ist auf diesem Wolkenwall gewöhnt zu siegen
Und unaufhaltbar westwärts immerfort zu fliegen!

Die Sonne ist gesunken, und der Apennin
Beginnt sich schon mit Dürsterkeiten zu umziehen,
Doch plötzlich überglühn die Spitzen Feuergeister:
Ein Herrscherzug, von Norden kommt er, ostwärts reist er,
Umglüht und übersprüht die fernen, höchsten Berge.
Verlassen Könige auf einmal ihre Särge?
Dort seh ich einen goldenen Gigantenzug,
Und Reifen, wie man sie zu Kaiserzeiten trug,
Erscheinen mit zu diesen hellen Widerscheinen!
Auch Kronen, eine Tiara, voll von Edelsteinen
(Auf dem Sorakte, seht, nun eine Dogenmütze,
Von der es scheint, daß sie den Berg vor Unheil schütze),
Umzaubern alle Höhen und verschwimmen schon:
Hinweg ist auch die blasse Geisterprozession!

Die Glocken, Vögel und die Zwielihtzitterluft
Hat nun die Nacht, die stumm erwacht, zur Ruh
gebracht:

Die Sterne zeigen sich in jeder Wolkenkluft,
Nun singt im Geist ein Ich die leise Wundernacht.

Sowie der Abendstern durch Dämmersehleier glimmt,
Wird Leid, sei Lust der Erde friedlicher gestimmt:
Die stummen Stürme wuchten in den Seelenschlund,
Und unser Mund gibt wortlos Atempausen kund.

Befunkelt sich darauf das letzte Abendblaß,
Durchzuckt auch dich, mein Glück: eine Geburt?
Aus rotem Abend, reich gesterntem Labungsglas,
Versprüht euch, Räusche, die ihr Ernst im Blut erfahrt.

Erglüht, Gesichte, toll mit Tand und Kronen!
Durch Seelendämmer schleppt euch, Torkelprozessionen,
Denn bald, ach, schließt die Nacht die warmen Wolken-
flügel:

In ihren Mutterarmen schlummern dann die treuen Sänger!
Von Mensch zu Mensch, die Seelenringe werden enger:
Mit Träumen überglüht der Schlaf die Blütenhügel.

Nun zeigen sich der Seele blaue Nebelgletscher,
Und Flimmerbäche scheinen rasch herabzutauchen:
Ich sehe hellen Gischt und höre kein Geplätscher,
Die Silberkatarakte darf ich bloß erschauen!

Von blassen Zinnen und Ruinen perlen Ketten
Aus müdem, überall erglimmtem Silberlicht,
Die Welt ersammelt sich in tausend Zauberstätten
Und bringt sich nur dem Sinn im Ragenden in Sicht!

Auf Türmen, die einst Rom zu seinem Schutz gebaut,
Wird viel Geträum lebendig — aber niemals laut, —
Dort leuchten bleiche Silberspeere, Geisterschilder,
Doch sind das wortlose, verschloßne Mondlichtbilder.

Ein fester Glaube braucht nicht mehr die hohen Warten!
Und bald schon mußte hier der Ruf zum Schrei entarten.
Jetzt können Kirchen Krönungskuppeln hehr erstreben,
Und oben, fast wie eine weiße Friedenstaube,
Darf Mondlichtspiegelbild in sichrer Stille schweben:
O Rom, ich wähne wohl, so siegt, — nun herrscht dein
Glaube!



Vom Sonnenbann befreit, werden die Erdenwesen
Von Müdigkeit umarmt und in den Schlaf geführt.
Die Jugend wächst heran. Verwundete genesen.
Von jeder Seele wird in sich die Nacht gespürt.

Sie läßt im Tal durch uns, ringsum, die Fenster schließen
Und überreift das fröstelnde Gesträuch der Höhn,
In Häusern wollen Paare ihren Leib genießen,
Und wach erhält uns oft Musikgetön!

Die Nacht ermöglicht manches, was der Tag ersonnen!
Denn was das Licht verschlingelte, was scheu sich traf,
Vereint das Dunkel, und sein Spiel ist so gewonnen:
Die Welt verschließt die Welt in sicherm Liebesschlaf.

O Mutterschlummer unsrer Erde, steige, webe
Dich in das Schicksal aller deiner Kinder ein,
Entwiche Wünsche, jedes Wesens Werberebe
Soll sanft gepflegt und treu durch dich erhalten sein!

Es gibt nach einem solchen Sonnenfeiertage
Bestimmt nur einen Traum von Pracht und Glaubensmacht,

Wohl hält der Schlaf in jeder Seele ihre Wage,
Denn Rausch und Ruhe werden da stets gleichgemacht!

Was andre Wesen, untertags, aus uns entrankten,
Wird durch den Schlummer nun ins Ich zurückgeführt,
Wir taumeln träumend, wenn wir nach Verschiednem
langten,
Und nachts verhüllt sich, was bei Tag das Herz gerührt.

Dann ruht ja die Vernunft: sie liebt ihr Schweigen!
Die Dinge wirken aus sich selbst: kein Geist greift ein.
Die Träume dürfen in verlorne Tiefen steigen,
Und Längstvergeßnes kann auf einmal froh gedeihn.

Die Seele stürzt sich durch verschwundne Zukunftstüren!
Fürwahr, der Traum ist unser großes Labyrinth:
Wir lassen uns vom Sinn der dunklen Ruhe führen,
Da er allein Verwirrtes wieder fest verspinnt!



Die Menschen fangen an, sich plaudernd zu verlieren.
Die grellsten Häuser scheinen oft vom Mond geschminkt,
Perücken bleiche Standbilder aus Stein zu zieren:
Die Dinge sind von Silberflitter überblinkt.

Jetzt zischeln und jetzt flimmern allerhand Fontänen.
Gespenster starren auf den grünen Beckengrund.
Brillantensprudel lockern sich zu Perlensträhnen,
Und Fabelsilber quirlt aus lautem Marmorspund.

Ich fühle wohl: nun träumt die Stadt vielleicht von
Schlachten!
Der Geist ergibt sich unumschränkter Erdenmacht,
Die Phantasie erschaut ein Volk in alten Trachten,
Und Rom umschweben Prozessionen eitler Pracht.

Und wo die Traumgewebe sich verwickelt schließen,
Da tauchen lauter Schaumgesichter auf:
Aus tausend Seelen müssen Einstgestalten sprießen,
Und jede schlüpft in den bewegten Geisterhauf.

Was träumt der Mensch? Von vielem Kummer, wenig
Schmerzen?

Die blassen Nachtgespenster, zart wie Filigran,
Entschwirren voll Ergebung — durcherlebt — den Herzen
Und klären aller Seelen sichgeheimen Wahn.

Dort wo das Nordlicht niederperlt, entschweben Schemen,
Aus zarten Wesen, in die blaue Seelennacht:
Sie scheinen oft sich vor dem Schauenden zu schämen
Und haben dünne lila Hüllen mitgebracht.

Wie viele sind aus unsern Leidweben gesponnen
Und wühlen blaue Trauer in ihr blondes Haar!
Erfüllt uns plötzlich Lust, so sind sie gleich zerronnen,
Und du entgaukelst doch mit einem Traum als Paar.

Der Mensch wird einst der Träume Wahrheiten erkennen
Und wissen, daß er bloß im Schlafe Eignes denkt,
Daß, wenn ihn Tragende des Tages fremd berennen,
Doch nur sein innerer Gesang das Leben lenkt.

Ich ahne schon, daß Hiersein, was du wirkst, wir schaffen,
Geheim in Kammern der geborgnen Seele schwenkt.
Wenn einst Ersonnungen zu Stern und Mond erschlaffen,
Wird über Eingeträumtheiten das Lid gesenkt.

Wir beichten nachts und sollten uns auch bessern!
Doch geben wir auf keine eigne Stimme acht,
Wir waten immer schamlos in getrüben Wässern
Und taumeln dumm durch innre Welterfrischungsnacht.

Nun ist die Prozession von Rom zu Ruh gebracht.
Der meisten Traum verkugelt wohl in dumpfen Schlaf.
Nur über Dichtern zaubert noch die Fabelpracht:
Wer weiß, was sich soeben sah, und wer dich traf?

Ich steh am Tiber und erblicke in der Tiefe
Jetzt meine große Silberwochenprozession.
Dir ists, als ob der Mond sie aus dem Schlummer rief,
Wohl schleppt der Strom ihm Zugegeisterte in Fron.

Ich sehe rastlos gleiche wundersame Greise
Den Fluß hinunter, wohl zum Meere, ziehn:
Das Frühjahr klimmt. Erzwingt es ihre Reise?
Beginnen sie, erschöpft, vor Jüngeren zu fliehn?

Ich weiß nicht, wer da kommt, doch sind das Prozessionen!
Vielleicht ein Trauerzug mit Särgen aus Kristall!
Die Sonne stürzt sich Könige von weißen Thronen,
Der Mond erzählt, beim Leichenfest, vom Herrscherfall.

Erst glaubt ich, Eis beginne rasch herabzuschwimmen,
Und schaute, staunte, daß sich nichts an Brücken staut,
Dann aber sah ich in den Schwärmen Licht erglimmen,
Nun weiß und fühl ich auch, wovor mir lange graut!

Mein Mond, im Strome wimmeln die Heroensärge!
Ein Fluß, der nach der tiefen Stille strebt und rinnt,
Entführt bestimmt die Fürsten unterwühlter Berge!
Ob eingeseelt die Eisgespensterung beginnt?

Vielleicht sind Flüsse immer schnelle Leichenzüge?
Wild wälzt die Flut die alte Wucht der Felsen ab,
Doch Geister bleiben über ihrem Scheingefüge,
Das steil zerschwemmt, dahingetollt ins Trubelgrab!

Der Rhythmus ist ein Himmelsflug und jagt sich Träume.
Die Silbenleiter führt zu dauernden Gedanken,
Die Reime sind die Blüten erdentreckter Bäume,
In deren Duft wir zu Entflügelungswesen schwanken.

Den Adler raubt das Sonnenlicht den Felsenmassen
Und leiht ihm Kraft zu einem steilen Wonneflug:
Den Halt im Hoch! kann er beim Steigen erst erfassen,
Denn schwebend ruht er dort, wohin das Licht ihn trug.

So wird mirs auch für Sonnenhelden tief gebührlich,
Dort auszuharren, wo sich fast der Geist verliert,
Genie, dir ist dein Erdentrücktsein so natürlich,
Wie blasses Gunsterträllern einem Gecken, der sich ziert.

Der Tag gebär auch Wesen, die der Mond erkoren.
Er ist Verführer: hat sich Seelen angestimmt!
Die Fische, Eulen, Katzen, uns entbogne Toren
Verflittern still wie Silberlicht, das grün erglimmt.

Die Blüten, Herzgesänge, die an Hecken hängen,
Verschleierungen, eine Braut im Spitzenkleid,
Enträumungen, die bleich zu Seelenpforten drängen,
Sind ohne Mondhalt tot. Oft rufen sie das Leid!

Den Schlag der Nachtigall hat sich ein Stern erschaffen!
Ein Klang, der klagend durch die Seelen traurig bangt,
Läßt unterm Herzen Ahnungsfernen traumsam klaffen
Und sagt, daß schon der Mensch zur holden Heimat
schwankt.

Ach Nachtigall, du warmgewiegtes Kind der Sterne,
Erlügle ein Gefühl, das für Entweltung schäumt.
Dein Klageklang entrückt in alte Herzensferne
Und türmt den Sturm, der mondzu Schlummermeere
träumt.

Ach Nachtigall! Du rufst nach deinem Sohn der Erde,
In dem, mir fremd, ein Stern sein nahes Wesen preist!
Ach schlage, Nachtigall, daß er uns deutsam werde:
Ob sich den Wunsch nach ihm dein Schmerzgewühl
verbeißt?

Verworren strebt die Seele, blind beim Wunschverlegen,
Nach eigner Ewigkeitserkennung wild zu flehn.
Sie wechselt stets: stürzt ab. Klimmt doch auf Sternen-
wegen.

Zerwühlt sich: stürmt. Um stille Weihe zu erwehn!

Ein Fieber aus den Sternen wird uns einst zerzerren:
Die Urkunft kann nicht ruhn, bis sie auf uns beruht.
Sie bleibt die Furcht, daß Weltlinge den Geist versperren,
Aus Ungeduld der Tod: sie opfert unser Blut!

Ersternte Güte, urverzückte Lebensfunken,
Ihr Liebesblüten, Freuden der Unendlichkeit,
Aus euren Bornen hab ich Glück und Gold getrunken,
Und nun bin ich berauscht: zu mir befreit.

Du Milchstraße, Geschleier aller Bräutlichkeiten,
Der Geist, der wie ein Wind auf deinen Äckern weht,
Umarmt und halst mich oft: er will mich heimwärts leiten.
Ich weiß, daß deine Macht in meiner Nacht entsteht!

Die ersten Menschen liebten, fürchteten die Sterne,
Benannten wohl den herrlichsten nach ihrem Schatz!
Dann sagten sie: »Der dort ist nah! — Der hat mich gerne.«
Und machten bald ins Tal der Zahl den klugen Satz.

Jetzt blickt ihr kühn, mir dunkelste, ihr hellen Sterne, Lionardo
Wie Magieraugen auf die heitre Sonnenwelt;
Ihr kündet mir, daß ich die Weglichkeit verlerne,
Wie, sanft zum Ich gestrahlt, mein Gottgang sich erhellt.

Du winkst mir, Meister weiser Machtfiguren
Und auch des Weibeslächelns, das die Welt versteht!
Du Schöpfer gottgewußter Menschen, klarer Fluren,
Auf denen goldne Luft zu blauen Auen weht!

Dich hielt geweihtes Wissen, still wie sichere Sterne,
Du spürtest auf der Stirn des Sirius Geisterkuß.
Du zogst geschlechtlich Welterlebtheit tiefster Ferne
Zum Atem auf. Erschauest klar: das war ein Guß!

Du gingst, der Löwe der Erstauntheit, in die Klüfte
Erhabnen Einhalts! Sahst verachtungswahr zu Tal.
Die Einfachen erkannten dich am Klang der Lüfte:
Die Einfalt stürzte hin vor deinem Abendmahl.

Ach, Nachtigall, dein Klagen! Laß uns Sterne hören!
Wie sanft der Schlag, nach Stille, zu Geplätscher hallt:
Die Nachtigall! Behutsam: ihren Bach nicht stören!
Erwundert dich ein Duft? des Vogels Lorbeerwald!

Tasso Belauscht sich unter Bäumen eine Wunderseele?
Ein Dichter! Zwischen Ästen träumen: die Gestalt.
Er liebt ein Leid, das ihn zu Tode quäle:
So manches Frühjahr schmückte ihn, doch er bleibt alt.

Wie zärtlich, lieber Wind! Umduftung hüllt mein
Staunen.
Die Nachtigall! Dem Felsen näher Widerhall!
Wie kühn der Schlag! Ergreift mich tief: ich könnte
raunen.
Nur stumm! Nur stumm! Wie sacht — gib acht — die
Nachtigall!

Ariosto Jetzt nicht mit Schritten! Unsern Sternen süßes Sagen!
Vollkommenheit umlaube dich: du bist ein Baum.

Mein starker Bach, in junger Welle altes Wagen
Enttraffst du mich? Faßt mein Entzücktsein keinen Saum!

Ach, Nachtigall! Ein glühender, entzückter Süden
Ertagt die Nacht. Von Bach zu Wald — von Wald zu
Bach.

In alten Zügen Klang! Durch Düfte. Nie — ermüden!
Die guten Ahnen meines Landes bleiben wach.

Geweihtes Rom, deine geborgenen Gesetze
Verzauberten sich mild zu deinem Bild der Huld.
Ein engelhafter Mensch ersponn sich Schimmernetze
Und hauchte sie auf Heiliger gesühnte Schuld.

Raphael

Geliebtes Wunder, — unsre Mutter mit dem Kinde!
Vor deinem Antlitz bin ich zu mir selbst erwacht:
Wie tief ich meine Seele in Geduldung finde.
So nah hat uns den Himmel keine Hand gebracht.

Italien, deiner hohen Seelen Prozessionen
Bewandeln lang den Bach bei Nachtigallenschlag.
Sie nicken mir: zu Tal, wo leise Menschen wohnen!
Dort weil' ich still: ein Kind, das Himmlisches vermag.

Wie sanft, mein Herr, sind deine goldnen Sternenworte:
Und welches Wunder! Frauen hören sie im Schlaf!
Ein guter Traum erglimmt im nahen, kleinen Orte:
Ein Sohn sogar? Ob Gott dich oft im Dorfe traf?

Zypressen wissen nichts vom Wind: hier ist der Friedel
Wär uns ein Ölbaum hold in Sorgsamkeit ergraut?
Sein Silberflimmern liebt den Mond in meinem Liede:
Ich lispel kaum. Er bleibt um mich. So sacht: o Braut!

Verliebte Milde birgt die Seele eingeschleiert.
Du Weiser: Silberbaum. Du tiefste Zuflucht: Weib.
Seid sacht in diesem Sang aus Mondstrahlen gefeiert!
Verhauche Ölbaum nun. Hier wird mein Lied zum Leib.

Italien, Lavaland, von Meeresblendungen umspiegelt,
Vom Ölbaume, des Mondes Lispellied bezittert,
Wann wird dein frommer Aufruhr gottzu vorgewiegelt?
Ich bitte, Herr, daß in den Hütten Geist gewittert!

Der Schlag der Nachtigall durchklagt die Urbsruinen.
Zypressen deuten unsern Wuchs: »Den Sternen zu!«
Der Ölbaum ist als Friedensherold dort erschienen:
Bei hoher Sonne lobt sein Mondwort holde Ruh.

Ihr Mondgespenster, Ölbäume auf hellen Wiesen,
Ersternte Menschen, nordlichtstarke klar am Tag,
Hat Sanftmut mich von dieser Welt zu mir gewiesen?
Durehtage ich die Nacht, durch sachten Herzensschlag?

Empfingen wir des Mittelmeeres stille Milde?
Verspielter Spiegelseen lindern Kräuselwind?
O segne, Mutter Gottes, heiter wellende Gefilde,
Du Ruhe unter uns, die wir verwildert sind.

Zypressen — Umzüge bei weißen Leichensteinen —
Durchsternen Rom. Zu sichrer Friedensferne hin?
Dir bebt die Hand — das Lid! Wozu den Schmerz zer-
weinen?

Die Ewigkeit ist dieses Sterbenssternes Sinn.

Geboren hat der Tod den Tropengott: — verloren,
Die See die Seelen, und die Wüste einst den Geist.
Wer tobt in uns? Wir folgen aufgereckten Toren:
Der Mensch erschöpft sich nicht — die Götter sind ergreist.

Ach Ewigkeit, du Kind in unsrer Lebenswiege,
Die Schaukelnden sind wir: der Wechsel Lust und Leid.
Erschauern dauert! Fordert Fahrten, Furcht und Siege:
Der Mann sei froh zu Freiheitsfreiungen bereit.

Zypressen — Umzüge zu alten Glaubensstätten —
Besternen Hügel schroff und fort, von Ort zu Ort.
Auf Berge scheint sich Kircheneinsamkeit zu retten:
Lebendige Obeliskten fordern hoch das Wort.

Zypressen gabs in meiner Kindheit wildem Garten.
Von Pinienflügeln kam mein Blick zum Silbermeer.
Ich konnte traumhaft eine Wallfahrt nicht erwarten:
Vom Nile summten Stimmen um mich her.

Bei Sturmgedunkel folgte ich, im Mond, vom Fenster,
Den Seglern märchenfroh auf ihrer Nebelfahrt.
Und als ich schlafen wollte, habe ich Gespenster
Auf meinem Bette oft, wie weißgebahrt, gewahrt.

Durch Kraft im Herzen bin ich rasch allein geblieben.
Im Traum, zu Haus, verspielt ich mich mit buntem Licht.
Doch morgens hieß es schroff: auf Weltwegen zerstieben.
Du Jugend, erste Jugend, furchtbares Gericht!

Zypressen knisterten durch unsern wilden Garten.
Ich fühlte ihr Geheimnis, sah sie sorgend an.
Ich hoffte seltsam, daß sie meiner, wissend, harrten,
Dann lief ich ihnen fort: mir bangte oft vor ihrem Bann.

Zypresse, ach, verlaß mich nicht,
Wache einst an meinem Grabe:
Wenn ich ausgerungen habe,
Sehe dich mein Seelenlicht!

Greife mit den Wurzeln noch
Bis zu meinem Wundenherz,
Wühle dann nach einem Schmerz,
Sei mein allerletztes Joch!

Du, Zypresse, bist mir ähnlich,
Willst du mein Begleiter sein?
Strebt dein volles Sein doch sehnlich,
So wie ich, zum Sonnenschein.

O, mein Leben ist so traurig,
Urverlassen glüht das Herz.
Meine Stille ist oft schaurig,
Doch mein Geist sinnt sonnenwärts!

Armes Herz, mir scheint, du weinst!
Holder Baum, du sollst dereinst,
Was von mir noch zu erreichen,
Über dich hinübertragen:
Ach, ich will auch dir entweichen
Und vielleicht woanders tagen!

NEAPEL

Du herrschendes Kind im erwachsenen Leben,
Du strahlender Knabe, unglaubliches Meer,
Du hast dich für ewig dir selber ergeben,
Drum bist du so furchtbar unnahbar und hehr.

Erstaune nicht, Kind: nun erscheint ein Gespiele.
Er ist nicht so wild wie der kleinliche Wind.
Er schwellt nicht, es schnellts keiner Fernenlust Kiele,
Er ist wie der Mittag so sinnig und lind.

Sei innig, o Meer, und sei minnig und leise.
Es liebt dich ein Sänger voll Sehnsuchtsgesang,
Die Bitternis schwellt seine weibliche Weise.
Nun sei dir nicht mehr, Meer, um Leidesklang bang.

Entzücke mich, Meer, und sei Freund und Gespiele!
Mein scheuestes Lied, dir ergibt es sich ganz.
Du willst keine Liebe. Du wiegst viele, viele!
Du bist nur Gespiele. Dein Spiel ist dein Glanz.

So sei die Gespielin! Ich will dich genießen.
Sei mehr als Gespielin: mir wird bang und schwer.
Du kannst als Geliebte die Augen nicht schließen.
Stets mehr bist du Meer. Denn ein Meer ist das Mehr.

Zum sternigen Himmel italischer Nacht
Versteigt sich der duftige Odem Sorrents,
Soeben sind Boten des Tages erwacht,
Und wunschvergnügt freun sich die Kinder des Lenz.

Schon schwellt der Orange benebelnder Duft
Fast heimlich herbei und berauscht meinen Sinn,
Hier kühlt stiller Lorbeer die windliebe Luft,
Und Myrten enthaucht es, kaum merkbar: ich bin!

Ins traumhafte Dunkel der Nachtigall dringt
Das klagende Brausen der jauchzenden See:
Den Grotten, den Orgeln der Brandung, entringt
Der Herschwall der Sehnsucht sich ewig und jäh.

Smaragde umschwirren das traumhafte Blau
Vom saecht, noch im Schlaf, sich betauenden Grün.
Und ruhn traut die Tierchen, auf blühender Au,
So können sich Kelche mit Sternlein umglühn.

— Jetzt tagt es, — denn überall sickert das Licht
Ins traurig vergrauende Blauen der Nacht,
Da flüsterts auf einmal im Heckengefflicht:
— Nun kommt schon der Morgen, — ihr Wesen, gebt
acht!

Das sind keine Rehe, — das Leben beginnt! —
Was knistert? Wer flüstert? — Was ists, das verstummt?
O seht, wie sich etwas besinnt und entspinnt,
Ich liebe dich, Biene, die immer noch summt! —

Die Sterne verschwinden wie Mythen im Grau,
Nur Sirius, der funkelnde Winterdemant,
Erwartet, wie morgens der Blick einer Frau,
Den Tag, der die Welt, als Gestalt, übermannt.

Die bleiche und träumeumschleierte Erde
Besinnt sich des eigenen Ichs und erwacht:
Dahin ist die Nacht, die Lichtwimmerherde.
Die Erde, der Tag, der sie freit: alles lacht!

Sie sehen sich, fassen sich: beide erröten!
Ein wonniges Atmen entschnürt sich der Braut,
Mir ists, als ob Wesen zum Gruß sich erböten:
Leicht neigt sich der Lorbeer, im Walde wirds laut!

Auch schüttelt der Wind die verwelkenden Blüten
Von tauüberschimmerten Bäumen herab:
Jetzt regnets beinah, und dir ists, als verfrühten
Die Lichtbringer fast ihren hastigen Trab.

Schon streichelt der Tag nun, mit wonnigem Arme,
Sein innig ergebenes, herrliches Weib,
Und lauter berauschende, wonnige, warme
Gefühle umhauchen den weiblichen Leib.

Die See selbst durchzittern jetzt Wonnegefühle.
Die Felsen und Höhen sind sonnenbestaubt.
Und steil über Dünsten, wie Nachtlagerpfühle,
Erhebt der Vesuv das lebendige Haupt.

Sein Rauch ist so weiß wie ein bräutlicher Schleier
Und flockt durch die Wolken, ersilbernd, herab,
Auch nahen noch Knappen des Tages, als Freier:
Sie kommen zur See, sie biegen ums Kap!

Die hellern Segel erscheinen zuerst.
Bei Capri entflammt sich das mächtigste Schiff.
Du Held, der du stolz deine Schlachtflotte mehrst,
Bedroht dich kein Strudel? Ein Seewirbelriff?

Das segelt, entblendet der finstersten Bucht.
Das ist unsre Große Armada des Lichts,
Sie schlägt, was gespenstert, sofort in die Flucht,
Denn seht doch, schon bleibt von der Dämmerung nichts!

Doch wächst sie noch an!
Wir sehn ihre Macht:
Im Sonnenlichtbann
Gewinnt sie die Schlacht!

Da kommt der Korvetten verschlungene Reih.
Mit schneidender Brise, mit stechendem Strahl
Erfüllt sie die Tat, daß nun Sonnentag sei!
Und immer noch mehrt sich der Lichtschiffe Zahl.

Mit schlängelnden Hälsen, auf schäumendem Gischt,
Zerreißen die Schwänegalionen die See,
Die seidig ergleißend und glutuntermischt
Noch dalag wie milchige Weiten im Schnee.

Jetzt spielen die Schwäne mit Silbergeschirr
Und reißen noch immer mehr einwärts ins Meer:
Wie schwirrt ihr Geklimper und schrilles Geklirr
Ringsum mit den Schiffen des Lichtes einher!

Wie hold mich der sonnige Morgen erfreut!
O seht, jener Wölkchen italische Pracht,
Sie scheinen ja Fächer, mit Flitter bestreut,
Und alles am Meer, alles Strahlende lacht.

Wie selig durchschauert mich irdische Liebe!
Jetzt feiern der Geist, unser Wind ihren Rausch:
Das Werde-Du bricht flink ins Lichtergetriebe,
Der Wind hüpf't vergnügt durch sein Wellengebausch.

Jetzt spielt meine Seele mit Pinien im Walde
Und flüstert im Herzen den Sang eines Baums,
Wir beide verstehen dich, Mutter! Und balde,
Italia, umsprüht dich der Hauch meines Traums.

O Pinie, ich stehe auf südlicher Erde,
Wie du, voller Wurzelgesundheiten, fest
Und träume mich fort, über Lust und Beschwerde:
Ich fiebre und flüstre wie du im Geäst.

Du atmest die freiesten Lebensergüsse!
Wohl meint deine Schlankheit den krönenden Geist:
Mein Baum, du empfindest fast Seelengenüsse,
Du bist ja ein grünender Psalm, der sie preist!

Ob, verliebt in Menelaus,
Paris oder Fausten,
Wollustküsse jemals ganz
Helena berauschten?

Durch die Ahnung ward das Glück
Immer ihr verbittert,
Hat sie doch am Mannesmund
Hades' Hauch gewittert!

Aber ihr Trabantenchor
Schwelgte in Genüssen
Und vergaß im Augenblick
Völlig sich im Küssen.

Einzig im Erinnern kann
Glück sich still erhellen,
Freuden, die ein Mensch ersehnt,
Träumen nur entquellen!

Was sich sacht und langsam sucht,
Faßt sich keusch und zagend,
Plötzlich erst entflammt Genuß,
Alles überragend!

Holde Braut, dein Eigenglück
Loht in der Pupille
Und vermählt sich wehmutsvoll
Meiner tiefen Stille.

Eines Dunkels Trauerlaut
Perlt in deinen Augen,
Ist es doch, als müßte ich
Licht und Leben saugen!

Still im Weib und unberührt
Ruht in ihm ein Friede,
Doch die Liebe haucht ihn weg —
Faßt ich ihn im Liede?

Gilt ein solcher Abschiedsblick
Deinem schönen Leibe?
Fort, beseligter Gesang:
Leben, o verbleibe!

Ahnt die Seele liebend gar,
Daß sich Licht verzehre?
Daß die Schönheit, rasch verhaucht,
Nimmer wiederkehre?

Ragst du, mit dem schlanken Leib,
Weib, doch aus dem Staube,
Und der Jugend schwanker Hauch
Wird sich selbst zum Raube!

Hält, wenn Herz an Herz sich preßt,
Jugend uns umschlungen,
Hat ein Sein sie uns schon oft,
Werdend, abgerungen!

Fort ist unsre Jugend, fort!
Jäh uns weggenommen:
Und in Schöpfungen vielleicht
Über uns erglommen!

Als, noch keusch, an Hellas' Strand
Dies ein Mensch verspürte,
Wars, als ob ihn Wehmut still
Zu sich selber führte.

Und da trat er in den Traum,
Wo die Götter wohnen,
Und die Todeshauche sacht
Liebende verschonen.

Ja! Er sah von Meer und Flur
Schleier auferstehen
Und im Frühling keusch und zart
Den Olymp umwehen.

Und er hörte, wie der See
Wellenwiege rauschte,
Als sich Venus sie fürs Bett
Blumger Pracht vertauschte.

Die Sonne glüht die Weltgesetze.
Ihr strenges Antlitz gibt sie kund.
Gebote, die man nie verletzte,
Verkündet sie mit Feuermund!

Doch ihre großen, goldnen Strahlenarme
Ergreifen Hände einer andern Welt,
Sie schweifen zu verwandtem Flammenschwarme,
Den ihnen fern ein Stern entgegenschwellt.

Die Sonne birgt, in reichen Lichterhüllen,
In Lebensfalten, die sie schön entrollt,
Geschöpfe, die ihr Lichtgebot erfüllen,
Beschlüsse, die ihr heißer Kuß gewollt!

Ihr waren Kindersterne urverbunden:
Umfaßt von sonnengoldner Mutterwand,
Umrundete die Erde eigne Kunden,
Doch nie verletzte sie ihr Liebesband.

So mag uns Liebe wieder sonnwärts tragen,
Schon flieht die Seele unsre Erdgestalt.
Im Menschen wird der Geist der Sonne tagen;
Der Mann gibt, durchs Gesetz, der Welt den Halt.

Die Sonne ist das Ich der zarten Blüte:
Ein Tief-in-uns, das jubelzu sich drängt,
Die Güte, die einst meinen Stern umglühte
Und seiner Hülle dich, den Kern, entzwängt.

Den Sternen wird des Menschen Ursinn munden.
Doch hat er einmal erst sein Ich erbracht,
Da pfingsteten im All der Erde Kunden:
Das Wort über der Welt ist kühn erwacht.

Zu einem Herzen wird vom Sternenkreise
Das Licht, als Wirklichkeit im Geist, gebannt.
Erst durch der Seele Ruf, im Glutgeleise
Der Erde, hat sich Welt zum Werk bekannt.

O Sonne, du erteilst den Planeten,
Aus deiner Vollheit, andres Sondersein:
Das Erbtum, eingeknetet, zu vertreten,
Muß jeder kühn als jüngster Stern gedeihn.

Du Fordrungssonne, hoch vom Schenkungsfluge,
Verheißt du Sternen ihren Kindungskuß.
Durch dein Gebot geschiehts im Blutvollzuge,
Daß sich der Freiheitsschrei ereignen muß!



Als Lied erblüht, was seltsam ist im Wesen,
Dem Sonnenantlitz bleibt es keusch vertraut:
Du kannst zur Glut im Sonnenkuß genesen,
Hast du im Blut dein Gutsein sanft erschaut.

Wie unergründbar walten Sonnenseile,
Die uns auf Seelenhöhen frei gebracht;
Das Licht ist ich-erspürte Weltensteile:
Bewärmend rings, bis es als Strahl erwacht.

Der Herzen Seltsamkeiten sind erkoren,
Des Menschen Freiheit kühn uns darzutun.
Ein Held ist stolz den Sonnen zugeboren:
Der Adel wird auf Wandel alt beruhn.

Die Menge doch bricht auf zur Sonnenscheibe,
Der Mensch erheischt für sich ein weites Wohl.
Er selbst vollendet sich in seinem Weibe
Und macht das Gold zur Sonne und zum Pol.

Wohl gleicht das Gold erstarrten Sonnenstrahlen,
Gold wollen ist oft Sonnensohnespflcht,
Für Lust erleiden wir auch Schmerz und Qualen,
Denn so will es das Licht: ist Lust doch Licht!

In uns erglüht die Freudenfeuerkette,
Der Erde stummer Kuß zur Sonnenglut,
Und Sonnenwandlung bringt uns sanft zur Stätte,
Wo, unser harrend, Glück auf uns beruht.

Doch hat der Ring der Freuden goldne Schranken,
Gar eng ist drum der Kreis vom Erdenglück:
Selbst Starke, die ihm nahekommen, schwanken,
Denn Sonnerkorne stoßen sie zurück.

Bloß wer zu seinem freien Stern geboren,
Der jauchzt und jubelt unentwegt:
Die Lust wird Licht — sie lacht: in Feigen, Toren!
Das freut mich, daß sie so die Welt bewegt!

O Sonne, Sonne, großer Lichtgedanke,
Der du das Unding zur Gestaltung raffst,
O wüßtest du, wie brünstig ich dir danke,
Daß du ein Kind durch meine Liebe schaffst!

Des Weibes stummer Blick hat mir verraten,
Daß meine Sehnsucht heilige Wurzeln treibt,
Daß Träume wunschhaft sich als Keim bejahten,
Und daß ein Wunsch von dir sich mir beleibt.

Du Kind, mein Kind, du Frucht von meinem Wesen,
Erstehe stark und hold im Mutterschoß:
O du mein Schmerz, sei endlich mein Genesen,
O ringe, ringe dich in Jubel los!

Dann schmiege ich mich, ein Glücklicher auf Erden
Durch die Erkenntnis, an das Lichtgebot:
Einst gabs der Sonnensohn den Sonnenherden,
Wie es am Sonnenantlitz, wechselnd, loht.

Wir Menschen wurden die Beschlußverkünder
Des Daseins, das sich überm Licht erwägt,
Die Einfalt und die Geistigkeitsergründer
Der Dinge, die den Tod in uns gelegt.

Gebt ab, ihr Seelen, was ihr kurz empfunden,
Vertieft in euch, was ihr berauscht erführt,
Uns bleibt der Geist nach euerm Tod verbunden:
Die Echtheit strahlt in jede Nacktgeburt.

Einer Frucht, die reif ist, ähnlich,
Stürzt die Sonne in die See:
Unerdenklich, unerwähnlich,
Ist es abends Abschiedsweh.

Schatten, die uns überraschen,
Da das letzte Licht versinkt,
Scheinen Hände, die erhaschen,
Was im Äther rasch verblinkt.

Wie von lauter Flammenbündeln
Ist das Düster überloht.
Seh ich Argwohn uns bezündeln?
Ob in Wolken Unheil droht?

Fällt der Aar getroffen nieder,
Schwingt das winzge Volk der Luft
Gleich das flitternde Gefieder,
Und schon schwirrts in Kluft und Schluff.

Alles Flimmern, das geblieben,
Dieses letzte Zwitterlicht,
Wie es Flederwische lieben,
Ist auf Haar und Schmuck erpicht.

Weiberaugen, Schminkgesichter,
Federfahne, Ring und Knopf,
Gleißn ärger-öffentlicher,
Widersinn bezwingt den Kopf.

Zwischen Menschen, Wellen, Enten
Hält kein Hirn den Rätseln stand!
Wär es endlich doch, als trennten
Lauter Sterne Meer und Land.

Schmale, kahle Dünen schmiegen
Ihren Leuchtturm dünn ans Meer,
Und ein Glockenschwall von Ziegen
Tönt vom Tale leise her.

Ängstlich wimmern diese Glocken:
Ob ein Heimchen mich umschwirrt?
Nein, ich höre nun Frohlocken,
Eben singt der muntre Hirt!

Schlug ein Held, klug eingebuchtet,
Dort dereinst sein Seegefecht?
Denn jetzt hebt sich, hier entwuchtet,
Plötzlich ein Gewaltgeschlecht!

Still! Die Recken sind Zypressen,
Die in Gruppen wartend stehn
Und den Sonnensturz von Pässen,
Stolz und stumm-verwundert sehn.

Doch sie ringen aus dem Boden,
Sich entwurzelnd fast, empor!
Wollen sie zusammenroden,
Was sich dort an Blut verlor?

Still mein Blick! Denn schwer verbluten
Wolkennarben überm Meer,
Und in letzten Farbenfluten
Schwimmen Knaben hin und her.

Zwischen goldnen Plätscherkronen,
Die ein Tintenblau erwühlt,
Kann sich Schweiß der Plage lohnen:
Kühl wird er hinweggespült.

Seht, das Meer tauscht mit den Wipfeln
Seinen ersten Windesgruß,
Und die Dämmerung gibt den Gipfeln
Ihren blutgen Abschiedskuß.

Doch nun glimmt es vor Altären
Unsrer sanften, lieben Frau:
Stimmen, Wesen, die sie ehren,
Bringen selber sich zur Schau.

Und die Stadt, die sich erhellte,
Gleicht im lichten Nachtgewand
Jetzt von selbst dem Himmelszelte
Mit dem Sommerdämmerrand.

Drüben am Vesuve schwellen
Klammeradern blutig auf,
Seines Wesens Grimmeswellen
Lenken unsern Schicksalslauf.

Er vergräbt sich wild in Pläne
Und erfüllt sie auch sogleich,
Seines Hauptes Schlangenumähne
Unterwirft das Sonnenreich!

In Geschicke fügt er immer
Noch sein strenges Wirken ein,
Stirnenrunzeln, Wutgeschimmer
Sind uns bloß der Widerschein.

Urgefüge erste Bleiche
Fühlt auf einmal Daseinsnot:
Schwanger wird die Wolkenweiche
Gleich und tief vom Geist durchloht.

Dumpfer Allmacht Liebesschäume,
Dunstig, zart: ein Duftgedicht!
Reckten sich, als Lebensträume,
Stracks zur Buhlschaft mit dem Licht!

Zucken immer noch Entschlüsse
Durch des Berges Flammenhaupt?
Drohen uns die Lavaflüsse?
Dort! Und grauenhoch verschraubt!

Kann er gar das Schicksal lenken,
Rührt er langsam seinen Arm?
Welches Volk will er ertränken?
Wo versinkt ein Inselschwarm?

Taucht er Skandinaviens Küsten,
Für Atlantis, aus der Flut?
Mag zum Südsturz er sich rüsten:
Wohin gärt sein Lavablut?

Wutgeburt, Vesuv, es ringeln
Würmer dein Medusenhaupt,
Städte, menschenvoll, umzingeln
Dich, den Wust, der Blust verschraubt.

Tod und Gift verspritzen Schlangen,
Die in deiner Nacht entstehn:
Lauernd auf den Raub gegangen,
Sprühn sie, wenn sie Leben sehn.

Angeschlemmt mit Züngelflammen,
Selber fast ein Lavabrei,
Drehn sie sich als Strunk zusammen,
Und dann bersten sie entzwei.

Flammendrache, grauser Wühler,
Nur aus Wucht: ein roter Schein!
Deines Grundes Lavafühler
Greifen in das Dasein ein.

Was zerstörst du hier im Leben,
Schäumender Verderbniskrug?
Menschen, Tiere, Wald und Reben
Tötet schon dein Atemzug.

Bis zur Meersirenensippe
Kann sich rot dein Gold verziehn,
Haschhaft auf der Wellenwippe
Wollen Weiblein damit fliehn.

Ja, sie balgen und sie streiten
Raschelnd sich ums Aftergold,
Netze können sie entbreiten,
Und kein Schein, der tollt, entrollt.

Doch der Berg bleibt unheillenkend,
Unerbittlich glutverhüllt:
Wechselweise sich verschenkend,
Ist das Sein mit Schreck erfüllt!

Es schlingen durch Liebe verkettete Stunden
Ein wonniges Band durch die innere Nacht,
Nun können sich Sterne der Unschuld bekunden,
Doch trüben wir gerne, was ferne erwacht.

Die keuschen Gefühle sind winzige Sterne,
Sie können kaum blinken und winken sich zu,
Sie lächeln wie Kinder in lautloser Ferne,
Sie weinen ein wenig und gehn dann zur Ruh.

In uns Urverliebten, in mir und im Weibe;
Beginnt unser Walten im Herzen den Stern.
Wohl bittet mein Weib, o verbleibe mir, bleibe!
In mir aber stürmt es: erferne den Herrn!

Hoch oben! Sie lächeln, die Kleinen, die Freien.
Sie folgen der Mutter natürlichem Wink.
Sie nicken bescheiden in kindlichen Reihen:
Da sind wir und freun uns am eignen Geblink!

Die Sonne ist wolkenreich westlich gegangen,
Doch schleppt sie im Sommer noch Goldschleier nach,
Drum sehn wir auf Möwensee Schaumkronen prangen,
Doch schwindet auch dieses Gefunkel gemach!

Durch innige Küsse der Liebe verschlungen,
Sind Wärme und Lüfte die Buhlen der Welt,
Damit in den triftigen Felsniederungen,
Selbst früh, nicht die Warmbraut dem Lichtgott entfällt.

Wir sehen in Liebe erglühende Sterne,
Still auch der Planeten treuhaftenden Blick,
Und Inseln und Berge in nebliger Ferne:
Das Sterndicht erfüllt, ich erfahr sein Geschick!

Das ist es! Das ist es! drum sind wir geboren:
Die innre Bestimmung entgraunt sich stets mehr!
Kein Blick, auch kein Einblick, geht jemals verloren:
Wie kindlich sind Sterne! Und wissend das Meer?

Umblaut euch, ihr Augen: nicht sehn und nichts merken!
Geheimnis, mir herrlich im Weibe erhellte,
Wir können erleben, beleben, uns stärken:
Wir sind zweier Menschen geschlossene Welt.

Wie herzhaft erleiden wir Rätsel der Freude:
In dich leg ich alles, ich bin ja durch dich!
O Freude, o Freude, ihr Traumesgebäude,
Gabs je ein Gedicht, das mit euch sich verglich?

Wo du mich durchwitterst, da bin ich der Meine:
Verschiedene Seelen empfanden einst mich,
Doch du bringst mein Wesen: entkleidet vom Scheine!
Mein Weib, ja ich weiß wohl, du selber bist »Ich«!

Ein rätselndes Schwingen, Erleiden und Fliegen
Erläutert uns leuchtend, erklärlich und wahr,
Ein irdisches Sich-in-der-Ewigkeit-Wiegen
Betäubt, was sich eben dem Tage gebär.

Du dunkelerfunkelte, sterneversprühende,
Dich selber zum Tempel verzaubernde Nacht,
Auch ich bin! Und habe dir glücklich erglühende,
In sich lustverzückteste Hymnen gebracht.

Gespenster des Forderns, zu Lüsten gesteigert,
Ihr kommt über uns! Grundgesondert! Erscheint!
Wenn nichts eurer Brunst, in uns selbst, sich verweigert,
Sind Körper getrennt und die Seelen vereint.

Getrennt ist die Welt, doch sie schickt ihr Gefunkel,
In Schnuppen beseelt, in sich selber zurück:
Wohl weiß das Erstrahlte sein innerstes Dunkel
Und schwellt — und erzittert sich ewig sein Glück!

KOSMISCHES KIND

O Mensch, du trägst die Sterne durch Gedulden!
Dein pochend Herz verknüpft sich Himmelscharen,
Der Mund wird ihr Ergeistern offenbaren:
Die Urruhe geschieht in Schlummermulden.

Des Menschen Herz beflügelt sich mit Feuer!
Du Eigentum der Sterne, lebst den Himmel,
Du bist die Einfachheit im Lichtgewimmel:
Der Sanfte hält das Weltnachtungeheuer.

In unsern Seelen bergen sich die Sterne:
Sie können schimmern, dürfen lieben, leiden;
Ein Ich versammelt sie zu Freundschaftseiden:
Vereinte Freude überflügelt Ferne.

Warum der Sternenkranz so angsthaft flimmert?
Du fragst darum? Er glimmt auf Weltenscherben!
Die Flammenhast birgt tödliches Verderben:
Die Sterne sind um deinen Schlaf bekümmert.



Die Weltgeborgenheit ist Kindesschlummer!
In ihm verweht das Sterben, nebelt Leben.
Das Wunder: Schlummer! Zwischen Sternen schweben
Befriedigt Sonnen, macht uns zukunftsstummer.

Dem junggebornen Monde gleicht ein Kindelein:
Noch birgts der Nächte Samt im Mutterschoße.
Sein Glimmchen schwimmt im Schlummerflussesfloße;
Doch träumt es nicht in Mondes Silberwindelein.

Der Mond vermocht es, Eltern zu bescheren:
Nun hats schon unsichtbare Seidensachen;
Es krümmt zur Sichel sich und auch zum Nachen,
Um sich als Wanderer zum Tod zu kehren.

Die Milch von Vollmonden schwellt Mutterbrüste!
An ihnen wird das Kind zu sich gelangen,
Durch Mondeshuld den Trunk, sein Hemd empfangen:
Dem Weltgelüste sternt die Weibesbüste.



Bald wird mein Kind im Schutz Mercurius' tändeln,
Gar hurtig Sinn in Schlummerpausen bringen;
Der Sonne nah, weil froh in lieben Dingen,
Doch schlafverwandt, noch kurz durch Welt zu pendeln!

Komm zu Verstand: die Liebe kernt im Leibe!
Sei Jüngling, der den Knaben männlich rüstet,
Bevor das Weib sich seines Sternes brüstet:
Es wünscht dich liebend, daß der Sieg ihm bleibe!

Durch Sonnenjahre magst du wachsam schreiten,
Auf Ährenglut in Sommermilde blicken,
Zu Kindern hoffen, kommenden Geschicken:
Die Braut in Mondschleiern soll dich begleiten.

Das Kriegsgestirn in dir will dich zerbrechen!
Bleib sonnenstark, vernunftbegabt, besonnen.
Durch Jupiter wird die Verjüngung kühn begonnen:
Saturn läßt dich die Weisheitsworte sprechen.

Die Menschen sind geknüpft Sternenknoten:
Mit uns besteht der Welt Sich-Selbst-Durchnetzung.
Entlösung schafft gemußte Freiheitssetzung:
Du suchst Erschlingungen zu Sterngeboten!

Ein Ich ist Erzengel im Himmel — Seele.
Durch seine Macht wird das Gestirn bezündelt:
Zum Menschen strahlen Ichtümer verbündelt,
Umwähle eins, das sich, erwußt, entschäle!

Aus Ichgewichtungen ersternen Ketten,
Die weltenbeugend eins ins andre schalten.
Doch Ichsein heißt: geglaubtes Gut verwalten,
Um weltenzeugend Gott für sich zu retten!

Des Himmels Flammensprache fordert Frieden!
Der Kern der Sterne ist ein Ich in Ruhe;
Du fragst das Kind, suchst Gott, schöpfst Bildnis, Truhe:
Dem Schlummernden ist Schwung im Heil beschieden.

Hier lacht die Nacht: das ist die Stadt der tollen Nächte,
Das ist das Land der Liebe und der Liebesrechte:
Jetzt fürchtet niemand mehr die großen Zweifelsmächte,
Noch weilt die Kindlichkeit im schauernden Geschlechte.

Das herzt sich und lacht. Das tanzt auf der Straße.
Das nimmt sich aus Neigung und küßt sich zum Spaße.
Man liebt, um zu lieben, entjubelt dem Maße
Und ruft sich und winkt sich: das singt auf der Straße.

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Die Erde schämt sich, daß wir tanzen, scherzen.
Die Erde blutet ja vor Mutterschmerzen:
Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen.

So komme, so komme, die Reue ist ferne!
Ich habe dich gerne, wir haben uns gerne.
Die Nacht ist beruhigt. Schon flimmern die Sterne.
Wir jubeln und jubeln: die Sterne! die Sterne!

Das ist die Stadt mit dem gebrochenen Herzen!
Die Erde will nicht, daß wir Herzen, scherzen,
Sie will uns aus der Herzensnähe merzen:
Das ist die Stadt mit dem gebrochenen Herzen.

Das ist die Stadt, wo ich ein Wesen knickte,
Wo ich beinah vor Bangigkeit erstickte:
Das war kein Kind, das aus dem Fenster nickte,
Das war die Schuld, die mir das Schicksal schickte.

Jetzt springen wir, wirbeln wir, drüber, hinüber!
Vorüber, vorüber, je schneller, je lieber!
Ich juble. Wir singen: ich werde doch trüber.
Ich denke nicht dran, und ich schwärme im Fieber.

Das ist die Stadt mit dem gebrochenen Herzen!
Die Erde will nicht, daß wir Herzen, Herzen,
Sie will uns aus der Herzensnähe merzen,
Sie blutet aus dem Herzen! aus dem Herzen!

Der Gram erfaßt mich. Ringsum wird es dunkel.
Nur selten blitzt es, wittern wir Gefunkel:
Du hörst und mehrst zugleich das Stadtgemunkel,
Auf einmal ward es überraschend dunkel!

Das Mutterherz blutet! Es blutet und blutet.
Das Unheil wird überall wortlos vermutet.
Was gibt es am Meere? Da grollts und man tutet,
Die Nacht ist vergraut, doch sie blutet! Und blutet!

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Wir können nicht fröhlich sein, jubeln und scherzen,
Jetzt fängt sich der Himmel an furchtbar zu schwärzen:
Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen.

»Du Heiliger, Schutzpatron dieser Gefilde,
Maria, du Königin ewiger Milde,
Beschirme die Stadt mit dem bräutlichen Schildel!«
Ertönt es vor manchem beleuchteten Bilde.

Wir wollen uns herzen, besitzen, vergnügen,
Wir lassen uns nimmer durch Flunkern belügen,
Wir müssen uns hier mit dem Fleische begnügen:
Ihr anderen laßt euch betrüben, betrügen.

»Du Mutter, die keine Gewalttat erfahren,
Beschütze, was fromm ist, vor Schreckensgefahren,
Erschaue Gerechte in törichten Scharen!«
Ertönt es: »Und lasse uns Trost offenbaren!«

Nun blutet das Dunkel. Das Mutterherz blutet.
Das Meer blutet auch, und man tutet und tutet!
Die Luft ist geschwärzt und von Schaudern durchglutet,
Der Tag ist verkohlt und die Nacht grell durchblutet.

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Das singt jetzt: »Wir wollen uns eilig noch herzen,
Der Tod ist so schwarz und so ledig an Scherzen!«
Es tönt: »Bringt der Jungfrau gesegnete Kerzen!«

Schon donnert die Luft, und schon tönen die Glocken,
So kann, was da jubelte, nimmer frohlocken:
Auch mag sich jetzt niemand zum Tändeln verlocken,
Nun blutet das Dunkel, nun grollen die Glocken.

Das singt Litaneien, beleuchtet die Straßen!
Wohl wagt es jetzt niemand zu lästern, zu spaßen,
Die Menschen, die lange das Murmeln vergaßen,
Durchmunkeln nun dunkeldurchblutete Straßen.

Das läuft aus den Häusern: die Freude ist ferne!
Das betet in jeder verrauchten Taverne.
Das tapft von Laterne jetzt stumm zu Laterne.
Auf einmal erschallt es: »Die Sterne! die Sterne!«

Das ist die Stadt mit dem gebrochenen Herzen!
Die Menschen fangen plötzlich an zu scherzen.
Das will genießen, jubeln, scherzen, herzen:
Das ist die Stadt mit dem gebrochenen Herzen.

Lebensgold ist jedes Blatt, und es kann nicht sterben.
Alles Same: selbst der Stiel edles Sichverschwenden!
Was da weste, werden wir urbewußt ererben,
Ja, wir folgen immerdar innern Palmenhänden.

Ach es blüht, entzaubert sich unsre Lebenssäule.
Reinheitsrosen schmücken sie. Volle Keuschheitskelche
Überwuchern sich zum Wald. An der Sonne grasen
Gäule,
Und im Schatten wittern still freie Friedens-Elche.

Todesschreie gellen tief! Dort in meinen Tiefen,
Hinter Fieberlinden, sind sicherlich die Nester
Dieser argen Hälslinge: ach, wenn sie doch schliefen!
Doch vernimm, sie schlafen ja! — Schliefen sie noch fester!

Kaum in Fleisch verknüllt, entreißt Geist sich jäh den
Eltern:
Was sich nur erhalten kann, mag sich schon besitzen!

O die Lust, doch auch der Tod, schäumt drum aus Be-
hältern,
Die mit Schweiß und Tränen sich ewig überschwitzen!

Eine Sonne sinkt in mir, denn ich sehe Herzen
Sich erfunkeln und der Nacht Wesenspulse pochen,
Augenblicklich freuen mich meine tiefsten Schmerzen,
Doch die Freuden kommen schon — düster angekrochen!

Ja, die Sterne flimmern doch! so wie sie uns scheinen:
Alle hämmern wie ein Herz, züngeln nach Geschicken,
Flackern aus dem Innersten, funkeln nach dem Reinen,
Selig, durch Lebendigkeit, voll sich zu erquicken!

Mein Gedanke hat mir Weib und Kind getötet!
Mörder! Mörder! dröhnt es um mich her,
Nein, es ist das kein Gesicht eines Phantasten,
Meine Seele ist ein wilderregtes Meer.

— — — — —
Dort scheint mich jenes Licht, das brennt, tief zu ver-
klagen:

Das foltert, tötet mich mit scharfem Speer!
Jetzt splitterts! Nein, es beugt sich bis zum Herzen!
Jetzt sticht's so tief, so tief hinein! —
Dort scheucht mich jene rote Blutgardine,
Der langen Gasse einzger Schein!
Er haftet sich an die Erinnerung an.
Er wird der armen Seele blutiger Fleck.
Wohl wogt ihm meine Wollenssucht entgegen,
Doch immer wieder packt er mich — als Schreck!
Ach, furchtbar schmiegt er sich, als blutge Schlange:
Jetzt taucht er auf, — er taucht empor — mit einem Bild!
Mein Weib seh ich erstarrt in Krämpfen,
Dazu mein Kind, ein blutiges Gebild.

Da liegt sie tot. Von mir erdrosselt:
Mir hat sie zu viel Lebensmuß erwürgt!
Dort seh ich noch die toten Schlangen: blutge Streifen,
Die Schmerzensspangen, die sie totgeschnürt.
Ach, hat die Todesangst ihr Licht vernichtet?
Hat sie aufs Leben wissentlich verzichtet?
Hat sie das alles, alles das, gespürt?
Zu plötzlich faßten sie die Sterbenskrallen,
Gar rasch ist sie dem Erdentod verfallen!
Dort suchte noch ihr Blick nach mir,
Er starrte nach der dunkeln Tür:
Sie spürte Tod und Schmerz in allen Nerven,
Schwer zerrte ja an seinen Mutterwurzeln
Ein jungerkeimtes eignes Sonnensein!
Sie rief vor Angst bestimmt um Menschenhilfe,
Wie läge sonst ein Weib bei ihr, das ich noch nie gesehn:
Es schluchzt noch immer dort an ihrem Totenbette,
Doch mich treibts weiter! Fort von dieser Schreckens-
stätte!

P A N
ORPHISCHES INTERMEZZO

*Ich habe »Pans« in den Jahren 1902 und 1903 geschrieben.
Th. D.*

P A N

Die Erde braust dem Sonnenlicht entgegen,
Als flöge sie in des Geliebten Arm:
Sie will sich eng an seine Fülle legen,
Denn sie ergibt sich ihm bewußt und warm.

Die Schöpferglut, die sich im All verschwendet,
Die lebenstrahlend durch das Dunkel schweift,
Wird so den Erdenkindern zugewendet,
Und unser Leben wogt dadurch und reift.

Nun beugt die Erde ihren Felsennacken
Vor Gottes Licht, zu seinem heißen Kuß:
Der Tag kann sie mit Strahlenarmen packen,
Und es durchschauert sie ein Feuerfluß.

Sie ist der Wonne inbrünstig ergeben!
Der Lebenshauch, der ihren Leib umschmiegt,
Scheint überall die Freude zu erstreben,
Denn was ans Licht kommt, wird von ihm gewiegt.

Sie kann, befruchtet durch den Sonnenwillen,
Der kühn und steil durchs ewge Dunkel drängt,
Den Durst der eignen Sonnenkinder stillen,
Denn Lebensmilch ist Licht und Luft vermengt!

Der Sonnentag, der jede Wesensregung
Im reinen Erdenschoße zeugt und säugt,
Entblößt die Demut aus der Urbewegung
Der treuen Erde, die vor ihm sich beugt.

Dann furcht er sie in alle Kinderseelen,
Die er aus dunklen Schlummerbanden engt,
Denn Werden heißt, den Wunsch der Form vermählen,
Und ist der Staub, der sich dem Geist verschenkt.

Der Tag, die Nacht sind beide lichtgeträchtigt!
Das junge Leben schwirrt aus jedem Schwung:
Ein Lichtgedanke, der im Schatten nächtigt,
Erkennt bereits zum kühnen Lebenssprung.

Der Morgenkranz, den holde Jugendkraft gestaltet,
Der kirchlichrein den Erdball voll umschlingt,
Der aus der Nacht sich immer neu entfaltet,
Ist ewig keusch, wenn er in Sonnenarme sinkt.

Zum Jubeln aufgelegt sind unsre Seelen,
Und doch durch tiefen Friedensdrang gezäumt,
Denn aus der Nacht muß dich der Tag entschälen,
Und du bist dünner Traum, der leicht verschäumt.

Die Sonnenmacht, die mich emporgewunden,
Da uns der Wanderball knapp abgestreift,
Wird einzig selbstbewußt und frei empfunden:
Wir fühlen, wie sie tief ins Wesen greift!

Denn in dich selber schlüpfst du durch die Fügung,
Wie sich die Erde um die Sonne schwingt,
Und Sonnenwollen, ernste Selbstbegnügung
Sind in der Weltbewegung urbedingt.

Die Erde labt uns mit dem Sonnentranke
Und schützt und bettet dich zugleich:
Sie ist der Ruhe guter Grundgedanke,
Sich selbst das Vorbild für das Sonnenreich.

Dir Pan, herrlichem Wesen,
Dir Pan, Gottheit der Wälder,
Bleiben die Lebenden ewge Vermelder
Raschelnden Ruhmes im raschen Verwesen,
Rastlosen Taumels, im Drang zu genesen!
Rauschender Ursprung du, Urquell und Mündung,
Du, aller Blutnatur Säftegeleisung,
Anhalt und Lebenszweck rhythmischer Kreisung,
Überschwall, Todessturz, Wollustentzündung,
Traum über Sternen als irdische Gründung:
Zeig mir die Allnatur deiner Vereisung!

Inhalt und Lebensgrund wird jede Wendung
Heller Gestirne in ernster Vollendung:
Hier auf der Erde die Seelenbesternung
Entflammt sich am Lebenskranz irdischer Kreisung,
Doch geben Gestirne die Richtung und Weisung:
Das Urmaß erschöpft sich in keiner Entfernung!
Am Erdball entstanden wir sterblich, ekliptisch,
Wir sinken und trachten nach Lebenserklimmung!
Hier wurzelt im Grunde der Wesen Bestimmung:
Das Rätsel ist einfach, ist eirund, elliptisch!

Das Leben entsteht wie die Kraft des Passates!
Im Süden erregt und in Schranken gehalten,
Erscheint es im Glanze des Tropenornates:
Ein Hauch des Erhebens durchrauscht alle Falten
Der bunten Gewandung erstarkender Seelen.
Was kaum sich, beim Kreisen der Erde, entwunden,
Will fast noch die Bahn des Planeten erwählen,
Doch wird es von Pan gleich im Halme gebunden
Und hurtig am Erd-Rücken weitergetragen.

Nur Weniges kann sich ins Weite verschlagen,
Um rasch dann ins Chaos hinunterzustürzen:

Von Pan läßt sich alles fast fassen und schürzen,
Und rhythmisch gesammelt, entschlüpft es sich später:
Die Träume jedoch schwirren gleich in den Äther.
Das Weltallverlangen ist, einst zu verzittern!
So greift denn die Ruhe als Urmacht ins Leben,
Denn alles will friedlicher, leiser erbeben.
Zuerst muß der Gürtel der Tropen verwittern,
Erst dann kann das Leben, in stummen Gewittern,
Hinauf zu den trägeren Polen sich heben.

Uns scheint unser Trachten nordwestlich zu klimmen,
Harmonisch zu allem, was auftritt, zu stimmen.
Wir halten die Dinge, aus einem entfaltet,
Doch wirst du aus allem entschält und gestaltet.
Wohl lassen vom Weltbau und heimlichen Bösen
Sich allerlei dichte Verhüllungen lösen:
Auch muß da nicht eine die andre vereinen,
Sie können in Frieden zusammen erscheinen.
Der Mensch aber darf nur fünf Pfeiler betrachten,
Doch fühlt er, es wölbt sich, was aufkommt, zusammen,
Denn Dasein ist Ursein und nimmer Entstammen!

Nach Ruhe weht das Weltverlangen!
Die Schöpfung stirbt um ihren Kern.
Doch kannst du nur dein Ich umbangen:
Kein Herz gebiert den Ankunftsstern.

Der Himmelsbau blaut ohne Ende,
In dich getieft und jenseitsfrei:
Wohin die Kühnheit sich auch wende,
Umschließt uns eine Sternenreih.

Gestirne suchen ihre Mitte:
Den Todesstern im Weltenraum!

Sie atmen zu uns ewge Schritte,
Versprühn dabei den Lebensschaum.

Ihr Starrsinn sucht sich zu erfüllen,
Was Schutz erheischt, verkrümmt sich: rund.
Planeten konnten sich erknüllen,
Doch schürt noch Glut in ihrem Schlund.

Das Feuer wird die Schranken brechen!
Einst reißt die Klammern jäh entzwei:
Wenn Flammen den Granit durchstechen,
Durchdonnert ihn ein Lebensschrei!

Ein Glutstrom stürzt, nach der Verwundung
Der Rippen, aus dem finstern Ball.
Denn unterwühlt ward seine Rundung
Durch eignen, innern Flammenschwall!

So wälzen ruhlos sich Gestirne
Durchs mittellose, freie All,
Und runzeln sie die Felsenstirne,
So ahnen sie den Weltverfall.

Doch weiter glaubensheiter schreiten
Die Sterne auf der Bahn des Seins:
Die Rundsucht und die Urflucht streiten
Ums »Fort!« aus dem Ellipsen-Eins!

Ein Anfang, der noch nie bestanden,
Wird so, und froh, weil jung, versucht:
Nach ewigen Ellipsen-Banden
Strebt Geist, der seine Welt verbucht!

In sich verschlingt das Ei die Strahlen:
Die Ewigkeit, des Sturzes Wucht.
Es beugt sich rund zu Ursprungsqualen,
Und seine Mutter ist die Flucht.

Erscheine, Pan, tritt auf im erdbewußten Kreis,
Kein Sieg gelingt, doch nichts verschumpft, um zu
verderben!

Im eignen Kreis gefühlt zu sein, ist das ein Preis?
Was uns entwand, weiß neuen Anklang zu erwerben,
Was eben wirkt, um unsern Sinnen sich zu zeigen,
Erfassen wir, um es in uns dann zu verschweigen.

Und doch, o Pan, den kurzen Einblick in Momente,
Die unverstanden, doch harmonisch um uns zaubern,
Den faß ich auf: des Daseins dauernde Tangente,
Die rings das Wirbelsein berührt, ich halt sie fest!
Du bist ein andrer stets, verschieden vor den Klaubern
Der Sonnenfrüchte, die sie gierig ausgepreßt.

Und dennoch kannst nur du mich etwas Einsicht lehren,
Denn du allein zeigst mir den Geist in seinem Leibe,
Nur du vermagst ein Rundbild knapp uns zu bescheren:
Und deine Ganzheit schützt davor, daß man beim
Fordern übertreibe!

Was tritt zutag? Ich weiß von nichts, das mich umlauert,
Doch trachtet, was bereits erschien, noch aufzutreten:
Es wühlt schon, wirbt, scheint seinen Aufschwung zu
verspäten:

Ich weiß, jetzt schwirrt die Welt, in der mein Wesen
dauert!

Mir gilt für tot, was Sinn und Wunsch in mir verschmähete,
Und was ich hasse, hab ich sicherlich bereits bedauert.

Wenn ein Gedanke wo entsteht, geschieht das form-
lebendig,

Zum mindesten in sich begrenzt und selbstverständlich:
Verkettet sind wir mit dem All, nach Maßen,
Die unser Grundempfinden mit der Welt verbinden.
Als jung erscheinen alle Dinge, die wir kaum vergaßen:

Bewußtsein aber heißt, für Fernes Formeln finden.
Und können wir Erscheinungen ganz knapp bemessen,
So wissen wir, wie uns in jede Gegenwart zu pressen!

Kein Mieder, keine Klammer kann als Bild genügen,
Um die verhängnisvolle Enge zu beschreiben,
In die sich stets, auf ihren vielen Wanderzügen,
Die Wesen immer wieder gegenseitig treiben.
Ja! Alles was wir ahnen oder kaum erleben,
Muß scharf und straff in junge Fugen greifen,
Und alles was wir tun, muß ringsum Hebel heben,
Selbst Träume tun es, die ins Garnichts schweifen.

Ach, alles, auch das Loseste, hat volle Geltung auf der
Wage

Der Bilder, die vor unsern Sinnen jäh verschwinden
Oder, aufschnellend, den Weg zur Dingempfindung finden;
Ja! Alles was da scheint, daß es die Nachbarschaft benage,
Die Wolken, selbst die Blitze, Nebel auf den Fluren,
Bestehn auch innerlich aus Klammern und Konturen.

Die Sonnentiefe, die wir in uns selbst empfinden,
Läßt jede Lichtfigur und manche Tat vergrauen:
Erlebte Dinge sehn wir blaß und bald verschwinden,
Die Zukunft aber kannst du aus dir selbst erbauen.

Der Stern in uns will übersinnlich Gott erreichen,
Und sein Bewußtsein läßt er durch den Äther schweifen:
Die Fernen sieht er plötzlich schroff und jäh erbleichen,
Weil ihre Nähen in den Menschen übergreifen.

Wir leben in der Sonne! Unsre Seele selbst ist sonnig!
Doch sieht sie vom Gestirne nur die fremde Mitte:
Was uns dann gleicht, empfinden wir als warm und wonnig,
Und lichtgelenkt, beherrscht der Geist bald deine Schritte.

Die Welt erblicken wir, dank unserer Beschränktheit:
Es könnte sich kein lückenloses Sein erfassen!
Die Würde und die Güte fühlt erst die Gekränktheit,
Und in uns selber wühlen wir nach edlen Rassen!

Pan, Pan, so öffne deines großen Reiches Pforten,
Und was ich fühlen muß, beschwere du mit Worten.
In deiner Welt wird sich der Geist in Formen kleiden,
Und wer dich kennen will, muß wirklich innig leiden!
In deine Lebenswellen, Jubelsprudel, fällt ein Lot,
Das ist der Ruhedrang, das Urbedürfnis der Natur.
Es singt und trifft und mißt bei dir — und ist der Tod,
Denn jedes Ichbewußtsein ist schon seine Spur!
Mit Lichtgeschlechtern, die ihr Gleichgewicht erkämpfen,
Läßt das Lebendige auf Erden sich vergleichen,
Hier muß die Ruhewucht den Sonnensturm der Wesen

dämpfen,

Und nur im Traum kannst du dein Innertum erreichen.
Die Welt muß vollerfüllt sein und mit scharfen Klammern,
Die wir nicht sehn, erreichen sich die Zackenmassen
Der Dinge, die da, allseits wechselnd, sich erfassen;
Wir fühlen sie, wenn wir uns freuen oder jammern,
Doch meistens müssen sie ganz ungeahnt erbleichen,
Denn Pan kann sie für unsre Sinne nicht erreichen:
Wir dürfen den Verstand an Lichtgesichte hängen,
Und trachten dann die Freiheit zu erobern,
Und wenn wir Selbstsucht mit dem Anstand schlau
vermengen,

Beherrschen wir den Tag und zählen zu den Obern;
In Wirklichkeit jedoch sind wir dann Springinsfelder,
Ganz ohne edlen Ahnenernst verlornen Wälder!
Ein wahres Gleichgewicht in uns gebiert Gesittung,
Da können dem Verstande Ahnungen entwallen,

Und Pan erfaßt und bannt sie noch in Marmorhallen.
Doch bleibt der Tageshelden flüchtige Verkittung
Ganz ohne Halt mit unsrer Allheit Daseinsketten.
Sie sind von keiner Dauerart; beinah wie Kletten
Umschlingen sie des Urgewissens Trutzbestände:
Sie trachten stets, voll Hast, ihr Einzelglück zu retten,
Denn sie sind schwach, des Lebenssturmes flaches Ende.

O Pan!
Ich trachte allseits deine Dagewalt zu finden,
Doch in der Stille nur hast du dich wahr gezeigt:
Ich wartete und fahndete nach dir, und Linden
Im Walde haben sich dann still im Wind geneigt.

O Pan!
Du scheinst im Waldesatem langsam zu verschwinden
Und zeigst dich auch in der Geradheit, die zum Äther steigt:
Um deine Hauptgedanken legst du sorgsam Rinden,
Und rings verblättest du die Sehnsucht, die sich leicht
verzweigt.

Was ist ein Blatt? Der Wunsch, sich lange grünend
zu erhalten.

Die Frucht? Ein Trumpf gegen die Feinde, die rings
lauern.

Die Blüten? Lauter Wünsche, Freude zu entfalten.

Der Same? Der Verzicht, unsterblich fortzudauern.

O Pan!
Ich weiß, die Kerne, die sich fest zusammenknollen,
Sind Weltgesetze, die in sich den Halt gefunden;
Aus ihnen wurden stets die ewgen Dinge jung entbunden,
Denn aus Ellipsen läßt sich alles neu entrollen.

O Pan!

Nun sage mir, was ist der Duft, das Gold im Pollen?
Die Glut der Erde, die sich hold zum Licht gewunden,
Die allseits trachtet, Sonnenliebe zu bekunden,
Und der Triumph ist über Not und Tod der Schollen!

★

O Pan! Ich will durch deine Wälder streifen,
Und mein Erschauen soll den Forstgott loben:
So zeige mir, wie Sonnenwünsche reifen
Und Lebensbäche in den Bäumen toben.

O, lasse mich in deinem Kreise lesen,
Denn du erlebst dich selbst in deinen Sprossen:
In Pappeln ängstigt sich beinah dein Wesen,
Weil du darin zu rasch emporgeschossen!

O Pan! Beharrlich ragst du in die Tanne:
In diesem Baum willst du dein Alter adeln,
Ists doch, als ob er Waldlust von sich banne,
Vor allem Nahen wehrt er sich mit Nadeln!

Mir scheinen Eichen, die den Fels zerspalten,
Die Schmerzen einer Gottheit zu verbeißen:
Ja, Pan! Wohl wurzeln deine Kampfgewalten
In Stämmen, die den Boden wild aufreißen!

Gleich einem Kinde spielst du mit dem Winde,
Denn herzlich freut dich alles blaue Leben!
O Pan! Wie linde rauschst du in der Linde!
Du läßt ihr Laub, fast singend, sacht erbeben!

Der Bäume Einfalt scheint zu Gott zu beten,
Er möge ihre stille Unschuld schützen:
Verhecktes Waldgerank und grelle Sumpfraketen
Jedoch betrachten sich kokett in Pfützen.

O Pan! du sehnst, in grünen Efeuranken,
Dich nach der Urgesammeltheit der Wesen:
Drum sollen an dir selber Stämme kranken,
In denen du dich einzeln ausgelesen.

Du willst in Pilzen dich ins Leben klemmen
Und trotzts darinnen tötender Vernichtung:
Du treibst, als Rest, zuletzt in Scharlachschwämmen
Und preßt dein Blut dabei zur Giftverdichtung.

OUrwald, du Sinnbild von Lebensgedanken,
Leibhafter Inbegriff tiefer Gefühle,
Die rings sich, vom Mutterland, himmelwärts ranken,
Du seliger Ausdruck vom Waldesgewühle,
Entwurzelter Ursprung der Tiere der Wüste,
O Pan, den ich fahndend als Erdgott begrüßte,
Nun laß dir für herrliche Einblicke danken!
Ich lobe die Bäume, als Gleichnis des Lebens,
Lichttrunkenen, stolzen Sichsonnwärtserhebens!
Ich ruhe auf schaukelndem Wildwaldgewinde.
Ich liebe die Wildnis, ihr Singen im Winde.
Ich hör ihre Lieder des Werdens erklingen,
Ihr Ahnungsgeflatter das Blattwerk durchdringen.
Ich lausche zuerst dem Gebrause der Blätter,
Dann scheint sich, was grünte, zu Flügeln zu paaren,
Und plötzlich gelingt schon das Freudengeschmetter,
Und überall jauchzen der Waldvögel Scharen!
Im Urwalde regt sich bereits das Verlangen,
Das irdische Fordern, sich anzubequemen,
Durch innige Lichtrhythmen rings zu verfemen:
Vom Erdfeuer Inhalt und Wert zu empfangen,
Um langsam den Drang, was sich bietet, zu nehmen,
Durch glimmende Seelenbeginne zu lähmen!

Im Wasser, wo Sumpflilien wunderbar prangen,
Und Blattpflanzen, was sie verlangen, erlangen,
Wo Rohrgruppen Schlangen und Schlammuscheln
schützen

Und stumm sind, als ob sie Geburtsrätsel bergen,
Beginnen auch wirklich der Streitseele Keime.
Denn hier kann, was da ist, im Schöpfungssumpf bleiben
Und rastlos im fetten Morastschlamm und Schleime
Sich weiterverpflanzen und weiterbeleiben.
Das Schilf darf ganz schlaflos und traumlos beharren
Und braucht nicht mit Wurzeln nach Nahrung zu
scharren,

Die Luft aber, die sich voll Hoffnung erweitert,
Und die sich durch Tummelwindwirbel erheitert,
Hat flatternde Blätter, auf Bäumen und Sträuchen,
Und seufzende Wesen, die Schreckbilder scheuchen,
Hat schließlich den atmenden Pulsschlag erschaffen,
Denn Seelen entstehen, wo Blutpausen klaffen!
Die Sehnsucht zur Sonne, durch die wir ersprossen,
Die alles in Formen, voll Schlankheit, gegossen,
Hat weiter die Seele gestählt und erzogen,
Bis endlich der Geist ihr in Freiheit entflohen!
Es hat sich der Leib, übersättigt, den Frieden
Und eigenen Willen (als Streiter!) beschieden.
So mußte das erste Bewußtsein erwachen
Und Pan diesen Einfall gar herzlich belachen!
Warum aber trag ich Verlangen zu rasten,
Und nimmer die Lust, stets nach Nahrung zu tasten?
Das ist, weil die Winde der Erde erkalten
Und nimmer den Sommer und Urwald erhalten,
Das ist, weil wir weiter die Sonne ersehnen
Und ihr unsre Lebenserzwingung entlehnen.
So sind wir dem Urwald entwachsen und haben
Mit blassen und zarten Erinnerungsbildern
Und anderen wachenden, wachsenden Gaben

Des Geistes, sich selber sein Sehen zu schildern,
Versucht, unsre Wüste in Eden zu wandeln,
Um drinnen (vor uns!) nach Gesetzen zu handeln.
Das Heldengefühl ist ein Sprosse der Wildnis,
Das Raubtier bereits dessen Gleichnis und Bildnis,
Denn schleierhaft folgte es erst dem Geruche
Und machte sich stumpf, durch den Staub, auf die
Suche,

Da mußte sein wiedererwundertes Spüren
Durch Fernen zu irdischen Einsichten führen.
Durch Sonnengesetze versprengt und erhalten,
Hat einst die Natur, allseits, vielfach zerspalten,
Auf einmal Bewußtsein und Sehkraft errungen:
Ihr Werk ist ihr herrlich im Raubtier gelungen,
Denn das ist genau auf die Beute gesprungen!

ONatur, du hast harmonisch,
Welt — und urarchitektonisch —
Vor Äonen schon beschlossen,
Daß vollendet und gegossen,
Deine Schöpferhand die Zwänge
Deines Wirkens tief verschlänge,
Um nach ewigen Gesetzen
Das Bewußtsein festzusetzen!
Halleluja! ruf ich heute,
Denk ich an die ferne Stunde,
Da ein Raubtier seine Beute,
Blutend noch aus frischer Wunde,
Als sein Anrecht voll erkannte
Und, sich merkend, wo sie hauste,
Wenn sein Blutdurst neu entbrannte
Und Begierde es durchbrauste,
Dann zurückkam zu der Stelle,

Um zu würgen, was es brauchte:
Denn das war die helle Quelle,
Der des Menschen Geist enttauchte!
Wars ein Vogel, der aus hohen
Sonnenwarten niederschaute,
Der, um Schluchten zu bedrohen,
Freie Felsenhorste baute?
Der zuerst die Sonnenteile
Seiner klugen Seele spürte
Und den Lichtruf seiner Eile
Mit in Wolkenhöhen führte?
Oder war die Sonnenfreiheit
(Schnelle, Höhe, Wesenstrennung,
Diese holde, goldne Dreiheit,
Urbedingung der Erkennung
Der Natur, ihrer Befehle,
Die nun klar zu uns gedrungen),
In der Wüstenräuberseele
Einer Katze so verschlungen,
Daß sie alles dies enthaltend,
Angeschmiegt ans Erdbedürfnis,
Und den Leib danach gestaltend,
Das Bestehen im Zerwürfnis,
Wie die Sonne es geschaffen,
Doch am klarsten möglich machte?
Eingewurzelt und mit Waffen
Ausgestattet, hat die Spinne,
Der Verstand, der just erwachte,
Alle Netze seiner Sinne
Jedenfalls so zart versponnen,
Daß er seiner sich besonnen
Und im Sonnenkrieg gewonnen!
Einerlei, was angefangen!
Tatsache: in uns gelangen
Wir, als Erdenüberseher,

Unserm Innenlichte näher.
Was sich keinen Wunsch gestattet
Und beharren will, ermattet:
Wälder, Fluren werden kleiner,
Doch die Seele klarer, reiner.
Ja, es siegt das Allerfeinste,
Das das kosmische Verhältnis
Der Gestirne bis ins kleinste
In sich birgt, wie ein Behältnis!

Es hebt die Sonne uns in ichbewußte Kreise
Des Weltendaseins, wo sie voll ergänzt,
Durch Erdensinnentäuschung wunderbarerweise,
Ein Sonnenwesen sich erschuf, das engbegrenzt
Und lustberauscht, auf seiner steilen Erdenreise,
In Form besteht und das sein Glaube überglänzt!
Doch sind die Sonne und die Erde nur die Eltern
Von uns beahnten, welterherrschten Sternentstammern:
Das Land empfängt die Lichtbefruchtung in Behältern
Und schöpft dabei den Sternen gleichgewichtge Klammern.
Und läßt der Sonnenüberschwall sich nimmer keltern,
So füllt auch er nur Lücken, in das Sein gefaltet:
Die Weltellipse, die sich stets zu bilden trachtet,
Trägt in sich selbst Millionen Seelen eingeschaltet;
Ein Wesen ist Bewegung, die ein Leib befrachtet:
Ein Ruck ins All, zum Dasein umgestaltet!
Jedoch bevor man unsern Tierkreis voll betrachtet,
Erscheint die Art, die sich aus seiner Ganzheit spaltet.
Die Schlange kann die Rundung fast allein vollenden
Und aus dem Grunde jeden Wechsel überdauern,
Die Natternbrut wird auch wahrhaftig nie verenden,
Sie wird sich, ewig scheu, in gleicher Form zusammen-
kauern,

Die Abschäume, verdichtet noch, als Gift verwenden,
Und was nur ihrem Kreis entragt, damit belauern.
Die Echsenart ist von der Erde fast verschwunden,
Doch lebt sie noch, in Lauf- und Kriechtiere gespaltet;
Der Schleicherleib hat Tagrager aus sich entbunden,
Und was dann blieb, verschlang sich oder ist veraltet;
Nur kleine Echsen sehn wir noch in warmen Sonnen-
stunden

Als Reste einer Tropenwelt, die still erkaltet.
Die Wildlinge der Wälder tragen schlanke Schnelle
Und der Ellipse Stille mit sich fort im Wesen,
Denn die Natur hat sich zu neuer Lebenswelle
Des Sprunges Höhenruck, als Anstoß, auserlesen;
Und Tiere bilden so beim Hüpfen Bogenfälle,
Aus denen andre Richtungsseelen stets genesen.
Was deshalb Hasen, dauernd, zu vollziehn beginnen,
Wird stets von Fuchs und Wolf, im Laufe, fortgetragen,
Und fängt der Aufwärtsschwung an, Geltung zu ge-
winnen,

So rückt im Maulwurf er in untre Lagen:
Im Bären drängt der Tierkreis wiederum nach innen,
Und der kann schwer nur kriechen, klettern, aufwärts-
ragen!

Die Rundvernunft des nächsten Kreises ward im Wesen
Der Wüstenkatze, der ein Sonnensprung gelingt,
Voll Macht erfaßt, und schon im Lauern sind Synthesen
Der spätern Richtungen verknüpft: ein Aufruhr schwingt
Den Satz des Tieres, das soeben still gewesen,
In halben Kurven, daß es knapp aufs Opfer springt.
In andern suchte Pan die Haltung zu erstreben!
Und diesem Trachten wurden Affen angepaßt,
Doch war noch keine Sonnenwürde zu vergeben,
Und so erkletterte der Drang den ersten Ast.
Nun können die Makaken zwar ganz lustig leben,
Ihr Tiergedanke aber ist noch karg gefaßt:

Die Affen trägt ja nur der Anlauf zur Bewegung,
Die majestätisch, schlank, im Menschen weiterschreitet.
Ein Geher aber braucht fatal die Überlegung:
Die Ferne, die er fand, hat seinen Geist erweitert,
Und seht, das Faultier hängt nach unten, nach der
Regung

Der Kreisnatur, die es vom Lichtweg abwärts leitet.
In solchem Stadium aber sind die Erdenleiden
Noch ungereimt und roh in ihrer Formzerhacktheit,
Die Wesen können, halbbewußt, sich nur beneiden.
Die Wüste herrscht in der grotesksten Verzacktheit:
Statt Seelen muß der Wald die Götter rings bekleiden,
Und nur vom Gurt an trotzts noch ihre Wolkennacktheit!

Von Flimmerlüften war das Nebelmeer verschlungen,
Die Täler dampften sonnvergoldet, frei,
Doch alles, was zum Sonnenglück emporgesprungen,
Trug in sich selbst ein Stück der Daseinswüstenei.

Auf hohen Gipfeln fieberten noch Wolkenmassen
Und ragten steil und schroff ins tiefe Blau empor.
Sie schienen alle Erdensehnsucht zu umfassen,
Bis ihre Hochgestalt sich wetternd auch verlor.

Im Sieg des Lichtes wird die Wüstheit lebenstrunken,
Nur dort, wo noch ein Wolkensaum das Land umzog,
Ist manche Wildnis in ein Gletschergrab gesunken,
Das nun ein Geierschwarm, statt Wolkenflaum, umflog.

Was sonnwärts lebte, schloß, zur eigenen Bewahrung,
Die Tierkreise zu einem strengen Beutering,
Doch fehlte bald den Lichterlesensten die Nahrung,
Denn, was sich an sie schloß, blieb dürftig und gering.

Somit verreckten denn die allermeisten Wesen,
Und Licht und Erde trennte nun ein Wüstensaum:
Das Wachstum mußte bald verschrumpfen und verwesen,
Fast astlos blieb der Mutterstamm vom Lebensbaum.

Die Sonnenrückkehrkrone aber mußte bleiben,
Denn Erdenglutsal fand darinnen Unterkunft.
So schien für seine Blüten nur des Baumes Saft zu treiben,
Und bald entduftete die Tugend der Vernunft.

Vernunft ist ein erworbnos Erbstück unsrer Erde,
Das Widersprüche, ja das Licht der Nacht verknüpft!
Sie gibt uns auch das Pathos freier Herzgebärde,
Da ihr Entschluß nun mit ins Schöpfungswalten schlüpft.

Sie muß in sich die eigne Sonnenhöhe messen.
Sie ist der Erde tieferstrebtes Meisterwerk.
Sie trachtet, wirkend ihren Ursprung zu vergessen,
Und aufs Ermeinte richtet sich ihr Augenmerk.

Sie sucht den Kreis, den sie erfaßt, streng abzuschließen.
Der Menschheit Lasternachschub wird von ihr verdammt,
Und wo sie stark ist, kann sie geistig tief genießen,
Da sie asketischer Notwendigkeit entstammt.

So ward, fast eirund, auch des Menschen Hirnverschalung,
Durch dünne Wirbel dann, das Haupt vom Rumpf
getrennt,
Denn nur der Urellipse Teilung und Verstrahlung
Ergeben Weltvernunft und Sonnentemperament.

Des Menschensamen ganz verschieden rasches Schwingen
Gibt künftgen Wesen ihre sonnenfrohe Art,
Wohl muß der Urkeim schon den Sonnenrang bedingen,
Nach dem der Pulsschlag dann den Sonnenrhythmus wahr.

Vernünftige Erkenntnis der geschlechtlichen Erzeugung
Der Nachwüchse ward bald zum letzten Ruck,
Zur Spaltung in Geschlechter: klare Überzeugung
Befreite erst von allen Zwittertumes Druck.

Denn dieses scheute die Vernunft als unnatürlich,
Zumal es immer jung, als Urinstinkt, ersproß;
Doch blieb auch seine Grunderstickung unausführlich,
Da es stets wieder in den Menschen überfloß.

Das Wechseln ward dann für die Menschen vorbehalten
Und die Geschlechtstrennung der Wildnis größter Drang,
In Sonnenmännchen und in Erdweibchen gespalten,
Erfüllt ja schon das Dasein seinen heiligen Zwang.

Nun schürt jedoch die Erde eine Einheitsflamme,
Die die Vernunft zurück in ihre Kreise weist!
Sie treibt und hält sich steil am Daseinsstamme
Und heilt, was die Natur wild auseinanderreißt.

Im Menschengesteir lohen hehre Farnenwälder
Jetzt hoch empor, und was erstorben ist, ersteht.
Das da sind Edens urversprochne Felder:
Ihr Himmel ist vom Meergewimmel übersät!

Dort oben schimmern Goldpolypen, Purpurschlangen,
Und Riesenperlen ruhn in einem Muschelhof,
Nur Dichter können stets nach ihnen sicher langen,
Und immer fühlt ihr Wesen, irgendwo, ein Philosoph.

Beinahe von der Eingeschlechtlichkeit gereinigt,
Da die Vernunft sie unerbittlich von sich stieß,
Bleibt doch der Mensch noch ernst mit der Natur ver-
einigt,

Wie sich die Schöpfung dies vom Vollgeschöpf verhiel.

Pan!

Was du vom Weltall festgehalten
Und dann in Daseinsformen zwangst,
Gabst du, entwickelt und gespalten
In Wesen, die du selbst durchdrangst,
Dem Licht zurück: doch die Gestalten
Der Wälder fühlen, wie du bangst,
Ein Sonnenreich hier zu verwalten,
Und panisch heißt dann ihre Angst!

Drum hast ein Bündel du geschaffen
Und jung vereint, was du geteilt,
Und da gelang dirs, zu erraffen,
Was deinem Banne fast enteilt.
Du überwandest alles Klaffen,
Das rings sich in die Schöpfung keilt,
Du gabst dem Menschen tausend Waffen,
Und kurz, du hast sein Leid geheilt!

Nun sieht der Mensch dein ganzes Wesen
Und wird zum Spiegel deiner Macht.
Du selbst, der nur bedingt gewesen,
Hast dich, in ihm, zum Gott gemacht!
Das was der Mensch nicht aufgelesen,
Ist meistens um sein Recht gebracht,
Und was ihm schadet, soll verwesen,
Da er das Werden mitbewacht!

Gottähnlich sind wir denn geworden,
Denn jeder züchtet und zerstört!
Und mag der Mensch auch plündern, morden,
Wird doch die Ordnung nicht gestört:
Es gibt im Weltall freie Orden,
In die schon die Vernunft gehört,
Und solche, wo die Wut der Horden
Mit Gott geht: gegen Gott empört!

Die Sinne, die uns in die Höhe führen,
Durch die das Licht in unser Innres bricht,
Durch die wir selbst die Sternenwelt berühren,
Durch die das Weltgeräusch zur Seele spricht,

Hat sich der Menschengeist berauscht erweitert!
Das Lied ist seinen Lippen bleich entschäumt.
Ein Bildertraum hat seine Welt erheitert:
Er selbst sich gegen Dünkel aufgebäumt.

So ward die Seele wohl von Sonngewalten
In edlem Gleichgewichte aufgetürmt,
Dann konnte sie den Leib noch umgestalten,
Und Schönheitsfreude hat sie bald durchstürmt.

Nach ihrem Dasein unter Sternenthronen,
Nach Maßen, die dem Körper Stolz verleihn,
Erschuf sie Tempel, wo Gedanken wohnen,
Und lud sich Träume in ihr Innres ein.

Jetzt will die Seele lauter Fesseln sprengen,
Da sie ihr Dasein selber überdacht,
So mag der Geist sich aus den Massen engen,
Denn es gelüstet ihn nach Eigenmacht.

Wohl fühlt die Seele, tief in sich verschluchtet,
Die Jugendsprudel, die das Leben birgt,
Und liebt darum den Fluß, der stumm befruchtet,
Wie sie, durch Überschwemmung, Gutes wirkt.

Ein Brunststurm, der die Wildnis jäh belebte,
Kam stets als breiter Uferstrom heran,
Und ward, als es ein stilles Sein erstrebte,
Zum Geist, der frei die Welt begreifen kann!

Ist es Erinnerung, ist es ein Hoffen,
Wenn du in Wolken Welttragödien liest?
Steht noch ein Sonnenreich dem Menschen offen,
Ein Tag, wo jeder Strom zum Lichte fließt?

Die Götter werden zwar in uns geboren,
Doch etwas gibt es, das durch sie geschieht:
Sie werden erst als Seelenhalt erkoren,
Wenn man sie hoch über sich selber sieht!

Als sich die Seele ihren Körper angegossen,
Da trieb sie Wanderlust stets tiefer in den Wald,
Denn ihrer Tage Einsamkeit hat sie verdrossen,
Und Weiterschreiten ist des Menschen Grundgewalt!

Doch hat im Weibe sich die Freude ihm erschlossen,
In ihr fand jede Sehnsucht ihren Aufenthalt:
In ihren Armen hat der Mann die Welt genossen,
Und auch der Wald hat bald von Liedern widerhallt.

Doch bleibt das Vorwärtsgehn des Herrschens Urbe-
dingung.

Was fliegt und klettert, fällt zurück zum selben Fleck:
Den Wanderer jedoch verlangts nach Weltbezwingung,
Und kühn kürzt er den Weg durch Buschwerk und
Geheck.

Beim Bergersteigen träumt sein Geist von Machter-
ringung,

Und tausend Blöcke räumt sein Fuß behende weg:
Des Meeres Anblick bringt sein ganzes Sein in Schwin-
gung,

Und selbst den Wogen trotzt sein Wollen froh und keck.

Im Wanderer ist ein andrer Welttag aufgegangen.
Nun trug die Urvernunft ihn schon in ihren Kreis,
Floß doch, seit langer Zeit, ein irdisches Verlangen
Nach unserm Weltverstand in jedes Sonnenreis.

Was blüht, entblättert lieber, als am Baum zu hangen,
Denn seine Icherfüllung ist ein Lichtgeheiß!
Das ganze Leben webt und bebt aus Todesbängen
Und Sehnsucht nach dem Überwinterer im Eis.

Der Jünglingsmensch war übergücklich, als er fühlte:
Ich trage zartverknüpft das Weltall im Verstand;
Er wußte nur, wieviel sein Lichtgefühl bespülte,
Und daß er holden Sonnenstolz in sich empfand!

Und was aus seinem Innern sich zur Klarheit wühlte,
Fand stets in der Erinnerung ruhigen Bestand,
Und wenn er sich im Wald mit seinem Weibe kühlte,
Was er auch tat, Erfahrung ging ihm sanft zur Hand!

Am liebsten blickte seine Seele in die Ferne,
Und einer Tiefe Widerspiel war ihm die Nacht:
Er wählte, zählte oben seine Lieblingssterne
Und hat die ruhigen zu Freunden sich gemacht.

Doch einen goldnen sah er ganz besonders gerne,
Denn stets hat der vom gleichen Fleck ihn angelacht:
Er wollte, daß sein Weib zum gleichen Lichte lerne,
Und da ist beider Treue hold und voll erwacht.

Er schwor, sein Leben wie die Sterne einzurichten:
Wie er sie wiederfand, nach langer trüber Zeit,
Wenn sich der Himmel langsam anfang aufzulichten,
So käm auch er zurück, ging er auch noch so weit.

Er wollte sich mit einem Eid dazu verpflichten,
Daß er für ewig einem Weibe sich geweiht,
Und mochte, Sternen gleich, ein Wimmeln sich verdichten,
Er wußte fest: er hatte sie allein gefreit!

Dann sang er auch ein Lied, voll klarem Weltempfinden,
Und das sich dennoch nach dem Traum zurückgeseht:
»Ich werde dich durch Sternenhilfe wiederfinden,
Wann immer ihr mich auch im Wald verschollen wähnt.

Du kannst aus meinem Banne nimmermehr entschwinden:
Denn sieh! der Himmel, der sich über Gipfeln dehnt,
Bestimmt, daß sich nur Herzerkorene verbinden:
Und sieh! mit uns wurden wir beide hold belehnt.

O horch, wie stolz die Welt auf sichern Wegen schreitet,
Wie Hohes strahlt und sich an seinem Glanz erfreut!
Hold ist die Macht, die ganze Lichtfamilien leitet,
Denn dort gehört man sich, ist man auch weit verstreut!

Durch tiefe Flammen wird die Liebe hoch verbreitet,
Doch auch die Treue sei uns streng gebeut,
Und wer gehorcht, folgt einem Gott, der für ihn streitet,
Selbst die Vernunft ist Demut, die uns nie gereut!

Der Sterne stillster soll die Wege uns erhellen!
Er scheint von allen der geliebteste zu sein,
Da sich des Nachts die andern traut um ihn gesellen,
Und hoch und hold auch mancher Stern mit schönern
Schein.

Selbst Sterne, die sich morgens in die Tiefe schnellen,
Umschwirren noch, in weitem Kreis, ihr Sternelein!
Drum führ es mich aus Wildnis stets zu jenen Stellen,
Wo ich dich finden werde: heiter und allein.«

Erfreut durch sein Erfassen hoher Sternenwege,
Schrift nun der Mensch dem Nordstern zu, in kühler Nacht:
Als ob ihm gar an unsern Sonnenrätseln läge,
Hat ihn ein Tagmarsch meistens westwärts fortgebracht.

Wars doch, als ob sich Neugier plötzlich in ihm rege,
Den Sonnentod zu sehn in hehrer Abendpracht:
So ging und zog er stets nordwestlich in die Schräge,
Denn das verlangte seiner Ahnung tiefste Macht.

Als sich im Menschen jener goldnen Zeiten
Der Wesen Lichtpflanzung langsam geklärt,
Als er erkannt, wie Menschen sich verbreiten,
Daß die Natur uns Schöpferkraft gewährt,
Bekamen Männer Lust und Mut zum Streiten,
Denn jeder faßte, daß er Macht begehrt!

Er wollte Wald und Wild und Wetter trotzen
Und hat sich mancher Waffe schlaue bemächtigt,
Die Tiere schienen tatlos zu schmarotzen,
Und bloß die Menschenseele lichtberechtigt:
Und sah sie irgendwo ein Schreckbild glotzen,
So war das Pan, der in den Wäldern nächtigt!

Dann drang der Mensch mit starken Achsenhieben
Vom Orte fort, wo er sein Beil gezimmert,
Und wo er nachts mit seinem Weib geblieben,
Hat stets ein Feuer durch den Wald geschimmert,
Sein Flackern hat fast jedes Tier vertrieben,
Nur wenige haben um den Herd gewimmert.

Einst wollte er die Wildnis blind zerstören
Und alle Tiere, die er antraf, töten!

Wohl schien ihn Zeugungsfeuer zu betören,
Ja, Flammen sollten seine Pfade röten,
Die Götter seinen Menschenwillen hören,
Er hoffte, daß ihm Gluten Mittel böten!

Ganz plötzlich wollte er den Wald entzünden,
Der östlich sich, weit über Höhen, dehnte,
Da stieg jedoch die Furcht aus Seelenschlünden
So jäh empor, daß er sich doppelt wähnte:
Er bebte schrecklich vor den künftgen Sünden
Und fühlte doch, daß er sich danach sehnte!

Da sang der Mann dem Weib von Sonnenplänen:
Es sollte nichts von seiner Ohnmacht ahnen,
Und in dem Lied erfüllte sich das Sehnen
Nach hohen, urempfundnen Sonnenbahnen:
Das Weib jedoch wollte an ihn sich lehnen,
Um ihn zurück zum Erdenglück zu mahnen!

Es war einmal. Der Wald stand halb entblättert,
Und Gold hat sich in alles eingewoben,
Die Vögel aber haben noch geschmettert,
Sie konnten nie genug die Sonne loben!

So klangen ringsum Herbsthymnen der Halden,
Der Jubel, der sich frei zum Lichte schnellte,
Entrang sich auch dem Herzen eines Skalden,
Zu dem sich liedberückt sein Weib gesellte.

Er sang, was er im Wald allein erfahren,
Als er nach Beute und nach Träumen schweifte:
»Ich war so ernst und glücklich, zu gewahren,
Wie alles urverwundert sproß und reifte.

Ich sah, wie Tiere sich ihr Weibchen suchten,
Und Eltern an den Jungen sich erfreuten,
Die sie mit Futter sanft und oft besuchten,
Und etwas Großes muß das wohl bedeuten!

Mein Stolz ward still im Walde überwunden,
Ein frühes Glück erschloß sich meiner Seele,
Ich habe andrer Freuden mitempfunden
Und tat, was meiner Welt das Herz vermähle.

Ich liebte Vögel, die in Rinden schabten
Und Würmlein einem harten Stamm entnahmen
Und dann mit ihnen lieb die Jungen labten:
Und ihre Sanftheit konnte nicht erlahmen!

Am Boden lag ein Wurzelstrunk mit Rinde.
Ich hob ihn auf, ihn meinem Weib zu bringen.
Er glich fast einem Tier mit Schwanzgewinde
Und Flügeln, um sich lustig aufzuschwingen.

Ich habe rasch den Knopf vom vordern Knoten
Zu einer Art von Tierkopf umgestaltet,
Dann machte ich wie Krallen zu den Pfoten,
Und kurz: ich habe lauter Kunst entfaltet.

Die Arbeit ward von Vogelsang begleitet,
Und auch der Wunsch half, sie dann wegzuschenken,
Die Sehnsucht hat zum Traume sich geweitet,
Und plötzlich fing ich an, gar viel zu denken!

Auf einmal ward ich wie von Angst beschlichen:
Es schien mein Werk die Vögel anzuziehen!
Sie kamen, sind nicht bang von mir gewichen:
Ward meinem Wirken Zauberkraft verliehen?

Hab ich vielleicht mein Lied in Holz gesungen?
Wer weiß, ob der Gesang mein Werk beseelte!
Was für ein Wunderding ist mir gelungen,
Als ich mein Tier aus einer Wurzel schälte?

Dann trieb mich plötzlich Sehnsucht heim zum Weibe:
Mir war die Wehmut schwer allein zu tragen;
Doch stand noch über mir die Sonnenscheibe,
Und Sterne können bloß die Pfade sagen.

Ich hörte, wie im Fieber, ringsum Lieder:
Mir kams, als wogte Sehnsucht durchs Gefilde,
Die Luft durchschwirrten Blüten und Gefieder,
Und nie noch war das Licht so hold und milde.

Wie sollte ich den Wunderwald verlassen?
Ich war so ganz im Banne seiner Geister!
Wie sollt ich mich in Form und Worte fassen:
Ich war ja nimmer meines Geistes Meister!

Da schiens, daß Lichter sich zu schwirren mühten,
Weil unsre Wildnis junge Sehnsucht hegte:
Da wars, als ob ein Wirbelwind rings Blüten
Und Federn lustig durcheinanderfegte.

Wohl dacht ich mir: Ihr fahlen Flackerscheine,
Was macht ihr da? Ihr trachtet euch zu fassen!
Ihr lacht und ihr liebäugelt im Vereine,
Und schließlich müßt ihr bald des Nachts erblassen.

Doch bleibt, ihr freut mich recht, ihr flinken Lichter!
Ihr wollt und dürft nicht jäh wie ich entweichen:
Ihr macht mich auf die Heimkehr noch erpichter,
Auch ich mag, was ich liebe, bald erreichen!

Ach, wenn ihr mir im Wald die Richtung zeigtet,
Aus der mir Sehnsucht bang entgegenzittert,
Wenn ihr emporstieg und euch dorthin neigtet,
Wo ihr mein Weib im stillen Walde wittert!

Wie seid ihr Sonnenblättchen doch so lose,
Oft scheint ihr, gar erwartungsvoll, zu gleißen,
Dann wieder glaube ich, ihr ruht im Moose!
Doch nein, ihr wollt zu fliegen euch befleißn!

Ich griff nach einem Licht, das gleich erzuckte!
Es war bestimmt bereits ein Tier mit Flügeln:
Ich fühlte, daß ein andres mich beguckte,
Und meine Neugier war nicht mehr zu zügeln.

Ich streichelte, was meine Hand umfaßte,
Und fühlte schon in ihr ein warmes Wogen,
Und wie ich auf ein Gurren staunend paßte,
Ist plötzlich eine Taube mir entflogen.

Ich sah mich um, und dunkel ward die Lichtung.
Die Lichter waren fort und schon verschwunden.
Ich aber wußte ihres Fluges Richtung
Und habe, ihnen nach, mein Weib gefunden!«

Wie oft mußte das erste Menschenpaar erstaunen!
Ihm widerlegte täglich eine jüngere Gewahrung,
Was sich schon mächtig eingeprägt hat als Erfahrung:
Es hatten Waldgötter wahrhaftig eigne Launen!

Oft kamen Tiere, die man sonst im Herbst gesehen,
Auf einmal, rudelweise, schon zu milden Zeiten,
Und scheinbar wollten sie das Wanderpaar begleiten,
Doch zögernd nur, ganz nahe, zu den Menschen gehen.

Wohl waren diese Tiere früher gar gefährlich,
Man mußte sie durch Feuer und Geschrei verscheuchen
Und hörte sie das Sturmgeheul der Nacht durchkeuchen:
Auch ihre Hungerblicke funkelten begehrlieh.

Nun hatten sie die Angst vor Feuer überwunden,
Denn sie beschnupperten sogar des Menschen Herde:
Sie legten sich daneben — oftmals — still zur Erde
Und wedelten, um ihre Freude zu bekunden.

Der Mensch gewöhnte sich gar rasch an die Begleitung,
Zumal das Weib wollte die Tiere nimmer missen,
Und keines fürchtete sich mehr vor Hundebissen,
Ja, oftmals folgten sie, beim Jagen, ihrer Leitung.

Bald fand das Paar der Tiere Spiele recht ergötzlich,
Beim Laufen sah es sie, vor Hast, sich überstürzen,
Und kurz, sie halfen düstre Wegstunden verkürzen:
So zog man weiter, bis an einem Abend plötzlich — —

Die große Wüste sich vor Menschengen zeigte!
Die große Öde schien bedeckt mit roten Rosen:
Ein Blütenmeer war das, wo Pollenwirbel tosen,
Das Weltende, wo sich der Himmel wirklich neigte.

Wohl stand dort eine Goldwand, die das Land umsäumte.
Der Sonne aber griffen Landarme entgegen,
Und diese wehrte sich mit einem Strahlenregen:
Wars doch, als ob sich Licht gegen die Dämmerung bäumte!

Die Sonne warf noch vollen, goldnen Abendpollen,
So weit sie konnte, sterbend, in die Himmelsferne;
Und bald erkeimte sie, denn schon erglommen Sterne,
Um morgen wieder einen Sonntag aufzurollen.

Der Mensch mußte den Atem anhalten und glaubte!
Die Reise durfte er nicht einmal unterbrechen.
Das wußte er. Wie gerne mochte er von Plänen sprechen!
Wie bloß das Weib in Angst kein Hinhalten erlaubte!

Lang schmiegte sichs an seines Mannes starke Glieder,
Die Seele war geblendeter als seine Augen:
Nur glaubten beide, kaum fürs neue Land zu taugen,
Und sanken müde, einen Gott im Innern, nieder!

Ein Wildbach kam von einem fernen Gletscher.
Laut jubelnd, sprang er über manche Wand.
Die Menschen lauschten auf sein Schaumgeplätscher
Und sahn, wie er im Wüstensand verschwand.

»Bevor die langen Schatten sich verbreiten,«
Begann der Mann zu seinem holden Weib,
»Ists mir geboten, durch den Strom zu schreiten,
Da ich im Walde nimmer gern verbleib.«

Da warf die Frau sich selber in die Fluten,
Wo sich ein Goldbad über sie ergoß,
Denn langsam starben schon die Abendgluten,
Und selbst ihr letztes Atemrot verfloß.

Die Braut jedoch erfreute sich am Bade:
Sie tauchte unter, schnellte rasch empor.
Wie Flechten reichte ihr das Naß zur Wade,
Um ihre Schenkel flimmerte ein Flor.

Bis ganz herab zum grünen Rande,
Wo sie in kühlen Schäumen lachend stand,
Verschwand sie halb in einem Schaumgewande,
Und jeden Reiz verwandte sie gewandt.

Der Schleier, der sie brausend hell umschmiegte,
War tief von Sprudelglut durchbebt,
Und wie sie ihren Leib mit Anmut wiegte,
Hat sie das Funkelspiel stets neu belebt.

Sie ließ das Gold nach ihrem Wunsche fallen.
Rubine träufelten auf ihre Hand.
Dem Manne hat das goldne Bild gefallen,
Er trug den Eindruck fort ins andre Land!

Dann blieb er drüben oftmals stumm und traurig
Und sagte nie, warum er schweigsam war,
Doch herzenstief ward ihm so kalt und schaurig,
Oft träumte ihm von goldnem Frauenhaar.

Die Purpursonne war schon tief hinabgesunken,
Und dunkle Schatten schwankten nun den Fluß
entlang,
Schon glühten hoch die allerschönsten Himmelsfunken,
Und da begann das Weib: »Der Abend macht mir bang.

Mir ists, als ob ich aus dem Traumlande entflöhe!
Ich liebte es: mein trautes Glück ist dort erwacht,
Doch in der Wüste greifen Arme in die Höhe,
Als wäre noch ihr schwerstes Tagwerk nicht vollbracht!

Sie müssen wohl die holden Sterne noch entzünden,
Und ach, sie fallen übermüdet schon zurück:
O, würden Mond und Sterne jetzt die Nacht verkünden,
Wie freut ich mich an ihrem großen Kinderglück!«

Dann nahm der Mann sein Weib am Arm und trugs hinüber,
Er watete mit festem Schritt, im raschen Fluß:

Die Schatten wurden hurtig immer trüber,
Und ohne Willen gab sie ihm den ersten Kuß.

Da fielen nun des Weibes dunkelschwarze Haare
Dem Manne über seine Schultern weich herab;
So wuchs der Mut, der Wanderwunsch im Paare:
Da eines stets dem andern, was es fühlte, gab.

Als sie den Wüstenuferrand beinah erreichten,
Versank sein Fuß noch tief in Moos und Tang,
Und einge letzte Strahlen, die nun auch erbleichten,
Vergoldeten noch leicht die Spur vom schweren Gang.

Am Ufer wuchsen schattenbleiche, blaue Blüten.
Das Weib hätte sie gern, zum Schmücken, abgepflückt,
Doch wollt er das, bei ihrer Ankunft, keusch verhüten,
Und fast behutsam hat er sich durchs Feld gedrückt.

Kaum hatten sie der Wüste Blütensaum durchschritten,
Als jedes sich, erschlaft, im Sande niederwarf,
Dann sprach der Mann: »Das Pflücken hab ich nicht
gelitten,
Da niemand seinen kleinen Wünschen folgen darf!

Die Welt birgt weniger Gefahr als unser Wesen,
Drum bleiben wir vor unsern Feinden auf der Hut:
Ich weiß nicht, hättest du die Blüten aufgelesen,
So glaub ich, hätten wir nicht friedlich ausgeruht!

Vielleicht umhüllen diese blauen Blumen Lichter,
Die nachts, am Moorrande, zum Flammenreigen ziehn.
Du sahst sie doch im Wald, an manchem Wasser-
trichter?

Sie locken, haschen sich, um plötzlich zu entfliehn!

Ach, würden sie des Nachts in deinem Haar erglänzen,
So trieben sie mich wohl von deinem Herzen fort,
Denn huschten, schwirrten sie um dich, in irren Tänzen,
So lockten sie mich noch, wer weiß, an welchen Ort.

Du würdest meinen Armen immer mehr entweichen,
Du wärest meinem stärksten Willen bald entrückt:
Mein Weib, ich könnte dich dann nirgends mehr erreichen,
Und du verschwändest mit dem Lichte, das dich schmückt!

So leg dich nun zu mir, in trauter Seelenstille,
Und warte sanft auf deinen ersten Wüstentraum.
So schlummre denn, nach innen schaue die Pupille:
Drum gute Nacht! Dein warmes Atmen fühl ich kaum —

Den Würmchenglanz, der deine Haare grün besternte,
Vermiß ich leicht — denn Sterne sind in uns erwacht —
— Ja, bald erkeimt, ersprießt in dir des Gutseins größte
Ernte —

Und wir lustwandeln nun in dunkler Traumesnacht!«

Als morgens Mann und Weib im Wüstensand erwachten,
Betrachteten sie rings die Welt und blieben stumm.
Das war, weil sie ihr Träumen langsam überdachten,
Dann blickten sie sich an und wieder schüchtern um.

Doch endlich sprach der Mann zu seinem teuren Weibe:
»Wir sind in dieser Wüste völlig ungewandt,
Drum merke dir, wie ich es mit den Tieren treibe,
Und lerne selbst ihr buntes Leben hier im Sand.

Sie herrschen da und würden sich am Menschen rächen,
Versuchte er in ihrem angestammten Reich,

Was lange schon besteht, aus Übermut zu brechen:
Und geht es an, behandle sie auch Freunden gleich!«

Sie brachen auf. Von voller Wanderlust getrieben,
Verfolgten sie den Fluß auf seinem Wüstenlauf.
Der Urwald ist im Osten weit zurückgeblieben
Und tauchte später, in den Träumen, wieder auf.

Ja, eine innre Wildnis bäumte sich und schäumte
Im Menschen dann empor, die niemals er gekannt,
Denn wenn die Seele voll von Urverlangen träumte,
Erwuchs ein Wald in ihr, den sie sonst kaum empfand.

Nun mußte tausendfach im Menschen sich verbinden,
Was einst, in seinem Walde, einzeln, aufgeragt:
Wohl sollte alles sich in ihm bewußt empfinden,
Was schon auf Erden sich erfaßt hat und getagt.

Als Felsenfinger Wälder immer mehr umkrallten,
Ist auch der Tiere Lenzlust langsam eingeschrumpft:
Im Menschen aber ward der Sonnenflug erhalten,
Und seine Fühlung mit der Erde abgestumpft.

Der Sonnenwechsel blieb dem Herzen vorbehalten,
Als langsam, was ihm trotzte, starr ward, starb.
Der Menscheng Geist sollte das Sonnenreich verwalten,
Das ihm die Abstammung von Sternen her erwarb.

Denn wir sind hier das älteste Geschlecht auf Erden,
Vom Seelenurgefückel wunderbar erhellt:
Wir änderten die Haltung, manche Trutzgebärde,
Doch hüten wir das tiefste Feuer in der Welt.

Die Seelen haben sich der Umwelt fast entkleidet
Und nehmen nur die Samenkräfte lichtwärts mit:

Der Urwald aber und was drinnen weiterleidet,
Macht, wenn es hinstürzt, traurig seinen Todesschritt.

Doch hat der Mensch der Wesen Ihmkunft schroff durch-
brochen?

Ist er in freie Kreise jählings aufgeschnellt?

Wird er von keinen Kletten seines Seins umkrochen?

Ob sich vom Menschen Überwundenes erhält?

Die hohe Sonneneigenheit der frühen Ahnen
Fiel tränenreich in unsern Schlummerkreis zurück:
Gesittet werden heißt, sich Urwaldpfade bahnen,
Wie Baumrausch doch umseligts uns in jüngstem Glück.

Gar traurig zog der frühe Mann mit seinem Weibe,
Durch Ginster und durch Sand, im wüsten Lande ein,
Es dachte erst, daß er die Tiere rings vertreibe,
Und ach, da fühlten beide sich so sehr allein!

Sie dachten kaum ein Wanderjahr zu überleben.
Doch keinem fiel die Heimkehr ein, kaum eine Rast,
Die Seele will, wenn sie zerschmerzen muß, zum Lichte
streben,
Und so geschiehts, wenn sie auch kaum ihr Tun erfaßt.

Als einst das Paar durch Sturm und Nacht dahingezogen
Und ostwärts blickte, ob die Welt sich dort erhellt,
Ist vorher wohl ein Hund um einen Fels gebogen
Und hat sich wedelnd zu den Wanderern gesellt.

Wie ist das Tier und auch der Mensch beglückt erzittert!
Ein Wesensteil von ihm hat seine Spur erkannt,

Der Hund, sein Anhang an den Wald, hat ihn gewittert
Und ist ihm stracks, durch Staub und Hitze, nach-
gerannt.

Als bald darauf das Paar einmal im Staub geschlendert
Und stille auf sich selbst und in das Licht geblickt,
Begann der Mann: »Wenn unser Wandern sich nicht
ändert
Und keine Wüstengottheit Rettungsboten schickt,

So sind wir beiden Menschen und der Hund verloren,
Denn unsre Glieder schlottern schon blaß abgezehrt.
Vielleicht hat gegen uns ein Dämon sich verschworen,
Denn unser Gang durch Sand wird noch durch Durst
erschwert!«

Drauf sprach das Weib zu ihm: »Zwar bin ich arg
verdrossen,
Denn ich verschmachte fast im sonnenheißen Staub,
Viel Tränen habe ich im Traumestal vergossen,
Doch glaube ich, wir sind für Wüstenstimmen taub.

Vernahmst du nicht das Wiehern unbekannter Tiere?
Sie hetzten öfters schon um unsern Lagerplatz:
Daß sie das Herz nicht mehr aus meinem Blick verliere,
Bemerkst du eins, so schwing dich drauf mit kühnem
Satz!«

Des Weibes Rede hat den Mann zur Tat begeistert,
Denn einmal sprang er rauschhaft auf ein schlankes Roß,
Bald hat er auch ein weißes für sein Weib gemeistert,
Und nun war unser Pferd der Menschen Marschgenoß.

Von nun an spähten beide, auf der Wüstenreise,
Nach Tieren, die vielleicht ein Gott für sie bestimmt,

Da sahn sie einige, die wurden seltnerweise
Durch ihre Nähe weder ängstlich noch ergrimmt.

Die Menschen und die Tiere blieben lang verwundet,
Dann kam ein Weibchen, ohne Scheu, ans Weib heran:
Da nichts geschah, erschienen langsam viele hundert,
Und schließlich nahten einige dem Mann.

Dem Weib gefielen bald die vollen Ziegeneuter,
Und drauf entnahm sein Wunsch auch Tiere ihrer Schar:
Der Mensch jedoch wurde nun kühn zum Welterbeuter,
Denn auch aus kahlem Land schwand langsam die
Gefahr!

So wurden Wesen fast zu wandelnden Oasen;
In Triften, wo kein Mensch den Schritt hineingewagt,
Vermochten sie das karge Futter abzugrasen,
Und haben nie dem Menschen ihre Milch versagt.

Die Wüste hat bald schon von Menschen gewimmelt,
Die Wildnis sich waldwärts Verträumter bemächtigt,
Das Licht und die Geistigkeit wurden verhimmelt,
Das Leben jedoch mit Gespenstern geträchtigt.

So mußte der Urwald sich wiedergebären,
Um Blüten der Erdglut dem Lichte zu spenden,
Der Mensch aber sollte der Üppigkeit wehren,
Um edel sein irdisches Werk zu vollenden.

Er suchte den Zwist der Gefühle zu fassen,
Durch Hymnen den Schwung seiner Seele zu fördern,
Er trachtete Laster und Schwächen zu hassen,
Denn tief in sich selbst traf er Blicke von Mördern!

Bald mußten die Sänger am Liede erkranken,
Denn tief liegt bei Dichtungen Gram auf der Lauer:
Die Wehmut beginnt sanft den Wunsch zu umranken,
Und Lieder des Glaubens sind Lieder der Trauer.

O Menschheit, wie bist du mit Rätseln geschwängert!
Du steigst, denn du hast dich zu klimmen gezwungen:
Doch da unser Lichtflug sich herzher verlängert,
So bleibt deine Seele von Ruhe durchdrungen.

Man geht eine Strecke und sieht seine Ziele,
Dann stirbst du und läßt deine Pfade den andern,
Denn groß ist die Tragik im Wechsel der Spiele:
Was da ist, vergeht, und was nicht ist, wird wandern!

Wir ordnen das Dasein nach eigenen Rhythmen,
Die Zucht ist der Geisteskraft erste Bedingung.
Jetzt soll sich die Seele dem Seelenlicht widmen,
Denn Leben ist Dauer der Triebebeziehung.

Das Licht hat uns ragende Höhe beschieden,
Und wird unserm Wesen sein Reichtum entzogen,
So siehtet das Herz seinen seligen Frieden,
Um den aber wird kein Gewissen betrogen.

Versucht der Gedanke, dem Leib zu enteilen,
So schmiegen sich Wünsche ans Seelenbedürfnis,
Auch hier gibt es Wälder, zu holdem Verweilen,
Doch wehe, erfaßt du dabei dein Zerwürfnis!

Der eifernde Geist braucht den Urwald der Seelen,
Denn da kann, was ist, sich zum Urwust entscheiden,
Der Schwächling mag feig seine Sterblichkeit wählen,
Wer Ewigkeit will, sich mit Flammen bekleiden!

Wir folgen der Sonne zu höchster Bestimmung.
Sie gibt die Gesetze und übt sie mit Strenge.
Sie schenkt uns die Gunst edler Rassenerklimmung
Und lichtet der Wildnis beseelende Enge!

Der Verstand ist Mann und Wüstenkönig
Und begreift das Leben fast im Sprung:
Irrte er beim kühnen Satz ein wenig,
Wagt er kaum noch einen andern Schwung.

Er verfolgt die tiefsten Rätsel lauernd,
Grübelt, müht und quält sich suchend ab.
Bückt sich, beugt sich nicht, und selbst erschauernd,
Bleibt, wer forschen kann, bedacht und knapp!

Des Verstandes Jagden sind verwegen,
Und er sucht noch schärfer als der Aar,
Schöpfer werden oft durch ihn verlegen,
Denn sein Urteil ist vernichtend klar.

Grausam spielt er gerne mit der Beute,
Neigt besonders stark zu Spott und List,
Und nur darum achten ihn die Leute,
Nicht, weil er den Weltenraum durchmißt!

Denkt und überlegt er lang und reiflich,
So zerstört er schließlich jeden Wert,
Mystik scheint ihm schal und unbegreiflich,
Und der Zufall wird von ihm gelehrt.

Kunst und Glauben werden bald verschwinden,
Wo der Wüstenkönig herrscht und jagt,
Er verneint das stille Gottempfinden,
Das verklärend im Gemüte tagt.

O Weib, was mußttest du am Wüstenweg erdulden,
Du schmiegtest dich ans eigne räthelhafte Sein,
Gleich dunklen Winterwolken in verschloßnen Mulden,
Sank schwerer Kummer leise in dein Wesen ein.

Du Sonnentochter bleibst den Erdenwünschen günstig,
Dein Fühlen ist verzweigt und Freuden zugeneigt,
Der Lenz, der uns durchzieht, ist blütenreich und brünstig,
Und glücklich, wenn im Weib ein Urwald jung entsteigt.

In dieser Wildnis will, was sich besaß, umfassen,
Da wirft sich Längstverschwundnes Liebesblicke zu,
Da überspringt der Frühling Zucht und Rang der Rassen,
Und was sich rasch gefällt, umschlingt sich auch im Nu.

Das Weib hat uns die Seelenweichheit hold gerettet,
Da sichs aus Sanftheit unserm Lichtgeheiß gefügt;
Es hat die Lust mit der Enthaltung zart verkettet,
Und diesem Widerspruch, durch seine Scham, genügt.

Sanft trägt das Weib in sich die Seelenmacht verschlossen,
Sein Unerklärbares bewältigt kein Verstand,
Doch kann ihm eine Geistesschöpfung kaum entsprossen,
Denn alles sucht im Weib den inneren Bestand.

Ihr Seelen, haltet euch in trauter Lust umfassen:
Was ihr an Güte habt, das legt in euren Kuß!
Entzündete die Keuschheit früher eure Wangen,
So glüht auch euer Glück nun einen Seelenguß.

O Weib, so nimm den Mann! Du darfst ihn ganz um-
schlingen,
Denn seine Wurzeln dringen schon in deinen Schoß.

So lasse seinen Schmerz um dich in Lust verklingen,
Und halte nur sein Glück, als deines Kindes Los!

Ihr Seelen, schöpft nun Atem, da ihr Leben wittert!
O Weib, die Fruchtbarkeit und du, ihr habt gesiegt:
Der Mann ist dein, du bist ja ganz von ihm durchzittert,
Da jeder Wunsch aus ihm in dich hinüberfliegt.

O Seelen, haltet euch in Seligkeit umfassen:
So falle, müde, jedes Sein ins andre Sein.
Ihr müßt in Zukunft immer aneinander hangen,
So schlummert nun, denn eure Küsse schlafen ein.

Wie still es ist. Wo sind der Seele tiefe Stürme?
Sie gleicht dem Meere, das die Flut zur Ruhe bringt,
Mir ists, als ob sie Leben, wie die See beschirme,
Sie kühlt und schützt die Lenznatur, die sie umschlingt.

Dann scheint dirs auch, als sei die See die Erdenseele,
Die Schrecknis mildernd eigner Friedlichkeit entflieht:
Sie wällt empor, damit sich Liebendes vermähle,
Und alle Angst verweht, wo sie durchs Welttal zieht.

O See, o See, so habe doch mit uns Erbarmen!
So sieh den Wüstenabgrund, der im Menschen gähnt,
Du Seelenmilde, nimm uns auf mit offenen Armen,
Bestürme uns, bis unsre Seele ihren Urgrund wäht.

Wenn wir, verborgen, uns nach stillen Fluren sehnen,
Wo sich das Sonnen-Ich in stummer Nacht vergißt,
So flüchten die Gefühle schon, als Licht der Tränen,
In jenes andre Land, wo jedes Leid erlischt.

O See, o See, du schenkst als Wolke dich der Wüste
Und forderst Tränen aus des Mannes Felsenbrust,
O See, als dich der Mensch zum erstenmal begrüßte,
War seine Seele ihrer Ewigkeit bewußt!

Des Weibes Seele ist ein tiefer Bronnen,
Der klar und rein dem Mann entgegenstrahlt,
Und wenn sich Glücksgefühle drinnen sonnen,
Erwacht des Wassers stille Schreckgewalt.

Du siehst die Freude, die das Weib uns spiegelt,
Doch nicht das eitle, lauernde Geschlecht:
Ein Wirbel wird vom Grunde aufgewiegelt,
Es schwindelt uns, wir sind zu Tod geschwächt.

Es rächen sich in dir die leergelebten Tiefen,
Ihr Ekel gähnt uns aus dem Weib empor,
Die Tiergespenster, die verkettet schliefen,
Belecken sich und kriechen aus dem Venustor.

Doch nein! Hinweg mit diesen Marterträumen,
Das ist ein Augenblick, — der Ehre Tod, —
Ein anderer genügt, um aufzuräumen,
Gespenster folgen jedem Kraftgebot.

O, steigt der Mann mit seinem Weib hernieder,
Und tauchen sie ins große Seelenmeer,
So senkt der einzelne die keuschen Lider,
Und Urgefühle walten stumm und hehr.

Die Schöpfung zittert tief in sich zusammen!
Der Mann, sein Weib: ein junges Weltgewicht,
Versinken in der Nacht, der sie entstammen,
Und bringen dann für uns ein Kind ans Licht.

O Mann und Weib, die Schrecken könnt ihr überwinden,
Die aus dem Urwald ihr in euch verpflanzt:
Ihr wißt ja Seelen tausendfältig zu verbinden,
Denn ihr begeistert euch, wenn ihr im Reigen tanzt!

Ein Wollustwunsch scheint eure Arme auszustrecken,
Und wo ein Finger einen andern nur berührt,
Vermag der Tanz ein eignes Lustgefühl zu wecken,
Das man im ganzen Leibe, wie ein Fiebern, spürt.

Gar schön habt ihr erfaßt, was euch zum Tanz gezwungen,
Denn wenn ihr euch, beim Reigen, Lieblingsblumen reicht,
So ist ein wahres Lenzgefühl in euch entsprungen:
Doch bleibt euch bloß sein Rausch, und es entblättert
leicht.

Oft will sich nur ein Übermut aus euch ergießen,
Doch wird ein Reigen auch zum ernstesten Opfertanz!
Dann soll der Seelenrausch nur paarweis überfließen,
Denn gläubige Seelen schenken sich einander ganz.

Beim Reigen scheint die Wollust oftmals auszutoben,
Doch für das Leben trifft dann eine freie Wahl!
Ihr zeigt beim Tanz, wie ihr euch seelenschlank erhoben,
Und dann verschenkt den eignen Lenz mit einemmal!

O Mann und Weib, habt ihr euch traut und wahr ver-
standen,
Durchsorgt kein Zweifel euch, den ihr noch klug versteckt,
Verbürgt ein Herz dem Herzen sich, mit Strahlenbanden,
So falle das Gewand, das euren Leib bedeckt.

Sind eure Wesen voll von Sehnsucht und Verlangen,
So bleibt ihr euch gar lang ein junges, neues Paar,
Ein Weib kann alles, was im Gatten glüht, empfangen:
Gebt eure Überfülle einer Kinderschar.

Die innre Wildnis, die euch oft als Traumbild peinigt,
Gehört euch nicht, gebt sie der Sonnenwelt zurück:
Bemüht euch um ein Feld und bleibt getraut vereinigt,
So findet ihr in euch ein volles Erdenglück.

Beackert und bewaldet rastlos, schmückt die Wüste,
Versetzt den Urwald, aus euch selbst, in blaue Luft:
Ihr tragt ein Schöpferhaupt auf steiler Felsenbüste,
Drum weckt die Schlummerwelt in dunkler Seelengruft.

Doch herrscht dann lichthaft über Wälder, Felder, Gärten,
Fromm werde die Natur nunmehr vom Mann beschenkt,
Beflügelt innre Dinge, die sich alt bewährten,
Und was den Sonnenhochschwung aufhält, sei verdrängt!

Hold jubelt die Flur. Eine kühlende Brise
Durchflattert das flimmernde, flatternde Haar
Vergnügter Gespielen, auf blühender Wiese:
Und plötzlich erscheint eine tanzende Schar.

Das sind lauter jauchzende, lustige Kinder,
Doch was sie da singen, verliert sich im Wind.
Das häscht sich und ruft sich, das läuft noch geschwinder,
Das wettet und weiß nicht, ob jemand gewinnt.

Schnell laufen die Mädchen und rascher die Knaben,
Zum Spiel hat sich bald auch Gefallen gesellt:
Das würde sich Herzen und möchte sich haben,
Ob eines der Mädchen aus Übermut fällt?

Wie flimmern die Wiesen! Da balgen sich Kinder.
Jetzt wiegen sich Birken. Schon lispelt der Wind.
Die Lenzlüfte werden nun blauer und linder:
Da flüchten die Paare ins Waldlabyrinth.

Dort horchen sie still auf das Flöten der Hirten,
Und allerhand Glocken durchtönen den Wald,
Nun pflücken sich Mädchen die lieblichsten Myrten
Und schmücken damit ihre hohe Gestalt.

Die Wiesen durchrieseln laut plaudernde Bäche,
Dazu zittern Birken, vom Winde gebeugt.
Du fürchtest von mancher, die aufschnellt, sie bräche,
Doch sind schlanke Birken zum Wiegen gezeugt.

Ihr Grün ist zum Spiel mit dem Winde ersprossen,
Es liebt sein Gelispel und heitres Geräusch,
Wohl hat sich ein Laubtraum in Birken ergossen,
Drum sind sie so leicht und doch standhaft und keusch.

Vom Walde her tönen die lustigsten Lieder,
Gar rauschfrohe Bäume durchschüttelt der Wind,
Der Birkenhain schmiegt sich am tiefsten hernieder,
Doch alles bleibt heiter und jedes ein Kind!

Tief unten, im schattigen, windstillen Tale,
Entstanden einst Hütten nach ländlichem Brauch,
Dort richten die Mütter soeben zum Mahle,
Denn über den Bäumen verästelt sich Rauch.

Allabendlich ruft er die Hirten hinunter,
Er gibt ja die Stunde der Ruhe bekannt!
Doch macht nicht das Bergvolk die Rauchblume munter,
Sie wurde die Sorge des Dorfes benannt!

Sowie sie erflattert, faßt Hirten ein Bangen,
Zu dem sich gar langsam erst Freude gesellt:
Sie denken, wie ist es zu Hause ergangen,
Wer weiß, hat ein Feind sich zum Weibe gesellt?

Oft scheint es, als balle sich Kummer zusammen,
Und später, als wäre der Dorfdunst ein Wicht,
Aus Bosheit gekommen, was glückt, zu verdammen:
Und bald fürchten Herzen das eigne Gesicht.

Ergehen sich Hirten, bei Mond erst, nach Hause,
So ängstigt sie oft schon ein rauschender Baum,
Besonders das wuchtende Buchengebrause
Vernestelt gar leicht einen schaurigen Traum.

Umragen den Talhang gespensternde Zeichen,
Wie Fragen in schwankende Schatten gebannt,
So sind das dann Ulmen, die Hauchbildern gleichen:
Sie werden bald wieder als Freunde erkannt!

Am liebsten ist Hirten die friedliche Fichte.
Sie steht vor dem Dorfe, im einfachsten Kleid.
Dort sitzen die Obern zumeist zu Gerichte,
Drum hält sie die Arme zum Schutze bereit!

Lichter müssen zart zersplittern,
LGold erschimmert im Geäst,
Und die Lispelblätter zittern,
Weil die Sonne uns verläßt.

Lauter dunkle Seelenfunken
Schweifen abends durch den Wald,
Der auf einmal, freudetrunken,
Von Gesängen widerhallt.

Ja, er hat an Duft und Pollen
Sich und Luft und Flut betäubt:
Winde wirbeln, Blätter tollern,
Aller Samen wird zerstreut.

Wo sich nur die Zweige regen,
Huscht das goldne Licht herein,
Wo die Winde wilder fegen,
Tanzen Schein und Widerschein.

Wo die Sonne Abschiedsküsse
Auf die grünen Lauben drückt,
Fühlt die Seele wohl, es müsse
Huld erblühn, die alles schmückt.

Sonderbar, die muntern Lichter,
Die nur abends bunt erstehn,
Flimmern, zittern immer dichter,
Wenn sich Hauche auch verwehn!

Flackern sie als goldne Flügel?
Wurde Wind wie Wesen schwer?
Schwirren sacht um warme Hügel
Holde Falter hoch umher?

Da nun buntes Licht im Walde
Immer mehr und still vergraut,
Wird es deinem Herzen balde
Klar sein, ob du wahr geschaut.

Staune, lausche! Tausend Quellen
Sprudeln lauter schon im Wald!
Lieder, Liebe, Lerchen schnellen
Sich in Licht, das heimwärts wallt.

Wie das zwitschert, zaubert, feiert!
Welches Wunder ist erwacht?
Was hat seine Macht entschleiern,
Wann und wo erstrahlt die Pracht?

Goldnes Abendrotgefieder
Schmückt den Vogel, der dich schuf!
O ihr holden Sonnenlieder,
Weckt den Herbst, durch euern Ruf!

O, ihr hohen Schwalbenschwärme,
Fliegt ihr mit dem Sommer fort?
O, ihr sucht verwandte Wärme,
Horch! ihr auf ein neues Wort?

Horch! Nun laufen ganze Rudel
Stummer Tiere in den Wald:
Nun du schweigst! Und nur ein Sprudel
Plätschert, fast mit Stimmgewalt!

Gheimnisse in meiner Kinderseele,
Erklärt euch, denn was habe ich erfahren?
Du Ruhe, während ich mich sinnend quäle,
Ich will ein rätselloses Ich gewahren!

Ich bin mit allen Wesen hell verkettet,
Ach, hätte ich für jedes eine Spende!
Doch hab ich Rehe oft im Traum gerettet,
Denn einge lecken meine bleichen Hände.

Ein Lied, das ich bestimmt allein empfunden,
Wird von den Vögeln mir nun weggesungen,
— Ich habe etwas Ernstes überwunden —
Was hat sich aus mir selber weggerungen?

— Ich lebe doch — da ich mich selber frage! —
Auch trag ich wirklich eines Körpers Schwere —
Nun bett ich ihn auf einem Rosenhage:
Doch sage, Seele, was ist diese Leere?

O Winde, seufzt nicht! schweigt, ihr dunklen Bäume!
O gebt mir keine künftige Erklärung!
Rauscht auseinander, grausenwahre Träume!
Erlöscht, ihr Blüten: fort mit jeder Ehrung!

Wozu denn auch — sie ist doch nicht gestorben —
Sie schläft, das Weib von mir in meinen Armen!
Wie, hätte ich für sie den Sang erworben?
Nun schweigt, ihr Lieder, habt mit mir Erbarmen!

Doch nein! Das Lied wird nie in mir verstummen,
O Orpheus, Eurydice sind bloß Namen!
Der Wind jedoch wird sie den Bäumen summen,
Denn Leid zieht weiter, ohne zu erlahmen!

Die frischen Blüten, die am Friedhof blühen,
Der weiße Stein, der eine Gruft verrammelt,
Die Purpurwolken, die den Schlaf umglühen,
Das Wort, das kaum von den Gefühlen stammelt,

Der Schmerzen nimmerstiller Seelenfriede,
Sein Sagenkreis und Preis für das Entsagen,
Umschlingen alle sich in einem Liede:
Und eine Seele wird es ewig tragen.

Jetzt singt das Lied die weite Lichtentfaltung
Und ist so wahr wie Vogellied und Liebe,
Der Trauer gibt sein Klang die Blaßgestaltung:
O wehe mir, wenn uns kein Sang verbliebe!

Ich hör den Überschwang zur Daseinsklage:
Er naht mir schon, wie könnt ich ihm entrinnen?
Er ist beinahe eine stumme Frage,
Kein Liebeslied, sondern die Not zu minnen!

Die Vögel, die nicht mehr die Jungen finden,
Des Opfers Ohnmacht vor dem Blick der Schlange,
Die Seufzerschlucht, ein Tränen: zu verwinden!
Beleben sich zu Orpheus' Opfer-Pilgersange.

So ist das Lied und nicht dein vieles Leiden!
Der Träne Wärme und ihr stilles Schweigen,
Die Nähe Gottes, die wir heiter meiden,
Zu der wir aber, schmerzentschieden, steigen!

Ich kann ihn schon so sanft im Wald vernehmen,
Auch seine Worte kann ich bald verstehn!
Zurück! ich muß mich vor dem Sänger schämen,
Von weiterher soll mich sein Lied umwehn:
»O Orpheus, Trauer trägst du im Gemüte!«
Eröffnet sich beseelt das Weib im Walde.
Nun lispelt es die Lippe jeder Blüte,
Dann schweigt das Lied, und freundlich singt der Skalde:

»Dahin sind meine holden Sommertage,
Verloren hab ich meine traute Braut,
Die Leier, die ich fromm um Trost befrage,
Hat nur den tiefen, meinen Trauerlaut.

Oft perlt ein Tau auf unsre Leidensblume,
Bald flicht sich ihre Krone licht hervor:
Dann bet ich: Bleib, o Schmerz, zu hohem Ruhme
Von unserm Weib, aus hehrem Sternentor.

Mein Weib im Ich, auf Wegen ins Vergessen
Nimm mit, was hier der Stern dir schenkt: mein Lied!
Zu welchem Flug muß sich mein Mut ermessen?
O Grauen! Tiefstes, was mit uns geschieht!

Wenn letzte Stimmen bald um mich verstummen,
Ruft uns des Waldes Trautheit heimlich an.
Ich höre Bienen Ordnungssorgen summen:
Ob sich das Goldgeschwirr verkünden kann?

Ich weiß wohl, so ein kindlich Sterngewirre
Erliebt Zeichen einer treuen Welt:
Ob ich mich hier im Totenreich verirre?
Weilt dort das Weib, von meinem Lied erhellt?

Ihr Bienen seid ein Sterngedicht der Erde,
Das sein Geheimnis vor die Sinne rauscht;
Ihr Bienen lehrt das Herz die Lichtgebärde,
Durch die's den Tag für Herkunftssicht vertauscht!

Nun sanft! Das Glimmen wird zu stillen Stimmen!
,Erwarten ist mein Walten!‘ lausch ich traut:
,Da bin ich ja! Dein Nahen ist mein Klimmen:
Das hat das Weib als Schwebekranz geschaut!‘

,O Bienenstrauß, ihr Funken unsrer Liebe!‘
Entlispelt mirs, ,bleibt Sterne um das Weib!‘
Ich bin Erwidrung mir: ,Geweihete Triebe,
O Mann, erbreiten seligsten Verbleib!‘

,Du, goldnes Sterngewirr, mein Bienenschleier!‘
Befrag ich mich, ,wo ist die Königin?‘
,Ich bin bei dir, zu heiliger Hochzeitsfeier!‘
Entzückt es weibhaft meinen jüngsten Sinn.

Die Bienen fort? Ach still! Zu Sternenbrücken
Hat sich ihr Kranz im Friedenslicht gefügt.
So mag mir sanft ein Pilgersummen glücken!
Ihr Beter, ob ihr noch nach Auskunft frügt?

Doch Schwalben, die ihr nun den Heimweg findet,
Verlaßt erruhigt euer altes Nest,
Die Liebe, die uns froh in Gott verbindet,
Ist da! und hält euch hier am Boden fest.«

»**A**ch, wenn doch meine bleiche Braut noch lebte,
Sie war so mein! Seit urgetroffner Wahl!
Auch wo das Schicksal mir entgegenwebte,
Umglühte uns der einzige Sternensaal.

Nun aber schweigt sie, tiefer als die Sterne,
Ihr Schlaf macht sie für meine Rufe taub,
Ich schreie, daß ich mich vom Leid entferne:
Ach, würde ich doch endlich Geist und Staub!

Ich zähle nicht die Lichter, die uns scheiden,
Denn so viel Leiden trennen mich von ihr,
Drum will ich auch die Schmerzen nimmer meiden,
Bringt mich doch jeder leise fort von hier.

Ich fühlte, ach, schon einmal ihre Nähe!
Sie kam des Nachts: ich griff nach der Gestalt!
Da tat ich ihr durch meine Wildheit wehe:
Entsetzt ist sie vor mir zurückgeprallt.

Mir aber sagte eine Kosestimme:
Mein Weg zu dir ist schmerzgeburtenweit.
Sei stark, daß deine Liebe nicht verglimme,
Und wandre fort, durch Tod und Trennungsleid!

Euch Schwalben seh ich wieder heimwärts fliegen,
Ich ahne, wie ihr euern Weg erwägt:
Da Leiber sich an eure Seele schmiegen,
Begreif ich, was ihr flatternd überlegt.

So hört! Wenn wann ein Brand das Dorf zerstörte,
In das euch einst ein Treugefühl berief,
Weil euer Schwarm zu seinem Lenz gehörte,
So weint mit mir. Denn meine Braut entschlief!

Auch meine Sehnsucht flattert hin und wider,
Doch schläft kein Flügel drüber müde ein,
Die Trauer legt sich abends zu mir nieder,
Sie läßt mich kaum im eignen Traum allein.

Ihr Schwalben könnt euch andre Nester bauen,
Da sich um euch kein ewges Wesen quält,
Doch ihre Seele will in meine schauen,
Da ihr mein Nahen über Sterne fehlt!«

Zwischen lauter lauten Unken,
Boten alter Pein und Qual,
Zieht nun Orpheus sternentsunken
Westlich durch ein feuchtes Tal.

In der heitern Dämmerferne,
Wo die Waldeswehmut schweigt,
Sieht er, wie der Kranz der Sterne
Leise, sacht — sich niederneigt.

Ja! Die Nacht wird flimmerdichter,
Bunte Gluten löschen aus.
O! Die holden Himmelslichter
Leuchten uns im Vaterhaus.

Orpheus ist die Nacht vertrauter,
Und er deutet ihre Pracht,
Seine Wälder rauschen lauter,
Wenn ihr Flüsterwind erwacht.

Sie erzählen und verschweigen,
Wenn Geheimheit sie durchweht,
Worte, die der Nacht entsteigen,
Und die Orpheus nur versteht.

So, jetzt läßt er Blättersätze
Sacht an sich vorüberziehn,
Ach, er weiß, um alte Schätze
Blieb das Wittern ihm verliehn.

Orpheus kennt des Windes Wesen,
Weiß des Waldes Lispellied,
Auch ums Meer ist er gewesen,
Als der Geist noch Menschen mied.

Seine Seele liebt die Stürme,
Denn auch sie will flügge sein:
Baut der Geist sich steile Türme,
Setzt die Luft den Falk hinein.

Winde, Raubvögel ergänzen
So der Wünsche stolzes Werk,
Ja, sie finden und bekränzen
Es, wie Wolken einen Berg!

Nun wird von des Wildes Seelen
Orpheus sacht ein Traum gesagt,
Auch die künftgen Wesen quälen
Sich so schwer auf einer Jagd.

Mag ein Herwehn sich gestalten,
Da der Wind so lautlos sank:
Hat der Wald ihn angehalten?
Auch der Sänger atmet bang.

Orpheus kann den Wind verstehen!
Ach, der Saus kam von der See:
Wimmern barg sein saches Wehen:
Er brach ab! Gewirrt von Weh.

Wie den Wogen schnell entritten,
Schwankte, kehrt er hilflos um!
Und jetzt knisterts unter Schritten:
Wohl ein Reh? — Nun alles stumm! —

Orpheus faßt es nun vom Meere,
Das ihm tot entgegengähnt:
O wie oft nach dunkler Leere
Sich des Sängers Seele sehnt!

Winzig flimmern sichere Sterne,
Weg der Tag verglommnen Leids!
O, der Dichter atmet gerne
Tiefer Stunde düstern Reiz.

Goldhaft schäumt jetzt, wie verschlagen,
Eine Woge auf den Damm:
O, sie hat noch einen Kragen,
Spitzensaum und Feuerkamm.

Nun ists finster. Linde Winde
Spielen auf dem bleichen Strand,
Still und ähnlich einem Kinde
Tändeln sie im feinen Sand.

Niedlich sind die kleinen Haufen,
Die da etwas aufgebaut —
Kinder wohl, die scherzen, laufen?
Oder lacht der Wind so laut?

Wie, jetzt gibt es kleinen Ärger?
Ach, das bläst sich Hügel um!
Oder wird der Lufthauch karger?
Nichts doch: nichts! Wird alles stumm?

Horch! Wohl tönt nun aus dem Meere
Schwer ein Mutterruf hervor.
Orpheus ist es, als begehre
Draußen wer, was er verlor.

Arme greifen aus dem Wasser
Haschhaft, rasch nach ihrem Wind,
Orpheus sieht, daß dort ein blasser
Milchgischt, wie aus Brüsten, rinnt.

Lauter Mutterwogen rollen
Ihren Gischterguß ins Licht,
Und er hört die See ergrollen,
Wenn ein Wunsch zusammenbricht.

Wimmelviele Arme fielen
Wildverzweifelt schon zurück,
Denn die winzgen Hauche spielen
Ruhig fort und voll von Glück!

Ach, das sind die Kinderseelen,
Die sich, wie ein sanfter Wind,
Abends sacht zum Spiele stehlen,
Wenn sie uns entstorben sind.

Fast und kaum, am Meeresstrande,
Wird das Auge sie gewahr:
Froh und frei im weichen Sande
Tummelt sich die muntre Schar.

Orpheus weiß, von vielen Kindern,
Die sich blaß hinweggesehnt —
Ach, ihr Weh war nie zu lindern,
Und ihr Blick hat oft getränt.

Leise zog sie's zu Gespielen
An des Meeres Kräuselrand,
Als sie bald dem Tod verfielen,
Waren sie im Heimatland.

Kindlein, die bloß halb erwachen,
Fallen bald zurück in Schlaf,
Schwach nur jubeln sie und lachen,
Immer sind sie still und brav.

Orpheus singt: »Erwünschtes Leben,
Durch den Schlaf vom Tod getrennt,
Traumhaft muß die Seele schweben,
Bis in ihr das Kind sich kennt!

Seine Jugend überwinden
Wird des Menschen Schmerzenspflicht,
Viele Seelen aber finden
Ihren Weg voll Wehmut nicht!

O, ich bin so sanft geblieben,
Ach, mein Geist spielt überm Meer:
Schmerz hat mit mir Scherz getrieben,
Und mein Lied tönt oft so schwer!«

Junger Mond, du gießt die Stille
Deines Wesens auf die See,
O, ein letzter Wellenwille
Wiegt des Meeres weiches Weh.

Wo sich Nacht und Naß umfassen,
Träufeln Tränen auf den Kuß,
Wo noch Winde Spuren lassen,
Glimmt ein Schwan im Silberfluß!

O, dort taucht im Mond ein blasser
Vogel aus den Wogen auf;
Schon verwirbelt er im Wasser,
Wohin perlt sein Traumeslauf?

Schwan, der mich so stolz geblendet,
Blitzt du nimmer um uns her?
Sanft wie Öl, das Frieden spendet,
Schwimmt nun Mondlicht auf dem Meer.



Stille, kurze Stunden senken
Schwer sich über Land und See,
Orpheus sucht noch wach zu denken,
Denn er scheut das Traumesweh.

Ja! Das ist die Zeit der Ängste,
Wenn der Alb die Schläfer quält
Oder das Gefühl die längste
Schlummerspanne nimmer zählt.

Aber die Gedanken kreisen
Frei, wie das der Dichter mag,
Und er findet sanfte Weisen
Zu des Herzens leisem Schlag.

Ach, in seine Trauernetze,
Die er über Wolken flicht,
Ists, als ob ein Weib sich setze,
Leise schimmert sein Gesicht.

Eurydice ist erschienen.
Weiß erstrahlt ihr Sterbekleid.
Und mit dichten Mondlichtbienen
Ist die Liebliche beschneit.

Still mit bleicher Trauermiene
Blickt sie auf den Wandersmann,
Und um ihre Taugardine
Drängen Englein sich heran.

O, wie bluten seine Wunden,
Und wie pocht der Puls nun wild!
Wie? der Traum ist schon verschwunden?
Wolken wallten vor das Bild!

Nimmer wird er sie erblicken,
Da sie weit von dannen weilt:
Orpheus fürchtet zu ersticken,
Da ihn Nebel rings ereilt.

Selbst die höchste Sternenkronen
Hüllt sich schnell in Dünste ein,
Und der Wind seufzt, wie zum Hohne:
Orpheus, o! Du bist allein!

Streckt das Meer die Nebelarme
Nach des Mondes Sichelglanz,
Wallen Nymphen mit dem Schwarme
Flügger Elfen flugs zum Tanz.

Doch Gespenster, die da schwanken,
Sind ein finstres Spukgemisch:
Taufgevatterschaften zanken
Sich wie toll um einen Wisch!

Wie sie auf und nieder fliegen,
Füllt sich wild ihr Tummelplatz.
Will ein Nix ein Kebsweib kriegen,
Hascht er sichs mit einem Satz!

Jetzt erwischt des Satans Base
Rasch den drallsten Wolkengnom!
Schwubbs, da packt das Sturmgerase
Einen Papst in seinen Strom.

Bleicher Eile Zwitterbilder,
Klepper, Hektiker aus Schaum,
Sind des Meeres tückischwilder,
Ungestümer Nebeltraum.

Was einmal der Mond besessen,
Seelen, Stürme, Blitz und Meer,
Kann er nimmer alt vergessen:
O, er hat danach Begehr!

Um des Klumpen Durst zu laben,
Wühlt die Erde Wolken auf:
Jeder Stern verschwendet Gaben,
Hilflos oft im Weltenlauf!

Auch die Träume schwerer Nächte
Sind der Mondsucht leicht verwandt,
Unsre Weiblein herzen echte
Wichte aus dem Schleicherland.

Flegel, die sich Träume mieten,
Kobolde und andres Pack
Sind verirrte Seleniten,
Geil und voll von Schabernack.

O, es fluten hier die Seelen
Oft dem Monde lüstern zu:
Hah! Lunatiker vermählen
Sich sogar mit Hund und Kuh.

Nebel, Schrullen, Träume gleichen
Sich in ihrem Mondeskern,
Hui! Sie mimen, pfeifen, schleichen
Miteinander wild und gern.

Gallert-Albe, die veralten,
Haschen rasch nach hagrem Halt,
Packen ihn um Angstgestalten,
Die Geträum zusammenballt.

Schlüpfen, hüpfen sie in Hüllen,
Die der Nebel ihnen leiht,
So verdüstern und erfüllen
Sie die Nacht mit Neid und Streit.

Juden, die sich überlisten,
Lumpen, Lüstlinge aus Dunst,
Diebe zwischen Silberkisten,
Wucherer in hoher Gunst,

Huren, die aus Fenstern nicken,
Alte Laster einer Stadt,
Flunkern vor erstaunten Blicken,
Wie sie Orpheus offen hat.

Wünsche, die in Seelchen leben,
Schlüpfen in den Welttraum ein,
Mädchen, die bei Muttern kleben,
Streben nun ^{zu} zum Stelldichein.

Racker, die ein Fräulein schreckten,
Sieht schon, wo, ein Philosoph,
Nonnen, die den Bischof neckten,
Macht bereits ein Geck den Hof.

Traum und Träumer wechseln solche
Alb-Scherwenzer immerfort:
O, so abgefeimte Strolche
Bleiben nie am selben Ort!

Wuzelwesen, Glast des Hirnes,
Voll von Alb-Erklammerungslang,
Hopsen in des Zielgestirnes
Rundgeträumten Schweifungsschwang.

Hexen, die zu Tieren greifen,
Urgeburten, arg verkrallt,
Schweben steil in halben Schleifen,
Alt wie die Basaltgewalt.

Zwischen fahle Fabeln falten
Ringt dich Sternungs-Zuversicht!
O du kannst dicht oben halten,
Denn da hast du kein Gewicht:

Aufgeregte Seelen streben,
Hilflos auf ein Meer gebracht,
Immer schwer ans Land zu schweben:
Andre sinds in jeder Nacht.

So ein Welttraum überwindet
Tief in sich den schroffsten Spalt,
Bis sich der Granit errindet,
Lugt ein Spuk im Hinterhalt.

Stürzten auch durch unser Wesen
Schlundgewalten aus der See?
Was aus Muscheln sich gelesen,
Zeigt sich heute als Idee!

Wolken, Wälder, was an Tieren
Je auf Erden aufgestampft,
Will die letzte Weltung zieren:
Sie wird hier im Hirn erkrampft.

Durch den Schwang zum Flug erwachen
Schläfer taumelnd in der Luft:
Trachten wir uns loszumachen,
Hangt der Traum in einer Schlucht.

Jagen uns auf einmal Drachen,
Von der Alb-Angst aufgespült,
Suchten Fluchten zu erwachen,
Die schon oft der Tod erwählt.

Ja! Beim Seelenrundgang finden
Alle Albe tausendmal
Schläfer, die sich angstvoll winden,
Und sie steigern wild die Qual.

Jene Leere, die in Herden,
Träume haschend, plötzlich gähnt,
Daß die Böcke störrisch werden,
Daß man sie besessen wähnt,

Klafft auch oft durch dunklen Schlummer
Stiller Menschen, wie im Schaf,
Und dann silberblitzt ein krummer
Sturz zurück in schwarzen Schlaf.

Was sich aufreckt, wird zur Beute!
Wurmt als erster Weltbeschluß,
Aber Leute altern heute
Hinter ihrem Überdruß.

Auch die Haustiere verrecken
Unumbangt, so im Verlauf,
Doch die steilen Todesschrecken
Tauchen grau in ihnen auf.

Selbst den Menschen halten Ketten
Oft im Traum an einem Fleck,
Und er kann sich nirgends retten:
Panisch ist auch dieser Schreck!

» **W**as soll mir diese Schaukelpantomime,
Was dieser Spuk in feuchten, fetten Lüften?
Er trägt, ein Weibsgehüpf, die gleiche Miene,
Und lüstern schwankt der Kreis auf fixen Hüften:
Ich aber will, daß er mir redend diene!«
Ruft Orpheus in das Fluchtgegrau aus Gräften.
Ganz langsam vor und hin und her geschoben,
Begrinst ihn nun der freche Troß von Schemen;
Das Weibsgewipp scheint sprachlos und verlottert,
Nur ein Gespenst hält seinen Arm erhoben
Und spräche wohl, doch mag es Bangen lähmen!
Da herrscht der Sänger: »Sprich!« Dann hört er Stottern.
Der Spuk sucht Laut und Zeichen zu verbinden,
Da süße Mundkunst ihm so karg verliehen!
Doch Orpheus hofft, des Raschels Sinn zu finden!
Er atmet stark, um mit gepreßten Lippen,
Beim Horchen, spannenlang nicht einzuziehen.
Umsonst! Er läßt den Atem völlig stocken

Und sieht nun Wichte immer näher wippen:
Fast scheinen sie ihm eigne Odemsflocken,
Doch schimmern unter ihrem Lichtkleid Rippen.
Ganz langsam regen sich die dürftgen Münder,
Und endlich spricht ein Schaumgebild verständlich:
»O müder Orpheus, krauser Lichtverkünder,
Wir suchen dich, und unser Gruß heißt: Endlich!
O hör uns an, wir sind der Traum der Sünder,
Und Sünde tragt ihr tief in den Gebeinen:
Die Knochen, Knorpel, Fleisch, das euch umwandet,
War Lust, bevor ihr Menschen Lust empfanDET,
Wo Licht und Erde sich zum Kuß vereinen,
Muß Leben, mit dem Schreck zugleich, erscheinen.
Auch mir gab Sonnensehnsucht die Beseelung,
Doch schwach war unser Griff nach eurer Erde:
Was ist ein Leib, wenn nicht Geschickserwählung?
Sieh! Jeder wollte, daß er glücklich werde;
Wir tauchten auf und lebten eine Weile:
Verreckt, erlangten wir zum alten Glücke
Stets wiederum die gleichen Körperteile;
Auf einmal aber schlugen Donnerkeile
Der Sonne unsre Erdhüllen in Stücke!
Da euch das lichte Recht nun frei beschieden,
So mußten wir uns zu den Trieben schlängeln
Und wurden dann zu Ränken, euern Mängeln,
Drum werden unsre Trümpfe gern vermieden!
Als Laster, ha! als Feinde euerm Frieden,
Verstießt ihr Menschen uns zu jenen Engeln,
Die euren Seelen Daseinszangen schmieden:
Wir aber zollen hohler Lichthoffnung Verachtung
Und wünschen uns zurück in Glücksumnachtung!
Verdammt, die Liebesketten zu erhalten,
Die weithin, über alle Lasterspalten,
Das Trieblichsein der Geistigkeit verbindet,
Sind wir der Schwindel, den der Mensch empfindet,

Die Viper, die er auf dem Lichtweg findet,
Und das Verderben seiner Erzgestalten,
Bis wir dereinst zu vollem Schlaf erkalten!«
Und Orpheus spricht: »Kann ich euch recht verstehen,
So seid ihr die verpönten Erdenfreuden
Und drum als schal und grausig anzusehen,
Denn in der Lebenswüste Lust vergeuden,
Ist urverdammt: ein trauriges Vergehen!«
Doch blaß umstottern ihn die Schatten:
»Für Menschen bleibts nur Traumwunsch, doch ge-
fährlich,
Beim Wandern im Dereinst hold zu ermatten,
Wir selber wünschen: Klimmt im Leben ehrlich,
Denn so gebührts euch Erdenüberwindern!«
Doch im geheimen bleibt etwas begehrlieh,
Um eure Pein, mit unserer, zu lindern;
Durch euch wird mir, als Freude, süß erklärlich,
Was unser Schlottertum mit Hoffnung schwängert
Und schwaches Wachsein im Gespenst verlängert;
Es kann uns doch vielleicht, durch List, gelingen,
Ins heitre Leben hochzudringen,
Um oben klare Tage zu verbringen.
Wir wußten kaum wohingetraumt wir wallten,
Da hat dein Wandeltum uns festgehalten!
Nun laß uns fort: wir sind euch nicht gefährlich,
Die Macht der Träume ist im Menschen spärlich!
Dort! spür: dir nahen nackte Kraftgestalten,
Obzwar sie Geistern für verschollen galten,
Kann manche Schein und Dasein kurz vertauschen,
Um sich und euch noch einmal zu berauschen.
Ihr habt auf Erden abermals Mänaden:
Haha! Blick auf, gar feist sind ihre Waden!«

Wahrhaftig! Da wirbeln nun blasse Figuren.
 Sie schwingen den Thyrsusstab, grüßen mit Bändern,
 Vielleicht ihren Farben aus grauenden Ländern.
 Sie kommen im Takte mit goldenden Spuren!
 Wer klatscht jetzt? was mag ihren Traumtritt verändern?
 »Ich grüß euch, Mänaden auf blühenden Fluren!«
 Das glückt dem Geweihten, den Spuk zu belauschen.
 Er mag sich den Aufbraus zum Traumball erklären.
 Ein Halbmond im Tanz, aus silbernden Bauschen,
 Erflimmern, auf Spitzenschritt, Nachtbajadern.
 Nun winkt eine Mohrin. Jetzt lächeln Hetären.
 Die Lieblichsten wirbeln ihr Schleiervertauschen.
 So muß hold ein Schauspiel die Sinne berauschen!
 O, Blicke versprühen Smaragdenbegehren:
 Beperlte erschimmern, den Glanz blaß zu mehrern,
 Die Keckste, ein Mondschalk, beginnt sanft zu sprechen:
 »Komm, Orpheus, wir wollen dich lieben und ehren,
 Wozu, ohne Tanz mit der Tänzerschar brechen?
 Verschenke dich uns, wie Hephaistos, aus Schlünden
 Des Ätna, sein Glutherz emporwirft den Sonnen!«
 Da antwortet Orpheus: »Zu funkelnden Bünden
 Mit Sternen hat Gluten in Geistern begonnen!
 Wir wünschen die Blume der Welt zu entzünden:
 Sie sprüht in die Nordnacht! Erseligte Bronnen
 In Menschen beleben die Spendung auf Erden.
 Begeisterten Herzen entblättert das Feuer!
 Den Tau senden Sterne: ihr himmlisches Werden
 Erblüht unter Frommen! Verstoßne, Bereuer
 Umflügelt ein Gotthauch. Gesegneten Herden
 Mit blumender Glut nahen Feuerbetreuer!«
 »Gewahre«, umhalst ihn ein Weib, »unsre Rosen!
 Sie blühen auf schneeweichen, seidenen Decken:
 Ihr Atmen erduftet betauendes Kosen
 Um Schläfen und Mund. Die Lust kann sie wecken!
 Sacht mahnt ihr Zerflattern an schlafende Flammen:

Sie träumen! Doch sinkt bald der Blutrausch zusammen;
So schlummern sie gut, wie sanft reife Früchte.
Da liegen sie! Zarter als Äpfel im Winter:
Ein schmackhaftes Dauern. O, huldsam gesinnter
Verkünder von Wonnen, durch frühe Gerüche
Erkommenen Erlauchtseins, beim Segnen der Seelen,
Verbleib uns!« Doch Orpheus ruft: »Schatten, ich
flüchte

Vor nachtendem Wünschen zu Sonnenbefehlen!«
Er kann sich mit Sanftheit aus Armen entranken
Und sagt der Gestalt: »Du darfst mich nicht wählen!
Ich mag euern Garten, voll Gaben, durchschwanken,
Um einst mich, in Keuschheit, noch frei zu vermählen!
Ich suche mein Weib in den Schleiern der Sterne:
Noch fühl ich sein Winken, doch hab ichs verloren,
Ich trage ein Herdopfer Feuern der Ferne:
Ersterne mein Herz, vor den strahlenden Toren
Des Heimgangs: dort wartet die Frau hold geborgen.
Auf einmal ersonnt sie: aus uns kommt der Morgen!«
»Ich seh dich dem Zwillingstal leise entschweben.
Du suchst Eurydice!« erzählt die Mänade
Dem Sänger: »wohl spüre ich freundliches Beben
Von Sternen, die himmlischen Zwillinge weben
Das Seelengewand deiner Braut am Gestade
Der traurig Verblichnen! Auch dich haben Flammen
Des sternenden Paares zum Dichter erhoben.
Nun kennst du die Pfade zu euerm Entstammen,
Den Zwillingen magst du dein Opfer geloben,
Doch fort ist das Weib! Bei den ewigen Ammen
Umraunt sie das Deuten von Heldengeschlechtern;
Sie ahnt dort, auch Orpheus gelangt zu den Wächtern
In Strahlen, an Pforten des Heimgangs zu thronen!
Sanft sagt sich die Braut: »Mein Sänger der Milde
Erwandert die Sonne durch Blumengefülle,
Doch ich muß in schimmernder Grottenflucht wohnen!« «

Der Dichter fleht lispelnd zu sich und den Sternen,
Doch hörts die Mänade: »Schon silbern die Fernen
Der Urmondumfangnen hervor in das Wehen
Verstorbener Seelen. Ich selbst bin bei Toten!
Ich kann meine kommenden Feindinnen sehen.
Jetzt silbern die Säulen von Friedensgeboten:
Hier weilt Eurydice im Tempel der Ehen!«
Da weint die Mänade und sagt sacht dem Sänger:
»Verbleibe! Die Gänge vor dir werden enger.
Du kannst nicht die Fluren der Träumenden finden,
Doch spürt dich die Braut: das Gerücht macht sie bänger.
Sie weiß dein durch silbernde Wirrniss dich Winden.
Und kann dir nicht helfen! So weile: wir scheiden
Nun bald aus dem Grauen der bleichen Gestalten.
Wir folgen dir gern in den Hain eurer Leiden:
Du magst unser Reich an der Sonne verwalten!
Noch kannst du die goldenen Spuren des Stieres,
Der einstens das Weib, als du, Zwilling, die Schwester
Und Gattin verloren, davontrug, gewahren.
Hier siehst du ein Sandmal: bewünsch und umgier es!
Dem Hufschlag des Tieres entschimmerten Nester,
Durchzwischert von fröhlich beflügelten Scharen
Entblauer Vögel. Sie folgten dem Weibe,
Das brünstig der Stier sich geraubt hat. O Dichter,
Gar weit weilt Europa! Kein Weg zum Verbleibe
Der Braut, die du kürtest, erglimmt dir, durch Lichter
Und wissende Vögel gesäumt. Bleich und weiter
Umträumt dich die treue Gefährtin: ihr Sterben
Entflammte den Stier für Europa. Nun werben
Wir Weiber, im Wandel der Nacht, um Geleiter
Ins Weltsein des Widders zum sternenden Erben
Des irdischen Stieres!« Kaum hört jetzt der Seher
Der Wolkhaften Worte, als blitzend ein Reiter
Auf goldenem Widder dahersprengt. Hold näher:
Er trägt eine Jungfrau! Sein Antlitz ist heiter.

Noch schläft* die Genossin. Verwunderte Späher
Am Strande der Weltsee erkennen ihn, rufen:
»Das Hauptjahr wird wir!« Von gestirnten Stufen
Entsausen die drei. Blasse Unterweltsweiber
Erklimmen das Ufer, durchhuschen die Wogen,
Und tummelnde Meerwichte haschen sich Leiber:
Ermenscht überwölbt hold das Meer hoch ein Bogen.
Der Widder schwimmt flügelnd. Da rufen am Strande
Die Späher: »Jetzt herrsche der Jüngling!« Nun stürzt
Dem Reiter die Braut in die jauchzenden Wellen.
Sie kräuseln sich steiler! Zum wartenden Lande,
Das voll von Geruch für den Widder ist, kürzt
Der Stürmer den Seeritt. Erschimmernde Stellen
Erblickt schon das witternde Tier. Über Steine
Entklimmt es — verschwindet. In silberndem Scheine
Bleibt Orpheus vereinsamt. Er seufzt, und er sehnt
Die schaumhaften Weiber herbei, doch die sind
Den Ammen entflohn, zu Müttern gekommen.
Da schwankt noch der Sänger, er ahnt wohl, dort lehnt
Sein Leib leicht an Pfosten: er tastet wie blind,
Wohin er sich stützt. Was er faßt, bleibt verschwommen,
Doch weiß er nun tief, daß, in holdem Gedulden
Behutsam ein Halt, sanft als Hilfe, ergraut.
Jetzt klagt eine Stimme. Sie kommt wie aus Mulden
Gefelsten Geklüftes. Sein Seherherz schaut
Die Wand alter Trennung. Dort singt seine Braut.
Wie Sterne so ferne: »Sei treu, ohne Trauer!
Uns werde Geduld eine himmlische Huld!«
Und Orpheus stimmt ein: »O herrliche Dauer,
Die tief uns geteilt, hier heilt lange Schuld
Sich holender Seelen: wie nah du mir bist,
Ach, einzig Verlorne!« Nun singt nur die Braut:
»Die Meere sind Tränen vor unserer Frist,
Die nimmer verläuft, hart aus Leiden gebaut!«
»Erjammerte Wand!« fährt der Sänger nun fort,

»Wann tilgt diesen Ort ein entschleiern des Wort?«
Ihm klagt Eurydice: »Der wimmernde Mond
In Seelen zerschmerzender Herzen: ein Tod!
Zieht Zähren zu sich. Ein See, hold gewohnt,
Dem Monde zu folgen, erwogt uns, belohnt
Von silbernden Schwirrern. Gebiete der Not!«
Und Orpheus hebt an: »Unser Meer ist ein Sang!
Wir geistern empor. Über Sterne und Klang.
Wohl dauert die Mauer: ein seelischer Spalt
Entrückt uns, doch bleibt er, mir Schwankem, der Halt!«
Die Braut singt mit Orpheus: »Mein Ich tief im Lied,
So nah in der Seele, getrennt für den Leib,
Der stirbt, mir verdirbt, dir dem Mann, mir dem Weib;
Erperle die See, die ein Seelenmond sieht.
Erschaudre vor Fischen, mit sternendem Klang!
Sie leuchten aus dir: ich fühle sie bang.
Sie holen uns zwillingshaft heiter empor:
Die Welt wird ihr Ton. Blasser, klingender Flor
Umweht dich. Wir singen. Und mich bringt ein Fisch
Zu Sternen im Ich. Doch ich lispel: Erlisch!
Wir schwimmen als Sonnen vom Boden hervor!«

Dunkel? Orpheus lauscht: bekannte Stimmen
Sprechen nahe. Echo schwirrt vom Sinter.
Flügelstürze! Letzte Hellflecken verschwimmen.
Stumm wirds! Wie ein Bienenkorb im Winter.

Blickt er? Silberts durch gezopfte Grotten?
Noch ein Auge! Ferner: Spukgehinke.
Geister, die sich wo zusammenrotten,
Rosen langsam. Jüngste Morgenschminke!

Der Gespenster schwaches Lichtgesicker
Wird Geblätter, Halt und Krone.

Näher schwankt es. Munter wirds und dicker.
Jeder Dunst erblüht als Anemone.

Knapp am Ich, ergraut um seine Lenden,
Steilt sich rasch ein kaltes Ungeheuer
Um den Sänger. Ohne Ruck zum Wenden,
Merkt er durch sich selber Ringgemäuer.

Was zerfinstert? Wohl ein Bauch mit Rippen?
Orpheus krümmt sich. Er ist mitgegossen.
O, nun droht der Unhold umzukippen!
Sturz bleibt in ihn eingeschlossen.

Was den Seher wohl am Sterben hindert?
Könnte er den Geist im Schrei befreien!
Sein Sich-Ausatmen ist schon gemindert:
Ja! Die Stimmen eisern Gitterreihen.

»Wicht, wie wirst du dich im Moloch retten?«
Hört er nun den Kupferkessel brummen.
»Winziger, ich halte dich in Ketten!«
Scheint es noch um ihn herumzusummen.

Kupferklammern strecken das Geäder.
Er steckt viereckig im Götzenbauche:
Stilles Ich bekreisen helle Räder:
Schweigt er, dröhnt der Darm vom Dampfgepfauche!

Was will Orpheus' brauner Saus verkünden?
Auskunft trachtet sacht hervorzudämmern.
Zeichen können sich im Kreis entzünden:
Geister scheinen sie im Takt zu hämmern.

Jetzt erklärt sich ihm die Falle:
Daß der Bauch beim Atmen nicht zerspringe,

Rollen rippenhaft, auf scharfem Dralle,
Grelle dehnbarheiße Kupferringe.

Um verbrauchten Pustdunst auszufauchen,
Können Kiemen sich nach außen stemmen;
Fängt darauf der Bauch an einzuhauchen,
Muß der Sturm des Sängers Brust beklemmen.

O das harte, starre Poltern,
Der Gespenster kaltes Kettenrasseln!
Orpheus spürt Gewimmer, wie beim Foltern,
Starker Flammen funkenreiches Prasseln.

Das ist ein gegößner Götze!
Halb ein Mensch und doch Maschine!
Mumien heizen ihn, und goldne Klötze
Lodern rußend durch die Erzkamine.

Laut im Bauche surren Firlefanzler,
Die sich brühend durch den Kessel drehen,
Und es dröhnt der Dämpfe Kupferpanzer,
Wenn ihn Winde auseinanderblähen.

Plötzlich schrillt es durch das Lärmen.
Wut heischt Ordnung straffer Kupfermassen.
Deutbar pumperts in den Blechgedärmen:
Zornesröte kann den Dichter fassen.

Der Koloß ertönt: »Des Blutens Kinder,
Jede Gottheit kriecht aus meinem Bauch,
Auch die grausamste wird menschzu linder,
Und dann geht mein Angstschweiß auf in Rauch.

Da die Sonne meinen Erzrumpf sprengte,
Und der Mensch in meinen Halsring biß,

War es Zeit, daß ich mich selbst verschränkte,
Und nun heiß ich Macht der Finsternis.

Orpheus, sieh, es sind noch meine Glieder
Im Gespenste, das ich wurde nackt,
Ja, sogar das warme Ballgefieder
Ward mir, selbst im Geiste, abgehackt!

Einst beim ersten Schritt, von mir zum Kulte
Eigner Ahnen, ging ich fast noch mit.
Wer den Geist in Totenzauber lullte,
War ein Mensch, der um Vernichtung stritt.

Unsern Ursprung hab ich auch vergessen,
Selbst die Drachenbrut liegt mir zu fern:
Doch im Mammut seine Macht ermessen,
Ist nicht schwer, und deshalb tu ichs gern!

Kriecht ein neuer Gott aus meinem Bauche,
Und es war der herrlichste darin,
Tut er es auch jetzt nach altem Brauche:
Wirklich zieht ihn eine Bäuerin.

Rot, wie jedes magre Kind, geboren,
Hat er eine Amme und wird fett,
Geht sein Purpur langsam dann verloren,
Drängen Könige sich ums Wochenbett.

Kommt es schließlich gar zum neuen Glauben,
So erkenn ich meiner Därme Frucht:
Der Gedanke muß im Fleisch verschnauben,
Denn es siegt auch da die Mammutwucht.

Meine Übermacht im Sphärenstreite
Hat im ewgen Ursprung ihren Grund:

Was sich, ohne Anfang, selbst entzweite,
Hält mich offen, denn ich bin ihr Schlund!

Nacht und Ärger steigt aus meinem Trichter
In den Dingen, die entstehen, auf:
Ich vernichte wuthaft alle Lichter
Und beschränke schon den Sternenlauf.

Meine Macht kann sich geheim bekunden:
Was auf mir beruht, sucht einen Kern,
Tief in sich, zum Schutze zu umrunden:
Und dazu bin ich der Mittelstern!

Forscht nach ihm, ihr könnt ihn nirgends finden!
Gäb es ihn, so wäre gar nichts mehr:
Welten aber, die sich weiterwinden,
Ziehen dennoch Kreise um ihn her.

Herrschte ich, so wär ich längst verschwunden,
Alles bliebe eingestürzt,
Nur das Ewge hab ich nie empfunden,
Meine Macht bleibt drum verkürzt!

Doch ich bin die Gegenwart der Dinge,
Schlagbereit und riesenstark!
Wenn ich jetzt mich zur Erinnerung zwingen,
Bleibt mein Umblick trotzdem karg.

Nichts kann die Unendlichkeit umspannen:
Kein Gestirn, in dem mein Wesen glänzt,
Wird das All in seine Kreise bannen:
Überall ist meine Macht begrenzt!

Was ich trachte, ist: mich selbst zu fassen,
Keinen Augenblick setze ich aus,

Auf die Kraft kann ich mich alt verlassen,
Mir gehört das ganze Weltgebraus!

Doch die Ewigkeit ist urvorhanden,
Da der Tanz der Sterne sie beweist:
Könnt ich mich als Mittelstern umranden,
Hätte kein Geheiß die Welt geschweißt.

Schwärme nie von Ferne oder Größe!
Glaube dem, der alle Klumpen dreht!
Jeder Sterbensstern zerwühlt die Blöße
Seiner Nachbarwelt, die untergeht.

Haßerfüllt erweitert er die Wunde,
Saugt sich Geister aus dem Schlund empor;
Neid und Schadenfreude stehn im Bunde
Leidgebärend vor dem Lebenstor!

Scheelsucht ist des Werdenden Erreger,
Was ersprießt, aus eigenem Grund, verrucht,
Und der ewge Ruhbedürfnisträger
Überdies zu Trächtigkeit verflucht!

Weißt du es? Der Starrsinn ist mein Schreiten,
Meine Gegenmacht die Ewigkeit,
Und durch diese Ursprungszwistigkeiten
Wird der Raum, geschieht die Zeit!

Feuer freut und heuchelt euch verteufelt:
Angeschmeichelt an den Geist,
Schmerzt es, wenn es einwärts träufelt,
Doch es streichelt auch, was es zerbeißt.

Ja, es lodert, lacht in grellen Scheinen
Meine Höllenfreude froh hervor:

Funken gleichen hellen Edelsteinen,
Und ich fliege noch als Meteor!

Ja! Ich hab das Licht erfunden,
Stürzt es doch dem Ewgen nach;
Hoffte seine Herkunft zu erkunden:
Weiß noch nicht, woran es mir gebracht!

Stille Würde ist mir schon gelungen.
Wie ein Schwan durchschweif ich als Komet
Ruhemeere, die mich nie verschlungen,
Und als Wolke gleich ich dem Gebet.

Wie das Feuer hab ich eure Freuden,
Seligkeiten ähnlich, aufgewühlt:
Sollt sie immer froh zu zweit vergeuden,
Da sich niemals Lust vereinzelt fühlt.

Höre noch — erfahr mein Sein — : durch Flammen
Schür ich zwar die ekle Lebenspest,
Doch da Wesen leibhaft mir entstammen,
Hab ich Seelen ihre Qual entpreßt.

Angst und Martern können mich mit ihnen
Endlich noch versöhnen. Mensch, dein Geist
Kann mir einst vielleicht auch dienen,
Da er schneller als ich selber reist.

Mensch, von Sonnengnaden ein Schmarotzer,
Der dus grausam bis zu dir gebracht,
Glaube mir, du eitler Sonnenglotzer,
Du gehörst durch deinen Darm der Nacht!

Wüstlinge, ihr wollt euch hier entwurzeln?
Alles überwindet einst der Tod!

Rüttelt nicht, euch selber zu entstürzen:
Enten, Menschen, Schweine lieben Kot.

Bleibt euch treu: es wird euch manches schmecken!
Jagd und Hader schaffen Essenslust:
Laßt euch nicht durch Fabelstrafen schrecken,
Neid ersinnt sie, hat er zuzusehn gemußt!

Euern Drang nach Gleichheit muß ich loben,
Wenn ihr dies so klug wie ich versteht:
Jeder Zuschnitt ist schon so verschroben,
Daß im Kind der Vater untergeht.

Doch euch krönt Geschick. Im schlichten Manne
Wurzelt unversehens ein Genie;
Ob ich Ruten lege, Netze spanne,
Diesen Zufall hasch ich dennoch nie!

Sich in eignen Kindern nachbestellen,
Wär ein Dauern, wie es mir entspringt:
Engel doch und Ahnenspuk gesellen
Sich dazu, daß jung ein Wurf gelingt! —

O, ich preis das Land der Pyramiden,
Denn dort sah man ernst und ähnlich aus,
Die Familien waren kaum verschieden,
Gleich war alles, wie bei Maus und Laus.

Orpheus! Zwecklos scheint mir deine Reise,
Laß Verstorbnne, die du liebtest, ruhn:
Sag, wozu die neue Wehmutsweise,
Und warum dem Tode Unrecht tun?

Sei beglückt, dich einst ins Grab zu legen:
Diese Welt ist eigne Niedertracht.

Menschen? Glieder, die den Bauch verpflegen,
Mehr den Dünkel, den ich angefacht!

Habt ihr doch die leckern Flammenwedel
Bald als Teufelsteufelei erkannt,
Angefeuert aber, eure Schädel
Dennoch immer wieder angerannt.

Falsch sind auch die warmen Sonnenstrahlen,
Denn sie beißen euch vom Boden los:
Arg sind eure Lichtgefollschafstqualen,
Wonne birgt allein der Erdenschoß!

Laßt die Blumenflur die Sonne loben,
Da sie ihr ein kurzes Glück verdankt,
Auch der Vogel solls, den sie erhoben,
Nimmer doch, wer den Verstand erlangt!

Laßt die Sonne euch im Schatten hungern?
Geistesflüge, sagt ihr, gibt sie ein;
Doch hier dreht sichs nur um das Verhungern:
Eure Tugend heißt Genügsamsein!

Alle Spenderlohe ist verflogen!
Wenn der Mensch noch grausam weitersteigt,
Wird er unfrei qualhaft aufgezogen,
Und sein Glück ist das, wozu er neigt!

Orpheus, kannst du meine Nacht verstehen?
Sag, der du mein Rätsel lang benagst,
Muß ich mein Geheimnis eingestehen,
Schon weil du in mir zu atmen wagst?

— Wie, du schweigst? — So muß ich weiterreden.
Blickt mir doch in dir das Schauen klar,

Rasch verknüpf ich die Gedankenfäden,
Reim und Rhythmus bietest du mir dar.

Unhaschbare Daseinsketten schlingen
Bis zur Sonne sich in euch empor:
O, das sind des Menscheingeistes Schwingen!
Selbstbedingte Freiheit waltet vor.

Meine Macht, die sichtbar alle Welten,
Rings am Himmel, voneinander trennt,
Kann im Sternengeistesschlund nicht gelten,
Weil ein Hier als lichter Sieg entbrennt.

Um die Herrschaft muß ich mich zerwühlen,
Doch ich weile, wo sich Wirken teilt:
Alle einverleibten Geister fühlen
Meine Fesseln, bis ihr Tod sie heilt.

Mit der Sonne war dereinst die Erde
Urverbunden, bis auf einmal, jäh,
Unseres Planeten eignes »Werde!«
Sich zusammenschloß zu Lust und Weh.

Doch die Rückkehr zu der Sonne lohete
Gleich als Leben auf der Erde auf:
Und in uns verkörpert, als Gebote,
Wurde sie der Zweck und Daseinslauf!

Grüble sinnlich dich über die Zeiten,
Da die Erde in die Sonne fällt!
(Und du kannst es, denn in dir geleiten
Wünsche dich in eine andre Welt!)

So verstehst du tief, warum das Leben
Seine Erde ursprunghaft verschmäht:

Jetzt ist Dasein: Werden, Streben,
Einstens war und wird es, was besteht!

Dieses letzte Erd- und Sonnverhältnis
Wird von Mond und Sternen reich ergänzt:
Menschen, ihr seid schäumend das Behältnis
Aller Fülle, die sich mir entgrenzt.

Fängst du an, die Geisterwelt zu wittern:
Glaubst du gar, daß sie auf mir beruht?
Ob die Sterne nur für euch erzittern?
Gibt dir meines Rätsels Kündigung Mut?

Orpheus, wenig nur kann ich dir sagen,
Selbst in dir kommt mein Verstand zu kurz!
Blasses ahn ich von den ersten Tagen:
Glaubst du, gab es einen Ursprungssturz?

Schweigst du, Orpheus? — Soll ich fort erwägen?
Etwas weiß ich: ich bin nicht allein!
In Gesetzen kann ich mich bewegen:
Das Gebot in euch ist schon nicht mein!

Jeder Trieb kann mich im Menschen greifen,
Doch benennt ihr nicht, was euch entschlüpft:
Kein Begriff besitzt genügend Schleifen,
Daß er das, was mich erfüllt, verknüpft.

Ich, das Ursprungslose, Unnennbare,
Das sich selbst in Ringgewinde warf,
Wirke, daure, bin und offenbare
Den und das, was man nicht nennen darf!

Doch ich meine, jene innern Mächte
Sind bloß Lockrung, die mich fremd bekämpft,

Denn es wechselt nur in sich das Schlechte!
Oder weißt du, wer mein Strengsein dämpft?

Menschen, seid ihr eines Endes Boten?
Ob die Fülle meiner selbst verschäumt?
Löst der Geist die großen Ordnungsknoten,
Hat in euch sich Chaos aufgebäumt?

Euer Schicksal kann nur ich erraten,
Aber was wir sind, bleibt mir versteckt:
Endlos fast vollbringt ihr weiter Taten,
Zwecklos auch, was euch nicht heilt, noch schreckt!

Leiblich seid ihr Menschen fast nur Schlangen,
Doch der Geist, der euch nach oben reißt,
Möchte höher als die Nacht gelangen,
Und er hat den tiefsten Stern erkreist!

Leben kann ich dieser Welt verheißen,
Bis die Sonnensehnsucht einst verfällt
Und die Erde liebend in die heißen
Mutterarme sich zersternend schnell.

Folgt der Sonne, denn ihr werdet leben,
Wie ihr es verlangt, weil ihr es müßt:
Sonnenhoch wird euch der Geist erheben,
Zu euch selbst erglüht das Lichtgerüst!

Orpheus sieht sich um. Der Unhold ist verschwunden.
Er bemerkt nun, daß er selber laut gesprochen:
Allen Lebenskel hat er überwunden,
Freude ist sogar in ihm hervorgebrochen!

Doch umgeben ihn noch immer Nebelmauern,
Die versuchen, stumm ihn anzustieren.
Wolkende Gestalten sieht er traumsacht kauern,
Und die meisten weinen, alle aber frieren!



Wie fängt da des Schauers Herz an zu pochen!
O, wie weiß er großes Mitleid zu verspüren,
Und schon kommen die Gespenster angekrochen,
Um, ganz nahe, sein Gemüt noch mehr zu rühren!

Hurtig schwingt der Spuk um Orpheus eine Kette,
Und das ist ein Zug von Greisen und von Vetteln;
Plötzlich grinsen zwischen ihnen auch Skelette,
Die, mit ausgestreckten Armen jammernd, betteln.

Die Gerippe klappern hart mit ihren Knochen,
Schmerzensschreie mischen sich ins Nachtgewimmer,
Denn es werden Beine irgendwo gebrochen,
Und noch immer wird der Stimmenwirbel schlimmer!

Hirnbewirbelnd ist das grelle Zähneklappern,
Auch der Späher friert vor Angst und Fiebergrauen,
Doch er stammelt: »Fangt doch takthaft an zu plappern,
Da sich hinter euren Kiefern Worte stauen!«

Nun beginnt der Haufe sich erst freizulachen,
Und dann quiekt ein Stimmchen, schrill, doch blaß
verständlich:

»Orpheus, männlich stolz sollte dein Geist erwachen,
Brünstge Gier und Eitelkeit in dir sind schändlich!

Ringe nicht nach Mitleid, spar es dir zum Troste,
Denn wir steigen aus den Gräbern, dich zu warnen:

Die Mänaden, die dein herber Trotz erboste,
Rüsten sich, um dich ermenschlicht zu umgarnen!

Bleibe lieber gleich im bleichen Schattenreiche,
Menschen wirst du oben Neid und Ärger bringen;
Prügeln Jünglinge sich einst um deine Leiche,
Konntest du ihr Herz nicht sanft durch Sang bezwingen!

Sag uns, sehnst du dich zurück zum Erdenjammer?
Furcht und Elend peinigen die falsche Menge,
Nur aus Hunger schwingt der Mensch den Eisenhammer:
Schmerzlich tönen aller Arbeit Sonnenklänge!

Dumm und nutzlos sind die kühnsten eurer Kämpfe,
Seid bedacht, daß Schmerz-Erworbnies nicht zerstiebe,
Forscht, mit Umschau, wie euch Kenntniss Leiden dämpfe,
Doch das leisten schon, zur Vorsicht zwingend, Diebel!

Um ein Mitteltum von Menschen zu erhalten,
Sei gestanden, daß ich Angst und Sorgen schätze,
Auch läßt sich der Bürger gern im Zügel halten,
Sind Verbrechen euch der Vorwand für Gesetze!

Um das Volk vor Trug und Spottlust zu beschützen,
Wollt ihr die Gemüter zäumen und verriegeln,
Doch begänne sich der Staat rasch abzunützen,
Würdet ihr nicht stündlich ihn dadurch besiegen!

Wahrlich, für das Glück und etwas Zucht der Rotten
Sind die kleinlichen Alltäglichkeiten trefflich,
Doch ein guter Sonntag, mit Gesang und Zoten,
Bleibt für einen Höllenspötter unnachäfflich.

Wisse, Elend und das Eigenfesseln schmieden
Sind für euch das Einzige, nicht bloß das Beste;

Denn durch Hunger und Sichplagen wird vermieden,
Daß der Spaß am Feiertag die Welt verpeste.

Orpheus, auch du, Holder, solltest nicht vergessen,
Daß du nur ein Wüstenwandler bist, und nimmer
Dürftest du, dem Geist zu leben, dich vermessen;
Höre unter deinen Schritten das Gewimmer!

Schmach, die dein Verstand nicht wagt bei Tag zu denken,
Kannst du klar, oft traut, in altem Traum empfinden,
Darum lasse dich durch unser Mahnen lenken,
O, versuche dein Gewissen nachts zu finden!

Weise ist, wer auf das Wünschen frei verzichtet,
Achtung aber allen Trieben zollt, auch bösen!
Glaub mir, was in dir, erkindlicht und gedichtet,
Lacht und leidet, wird sich bald in Prosa lösen!

Orpheus, folg und hilf uns wiederzuerstehen!
Schaffe hold, uns zu erholen, oben Wendung;
Wenn dann bald die Frohsten zu euch übergehen,
Feiern unsre Tiefen auch des Sängers Sendung.

Bettler sind wir nicht, die auf die Kniee fallen!
Doch bevor wir blaß in lauer Nacht vergrauen,
Bitten wir, laß unsre Worte laut erschallen,
Daß wir, ihnen nach, uns noch am Licht erschauen!«

Gier der Verzweiflung krallen
Gierig sich in Orpheus' Herz,
Rücklings wird er überfallen,
Rot erwirklicht sich der Schmerz.

Taumelnd schließt er nun die Augen:
Eine Ohnmacht schleicht heran!
Kann ein Wunsch als Stütze taugen?
Ob er nur noch greifen kann?

Bitter, speibereite Galle
Fühlt er nun vom Mund zum Darm,
Und er glaubt auch, fremd durchwalle
Ihn ein Blutblust fieberwarm.

Doch er mag sich nicht ergeben:
Brächten Hände einen Trank,
Könnte er sich fast erheben,
Schwer ist nur der Aufsprungsschwang!

Nein! Sich eigen zu bewegen,
Geht mit Blei im Blut nicht mehr:
Schlummer wird sich auf ihn legen.
Spukt bekannter Traum umher?

In zerschlissenen Gewändern
Sieht er dort die Nachtgestalt
Mühsam durch Genebel schlendern:
Ach, das lacht ja, schnalzt und lallt.

Bis zum Knie in Dunst versunken,
Bluten Zerrgespenster schwer:
Hier! Sie stinken, sind betrunken,
Schwanken, blicken voll Begehr.

»Räuschen mußt du dich ergeben!
Tollheit bleibt uns eingefleischt:
Nur ein Wahn ist unser Leben!«
Wird der Wanderer angekreischt.

Dann keuchts weiter: »Schelten, Scherzen
Gibt dem Schwanksein erst Gehalt,
Falten glätten, Gram entmerzen,
Gilt für jung und taugt für alt.

Klugheit führt euch leicht zum Geize,
Denn wer nachdenkt, ist besorgt,
Darum sinnt nicht, hascht die Reize,
Die das Leben gerne borgt.

Euch den Leichtsinn zu erklären,
Fällt mir selbst im Rausche leicht,
Und durch meine flotten Lehren
Hab ich oft den Zweck erreicht.

Des Geschickes kühne Sätze
Bringen plötzlich Glück herbei:
Laß dem Geize sein Geschwätze
Und sein bleiches Einerlei!

Mit den Winden munter segeln
Schärft und wahrt den klaren Blick,
Trau nicht der Vernunft von Regeln,
Ins Geschick verführt ein Blick.

Weise, fast so leicht wie Toren,
Stehen fest in dieser Welt;
Wer noch taugt, geht nicht verloren,
Wie er es auch denkt und hält!

Wenig wird ein Mensch erklügeln,
Der aus Früchten Kerne schält:
Den Verstand etwas zu zügeln,
Ist noch eher, was euch fehlt.

Nein, bedenkt nicht lang die Wege,
Folgt doch lieber dem Gefühl,
Bleibt trotz aller Blitzeinschläge
Gegen Rat und Warnung kühl!«

Durch ein Schauspiel voll Entsetzen
Wird des Sängers Blick gelenkt,
Plötzlich, mit verwegnen Sätzen
Kommt Gewimmel angesprengt.

Wie im ersten Morgengrauen
Kann er Wolken schwanken sehn:
Männer mit betrunken Frauen
Nahen, sich um ihn zu drehn.

Hebt der Wind dieses Gesindel?
Tanzte da Dunst im Morgenlicht?
Oder faßt ihn selber Schwindel?
Orpheus weiß und sieht es nicht.

»Graust dir noch vor unsern Räuschen?«
Wettert nun ein Weib ergrimmt,
»Künftig soll dich nimmer täuschen,
Was dich freut und sittsam stimmt.

Sinke, bis ins Mark getroffen,
Frei von Eingebildung, hin,
Nimmer magst du eitel hoffen,
Hab für unser Elend Sinn!

Sieh, was meine Säufer sehen,
Und hier trinkt das Weib, der Mann:
Wo sie durch das Dunkel spähen,
Schleichen Ratten schwarz heran.

Lasterlinge, die zerfallen,
Sehn sich selber rings versprengt:
Eigner Mäuse Nachtentwallen
Drängt und hält sie eingengt.

Euch, den Menschen, unsern Tieren
Geht einmal der Atem aus,
Doch was wir am Weg verlieren,
Rettet sich noch schnell als Maus!

Ratten seid ihr, feig und kleinlich:
Ichgegieier hat dich vertiert!
Ungeziefer ist euch peinlich,
Da ihr euch versteckt und ziert.

Eigne Spuren wegzuwischen,
Seid ihr wohl, aus List, bestrebt,
Und wenn Laster euch entzischen,
Wird ihr Ausfallsloch verklebt.

Doch die Ratten und die Kröten
Springen fort aus euch heraus:
Ach, wie wolltet ihr sie töten?
Euch beerben Wurm und Maus!

Kommt mir mit Gemüt und Güte:
Blickt der Seele auf den Grund!
Laßt das süßliche Getüte:
Eine Maus springt aus dem Mund!

So! Ihr wollt das Schönste, Beste?
Wie das stolz und vornehm klingt,
Doch euch bilden Lebensreste,
Die sich Sonne überschminkt!

Wollt ihr Kenntnisse erbetteln,
Wissen, was euch hier erhält?
Könnt euch rascher nur verzetteln,
Denn was sucht und hascht, zerfällt!

Doch versteht ihrs oft, wie Spinnen
Hinter einem Hirngespinst,
Heller Einsicht zu entrinne:
Seht, und das bringt euch Gewinn!

Nein! Doch scheint ihr nicht erschaffen,
Euch als Wichte anzusehn:
Nun, so mögt ihr gieren, raffen,
Um noch etwas zu bestehn!

Sänger! Du willst Schatten haschen,
Bist du brünstig aufgereg?
Mußtest früher lüstern naschen,
Nun ist alles weggefeht!

Fängt dich Liebe an zu plagen,
Wirst du nachts im Bett gejuckt?
Hilft nur das: den Floh erschlagen
Und den Ärger ausgespuckt!«

Orpheus ist in einen schwarzen Schlafsarg eingesunken:
Oder haben die Gespenster sich versteckt?
Weg sind die betrunkenen Huren und Halunken:
Kein Getümmel mehr, das ihn als Traum erschreckt!

Doch das gute Dunkel hat nur kurz gedauert.
Schon erwacht der Dichter, traurig und verträumt.
Er entsinnt sich kaum, was ihn zuletzt durchschauert:
Hat der Schlaf sein Wichtgewimmel weggeräumt?

Um ihn her entschleichen noch verkappte Schatten,
Doch zerstreut sie schon erfrohtes Morgenlicht.
Will der Nebelzug ein Nachtgespenst bestatten:
Weinen Wolken, hingeschleppt vors Taggericht?

O, wie ist die bleiche Stunde ungeheuer!
Wähnt der Wanderer nun sein Weib in tiefster Näh?
Spukgestalten fürchten Herzensglut und Feuer:
Führt ihn jetzt ein Geist, so heilt er hold sein Weh!

Eurydice! Kann er seine Braut nun sehen?
Träumt ihm bloß von ihr? Gegründet bleibt der Bund!
Mag sie schon auf seinen Armen sacht entwehen?
Sie verschwebt. Und heilig küßt er noch den Mund!

Schon erblickt er rings nur Leichenzüge.
Nebel schleppen tote Nebel durch das Tal.
Ob der Trauerprunk sich an sein Träumen füge?
Kaum! Denn nun erwacht er schwach aus Abschiedsqual.

Orpheus! Atme, tiefster Huld dich zu besinnen!
Hast du deine Braut nicht traut im Ich gefühlt?
O, du sahst sie wohl um deinen Hals zerrinnen:
Lethes Flut hat dir die Mondhafte entspült.

Orpheus schaudert nun hinab in Traum und Trauer.
Ach, er weiß: ihn herzte, sah die stille Braut.
Doch er traute nicht dem Hauche: ohne Dauer!
Ach, er hat nach Ewigem sich umgeschaut!

Orpheus fühlt, er bleibt verlassen,
Aber nimmermehr allein:
Traumessanfte Hände fassen
Ihn behutsam an: und rein!

Heil! Jetzt rauscht es in den Pappeln!
Streiten Störche um ein Nest?
Oder wiegen sich und zappeln
Lauter Leichen im Geäst?

Windumheulte Wolken drängen,
Orpheus weckend, nah zum Tann:
Viele bleiben drinnen hängen:
Ihr Gehetz zerflügelt dann.

Orpheus packt Besinnungsschauer:
Ach, wie blaß die Braut zerging,
Als sie beide eine Trauer
Und der gleiche Traum umfing!

Mit den Seelen unsrer Fluren
Träumten auch die Toten mit,
Und da folgte Orpheus' Spuren
Eurydicens leiser Schritt.

Nicht allein ist sie vergangen:
Traut erstaunt schwand eine Schar!
Erst verblaßten sacht die Wangen,
Dann ihr Bild, zuletzt das Haar.

Um sie wieder einst zu finden,
Will der Dichter noch einmal
Sanft die Welt als Traum empfinden,
Und er blickt gebeugt ins Tal.

Doch die frische Dämmerstunde
Hat die Nebel zart zerstreut,
Und so wird ihm kaum noch Kunde,
Was nun Schläfer reut und freut.

Nur im Walde hört er klagen;
Heil! Das knistert im Geäst.
Träume, die nach Beute jagen,
Finden ein Gespensternest.

Hinter einem Geisterzuge
Flattert Giergeträume auf,
Doch der Wind würgt sie im Fluge:
Schon zerflügeln sie zu Hauf!

Ja! Der Schläfer Jagdbegehren
Hat das Raubroß rasch entzäumt,
Um den Schreck noch wild zu mehrern,
Wird von Hunden mitgeträumt.

Orpheus packt ein Walderschauern:
Er will tiefbefragt erbleichen.
O, er weiß, am Morgen lauern
Traumgespielen unter Eichen.

Wenn die toten Helden wieder
Durch die alten Kronen rauschen,
Kann er in dem Braus der Lieder
Seine Braut vielleicht belauschen!

O, es singen Frauenstimmen
Heldenhymnen uns am hehrsten,
Ihre Triller schwirren, klimmen
Siegreich, wo der Braus am schwersten.

Sie beflügeln die Gefühle
Ihrer Recken, wenn sie streiten:
Höre dich, im Sturmgewühle,
Hold von Frauenlauten leiten!

Orpheus bleibt umlispelt stehen,
Und er läßt, beim Todesritte,
Nebel still vorüberwehen:
Sanft ergreift ihn fromme Sitte!

Sollte Weh sein Herz beschleichen?
Ach, von todesmüden Gäulen
Stürzen weithin blasse Leichen,
Und die Windgefährten heulen.

Dort im kalten Dunkel harren,
Wirbel ringelnd, Spukgestalten,
Die des alten Amtes walten,
Abfall unters Laub zu scharren.

Hohle eingerollte Bäume
Ruhn veratmend unter Blättern:
Wichte huschen in Gesträuche,
Späte Träumlinge entklettern!

Orpheus wandert. Wo ein Ziel: die Richtung?
Leise blinkt im Wind ihm eine Lichtung,
Wo im Morgenrote Wolkenleiber
Sich, wie traumerwachte holde Weiber,
In betauten Blütenpfühlen regen:
Ach, da wieder traurig, still, verlegen!
Volle Arme tragen Glutgeschmeide,
Hüften hüllen sich in grüne Seide:

Blumenkissen, weiche Purpurdecken,
Morgenflechten, seltne Mondlichtschnecken
Wollen Wimpel froher Morgen hissen!
Ihm sinds Schlangen: zu Gewissensbissen!
Altverscharrte Träume glimmen wieder:
Sanft vertraut beblickt er holde Glieder
Samtig schöner, wollustheißer Frauen.
Höchste Wonne darf sein Auge schauen!
Grauen faßt ihn; ja, verwolkte Zeiten
Wollen Traumgeschleier mild durchblauen:
Bei Geburt besonnter Jugendweiten,
Als er Eurydicen bräutlich kannte
Und zur Liebe singend sich ermannte,
Fühlte er in Fiebertraumgewittern
Ihre Hand auf seiner Stirn erzittern.
Ach, er griff danach. Schon war es Morgen.
Süße Stunde sachtentschlafner Sorgen!
Doch er träumte noch! Entzückt — lebendig!
Seine Blicke glühten wildgeständig.
Seine Hände fühlten ihren Schatten,
Der sich wehrte, liebesanft ermatten;
Rauschhaft sich voll Anmut ihm ergeben
Und die Liebe mit der Lust verweben!
Eurydicen hielt er da umschlungen.
Damals schwanden die Erinnerungen
Trauter Stunden unter andern Träumen.
Doch nun sieht er sich als Schaum, in Räumen
Oder unter Bäumen, die er kannte,
Als er Eurydicen an sich bannte!

Eurydice, weiße Braut der Nächte,
Hat, Geträumte, dich mein Traum gekränkt?
Wandelst du errötend durch die Schächte
Tiefen Grauens, das dich steil umdrängt?

»Traute Braut, nach deinem blassen Scheiden,
Eurydice!« denkt der Sänger laut,
»Fühlt ich Reue, schwur ich ab in Eiden,
Hab ich wach, in Scham, dir nachgeschaut!

Ach, dein fahles Bild war bald verdunkelt!
Doch du warst es! Würde hats bezeugt.
Traumhaft traurig hat dein Blick gefunkelt,
Als du dich, umarmt, zu mir gebeugt.

Damals traf mich keines Sternes Strahlen:
Wehmut tränkte auf, nicht Tau der Lust!
Haucherahnte, Atmende in Qualen,
Gütig ruhest du an meiner Brust.

Tückischgrause, frühergraute Stunde,
Gaukelnd hast du mich zur Brunst verführt:
Ich ergab mich dem Granatenmunde,
Den ich pflückte, der mich kühl berührt!

Fieberflammen meiner Inbrunstküsse,
Glüht ihr noch als Brandmal meiner Braut?
Stürzt euch drauf, o löscht sie, Jenseitsflüsse:
Wißt, wie mir vor eignem Unheil graut!

Eurydice! Keusche, reinstes Wesen!
Arg ist, was ein Wunsch an dir verbrach.
Dein bin ich in meinem Traum gewesen:
Keine Wallfahrt tilgt die Schuld und Schmach.

Erst als du aus unserm Glück geschieden,
Wußtest du, was ich dereinst getan!
Doch du schlummertest: du schienst zufrieden.
Bin ich schuldlos: stammle ich im Wahn?«

Was jetzt atmet, lebt geheimer Stille.
Tiefen, Ferne mahnen sanft: Zu spät.
Leise! Zirpt denn nirgends eine Grille?
Alle Wesen schweigen zum Gebet.

Sonne, heitres Herrscherauge,
Meine Inbrunst wogt dir zu,
Wenn ich stumm dein Schenkenwollen sauge,
Überströmt mich sichere Ruh.

Sonne, du vergibst die Sünden,
Die ein Wesen hilflos träumt:
Was du wünschst, läßt du verkünden,
Und du züchtigst, wenn man säumt!

Bloß durch kühne Sonnentaten
Kann ich Toten freundlich sein,
Laß ich mich im Schlaf beraten,
Kann das Tagwerk kaum gedeihn!

Das Geträumte überwinden,
Sei, was Wanderern gebührt:
Menschen, voll von Traumempfinden,
Werden leicht zum Rausch verführt.

Euer üppiges Erschauen,
Seelen, streut, beim Schreiten, aus,

Was ihr sät, wird euch erbauen:
Bald verweht geträumter Graus.

Schaffend kann ich Kühnes sagen,
Wenig hat die Welt erprobt:
Sonnenflug ist sichres Wagen:
Übermut sei froh gelobt!

Nur der Sonne kanns gelingen,
Daß ich singend glücklich sei,
Wunder wird der Mut vollbringen,
Macht er uns von Träumen frei!

Werd ich je die Braut vergessen,
Die, als Meine, mich umschlang?
O, ich folge ihr vermessen:
Das ist Orpheus' Morgensang!

Die Fluren singen ihre frischen Sonnenlieder.
Die späten Nebel legen sich, wie müde Kinder,
In tiefen Schluchten, ihren kühlen Pfühlen, nieder,
O Morgenwind, du wehst noch wonniger und linder!

Auch Orpheus schöpft nun Macht zu neuen Wanderleiden,
Und er vernimmt in sich ein tiefes Flügelschlagen.
Er weiß, nun muß sich Wahn zur Wahrheit alt ent-
scheiden,
Und er beschließt, sein Werdensweh ans Meer zu tragen.

Ist es ein Lied, so mag es dort erst frei ertönen,
Sich, ungesehn, von allem Zwang und Brauch entkleiden,
Die eigene Gestalt durch Uferhuld verschönen,
Und beim Entstehn sich schon an eignen Reizen weiden.

Auch soll sichs, als ein schlankes Weib, im Schaume baden,
Im Morgengold, am heitern Wellenspiel erfreuen:
Erregten Übermut und frohe Salzkaskaden
Erfrischt an schimmernden Gestaden nimmer scheuen!

lymne
an
edrich
stzsche
Am Strande aber steht bewegt ein andrer Sänger,
Der zusieht, wie sich haschhaft Wellen überhetzen.
Zuerst hält Orpheus ihn für seinen Doppelgänger,
Denn oft schon sah er sich zugleich an vielen Plätzen.

Doch späht er scharf, vom andern sich zu unterscheiden:
Ja, während jener heiter und alleinsam schreitet,
Wird er, der Dichter unterweltlich-tiefer Leiden,
Von Tauben und von Rehen, wo er geht, begleitet.

Doch sieht er jetzt: steil kreist auch überm andern Seher
Ein Adler hoch und herrlich, ohne leuchtend zu erlahmen.
Wie stolz er fliegt! Er kommt der Erde selten näher
Und scheint Planetenbahnen sicher nachzuahmen.

Von seiner Seelenhöhe frei, beim Flug, getragen,
Läßt er uns fast sein keusches Wesensrätsel deuten,
Doch niemand mag ihn wohl nach Sein und Herkunft
fragen,
Denn schon genügt, was selbstverständlich ist, den
Leuten.

Das Ungefüge will, daß man es sich erkläre,
Und du erkennst an stummer Ruhe leicht das Tiefe:
Zwar zischelt und verrät sich uns die Wut der Meere,
Doch tuts der Sturm, und nicht die See, die lieber schliefe!

So wird auch Orpheus stolz vom andern angesprochen,
Wer weiß, ob seinem Wandlertum darnach verlangte?

Wohl fügte sichs, daß ihm, in stummen Trauerwochen,
Nach frohem Wort aus kühnem Munde hangte.

Der Fremde spricht: »Allmächtig ist des Menschen
Freude,
Und bloß an ihr kannst du die eigne Höhe messen,
Drum bleibe unbedacht, frohlocke und vergeude
Das innre Glück, das wir ureinzig nie vergessen!

Die Erde ist ein schönes Weib mit vollen Brüsten,
Der Reize Reichtum hütet sie in grünen Hüllen.
Sie fliegt davon! Zu Abenteuern, Flottenrüstern!
Dem Nacktsein nach! Sei Sehnsucht dir und Wunsch-
erfüllen.

Ich hasse Wächter alter Staaten, die zerfallen,
Die statt des Glückes nur ihr Greisenthum beschützen,
Die uns von Nächstenliebe und Gesellschaft lallen,
Als müßte jeder sich auf eine Krücke stützen.

O Menschen, merkt das häßliche Verhängnis!
So wie ihr euch über Gesetzlichkeit belehrtet,
Ward unsre Welt zu einem gottlosen Gefängnis,
In dem ihr euch als Kerkermeister selbst verehrtet.

Ihr trachtet nun in kluggefügte Weltgebäude
Und Zahlenkreise, was sich widerspricht, zu pressen.
Doch sage ich: Gedanken habt ihr euch zur Freude
Und nicht, versagte Möglichkeiten zu ermessen!

Ich hasse Heuchler, ein Geschlecht voll Weiberweichheit,
Zu bleichen Lebensweisheiten verfügt euch Schwächung!
Der Heldensinn versinkt in eingezirkter Gleichheit:
Schon fühlt kein Witternder das Glück der Wertzer-
brechung!

Ich bin am Anfangsabhäng Menschen Machtverkünder,
Erobre Widerkünfte, die ich froh erlese:
Ich liebe, kühn im Wagnis, kluge Buchbegründer
Und hoffe, daß der Mensch durch seine Lust genese!«

Es blickt nun der Fremdling empor zu den Bergen,
Die Wolken, wie Raubvögel schwebend, umwittern,
Zu Schluchten, wo Dunsteulen grau sich verbergen
Und scheu vor Gewittern des Tages erzittern.

Dann sieht er zum Meere, das schwankende Fäuste,
Die Blitze verkrallen, zum Himmel emporballt.
Dann schweigt er und sammelt die tiefste Gewalt,
Als früge er sich, ob kein Zauber ihn täuschte.

Nun ruft er, was hold seine Seele vernommen:
»Höre denn, Mensch, Pan ist erwacht!«
Dann sagt er, was heimlich im Wandrer erglommen,
Daß Pan ihn geführt und zum Meere gebracht.

Er spricht mit den Felsen, er ruft zu den Fluren,
Er sagt es der Sonne, die rätselhaft lacht,
Er meldet den Fluten, die Wunder erfuhren:
»Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!

Die Erde verschlang einst die Wucht ihrer Wildnis,
Doch steigt noch des Urwaldes gotthaftes Bildnis
Empor aus den Tiefen ermenschlichter Nacht:
Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!

O Dionys, feurige, schäumende Seele,
Im Stein, unterm Wasser, auf Träumen der Flur,
Verkünde Ermächtigten Freiheitsbefehle,
Die herbstzu erjauchzend dein Hochherz erfuhr!

Du herrliches Kind selbsterplötzlicher Weite,
Zersetz der Gesetze gefügige Reih,
Durchschwärme der Welt urgeschlechtliches Ei,
O komme, du Gott, der uns oft schon befreite!

Erscheine im glühenden Schweif der Kometen,
Doch tauch nicht empor als Zerbrecher der Form,
Entsteh unerklärlich, nach göttlicher Norm,
Und beuge den Starrsinn von Sonnenpropheten!

Entreiße den Menschen der Ursprungsbestimmung
Und setze das Glück für die Vorsehung ein:
Dich selbst schafft der Zufall: nach kühner Ergrimmung
Erneut sich in Freuden ein Sonnengedeihn.
Durch dich bloß gelangt holder Leichtsinn zur Macht:
Höre drum, Mensch, Pan ist erwacht!

Ich glaube an keine ergrübelte Einheit,
Ich hasse die ewig sich gleichende Kraft,
Ich weiß, daß die Regel am Ende erschläfft,
Ich mag nicht des Wissens umzirkelte Kleinheit,
Ich setze mir Jupiter stolz auf den Thron
Und lebe sein Wesen, der Sitte zum Hohn:
Ich glaube an Rache, an Willkür und Macht,
Höre drum, Mensch, Pan ist erwacht!

In Haderschaft herrschen nun Götter und Helden,
Da Leben allein durch die Zwietracht entsteht
Und nur durch Gestürme Umneblung verweht!
So komme denn, Hermes, du sollst flügelnd melden,
Wenn Jupiter wieder von schneeigen Spitzen
Herabsteigt, wo Nymphen mit tollen Tritonen
In Grotten und heimlichen Schlupfwinkeln wohnen
Und scherzend die mahnende Gottheit bespritzen.

Jetzt hascht sich dort Jupiter eine der Nymphen!
Schon trägt er die Zappelnde rasch in den Wald,
Doch macht seine Allgewalt urplötzlich halt:
Die Nymphe entwischt ihm — er sucht in den Sümpfen.

Er findet sie nicht: was wird sich erleben?
Er wütet und donnert: die Berge erbeben!
Wohl fühlen nun Felsklüfte Jupiters Wut:
Denn Herden, die lange in Schluchten geruht,
Und Hütten, die furchtlos auf Abhängen kleben,
Verschüttet des Weltherrschers plötzliche Laune.
Bemerkte kein Kind das Gerufe der Faune?
Sie haben doch schrill durch die Wildnis gelacht:
Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!

Nun rühren sich urhaft verkrümmte Giganten,
Denn Jupiters Wut hat sie plötzlich geweckt!
Sie rütteln ertagend an Nachbarn mit Kanten,
Doch bleiben die tieferen Riesen verreckt.

Schon hoffen die Wachen auf Sieg und auf Rache,
Sie stelzen sich auf, und Zerberstungsgekrache
Verrät die Empörung verkaueter Riesen,
Die Zeus vom Olymp einst in Schlünde gewiesen.
Ergrimmes Riesenvolk klimmt nun voll Eifer
Die Höhen, wo Zeus sich verschanzte, hinan:
Der Troß schnaubt, beim Ansturme, blutigen Geifer,
Und plötzlich verdunkelt sich Helios' Gespann!
Die Erde kann lauernde Mächte entladen:
Im Meer, wo ein Zug wilder Riesen verschnob,
Erwachen glast-prasselnde Kraterzykladen,
Laut lacht der erblindete Inselzyklop;
Er schaut seiner Feinde zerbröckelnde Macht:
Höre drum, Mensch, Pan ist erwacht!

Von Schäfchen, den winzigsten Wolken, gezogen,
Kommt Juno, die listig ihr Gatte betrogen,
Vom Ätna herbei, ihre Schande zu rächen:
Die Wölkehen, die wohl holdes Wetter versprechen,
Beginnt nun die Göttin als Flugturm zu sammeln,
Um Zeus den beschneiten Olymp zu verrammeln.



Bestürzt merkte Juno das Unheil, das Zeus
Im Zorne den Hirten und Tieren bereitet,
Sie hört noch des Bergausbruchs Brodelgeräusch
Und sieht, wie ein Riese die Täler durchschreitet.
Ihr Herz hat gezagt. Sie ist zweifelnd genagt
Und sinnt nun auf Rache, für Trug und Verrat;
Ihr Antlitz verhüllt sieh, aus Ärger und Scham:
Sie fühlt wohl, zu lange verhielt sie den Gram!
Die Dünste der sterbenden Riesen verfauchen,
Da will sie die Göttin, beim Bau einer Mauer,
Zum Schutz ihrer zürnenden Trauer gebrauchen.
Doch Jupiter hat ihren Anschlag gewittert:
Schon sprengt er mit Blitzen den brockigen Wall;
Und Wolken, wie Linnen, vom Sturme zerknittert,
Entwuchten dem Luftbau und donnern beim Fall.
Beim Zinnenbruch werden die Riesen zertreten,
Genebel verschwindet, zu Stürzen zerstreut,
Die Wolken jedoch, die den Öta umwehten,
Umstarren die Urkraft, die Ruhe gebeut.
Nun haben auch späte Giganten verschnauft:
Die Stürme läßt Jupiter hurtig entweichen,
Sich selbst aber zeigt er als riesiges Haupt,
Das Blitze, wie Adern im Zorne, durchzischen.
Die Herrschaft der Stolzen ist wiedergekommen,
Die Macht der Olympier noch froher erglommen,
Sie zeigt ihre heitre und sonnige Pracht:
Höre drum, Mensch, Pan ist erwacht!



So hat unsre Seele die Freiheit errungen:
Sie lebt ohne Zweifel, verleugnet den Zweck,
Kein grausamer Wahnwitz hält Menschen umschlungen,
Ein tückischer Spuk hat für uns keinen Schreck!

Nun herrschen die Götter vergnügt und zufrieden:
Sie spenden wie Sterne ihr blühendes Sein,
Wir Menschen entfalten uns frei und verschieden
Und können uns sorglosen Gottheiten weihn.

Die Eigenart schaffe allein die Belebung!
Die Sondergestalt, die sich selber bewacht,
Behauptet ihr Dasein zu jüngster Erhebung:
Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!

Der Wahn, daß ein Eigner in Gleichheit verschwindet,
Ward neidreich von Feinden des Lebens erdacht,
Das Ich ist die Kraft, die den Tod überwindet:
Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!«



Kaum hat nun der Mann diese Worte gesprochen,
So blickt ihm erst Orpheus ins Marmorgesicht,
Sein freies Herz fängt dabei hoch an zu pochen:
Es mahnt ihn an Abschied und Freundschaftverzicht!

Noch findet kein Mund die entfernenden Worte,
Doch fühlt jeder Schritt, wie ihn Fremdheit beschleicht,
Schon träumt sich der Fremde an steilere Orte
Und denkt dabei: Sprich nicht und mach es dir leicht!

Doch Orpheus bleibt kühn und verzückt an der Küste
Und blickt dann zum Manne, der Felsen erklimmt,
Er ruft noch: »Verweile beim Meer, seine Brüste
Versprühen die Lust, die der Mensch übernimmt!«

Wohl hat noch der Wanderer die Worte vernommen!
Hoch steht er und blickt auf das Wunder der See,
Wohl hat ihn ein Heimklang zum Meer überkommen,
Doch zwingenden Felsen zu trägt er sein Weh!

Er rastet versunken, auf felsigem Hange,
Dann ruft er auf einmal zu Orpheus hinab:
»Die Weite, nach der ich voll Inbrunst verlange,
Beherrscht meine Seele von türmendem Kap;

Noch schlummern in mir stille Mittagsgefilde,
Wohl hat sie der sonnige Sommer betäubt,
Doch lauert im Herzen auch grauses Gewilde,
Das weiblich sich gegen Erruhungen sträubt!

Der Meergott entrunzelt die funkelnde Stirne,
Nun scheinen die Meere zum Frieden gewillt,
In mir aber glühen die Schicksalsgestirne,
Sie steigern mich! Nie wird die Sturmlust gestillt!

Jetzt sieht meine Seele geflügelte Schimmel —
Kein Auge wird ihrer am Meere gewahr,
Nur ich überrasche ihr wildes Gewimmel:
O Jubel! Noch steigt meine witternde Schar:

Sie dursten! Sie schlürften die ruhenden Fluten:
O Meer, welche Würde und Wut du vermengst!
Den Schlünden entbäumen sich lechzende Stuten,
Und jäh überragt sie ein brünstiger Hengst.

Wildwiehergewimmel hat Dünen erklommen!
Das setzt steil herauf! Jeder Spann wird gekürzt.
Gerudel kommt tummelnd, um Rudel, geschwommen:
Wie durstig der Blust sich auf Strandtümpel stürzt.

Hui! Hchtig vertrocknen die salzigen Pfützen,
Noch immer drängt Fliehergefolg steil heran.
Wo soll sich das flüchtige Wolkenvolk schützen?
Die Sonne ruht goldig auf blauem Gespann!

Du, Orpheus, siehst freundlich den Frieden sich weiten,
Du fühlst wohl des Tages ergoldeten Bau,
Doch ich weiß, wie Gluten Gewitter bereiten:
Kein Spuk überrascht mich, ich laure auf Schau!

Ich spüre jetzt Pferdnebel Schwimmhäute spreizen,
Hier rüsten sich Stierhaufen brünstig zum Flug,
Nicht will mehr der Abgrund an Tiergischten geizen,
Im Tagkristall wirbelt ein Wolkenvieh-Zug.

Erstaun, wie sich schleiernde Falter entpuppen,
Ein Wurfversuch wird schroff in Felsen geengt,
Die flüggen Gewolkungen lauern um Kuppen,
Gedrungne verstummen, in Mulden versenkt.

Jetzt fliegen auch Katzen mit winzigen Köpfen;
Sie langen die eine der Pfoten voraus,
Ein haschhafter Schwarm von gewolkten Geschöpfen
Bereitet im Katzenzug Fallangst und Graus.

Ich hasse die Fratzen und Nebelgesichter
Und fordre des Blitzes zermalmenden Schlag,
Dann stürzen die Wichte durch sturmsteile Trichter:
Die Wolken verneigen sich bleich vor dem Tag.

Ich warte darauf! Bald donnert es wuchtig.
Wann blitzt und wo gießt es mit Schaudergewalt?
Die Berge um mich sind zerklüftet und schluchtig,
Schon hör ich, wie felsher mein Echo erschallt!«

Verzückt hat der Fremde durch Felsen gerufen!
Schon folgt er, beim Aufstieg, dem sehenden Geist:
Dumpf, unter ihm, schwinden die Blöcke wie Stufen,
Er weiß, daß ihn Träumen ins Freiheitsland weist.

Schon ahnt er Geschlechter machtheischender Ringer;
Er haßt die Ergebung, den starren Verbleib:
Er sieht sieben kommende Menschenbezwinger,
Er steigt und er fühlt nicht den eigenen Leib!

Der Mittag erstrahlt in kristallener Klarheit,
Und Orpheus erbaut einen Sonnenaltar,
Sein Mund kündet Worte von Weisheit und Wahrheit,
Und morgenfroh lauscht eine friedliche Schar.

Wohl hörten die Hirten vom sanften Erzähler,
Dem Sänger der Milde und Huld in der Welt,
Drum hat stilles Volk sich der einsamen Täler
Beglückt um den freundlichen Richter gesellt.

Der Älteste bittet: »Gib himmlische Kunde,
O sag, sind uns Gottheiten huldvoll gesinnt,
Was ist die Geburt, was die Todeskampfstunde?
Erzähl, wer die Menschengeschicke verspinnt!«

Da lächelt der Dichter und fragt seine Hirten:
»Gesteht, warum ließt ihr die Frauen zu Haus?
O, bringt sie herbei und bekränzt euch mit Myrten,
Beginnt einen Sang, windet Rosen zum Strauß.

Ich bringe, um Götter mit uns zu versöhnen,
Am Sonnenaltare ein Brandopfer dar,

Doch ihr sollt das Fest mit den Bräuten verschönen:
Zieht heimwärts und holt die vergnügliche Schar.

Vernehmt nun ein Gleichnis, hört fein, wie ichs deute,
Und habt ihrs erfaßt, so empfangt meinen Dank:
So rein wie die Flamme ist, seien die Bräute,
Und Götter erfreue ihr aufrechter Gang.

Drum brauch ich, um Liebe und Licht zu verkünden,
Das Lächeln von Mädchen um meinen Altar:
Bevor sie die Herdfeuer mündig entzünden,
Verneige sich hier jedes künftige Paar.

Bringt Bräute, in Farben des Lenzes gekleidet,
Aus Tälern, von Höhen, zum Lichtfeste mit!
Hold hole sich jeder ein Weib, das noch weidet,
So weilt nicht, zieht freudig, beflügelt den Schritt!

Bald mögen die Lieder der Liebe erklingen!
Vereint eure Bräute in buntem Gewand;
Und wollt ihr dann jubelnd den Festreigen schlingen,
So schmettern auch Lerchen aus blühendem Land.

Erscheint, wenn ihr heiratet, fein in Geschmeiden
Und tragt weich gefaltet ein duftiges Kleid,
Doch mögen die Jungfrauen Schmuckstücke meiden:
Weiß, einfach und sanft sei der Bräute Geleit.

Dann singt, was ihr heimlich im Walde gedichtet!
Oft gleichen die Lieder, die Liebe gestehn,
Geschliffenen Steinen, die, kunstsam geschichtet,
Den Gürtel der Frau, die ihr heimführt, besän!

Doch werden Gestorbne zu Grabe getragen,
So sage ein dunkelgekleideter Schwarm,

Mit Harfenbegleitung, die schaurigen Sagen
Von Helden und Frauen in Trauer und Harm.

Ermurmelt Gedenken, so lange ihr schreitet,
Und dann haltet stumm vor dem offenen Grab:
Und wird leis von Seufzern der Nachthauch begleitet,
So sinke die Leiche behutsam hinab!«

Der Dichter hat bebend die Worte gesprochen
Und knickt jäh zusammen; sein Herz weiß bestimmt:
Dahin alles Hoffen, sein Stern ist gebrochen!
Schon fühlt er, wie langsam das Leben verglimmt.

Da schleichen die Hirten hinweg vom Altare:
Auch sie wurden tückisch von Schauern erfaßt
Und möchten, daß Orpheus sie nimmer gewahre:
Er bleibe sich, einsam erseligt, in Rast!

Schon ziehen sie fort durch die heißen Gelände
Und reden von Opfern, von häuslichem Glück:
Sie denken, sie kämen mit reichlicher Spende
Zu Orpheus, von Bräuten begleitet, zurück.

Ein Jüngling jedoch ist von ihnen gewichen!
Er fühlt in sich selber ein eigenes Lied
Und ist an den Altar zu Orpheus geschlichen;
Dort harrt er geheim, was nun heilig geschieht.

Er fürchtet, ein Kind noch, es sei ungebührlich,
Den Wanderer zu fragen, ihm seltsam zu nahn;
Er grübelt: ihm bleibt sein Ersinnen natürlich,
Ach wäre das Wagnis in Keuschheit getan!

So blickt er denn schweigsam ins knisternde Feuer
Und träumt mit dem Rauch, der sich buschhaft verzweigt.
Er brütet: vielleicht ist sein Wunsch ungeheuer!
Und fühlt sich auf einmal zum Fliehen geneigt.

Doch Orpheus erspürt seine schwankende Nähe
Und sieht ihm ins Auge: er winkt ihn herbei,
Dann grüßt er den Knaben und sagt ihm: »Gestehe,
Mein Sohn, deinen Schmerz, und sei freundlich und frei!«

Bald fängt dann der Jüngling an, sachtsam zu stammeln:
»Ich kenne kein eigenes, quälendes Leid,
Doch sag mir, wie kommts, daß sich Vögel versammeln,
Bevor es dort oben bei Windwetter schneit?

Wer macht es, daß Hunde die Menschen bewachen?
Sie sehen doch fast wie die Wildtiere aus,
Nur können die Augen oft träumen und lachen;
Und stirbt wo ein Hund, trauern Menschen zu Haus.

O sage, warum sich die Tiere so hassen!
Wie kommts, daß im Frühjahr, zu Paaren vereint,
Sie bald ihre wimmernden Jungen verlassen:
Ists wahr, daß kein Reh seine Eltern beweint?

Oft schein ich mir selber den Tieren zu gleichen,
Doch plötzlich dann kann ich sie kaum noch verstehn:
Ich freue mich, wenn sie ihr Weibchen umschleichen,
Auch grämt sich mein Herz, sie so lieblos zu sehn.

Ich bin im Gebirge nicht gerne alleine!
Ich hab eine Braut, unten, ferne im Tal,
Bei ihr aber zieht michs zu anderm Vereine,
Wie schwach ist das Herz bei der lieblichsten Wahl!«

Der Dichter kann lange vergrübelt nicht sprechen,
Doch sagt er dann endlich zu sich und dem Wald,
Es hörts auch der Jüngling: »Ein großes Verbreehen
Am Schweigen im All hat als Welt uns durchhallt!

Der Aufruhr der Lichter, der Ausbruch der Töne
Wird jetzt wieder milder und naht seinem Tod,
Doch leidvoll bleibt ewig der Wesen Gestöhne,
Und Blut ist das Leben, wildflammendes Rot!«

Und Orpheus singt, umringt von hohem Vogelbogen!
Der Löwe horeht, ein Knabe ist an ihn gelehnt:
»Der Sonne gleich ist unser Geist emporgeflogen!
Dein Herz erweckt ein Stern, der sich nach Sternen sehnt.
Du wirst nicht Sonne, bleibst nicht Erde; du bist Fehde!
Im Lied erglimmt dir Friede: Fehde schafft noch Redel!
Die Seele ist ein Schlund, in Sonne eingesenkt,
Wie See in deine Erde, die uns Wolken schenkt.
Und du wirst Traum! Der jüngste Mond im All!
Du bist ein Brunnen. Unterm Ich erwirbeln Wir:
Ein Sturz in dich ist tiefster Wonne steilster Fall:
Ich zittre still, daß ich in dir mein Ich verlier!
Du hast die Erde, eine Mutter: lieb' sie hold!
Doch bleibst du Sonne: Mond dein Träumen; Taten Sterne!
Der Tod ist oft eine Gestalt im Schleiergold,
Das hoch dein Sonnlich-Sein zu stolzem Flug entrollt.
Das Herz allein birgt Größe: du erdichtest Ferne!
Dein Sterben sei dir Halt: das Ich im Urverloren
Hat fromm, durch Selbstgeburt, den Tod erkoren!
Er hält dich fest. Bei Sonnenhochflut droht Ertrinken:
Kommt Gott in uns, so wollen wir in Ihn versinken,
Doch wird dein Herzensstern den Sturz ins Licht ver-
winden!

Du bist der Tod. Du wirst dich heimlich wiederfinden!
So wunderbar, so unberührt,
Durch Sonnenfügung jung zu dir geführt,
Du ewig Wort, du oft dein Tod, du Mensch, erkürt,
Mit wachem Geist die Schlummersterne zu verbinden,
Du bist der Flug, das Ich der Sonne zu erreichen!
Doch unsre hellen Schwingen dürfen sich nicht gleichen,
Ihr nennt sie Tugenden, die Seelen unversehrt zu eigen,
Um hold besonttem Traumgetal sanft zu entsteigen.
Wer weiß, ob Ichbesinnungen sich leis erhalten?
Wo bin ich Ewigkeit? In Traum gewolkt die Seelen!
Der Sonnenmündige? stürzt ab: er kann erkalten!
Du findest dich vielleicht, wo wir uns fast verfehlen:
Wohl mag ich euerm Stern die Sonnenwelt verheißen,
Doch fühl ich auch in mir verwünschter Feuer Wüten.
Beim Fluge faßt der Tiefen Flamme meine Flügel,
Sie fürchtet uns, will dich in Finsternisse reißen.
Sie nistet im Genick! Dir. Eier auszubrüten.
Sie blickt wie Giergeier vom Abhang über Hügel:
Dir eingeeignet, unsre Flamme! Traumgefilde
Sind Sonnenlehnen ihr, die Händen traut gehören;
Erfrommter Füße goldnes Spuren mag sie stören.
Sie weiß: der Kundige wird einst die Welt ererben.
Ihr Geisterblick bespäht die Welt zerteilt: in Scherben.
Ein Feld beim Feld, zum Eigentum dich zu betören!
Doch birgt dein Feuerleib noch andre Ungeheuer:
Ein Busch aus Blut, korallenrotes Ganggeäder,
Du drohst der Sonne: Tod! und bist der Sternerfreuer.
Gerechtes Fügen stützt in dir die Himmelsräder,
Doch wirst du, fieberndes Gesträuch, beim Sprung zum
Fluge

In eitler Brunst, ein unterweltlicher Entzündet
Von Urverruchtheiten, Erdenker und Verkünder
Des Sonnenabsturzes! Du bist im Sternenzuge
Erfinder eines Mondes, der dir Heimat war,

Bevor der Sonne Ich durch dich Vernunft gebar;
Du ahmst den Mond nach, so dich selbst! vermehrest
dich, stirbst!

O Mond im Menschen, Stein im Herzen Urgefahr!
Gewagte Welt, du wirst dein Gott oder verdirbst!«
»Ummenschter Tod: gefürchteter, doch holder Mond!
O bleicher Leichenstein auf Sonnen leiser Nacht!«
Fällt hold der Knabe ein: »Wie hoch dein Kommen
thront;

So silbre fern: du hast mich schon zu Gott gebracht!«
»Mein Liebling,« schluchzt nun Orpheus, »halte glücklich
ein,

Vielleicht ist unsrer Wagniswelt Beschluß: der Stein!«
»Als ich heranschlich, fing mein Herz an hoch zu pochen;
Ich wollte dich verstehn, du solltest mich beloben:
Ich horchte, als dein Wort die Sonne ausgesprochen,
Und kam zu Gott. Auch du versinkst: still bleibt es
oben!«

Das sagt der Knabe und erstummt auf Orpheus' Schoß.

*

Der Sänger lispelt: »Liebling, sing dich los
Von meiner Brust, umwolktem Fels, betannter Schlucht.
Mein Hirtlein, liegst du still im Moos,
So überträume der Gewitterzüge Wucht.
Und bleib um mich, denn wisse: ich bin sichere Flucht!
Mein Liebling lausch: dein Leib ist bloß,
Die Seele rein: ein sternendes Gefäß.
In dir sind Sonnen Gold und groß!
Nimm das Gefäß, so faß dich, folge mir: und drehs
In himmlischer Verschwendung um!

Dann schäumt der Kelch: verschäumt das Du! Der
Wald wird stumm.
Gesänge geistern auf wie Wetter eines Sees.

Gestürm erkommt. Die Bäume schütten Schicksal ab.
Ein Sänger muntert Sterne auf: die Welt genest!

Die Eiche hier ist Sternenwuchs. Ein Baum ein Stern!
Die Pappel zittert ihren Stern empor: wird schlank.
Der Wolf sucht seinen Stern und findet Fraß: zu fern
Ist der Gebieter ihm. Dein Sang sei Wolfesdank!

Ein Lied erreicht den Stern. Erfreiter Erde Spende
Entträume dir. Wer Sternen gibt, wird stolz!
Der Mensch sei der Begabung Ende: Geisteswende!
Gesegnet sind die Blätter: edel wird das Holz.
Ein Stern geschenk, mein Himmel: unser Wald!
Die Erde aber spendet Dank, wo holder Sang erhallt.«
Da ruft das Kind: »Der Bär reckt seinen Stern mir zu,
Der Hund trägt einen freudigen um mich herum.
Das Lamm bringt seinen gütigen zur Ruh.
In Bienen hör ich trautes Sterngesumm!«
Und Orpheus sagt: »Mein froher Sohn,
Ergib dich nur der guten Tiere Führung.
Sie schenken alles dir — und ohne Lohn,
Doch der ist schon ein Fünkehen Rührung.
Die Tierlein werden krank. Um deinen Dank: Erbar-
mung!

Du bist, wo du auch wandelst, ein Altar: der Thron.
Des Menschen Seele öffnet sich zur Weltumarmung!«
»Ich bring dir Sterne, Vater, bring sie dir zuhauf:
Und sei dein Lied«, ruft froh das Kind, »ein Sternen-
strauß!

Hüpft, Schäflein mein, springt, Sternlein, her im Lauf!
Singt, Amseln, Knaben: Sternlein kommt aus Hag und
Haus!«

»Der Mensch allein wird Geist und nimmt die Sterne auf!«
Erhebt sich Orpheus' Sang: »Mein Lied ist eine Blume!
Der jüngste Mond, mir stumm ein Wunder: ihre Frucht!

Das Lob der Sonne singt mein Mund der armen Krume:
Der Sterne Aufstieg kennt die fromme Fichtenschlucht,
Der Sterne Ankunft — bunt bemastet, froh die Bucht:
Wir alle dichten unser Lied zum Sternenruhme.
Ich weiß, daß, seit ich bin, auch jedes Sternlein ist:
Mein Blick die Ferne mißt, das Lied sie leis vergißt! «
»Gesegneter!« sagt sanft der Knabe,
»Ich glaube nicht an den versteinten Mond!
Was du da schenkst, ist eine warme Gabe,
So volle Sonne, goldne Welt gelohnt.
Ich hoffe nicht auf deinen Mond!
Dein Sang ist ja so nah. Kein Strahl: ein Mein!
Ein Sonnenwohl, das unter Menschen wohnt.
Ich liebe Wonne, o so gütig, dein und rein! «

An Orpheus lehnt der Knabe in verzückter Rührung
Und schaut empor in hohe, himmlische Bewegung.
»Jetzt kommen«, spricht sein Mund nach holder Über-
legung,
»Lebendge Vögel unter engelhafter Führung,
Die sich nicht blicken läßt, in stillem Kreis zu dir!«
»So sing ich ihnen«, sagt der Sänger, »Freudenschürung!
Erwecke gut die Glut, in Blut von Baum und Tier;
Ein sanftes Feuer glimmt durch milde Erdenkinder:
Aus unsern Herzen sternte tiefer Glutenmund.
Die sachte Flamme macht die Sonnenangst gelinder:
In keuscher Reinheit glüht der Seelen Liebesbund.

So horch! zu Glück durchschauert uns geheimes Feuer,
Das tiefer noch zu Ursprungsfunken dich gemahnt;
Die sind im Menschen wie die Sterne: Freudenstreuer!
Ein freier Gott sei im Gemüte froh geahnt.

Die Mutter Erde soll ein eigener Glanz umgühen!
Sie sei durch Urgeduld aus Sonnenschuld befreit.
Sie glimme selbst! Ihr Leuchten suchen Menschenmühen:
Dem Weib, als freier Sternung, sei mein Lied geweiht.

Ein innrer Feuerbund durchglüht die Sonnenwesen,
Denn Sonne ist der Mensch, die aus dem Boden glimmt.
Dein Erdensonnentum kann frommes Tun erlesen,
Wenn tiefer Griff aus eignum Herzen Flamme nimmt!«

So holdes Wort entgoldete des Sängers Leier.
Und nun verstrahlt so sachter Sonnensang.
Das Kind versteht ihn kaum, doch wonneweiche Schleier,
Umflorte Bilder, weckt noch fort versungner Klang.

»Geliebter!« sagt der Knabe traut zum Sänger,
»Der Flug der Tauben, Habichte wird enger.
Und Sperber drängen sich zu deinem Sang:
Ein Adlerpaar umrauscht sie hoch und lang.«
Und Orpheus fragt: »Erblickst du keine Rehe?
Sie kommen fromm, sie wittern unsre Nähe!
O Schmetterling, auf meines Löwen Ohr,
Hol deine Frau, die sich ins Korn verlor!«
Das gelbe Tierchen folgt, — fliegt fort.
»Nun ist der Löwe voll von goldnen Bienen!«
Der Knabe merkt es, findet flugs das Wort:
»Ein Bär ist da, er trampelt hinter ihnen.
Doch lockt ihn wohl dein honigsüßes Lied:
Hier läuft der Wolf, der Luchs ist auch erschienen;
Dort kommt ein Wolf, wie man ihn selten sieht!«
Und Orpheus zeigt, wie Friedlichkeit geschieht:
»Das ist das leise Lied der sachten Liebe,
Die in den Seelen ewig aufersteht:

Denn stille Wesen sind die Sehnsuchtssiebe
Des Feuerwunsches, der die Flur besät.

Aus allen Blüten lachen Erdengluten,
Die sich den Weg zum Sonnenlicht errahnt,
Doch ihre Lust am Licht mag rasch verbluten,
Da bald die Frucht an Tiefensturz gemahnt.

Erbblüht nicht fast die Scham in wilden Tieren,
Wo sich das Elternpaar die Brut bewacht?
Die Lust ist alter Wunsch, sich zu verlieren,
Wenn er, zum Licht befreit, in uns erwacht!

Drum mögen Wesen sich auch treu bewachen,
Wenn ihre Liebe froh zum Lichte lacht!
Die Weltenliebe kann erst spät erwachen,
Hat sich ein Wunder sanft in uns vollbracht!

Nun stürzt ein Eber durch das Goldgetreide;
Erblickt den Sänger, knickt in seine Knie!
Den Wald durchschallt ein Rausch von grausem Leide:
Dem Seher wirds, als ob ein Wesen schrie!
Mänaden, weiß er, sammelt sich zum Eide,
Dem Orpheus stummer Feind Gewalt verlieh:
Er lebt geheim und wild in unsrer Liebe.
Er ist ein Gott im Blut: die Wucht der Triebe!

Nun schwirren Schmetterlinge, gelb, zu Paaren,
An Orpheus' Leier, gar verlangend an.
Auch Schlangen kann des Sehers Blick gewahren:
Sein Auge hält sie fromm in sachtem Bann.
Ein Kranz von Bräuten, mit geschmückten Haaren,
Umarmt die Au, um den geweihten Mann.
Gekrönt, umgürtet ist die Schar mit Myrten.
Doch ferne lauschen, mit der Braut, die Hirten.

Der Sänger schwärmt: »Gestreute Wesen finden,
Auf Schlangenwegen, Gott, dem jedes gleicht!
Ihr mögt an seine Freiheit Frieden binden:
Bleibt stark, bis Treue das Gemüt erreicht!

Der Vogellieder helle Freudenkette
Erzittert noch als zarter Erdensaum.
Damit des Menschen Leid die Sterne rette,
Ersilbt das Herz den Sprachenbaum, aus Traum!

Du bist die Zuflucht geisternder Gewitter,
Denn aus dem Sprechgeblättern blüht das Wort!
Geschmack im Blut zum Namen: Mensch! ist bitter,
Doch Sterne werden Ich, der Sonnen Hort.

Hört, unsre Worte sind der Freiheitssamen,
Den Geist, als Wind, in tiefe Welt verweht:
Die Lust am Mutterlaut mag nie erlahmen,
Denn du bist fruchtbar, wenn durch Traum beredt!

Im Wald erschallt ein echoreiches Schreien!
Mänaden, denkt der Dichter, noch ein Wort!
Doch sind das flammend grelle Papageien:
Sie krächzen laut zu ungewohntem Ort.

Ein Ibis, hergereiste Reiherreihen,
Flamingos kommen, Strauße! Fort und fort.
Das Wort ertönt als Sonne: Vögel singen
Des Sängers Lied empor in holden Ringen.

Noch freier greift jetzt Orpheus in die Saiten:
»Erklinge heitergoldnes Sonnenlied,
Die Klänge, die den Sang hinangeleiten,
Sind Sonnenlust, die sich im Schmerz erriet.

Wenn Feuerfreuden aus dem Sänger steigen,
Sind sie aus tiefsten Flammen hergeregt:
Er wird betäubt. Um ihn erwogt ein Reigen:
Wie hold der Rausch den Mutterlaut noch hegt!

Dann mag ein Stimmenregen sich ergießen:
Erseelter Traum wird silbende Gewalt,
Du hörst geredete Gewitter sprießen!
Das Wort erblitzt. Dann grollt ein Samenwald.

Die Erde sprüht den Funkenstrauß der Liebe,
Als Gottesahnungen, ins freie All!
Erflammtes Ich bestürzen Feuertriebe
Zerstürmter Seele vor gesprochenem Wall.«

Der Knabe ruft: »Gesegneter! Gazellen
Erreichen deiner Leier frommen Klang!
Ein Tigerpaar wird sich zu dir gesellen:
Sein Pfauenschwarm umschweift uns nah, — doch bang!

Kamele wandeln klug in alten Fellen:
Von Affen wimmelts, mit verrenktem Gang.
Ich lauf davon, mit Tigern will ich spielen.
Sie bringen mich zu ungenannten Zielen!«

Doch Orpheus singt: »Der Erde Feuersamen
Durchschwängert lusthaft den gesterntem Raum.
Einst wird der Geist! Wenn Welten fern erlahmen,
Berauscht der Mensch das All im Liebestraum!

Der Güte Samen ist die volle Blüte!
Er zuckt aus unsern Herzen in die Welt.
Sei sanft, daß deine Huld die Kinder hüte,
Denn Sternlein haben sich zu dir gesellt!«

Auf einmal muß der Sänger tief verstummen!
Der Knabe fort! — Kaum ahnt er, was er sprach.
Sein Wunsch folgt still den Klängen, die versummen:
Er sinnt dem Liede traumergeben nach.
Vielleicht wird sich der Abend schwarz verummen?
Schon grauts, bevor der Tag zusammenbrach.
Kein Jüngling da? Wer wagt es, ihn zu stören!
Die Hirten konnten fern die Leier hören.

Nun kommen Männer, bringen fette Stiere!
Sie haben sich, beim Sang, nicht vorgetraut.
Doch blieben sie, daß sich kein Klang verliere,
Geheim im Busch, aus dem sie zugeschaut.
Sie schreiten stolz auf ihre Opfertiere!
Ihr Blick ist froh. Und jedem folgt die Braut.
Sie bitten: »Opfre nun auf dem Altare,
Denn Blut entflammt die Glut vom Sonnenaare!«

Der rote Flügelschlag der Scham erzuckt im Dichter.
Er spricht: »Hinweg den Stier, der mich verdrießt!
Erwildertsein durchglüht eure Gesichter:
Verdammt den Opferer, der Blut vergießt.
Doch hier die Hand! Ich rufe euch: Versöhnung!
Ihr bleibt meine geliebte Hirtenschar.
Ein Opferfeuer sei des Sanges Krönung:
Bringt trocknes Holz und Harz für den Altar.«

Nun schürt der Sänger, rasch erblaßt, die Flamme.
Der Mensch, die Tiere fühlen fromme Ruh.
Schon knistern Sternlein aus zerhacktem Stamme,
Und auch die Sonne sieht nun wieder zu.

Orpheus' Blicke schweifen in die Weite:
O Feinde kommen, doch er scheut sie nicht.
Hirten bleiben still sein Talgeleite,
Und er singt, denn sagen ist ihm Pflicht:

»Flammen fühl ich durch die Seele schlagen:
Schwache Schatten hascht des Grüblers Geist!
Tracht ich sie im Zwielight fortzutragen,
Faß ich Sang: zu Bildern eingeeist.

Milde glimmt die stille Liebeskette,
Aus der Erde in den Geist geblüht.
Heiligt leiser Ehe Lagerstätte:
Sterne werden in der Lust ersprüht!

Durch das Erdgeschlecht, das haßt, sich peinigt,
Klimme prustend pure Erdenglut!
Priester, schürt, was Seelen heilt und reinigt,
Glaube an Erflammtsein gibt uns Blut.

Purpurmut, der unser Wesen schwängert,
Der vom Erdenkerne sonnwärts drängt,
Hilf am Weg, der sich auf uns erlängert,
Freu uns, Macht, die Durstgequälte tränkt!«

Wolken fliegen fluchthaft durch die Täler.
Hirten brechen vom Altare auf,
Ziehn die Stiere fort vom Sternenzähler;
Auch die Bräute folgen schon im Lauf.

»Uns erwarten blutgeweihte Mäler!«
Einer sagt es, und man glaubts zuhauf!
Bang umflügeln Kraniche den Sänger,
Um das Lied der Hirtenkranz wird enger.

Orpheus segnet: »Schwärmt dahin, ihr Lieben!
Taten mögen euern Trieb gestehn;
Wo ein Funke treu und schön geblieben,
Kann ein Wanderstamm zur Sonne gehn.

Feinde! Daß ich eure Geister stähle,
Zücht nach mir! Die Messer sind geschärft.
Leise List belispelt eure Seele:
,Schnür den Hals!‘ daß ihr den Gegner werft!

Doch der Geist, der weiß, daß er in jeden
Sonnensohn, aus Erdenheimweh, kam,
Mahnt uns sanft: Ihr sollt euch nicht befehlen,
Werdet reich an Taggewalt und Scham!

Willst den Menschen du aus Sonnenkreisen,
Wo sein Wesensflug ihn hingesezt,
Oder aus den reinen Taggeleisen
Niederziehn, so ist er tief entsetzt!

Hilfreich rollt ihm Feuer durch die Adern;
Von Bedenken rasch und fest gepackt,
Schwankt er, fängt an hart mit sich zu hadern:
Seine Seele sucht den alten Takt!

Flügle, Gut im Blut, du Glut der Erde,
Feuer, das mir Seelenhuld verklärt,
Durch die Wangen meiner treuen Herde:
Freie Friedlichkeit sei unversehrt!«

Schwalben zittern wie durchbangte Herzen.
Steil entsaust ein trauter Taubenschwarm.
Schafe blöken auf, in wilden Schmerzen.
Hirten packt ein unerhörter Harm.

Weg der Wind, mit seinen Wolkenscherzen!
Orpheus sinkt beim Opfern starr der Arm.
Hauchlos, ohne Laut — harrt die Gemeinde:
Tiefer Schreck gemahnt an nahe Feinde.

Orpheus blickt gefaßt nach oben!
Seine Sonne hat sich schwer bedeckt.
Waldzu läßt er seine Tiere toben,
Pan hat ihre Angst, beim Herd, erweckt!

Hirten aber mag er loben,
Die kein Haggespernst erschreckt;
Seine Lieblinge sind fromm geblieben:
Die Entsetzten mögen fremd zerstieben!

Heller muß er in die Saiten greifen:
»Lauscht dem Tönen, das Erjüngung wagt!
Was Gedanken kühn im Flug ergreifen,
Sei den Mündigen sanft zugesagt.

Reinen Samen will ich hoch verstreuen:
Was ich innerm Lächeln je entlieh,
Soll euch zu Verholdung leis erfreuen,
Glaubt: bevor ich von euch zieh!

Ja! Mein Lächeln gleicht dem Glanz vom Meere,
Wenn er Wellen lustig überspringt,
Und beim Sturz der flugsen Thunfischheere
Wild und blaßverächtlich um sich blinkt!

Einem Meere, das sich langsam kräuselt,
Wenn es Stürme kühn im Busen trägt,
Und schon fiebertraumhaft bebt und säuselt,
Ähneln auch mein Stamm, der Krieg erwägt!

Wellenschäumen mag ich euch vergleichen:
Wißt ihr, daß ihr tobend mich umdrängt?
Unser Seelensee verlangt nach Leichen,
Manches Schwere liegt nun bald versenkt!

Vor dem Sturme reißen hohle Wellen
Ihre Silbermünder spöttisch auf,
O, ich hör jetzt Hohngelächter gellen:
Wogen, krümmt euch zum Zerstörungslauf!

Laßt mein Wesen, hier in eurer Mitte,
Noch zum Heile rasche Schritte gehn,
Mein Verschenken sei euch letzte Bitte,
Dann will ich die Tote wiedersehn!

Meine Braut mag ich am Weg ereilen!
Ach, wir sind ein unzertrennlich Paar:
Fortgewolkt muß sie verweilen,
Doch schon goldet mir geträumtes Haar!«

Jünglingsscharen stürzen laut zum Sänger:
»Hirten opferten berückt den Stier!
Blut brach auf. Erschwültes Glutgeschwänger
Klaffte! Angst erfaßte Baum und Tier.

Stück um Stück, Bestürzling, Fluchtheiß, Dränger,
Rudelts, tummelts: fort und auf von hier!
Zauber scheint auch Wolken zu betören:
Such die Sonne heilig zu beschwören!«

»Alle Leiber werden auferstehen!«
Ruft der Seher: »Sonne! Traumgemeer!
Weiber, die zum Feind, in Brunst, sich drehen,
Liebe ich bei meiner Wiederkehr.

Aus des Fleisches schwerem Lustbegehren
Hat sich Menschenliebe sanft entschält,
Ihren Weg zu heitern Sonnensphären
Aus Verfußung lächelnd-leicht gewählt.

Seht das Meer mit seinen reichen Brüsten:
Bald besiegt es unsre Geistesmacht!
Schiff und Schiffer wird kein Sturm entrüsten,
Furchtlos schaut der Mann durch Spuk und Nacht.

Vollen Daseins Liebeskette sprengte
Einst der Erde Sonnengegensatz.
Und er schuf Geschlechter. So versenkte
Sich entzweigetiefter Flammenschatz.

Starkes Feuer glüht, verwahrt im Manne,
Sternenher verblitzt beim Schritt im Geist:
Auch das Weib erschwangert Glut, im Banne
Eines Gatten, der sie mondzugiegt.

Wird ein Weibchen hinterrücks genommen,
Wird die Liebe ihm noch oft zum Druck,
Doch das Weib, in dem die Brunst erglommen,
Folgt beim Kosen einem Sonnenruck!

Herz an Herz und Blick in Blick versunken,
Sehn sich Menschen, die sich lieben, an:
O, es jubeln, zucken Seelenfunken
Durch den Mann zum Weib, vom Weib zum Mann!

Liebe können Paare sich verschenken,
Liebe ist der Flamme Daseinstausch:
Mut und Glut, die sich verschränken,
Heiligen den Sinnenrausch!«

Fort ist jeder Vogel! Aufgeflogen.
Bloß die Sonne goldet und frohlockt.
Orpheus' Tiere sind davongezogen;
Nirgends hat die Flucht gestockt.

Nur der Löwe blieb! In holdem Bogen
Wird noch der Altar vom Volk umhockt.
Jünglinge, die Orpheus nicht verlassen,
Wollen im Gesang Vollendung fassen.

Auch des Sängers Liebling ist verschwunden —
Tiger trugen ihn davon! Im Sprung!
Froh verhiess er kühne Hoffnungskunden:
»Horch: es steigt das Glück! Der Mensch wird jung!

Sonnenglut und Erdenblut verbunden,
Blitzen, donnern: Herzgewitterung!«
Sonne siegte: Heiterkeit! Ein Knabe
Bringt die Worte; des Verwegnen Gabe!

Orpheus singt: »Wir Menschen: Glückes Träger,
Da in uns ein Flammentag gelingt,
Seien auch der Freiheit beste Heger,
Bis ein stiller Geist das All beschwingt.

Unsre Seelen sollen lieben, lieben;
Überschwang wird wunderreich gedeihn:
Blitzend stehts mit Flammenschrift geschrieben:
Ewig wird allein die Liebe sein!«

Gejauchze ist laut durch Gesang vorgebrochen!
Im Walde erbraust eine rasche Bewegung;
Das Herz jedes Hirten fängt wild an zu pochen:
Was tanzt und erwogt da in toller Erregung?

Die Pinien erzucken und schlanke Zypressen,
Auch fallen schon Zapfen von Ästen herab.
Was sucht sich so wild durch die Büsche zu pressen?
Was donnert? Vielleicht der Bacchantenzugtrab?

Ein Schauer umhüllt nun des Dichters Umgebung;
Das Feuer auf marmornem Sonnenaltar
Erstickt fast im eigenen Qualme und Rauch,
Und überall knistert ein morsches Geäst.
Im Walde entstand die Mänadenerhebung:
Mit wallenden Schleiern und fallendem Haar
Erscheint schon die Sippe, nach bacchischem Brauch,
Verwegen und wütend, beim orphischen Fest.
Das eint sich im Walde zum baldigen Kampf!
Und: »Evoë, Evoë!« schallt es im Kreise;
Schon reißen sich listig die jungen Mänaden
Die flimmernden Schleier vom üppigen Leib:
Sie trabten auf Rappen, und Rossegestampf
Verriet durchs Gebirge des Weibertrupps Reise.
Sie rasteten selten, und gern bloß zum Baden:
Für solches Geblüt ist Verlust ein Verbleib!
Nun rufen sie: »Orpheus, wir schlingen die Kette
Vereinender Liebe, von der du gedichtet,
Vom singenden Seher zurück bis zur Wildnis,
Die friedliche Seelen in Stummheit umgibt!«
Nun drängen auch Leiber zur lieblichen Stätte,
Wo Orpheus den Griechen Altäre errichtet,
In Tanznacktheit ein und erheben ein Bildnis
Des Gottes, der Räusche und Blutopfer liebt!
Das tolle Volk singt, verheißt Fleischauferstehung,

Umwirbelt die Hirten, verspricht ihnen Ehung,
Verkündet Erfreudung und häusliches Glück,
Und sprengt wieder bald, ohne Nachtrab, zurück. —

Entzweiung? Verschwunden sind alle Mänaden!
Ein Abgrund ertrichtert? Verfiel ihm die Rotte?
Vorbei auch die schwankenden Waldgaloppaden;
Im Abend am Meere erscheint eine Flotte.

Und Orpheus singt lispelnd: »Unendliche Stille,
O Stille, die Stürme als Pause verbindet,
Umweht meine Seele, — du schweigst, liebster Wille,
Zu künden, bevor mich die Sterbenacht findet!

Ihr Freunde in Buchten, auf ruhenden Booten,
Mein Schicksal verwehrt euch, am Ufer zu landen:
Ihr seid meiner Totenfahrt hilflose Boten,
Gewogt in der Windstille flimmernden Banden!«

Mänaden sammeln sich im alten Pinienwalde:
Sie fürchten, draußen fern, die fremde Fischerflotte.
Das ahnt und, ohne Sterbensbängen, sagt der Skalde:
»Hört noch mein Wort! Dann, Feinde, lebt es euerm
Gotte!

Es gibt im Geist auf Erden: Sonne-Sein! Kein Scheitern:
Die Schicksalsknoten, die ich kundig vorentwickelt,
Versucht behutsam aus Verschlingung aufzuweitern,
Mein Werk ent schmückt ihr nicht, wenn ihr den Leib
zerstückelt!

Ich danke euch verblendet rasenden Mänaden,
Ihr müßt in euren Seelen meinen Sang begraben,

Den Haß, Mänaden, werdet ihr durch Mord entladen,
Und eure Söhne werden meine Sonnenknaben!

Was Liebe und was Haß! Ich will der Flamme Wirkung!
Ich weiß, ihr helft, erhellten Pfad ins Ich zu schaffen:
Sein Wunsch zum Lied trifft wieder meine Lichtbezirkung:
Durch euern Wandel werd ich meinen Halt erraffen!

Bei Eurydice hör ich bald den Klang der Dinge
Und wünsche in erleiblichte Musik zu schauen:
Im Totental erwelten tiefgewußte Ringe,
Die Inhaber vom Ich, als Starrgekrust, umstauen.

Du kannst nach mir dich, Unterwelt, nicht mehr ge-
dulden!

Ich habe Menschen, was die Seele sah, gegeben;
Nun schein ich ihnen auch dafür den Leib zu schulden,
Damit sich Völker einst zu meinem Sang erheben!

Ja! Wer einst suchen wird, sein innres Licht zu finden,
Der ist mein Sohn, den ich mit Eurydicen zeugte:
In ihm wird nie geweihte Kindlichkeit verschwinden,
Ob Kummer oder Alter ihn auch niederbeugte.

Was Ewigkeit in sich verschließt, kann nicht veralten!
Kein Sonnensohn wird, hier erborgt, zum Greise werden:
Verbrüderete Geschlechter schüren und verwalten
In sich die hehre Glut zu hohen Opferherden.

Der Mond war ein Versuch, die Sonne zu versöhnen:
Die Erde wollte ihn der fernen Mutter schenken,
Wohl kann des Mondes Licht die Nächte hold ver-
schönen,
Doch nicht mit Milde Erdgeschicke lenken!

Nun will die Erde einen zweiten Mond gebären,
Doch zeugt ihr inneres Erschüttern nur Propheten,
Die ihren Völkern die Entstehungsliebe lehren
Und Urgebote menschlich unter euch vertreten.

Im Inderlande kommt der Erdensohn stets wieder,
Um durch den Geist die Bruchnatur zu überwinden,
Die Tiere selbst verstehen seine Freiheitslieder:
Des Menschen Überhebungen verschwinden!

An unseren Gestaden kommt er urgespalten!
Den irdisch-weiblicheren Teil muß ich vertreten:
Der männliche wird sich, erwartet, einst gestalten
Und durch den Geist die Tierheiten in euch zertreten.

Da wir uns schon, durch das Geschlecht getrennt, er-
heben,
So müssen wir gemartert und zerfleischt verenden,
Im Land des Bären aber wird erwehtes Leben
Die Flammen seiner Gnadenpracht aus allen spenden!«

Das hallt und das schallt nun noch lauter im Walde!
Viel wiehernde Pferde erscheinen am Feld.
Bacchantische Weiber durchtollen die Halde:
Das schwirrt und erzittert, das raschelt und gellt!

Das singt und durchtummelt sich hurtig und munter,
Das fühlt sich tiefinnerlich sorglos und frei
Und sprengt über Hänge, auf Hengsten, herunter,
Und plötzlich erschallt auch, gleich dreimal, der Schrei:

»Pan!« »Pan!« »Pan!«

Wie? Mag sich der Tag noch am Abend erheitern?
Er ist wie von innersten Gluten berauscht,
Schon werden die Wolken, wie Scharen von Reitern,
Die langsam verbluten, vom Winde zerzaust.

Das Meer schimmert milchig, doch Purpurglutadern
Durchfurchen die tückische, steigende Flut.
Die Wellen zerschellen schon laut an den Quadern,
Und Strandpfützen funkeln wie glühendes Blut.

Horcht! Überall donnern jetzt mächtige Wogen,
Doch willenlos wiegen sich Möwen darauf:
Auch naht schon die Flotte in funkelndem Bogen,
Und muntre Dephine umziehn sie zuhauf.

Nun sind die Mänaden am Strande entkleidet!
Sie haben sich, wie sie das Fischervolk sahn,
Gefreut und am Anblick der Knaben geweidet,
Und lachend gleich Übermutstreiche getan.
»Pan!«

Das hatte sich schon mit den Blicken besessen,
Vom Meere aus wählte sich jeder ein Weib;
Doch Orpheus steht stumm unter steilen Zypressen,
Und manche Mänade begehrt seinen Leib.

Nun ruft wohl die schönste der nackten Gestalten:
»O Träumer vom schäumenden, traurigen Meer,
Ergib dich den stürmischen Seelengewalten:
Versinkst du in mir? O wie wirst du so schwer!

Wir spielen und wühlen in wallenden Flechten,
Nun komm und verbirg hold im Gold das Gesicht,
Empfange die Wollust von sterblichen Nächten,
Entzünde beim Buhlen des Urschauers Licht.

Wie Fluten sich stumm zwischen Wäldern verschluchten,
So dringe dein Wesen ins Mädchentum ein,
Wie Fluren durch Wolken der See sich befruchten,
So wird uns dein Atemzug Hoffnung verleihn!

Ach Orpheus, du bist eine einsame Klippe!
Ergib dich dem Leben, verlang nach Genuß!
O trinke den Jubel von fiebernder Lippe
Und freu dich, ermann dich zum Wollustentschluß!

Genieße das Wogen der fleischlichen Liebe:
Es gleicht doch der Schwall einer pulsenden Brust
Dem windeverwehenden Wellengetriebe:
Das Weib ist die See, voller Seele und Lust!

Doch Orpheus, es machen uns Klippen verlegen,
Wie Sphinx umfrage ich bang deinen Fels.
Doch merke dir, stellt sich ein Was? mir entgegen,
So spricht unser Gott: Wills nicht fort, so zerschells!«

Doch antwortet Orpheus gefaßt und prophetisch:
»Für euch ist die leibliche Sonne verhängt,
Ihr opfert im Geist einem giftigen Fetisch,
Der Schicksale greift und zu Abgründen lenkt.

Was sprecht ihr vom Leben, Entschleicher der Gräber?
Ihr seid nicht das Meer, ihr Verbreiter von Gier,
Ihr Hüllen von Magen, Gedärmen und Leber,
Der Gott, den ihr bergt, ist ein grausames Tier!

Ihr merkt, wie Erstandenes traurig verschwindet,
Und seht nur die Wesen im Fleische bezirkt,
Den Geist, der durch Formung Gespenster verbindet,
Doch nicht, was ein Widerstand aufgeisternd wirkt!

Die Seele der Klippe, ihr stolzes Beharren,
Verdichtet sich leise zum Wunsch unsrer Welt;
Den keimenden Kern wird ein Körper umstarren,
Denn nimmer vergeht, was sein Urmaß erhält.

Ihr wollt nicht die Liebe, wie ich sie verschenke,
So zieh ich denn fort aus der irdischen Brunst:
Doch wo ich Gedanken ins Dunkel versenke,
Erzittert ein bebender Funke im Dunst!«

Gebilde von Schleiern, Gestalten und Lichter,
Wie selten sie Dichter im Überschwang sahn,
Umwallen den Schmachter. Mänadengesichter!
Sie möchten ihm, vorsichtig anschwebend, nahn.
»Pan!«

Den Dichter ergreift sanfte Reinheit des Tanzes:
Er liebt diesen rhythmisch entfesselten Takt!
Wie freut ihn der Anblick des wallenden Glanzes:
Die tanzenden Weiber sind brünstig und nackt.

Ein Kräuselwind rauscht nun im Haupt von Zypressen.
Die Sonne vollendet verzückt ihre Bahn.
Erseelte beginnen den Tag zu vergessen,
Der Abend verstrahlt seinen rosigen Wahn.
»Pan!«

Jetzt greift noch der Sänger mit Kraft in die Saiten,
Um stolz durch den Klang seinen Sang zu begleiten:
»O Freunde und Feinde!« ertönt seine Bitte,
»Vergebt mir die letzten entscheidenden Schritte:
Wie hat sich die Glut, die ich eben verschwendet,
Unfaßbar vom Lieben zum Streiten gewendet?
Schon hör ich den Kampfruf im Walde erschallen,
Mänaden gewinnen und Jünglinge fallen!

Ich sehe, wie Leiber die Felsen erklettern,
Und kühne Gestalten im Tale zerschmettern.
Verzeiht euerm Seher, ihr treuen Genossen,
Ich habe das Blut holder Unschuld vergossen!
Doch seht auch die Flammen der Liebe aus allen,
Als feurigen Samen, der Erde entwallen!
Bestaunt euern glühenden Gürtel der Zucht,
Erwählt stillen Innenlichts ruhige Wucht!
Ich fühle die Kraft, mich in andern zu fühlen:
Es können sich Seelen voll Schauer bespülen,
Wir müssen uns freudig das Erdglück versagen
Und Wahrheit durch mutige Taten erwagen!
Schon schwellen die Fluten. Nun strahlt unser Licht.
Hier üben die Gluten im Menschen Gericht!
O seht die Tragödie, nach der ich mich sehne.
Jetzt bildet sich rings eine riesige Szene.
Die Berge, die starr in das Wolkenmeer wuchten,
Verhüllen nun langsam auch unsere Schluchten:
Das Schicksal beginnt sich bereits zu drapieren,
Es will nicht sein tiefes Geheimnis verlieren.
Die Tragik trägt nie ihre Nacktheit zur Schau,
Ihr Bildnis erscheint uns in marmornem Grau.
Die Berge beherrschen das Drama der Täler.
Sie scheinen mir schreckliche Zukunftsverhehler
Und hüllen sich nun in ein Dunstgewand ein,
Um wortlose Schicksalsbetrachter zu sein!
So träumt und besinnt sich der sehende Dichter,
Dann sieht er im Dämmerchein innere Lichter:
Das Wesen der Berge, der Menschen und Dinge,
Erscheint ihm, als ob es sich innig verschlingel
Er fühlt seine Seele ums All sich erweitern,
Und Schreckliches kann ihn auf einmal erheitern,
Noch tiefer ergreift er das Gold seiner Saiten
Und singt voller Milde: „Verschwindet, ihr Zeiten
Entwickelter Wünsche und schneller Affekte,

Die einstens die Urgier des Chaos erweckte;
Ich fürchte euch nimmer, ihr Dunstelefanten,
Ihr Rüsselbeschnüffler von Felsrückenkanten!
Ich trotze den Riesen und Nebelgischtbären:
Bald wird sie das Licht meiner Leier verzehren;
Ihr Albatrosscharen auf blutigem Meere,
Ihr Tauwindflamingos und Schaum-Eiderheere,
So kommt mir doch näher! Ich will euch belehren
Und allen die Glut meiner Liebe gewähren!
Ihr Tigergespenster aus sumpfigen Auen,
Erscheint, denn ich will euer Katzenfell krauen.
Delphine, durchschwimmt unsre geistigen Fluten,
In denen Gesänge wie Sonnen verbluten!
Vernehmt nun, ihr Sperber und Schwäne, ich sterbe:
Ich sterbe, ich sterbe; ich weiß, ich verderbe!
Ihr Windwölfe, heult nicht, ich atme ja schwer:
Es werfen sich Panther, zu Paaren, ins Meer!
O Leier, mein Lied, so beschwöre die Löwen!
Zerreißt mich nicht, weibliche Samtleoparden:
Zurück vor dem flammenverheißenden Barden!
Mein Gott! Ich vermag nun mein Lied zu gewahren,
Schon glimmt es und strähnt sich zu goldenen Haaren:
Nun steigt in die Mähnen von Nordlichtgeschlechtern,
Von geistigen Kämpfen und Wahrheitsverfechtern.
Schon bleicht und entweicht auch die nächtliche Bräune:
Der Lenz meines Liedes erweckt alle Zäune,
Die grünenden Bäume beginnen zu blühen,
Und Kühnheit in Jünglingen hold zu erglügen;
Ich kann meine strahlenden Völker verkünden,
Ihr herrliches Werden im Weltschoß ergründen!
Nun steigt ja die Glut, die das Weltall vereinigt
Und Seelen von tierischen Nachtlasteren reinigt!
Ein nordlichtgestaltetes, sprühendes Leben,
Ein mündiges Volk mit beflügeltem Streben
Verleiblicht mein brünstig empfundenes Lied,

Und seht doch, schon seh ich, wie alles geschieht!
 Die Erde verbildlicht sich klar in Gestalten,
 Die männlich ihr Wahrheitsgut sehn und verwalten:
 Sie scheinen im Rahmen des Tages zu ruhn
 Und schon durch ihr Dasein die Erbpflicht zu tun.
 Ihr Wesen beflügelt unendliche Taten!
 Aus Seelen erhebt sich ein freies Geraten.
 Die Umwelt empfängt ihre geistige Nacht:
 Durch sie ist Vollendung und Dauer erwacht!«
 Nun kniet der Verkünder verzückt auf der Erde;
 Er küßt sie und ruft: »Alle Wesensgebärde,
 Der Weg eines Tieres, das auflauern geht,
 Der Biß jeder Schlange wird hier zum Gebet!
 Ich danke euch Feinden des menschlichen Leibes
 Und sorglosen, dämmrigen Urwaldverbleibes,
 Ihr habt uns verdoppelt und höher gebracht!
 Und was haben wir an euch hilfreich vollbracht?«
 Nun sucht eine Geierschar Orpheus die Leier,
 Voll Gier, zu entreißen. Der Wesen Befreier
 Jedoch hat sich wieder vom Boden erhoben,
 Um Freunde und Feinde erseligt zu loben:
 Nun schmeicheln sich Tiger behutsam heran,
 Auch Pfaue umschwärmen den sehenden Mann,
 Da singt er: »Wohl haben mich tausend Gewalten,
 So Feinde wie Freunde, im Dasein erhalten,
 Und ging ich mit euch durch den herrlichsten Wahn,
 So lenkten mich Böse auf fruchtbarer Bahn!«
 Da tönt es vom Felsen her: »Pan!«
 Doch Orpheus singt weiter: »Ihr treuen Hellenen,
 Ihr sollt euch das orphische Völkervolk nennen!
 Doch ändert sich bald der Geschlechter Gehaben,
 Mein Lied aber wird keine Zukunft begraben;
 Ich sehe ihm sternenher Fremdlinge nahn:
 Der orphische Sang ist ein weltweiser Schwan.«
 Da tönt es im Abendwald: »Pan!«

Und Orpheus fährt fort: »Alle freundlichen Rassen
Beginnen von heute an, Wurzel zu fassen:
Was kommen wird, stamme vom orphischen Tage,
An dem ich zu sterben und Ich zu sein wage!
Drum müßt ihr mich heut noch dem Martertod weihn,
Sonst wäret ihr nimmer vom Vaternord rein,
Denn würde, schon morgen, von orphischen Sprossen
Das Blut meines Leibes, auf Erden, vergossen,
So wäre die Menschheit für immer verflucht:
Und ich habe Unschuld zu hegen versucht!«

Schon ist nun die Sonne gesunken,
Das Licht in den Fluten ertrunken.
Der Wind saust; und draußen das Meer.
Ihr Brausen tönt doppelt und schwer.

Der Tag hat, durch Morde verdrossen,
Ermüdet sein Auge geschlossen;
Wie Wimpern zusammengepreßt,
Verschließen es Windwolken fest.

Der Abend ging blutlos verloren!
Die Liebe hat Paare erkoren:
Wer hat, durch sein Hoffen berauscht,
Wohl kaum auf den Sänger gelauscht?

Nun geht ein so mildes Verstehen,
Wie Ruhe vor großem Geschehen,
Auf einmal vollbracht, durch den Wald:
Du horchst, ob kein Urruf erschallt!

Der Wind springt jetzt lustig durch finstre Gefilde,
Und heitre Mänaden beginnen ihr Lied:
»O Sänger der himmlischen Liebe und Milde,
Verschenk dich der Nacht, da die Sonne verschied.

Erzähle, warum diese lustigen Winde
Auf einmal ein jammerndes Klagen durchkreuzt!
Dein Lied, holder Sänger, ist sieghaft und linde,
Und doch hast du oft, tief in Schwermut, geseufzt!

Wie scheinen sich Winde und Lieder zu gleichen!
Sie suchen die Liebe, die leise entrinnt.
Was möchten wohl Schmachten und Singen erreichen?
Sei Mädchen erfreundlicht und huldvoll gesinnt.

Ach Orpheus, besinne dich einsamer Nächte!
Wie war dir so oft vor dem Fortträumen bang!
Du hofftest, daß Schlummer dir Glücksstunden brächte,
Bis spät schon ein Seufzen dein Atmen durchdrang.

So ist einst ihr Traumbild zu dir sanft gedrungen!
Dein Liebchen: und seufzte. Als wärt ihr erwacht.
Da hast du die Maid, hold im Schlummer, umschlungen,
Dein Herz und ihr Atmem zur Ruhe gebracht.

Nun sind unsre Lieder dein Stöhnen im Walde.
Erhör mich, daß Sehnsucht uns nimmermehr täusch!
Du schmachtest, ich liebe: wir sterben so balde;
So leidet auch, liebt urgeheimen Geräusch!
— Orpheus! — «

Es wurde Nacht. Verdeckt sind Sterne und Mond.
Die Hirten liegen, um Orpheus lauschend, gelagert.
Schon starrt alle Schroffheit tief finster betont:
Auch scheinen Zypressen im Schwarz abgemagert.



Ein Jüngling spricht—: »Ach Orpheus, milder Meister,
So sag, wozu versteigt sich unsre Flur?
Wo bleibt der sanfte Sang erlauchter Geister,
Ein Liederhauch, der mild vorüberfuhr?!«
Und Orpheus sagt: »Mein Herz ist schwer beklommen:
Nun harrt ein Sturm im dunklen Wolkenmeer,
Sein Nahen hat die Seele bang vernommen;
Im Walde rüstet sich der Feinde Heer.
Sahst du am Abend nicht die Sonnenspangen?
Sie hielten Wolken lange eingepreßt.
Schon war die Furcht vor Sturm in mir vergangen,
Doch wehe, wenn der Tag uns jäh, wie heut, verläßt!«
Was glitzert jetzt gerötet durch den Wald?
Mänaden scheinen Feuer anzufachen.
So manche hat die Rüstung umgeschnallt
Und denkt sich rasch zum Kampf bereit zu machen!
Nun fangen tausend Weiber an zu lachen.
Auf einmal alles still: kein Lärm im Wald.
Doch was? Nun scheint man Fackeln zu erheben!
Wer hat sie, Fäusten gleich, emporgeballt?
Mänaden oder wer? Was fängt drin an zu beben?
Ach nein! So kommt noch nicht der wilde Sturm!
Nur wackelt wohl schon mancher Dunkelturm,
Und es entkriecht ihm auch sein Wolkenwurm,
Doch meistens legt er sich um Felsenkuppen,
Als wäre so ein Gipfel sein Gehäuse.
Auch hängen dran verkrampfte Wolkengruppen,
Wie schlafumfangne, finstre Fledermäuse.
Da spricht der Dichter: »Stürme, fangt doch an zu heulen!

O Wolken, die ihr Hügel überdacht,
Heut schützt ihr keinen stummen Riesen über Nacht!
Schon zittern und bald knittern Nebelsäulen:
Mein Herz, bestehst du, deinen Weltbruch zu betrachten?
Begänne doch das Sturmeswüten und das Schlachten!«

O Nacht, o unendliche, herrliche Nacht,
Bald wird dir die Menschheit Genesung verdanken!
Du fügst ja, was stürmisch vom Lichte entfacht,
Ursprünglich, lebendig, auf Erden erwacht,
Allmächtig, allmählich, in zwingende Schranken!
Du willst alle Stürme des Tages entladen!
Du suchst deine Ruhe in ewigen Kreisen!
Du singst deiner Schönheit unendliche Weisen,
Um stumm deine stille Vollendung zu preisen!
Es dichtet der Sänger: »Ihr mögt mich zerreißen,
Jetzt siege die selig erhabene Nacht:
Ich habe den Menschen ein Machtwort gebracht,
Nun sollen es andere rauschend verheißen:
Schmerzstillende Mutter, am Ende der Schlacht,
O Nacht, wieder ringsum gestirnte Nacht,
Ich kann dir allein mein Geheimnis beklagen,
Wer Bacchus ist, dir, die es ahnen muß, sagen,
Denn er ist so alt wie du selber, o Nacht:
Und wo deine Jugend im Urwalde lacht,
Ist Bacchus in Sternen und Blumen erwacht.
Er ist ja die Schönheit und Reinheit der Dinge,
Der Schmelz alles Frischen, die Würde des Alten,
Der Ewigkeit alles durchdringendes Walten:
O laß, daß ich Bacchus, erbleichend, besinge!
O Dionys, Liebe des Mannes und Weibes,
Gynandrische Sehnsucht der beiden Geschlechter,
Enthüllung der Weiche des weiblichen Leibes,

Geschickeverflechter und Freund von Gelächter,
Erfüllung der Reize erblühter Epheben,
Asketenverächter und Traumpalastwächter,
Du Wiedergeburt und du ewiges Leben,
O lasse mich jetzt durch dein Seelenreich schweben!
O goldener Gott, große Sonnenerscheinung,
Du endliche Streiter- und Heldenverneinung,
Du männliche Wärme, du Erdenentsprießen,
Ich konnte dich lange als Wanderer genießen,
So schicke den Tau, deinen himmlischen Regen!
Eröffne die Erde! Ich forsche nach Wegen
Zum Reich des Empfangens und Wonneverlangens:
Nun will sich der Wanderer zu Wartenden legen!«

ENDE DES INTERMEZZOS

INHALT

DES ERSTEN BANDES

DIE SELBSTDEUTUNG	5
-----------------------------	---

DAS NORDLICHT

ERSTER TEIL: DAS MITTELMEER

PROLOG	45
DIE HYMNE DER HÖHE	65
VENEDIG	75
ROM	115
FLORENZ	314
DER TRAUM VON Venedig	350
PERLEN VON Venedig	355
NEAPEL	441
PAN / ORPHISCHES INTERMEZZO	469



THEODOR DÄUBLER
DAS NORDLICHT
ZWEITER BAND

GENFER AUSGABE

INSEL-VERLAG / LEIPZIG

4 9 2 2

Z W E I T E R T E I L
S A H A R A

Ich habe »Sahara« in den Hauptteilen vom Herbst 1904 bis zum Frühjahr 1906 niedergeschrieben. Spätere Ergänzungen, die sich namentlich in den Schlußteilen finden, erstreckten sich bis in den Anfang des Jahres 1910.

Th. D.

A N S A N G

Eingeklemmt von alterstarrter Erdenkruste,
Sträubt sich sonnenwonnig noch ein Erdenkern.
Ihr hört ihn oft; des Drachen Wutgepruste
Sagt und warnt: Ein Erdbeben ist nimmer fern!

Sehnsucht nach der Sonne, Heilung für den Himmel
Nagt als flackernde Gefahr am Starrsinnsrand;
Geist der Liebe wirft sich auf den Hilfeschemmel,
Bringt der Nacht entflammten Tanz vom Schwerterkranz.

Langsam wird der Drache wieder zahmer,
Bis auch bald sein Bad aus Glut und Tunke ruht;
Seines Umrucks Schatten schweift durch ihn — Umahmer,
Und der Kotklops wimmelt drum von Aufruhrbrut.

Erde, deines Drachen festes Fluggehäuse,
Einmal bricht der Glutwurm aus dem Krustenrund!
Dann ersäufen Inselschwärme schnell wie Mäuse:
Später krümmt ein Lurch sich auf vom Wassergrund.

Hoch im Norden starrt der Erdball stiller, flacher;
Sein Erfrieden nähert uns dem Sonnenziel.
Laute Menschen, bunten Welttags Machtentfacher,
Kräuseln, icherruhend, fahles Flammenspiel.

Erdenpanzer, dort gewuchteter und dicker,
Um die Pole tiefenfeinstes Feuersieb,
Oben flieht der Mensch sich selbst als Glutgesicker
Fremdhafter Geburt in eigenem Sehnsuchtstrieb!

Nordlicht, unsers Brudertumes Glücksverheißung,
Goldne Feuerblume, Samenüberschwang,
Duft der Erde, die im Sonnesein Zerreißung,
Da ein Dunkel sich ins Wonnenwogen schlang,

Sei Erwarheitung auf Warnungswanderreisen
Der Ergeisterten auf stillgewiesnem Pfad!
Bleib uns, kaltes Licht mit stummen Liederweisen:
Zeichen über uns, das aus dem Herzen naht!

Nordschein schlichtete im Wunschland der Hebräer
Urerernstet — hell vor Mosis Angesicht;
Kein Gewitterer erkundete dich näher
Als der Vormund Israels im Weltgericht:
Jetzt erwachsenen dich nachts Hyperboreer,
Wenn dein Runenkranz sich durch das Dunkel flicht!
Mensch, du bist ein Blutbusch, sieh dich selber!
Unsre Adern purpurt Blut: der Geist gilbt gelber.

Stilles Nordlicht, du verhüllst Gerichtsposaunen,
Denn du bist die Inbrunst des Vollzugsgebets.
Bring uns Zweifel an den Zweifeln: wir erstaunen
Durch ein Wunder! Zeuge und bezeug es stets!
Sei uns: Runen in Erblitztheit! Dumpfes Raunen
Ahnt das Wort im Herzen, doch der Blick verstehts.
Irdisch sichtbar hohe Sonnengunstergreifung,
Blühe aus der Seelen trauter Glüherreifung!

Grüßend und vom Himmel kündend sollst du leuchten!
Heute starren Wesen in dein Wunderlicht,
Doch wo Völker sich einander wild verscheuchten,
Warst du schon ihrer Entgrimmung Zuversicht:
Hände, sanft gefaltet, kann uns Nordschein deuchten:
Schlicht erfaßt die Sonne unser Glutgedicht!
Beide beten: Händen, die sich nimmer trennen,
Mag ein Sonnenkind sich erdhaft zubekennen.

Lichtgewordner, freier Flug der Daseintürme,
Heildurchwobne Sehnsucht, frommer Eichentrotz,

Holdes Goldzelt über wimmerndem Gewürme,
Fieber, feste Hoffnung im erloschnen Klotz,
Nord- und Südlicht! Himmelsruhe im Gestürme,
Lächeln eines Gotts, Ermuntring kühnen Spotts,
Glüh noch du, o du Erlösungsglut: du Wunder!
Diese Welt wird Asche; hier das Fleisch bleibt Zunder.

Welteneinklang welt erfüllten Flammensamen,
Der sich als die Erdenrose allwärts schwingt;
Wandlungsglücklich aber tauscht den Wandernamen
Unsre Glutenblume, die aus Völkern dringt.
Lilien flimmern lieblich: Halleluja! Amen.
Tulpen funkeln: Ehrfurcht vor der Zucht erklingt!
Milde Stimmen rufen sich die Freudenkunde,
Schlicht zu Selbstverzicht gewillt, im Feuerbunde!

Unsre starkgefühlten Wünsche übergeben
Erdensehnsucht an den vielgestirnten Raum:
Sternenstrahlen weben uns verschiedene Leben,
Und wir danken ihnen schlummernd durch den Traum;
Denn Gesichte, die uns unsichtbar umschweben,
Sind auch Same! Unsers Sternes Saum aus Schaum.
Später, irgendwo und -wann gefußt, ersteht er.
Äther? Jüngste Mutterwelt, ich bin der Täter!

Immer tiefe Sprudelglut wird uns durchfließen,
Denn in steilen Menschen wird die Liebe frei!
Freunde, kommt, ihr sollt das Feuer: Glück genießen,
Sichtbar, leise strömt die Freude schon herbei!
Wo sich Menschensinne schöpfungzu ergießen,
Faßt uns noch das Wort als der Geburtschaft Schrei!
Weltenminne, deiner Krone Überbauten
Sind aus Gold, das wir in keuschen Herzen schauten.

Heilig, leise kann sich Stirnungsglut verändern:
Alles wird der Erde flammendes Gedicht!

Ja! Es flackern auch aus holden Tropenländern
Seelen sanft in Falten noch vom Fabellicht.
Nordkelch, blühend trägst du in gekrausten Rändern
Blut Verwundeter vors Hoffnungshochgericht.
Du verheißt Enthüllungen der Seelenlese,
Daß in Sternerfüllungen der Mensch genese.

Schnee und Eis wird einst das Land bedecken!
Übersprenkelt nur von blassem Glast,
Müssen Trümmer früher Felsenrecken
Stumm versinken unter sachter Last.

Keine Steinlawinen sollen rollen,
Nirgends Wünsche Wollenswolken blähn:
Eine Blüte nur, doch ganz aus Pollen,
Mag dem Erdenrund entwehn.

Doppelkronen wandernder Planeten,
Sagt, wann schachtelt ihr die Erde ein?
Langsam könnt ihr flimmernd zu euch treten,
Um dereinst ein Glutgewand zu sein.

Menschen, euer endliches Zersterben
Gleißt im Glastungsquastenbaldachin:
Wißt, wenn Flammenfirne sich verfärben,
Ist der Erde Schöpfungskraft verspien.

Ihr entflammtes Antlitz mag sich neigen,
Fügt ihr Formen sich dem Wunsch nach Rast:
Keine Wesen sonnen sich im Reigen,
Alle Waldeswonnen sind erblaßt.

Starkkristallnem Kirchhof wird sie gleichen!
Spuk, der nackt sein kaltes Grab beschaut,

Muß sie rauh als blauer Hauch umschleichen
Und erstaunen, daß er mitvergraut.

Zwischen Schnee und Eis auf glatten Kiesel
Wird ein stilles, erdenblasses Licht
Auf und ab, wie ein Erinnern, rieseln,
Denn sich selbst erhält dann der Verzicht!

Doch in jenen fernen Sonnepochen
Hat ein flügg's Lichtgeschlecht
Tief des Todes Macht und Nacht zerbrochen
Und empfindet wieder urgerecht

Vor dem Sterbetag dann kein Entsetzen,
Das uns heute schon beim Namen packt:
Fang drum an, in Tafeln einzuätzen,
Wie aus Leibern sich der Geist entsackt!

Flatterndes Gesammeltsein entflamme!
Altes Asiertum durchsamt den Raum.
Mondnacht golde tief: geminnte Amme,
Muttertum blutblumt im Urlichtbaum.

DER WELTBRUCH

Sternennacht! Ich bin von Lichttieren bestochen!
Gestirne zeugen Qualgelüste, blenden, töten:
Die Welt stürzt ein; ihre Geburt ist urverbrochen.
Geheiligt, nur im Ich erkannt, sind Abendröten!

In jedem Lichte lauert spendendes Verlangen!
Wer sucht die Sonne, ein Geknäul aus Sonnensüchten?
Wer glaubt im Ich zur Allheit lautlos zu gelangen?
Hier klafft der Mensch: erwittre dich nach Urgerüchten!

Die Sterne hoffen einst er menschlicht zu verlöschen:
Noch sind wir nicht, so lang wir Macht bedenkend ragen!
Wir handeln wie die Affen, blähn uns mit den Fröschen:
Hoch und erreicht bleibt, daß wir in der Liebe zagen!

Die Welt der Lichter wurde Geist und träumt zu
schlummern:
Ihr Erzgestirn ist Mitteltum im Menschenkerne.
Wir mehren uns umher zu meidenden Verstummern;
Ein Schlafender ist die Erfriedigung der Sterne.

Ein Leuchten gibt es, ohne sengende Begierde!
Es kommt aus Liebe zweier sachtverschlungenen Welten,
Sein hohes Lohen ist der Erde Krönungszierde:
Die Hut der Huld im Herzen — dir zu Häupten selten!

Ein Wanderer wird leise Heimkehr von Gestirnen!
Du bist die Tür: kannst südlich zum Ermüden führen;
Auf Firnen lenkt dein Gang zu kaltentflammten Birnen,
Die über Hirnen wir als Urgeburt erspüren.

In Indien öffnet sich der stille Seelentrichter,
In dem Gestirne durch den Menschen stumm verschwinden.

Vom nordgebornen Seher bis zum nordgeborgnen Dichter
Erteilen sich die Sonnen, um ihr Wort zu finden.

Der alte Glanz im Norden gleicht vermenschter Milde,
Die Sonne ist und doch vom Erdenschoß gekommen:
Der Nordschein bleibt dein Urtum in entflammtem Bilde,
Von uns gewußt: aus meiner Brust emporgenommen.

Dort wo der Weltvollendung Sternenähren reifen,
Steht tiefgeborgner Geist im Ewigkeitsbeschlusse.
Er tut ihn nun! Dir schwindelt: du mußt ich zu greifen!
Ein Mensch ist Sturz: der Stern zerströmt im Seelenflusse.

Wir sind der Spundbruch aller sanftgedachten Meere,
In denen sich Gestirne lieblich spiegeln sollten.
In uns wühlt der Gewitterwurm: sein Sturm! — dann
Leere.

Wir wollten friedlich sein; doch siehe: wir vertollten!

Du bist dir Sonne: mochtest Sternen Nacht gebären!
Sie glühen, in dich eingeträumt, einst zu entschlafen:
Doch diese Erde fiebert; was sie braut, ist Gären.
Ich bleibe Greis und kindisch, aufgepeitscht durch Strafen.

Der Mann ist aber auch ein Inhaber des Fluches!
Durchs Weib hindurch kann Stern an Stern gereiht ver-
schwinden.

Der Geist wird nur im Hirn Erfinder seines Buches,
In dem ermenschte Zeichen: Sonnen! zu sich finden.

Beherrscht meine Verbündeltheit ein Ich der Tiefen?
Ist mirs gewährt, mit Eigentümern fremd zu schalten?
Gewichtigkeiten, die zum Leichtsinn mich beriefen,
Verleihen mir vielleicht jetzt freie Satzgewalten!

Was ist zu einem Weltbruch eigenste Versuchung?
Er kommt dereinst: ich kann ihn als bekannt gewahren!
Das Wort verdirbt in uns durch geile Weltberuchung:
Verspiegelung drum spiele selbst mit Ichgefahren!

Das Wort wird dauern; frei im einzelnen gerettet.
Im Urschlund: Sprachenaare, wahren es in Eiern;
Schlüpft eines aus, verwirrt im Weltenschwall ver-
wettet,
Doch legt es auch ein Ei, die Ewigkeit zu feiern!

Dereinst! Wir Stammelnde haben das Heil vernommen:
Umschwindelt, denn die Welt, die Wahn verträgt, muß
stürzen!

Zufriedene sind wohl im Wort zu sich gekommen,
Zerwurzelte erfremden Welt gemenschter Würzen.

Da deine Sternenaugen nie erblinden,
O Liebe, Seele aller Weltnaturen,
So flüstre sacht, kann ich die Tote wiederfinden,
Verspürst du noch der Vielgeliebten Spuren?

Ist alles fort? Sind Menschen ewge Wesen?
Lebt nur von ihr, was sie in uns versenkte,
In uns, die sie aus Liebe auserlesen,
In mich zumal, dem sie ihr Sein verschenkte!

Du stärkste Liebe, Starrkrampf unsrer Erde,
Die uns so schrecklich wird durch ihre Klammern,
Wenn sie mit Krallen, aus der Sonnenherde,
Lebendiges ergreift, daß wir drum jammern,

Dich ruf ich an! Dich, Förderin der Schrecken;
Dich, Mörderin, die uns erfüllt mit Grauen:

Du suchst das Gleiche wieder vorzustrecken
Und trachtest Lebensfluten anzustauen!

Wirst du die Keime meiner Toten binden,
Daß ihre Formen sich zum Licht erheben?
Werd ich durch Liebe sie dann wiederfinden?
Kann, was er raubt, der Tod uns wiedergeben?

Durch seine Wüstenschrecken will ich schreiten,
Doch nur, was ich erfahr, will ich verbuchen:
Kein Hoffnungsglaube möge mich verleiten,
Für wahr zu halten, was wir hoffen, suchen!

Nicht süße Heuchler oder Priesterworte
Beweisen, daß die Toten auferstehen:
Doch forschen will ich, ob der Menschensorte
Gestalten, unergründlich, untergehen.

O wüchse doch des Einzelwesens Stärke,
Daß es den Tod noch überdauern müßte,
Daß man als Maurer großer Menschenwerke
Doch niemals mehr erbaute als Gerüste!

Dann müßte die Natur uns wiederzeugen
Und abermals zum Meisterauftrag stellen:
Wie Gattungen sich nie dem Tode beugen,
So kann der Tod auch keine Helden fällen!

Gar friedlich waren alle Menschen, die mich einst um-
gaben,
Und fast zufrieden sind die meisten aus der Welt ge-
schieden:
Sie ließen sich von kalten Worten, Staub und Schnee
begraben;
Und Flocken fallen auf ihr Grab, fast wie ein Wunsch
nach Frieden.

Am Friedhof läßt die Wandersonne ihre letzten Spuren.
Nun sind sie blutig und von Abendschleiern bleich um-
schattet.

Ich seh mich dort, auf jenen eis- und glutbedeckten Fluren,
Als Menschen, der beim Gehn im harten Schnee ermattet.

Die Schatten werden bald den letzten Tagesschein ver-
dauen,
Und meine Stapfen mag der Wind mit frischem Schnee
durchschütteln,
Und auch die Seelennarben sollen mehr und mehr ver-
grauen,
Denn bald schon müssen andre Leidensstürme an mir
rütteln.

Nun wird es langsam still. Der Schnee dient anderm
Schnee als Lager,
Und nichts empfindet mehr der frischen Flocken herbe
Kälte.

Die Seelen schrumpfen ein: sie werden stumpf, gefühllos,
hager,
Da uns ein Schmerzensschrei zu oft, ach gar zu oft, durch-
gellte!

Natur, dein Wunsch nach Ruhe mag sich immerdar
erfüllen,
Und schließlich folgt ihm auch die Menschheit ohne
Widerwillen.

Schon naht die Nacht, da alle Jubelfarben sich verhüllen,
Und alle Dinge ihre Sucht, nur Form zu bleiben, stillen.

Ich selber, frostger Mond, fühl mich zu dir hinangezogen
Und leiste gern den Albtribut, den ich dir schulde:
Auf bleichen Schauerträumen bin ich oft zu dir geflogen
Und spürte da das Grinsen deiner Backenmulde.

Erwachte ich, so fühlt ich auf der schweißbedeckten Stirne
Die Silberhand, die mich zurück ins schwere Träumen
drängte,
Und folgte willig fast dem schreckverschwendenden
Gestirne,
Das alles, was ich je erfuhr, zur Zwerggestalt verrenkte.

So werd ich schmerzzerfleischt den Tod einst selber rufen:
Auf Fieberwiddern ihm in kalter Nacht entgegenjagen,
Die Böcke werden prustend und verhusend, mit den
Hufen,
Mein letztes Zucken, Blitzen gleich, aus eisigen Krusten
schlagen!

Wer mag dem Tode länger trotzen als die ganze Erde?
Versprüht sie doch das Leben nur, um völlig zu erstarren:
Dem toten Monde folgt bereits der Erde Traumpuk-
herde.
Schon stolpert ihm die Fallsucht zu und zerrt am Narren-
karren.

Im Winter, wenn die Wolken sanft das Land beschützen,
Vermag der Mond die festgestockten Nebel zu zerreißen,
Dann löschen trockne Winde ihren Durst in Silberpfützen.
Und scharfe Kälte kann, was kaum entsteht, bereits zer-
beißen.

Zur heißen Zeit verhaucht die Blütenfülle ganzer Haine
Gar oft in einer einzgen, schwülen Mondscheinnacht im
Süden,
Von Anfang an kreist das Gestirn in honiggoldnem
Scheine,
Und Duft auf Duft entweicht den Blüten, die zu Tod
ermüden!

Verwelkt ist dann die holde Frühlingspracht am warmen
Morgen.

Der Mond kann rasch des Lebens Frühlingsbraus ent-
saugen:

Sein Licht ist schroff. Er selber kennt nicht mehr die
Schöpfersorgen

Und starrt uns müde an, mit längst erloschnen Krater-
augen.

Kein Liebesstrahl erfrischt die Tropennacht, die er durch-
schreitet.

Wie mattes Erz erglimmen seines Lichtes scharfe Klauen,
Womit er Felsen sprengt und Laken neben Laken breitet,
Um grinsend lichtbedeckte Scheingerippe anzuschauen!

Er raubt uns unsern Schlaf, um unsre Kräfte zu ver-
brauchen!

Er quält, erschlaft uns durch das Träumen, das uns
meist zuwider.

Er bläht, berauscht sich mit der ganzen Erde Lebens-
hauchen

Und stürzt dann blutbesoffen, umgestülpt, des Morgens
nieder.

Mein Weib, mein Weib, wie du dich tapfer sträubtest!
Du bist so schwer, so bitter schwer, dahingegangen.
Du Schmerz, als du das liebste, holde Sein betäubtest,
Da konnte es der Tod noch lange nicht erlangen!

Als wahre Riesin ist mein Weib, zum Schluß, gefallen!
Mein Weib, du warst mir da so plötzlich fortgenommen:
Du hast das ganze grause Leid vom Erdenwallen
In deiner allerletzten Stunde voll vernommen.

Einmal, des Nachts, umschlangen wir uns plötzlich fester!
Als unsre Herzen immer wild und wilder pochten,
Verliebten wir uns mehr als je, noch stärker und gepreßter
Umhalsten wir uns da, wie wir es nur vermochten.

Doch plötzlich, überraschend plötzlich, wars zu Ende.
Zur Ohnmacht, ach, war deine Stummheit rasch ge-
worden,

Und nutzlos nur, betasteten dich meine Hände,
Ganz machtlos sah ich Fieberwüten dich ermorden!

— — — Vermuteten wir gar, daß wir uns trennen müßten,
Wie wir im Glücke niemals den Verlust bedachten?
Es war, als wir uns damals scheidungsinnig küßten,
Als ob auf einmal lauter Ahnungsschauer jäh erwachten!

Du krampftest dich an mich, und du begannst zu weinen.
Gar wilde Bitternis war unsrer Lust entfahren!
Was mochte da in deiner Seele wohl erscheinen?
Denn nichts, was dich erschreckte, konnten wir gewahren!

Doch Trauer träufelte so schwer auf unsre Freude,
Und nie umschlangst du meinen Hals so lang und bange,
Und du erträumtest wohl viel düstre Spukgebäude,
Dann lachtest du gar kindlich — bang und lange.

Und endlich doch, als wir das Glück zurückgewannen
Und uns vertraulich wieder hin zum Schlummer neigten,
Begannen die getrauten Träume Flügel aufzuspannen:
Ihr Bruderflug begann, in dem sie nimmer sich ver-
zweigten.

In Seelenfernen, die in uns kein Ende kennen,
Möcht ich euch nach, ihr selgen Stunden, eilen,

Sie waren beider Glück und können sich nicht trennen:
Doch nein — ich blieb allein und werde nirgends weilen!

Ich seh in mich, ich blick euch nach zum Himmelszeltel!
Mein Glück ist fort, so unerreichbar meinem Wesen:
Denn sie ist weg, die unsre Weisen heimwärts schnellte,
Und unser Kind, auch unser Kind, muß mitverwesen!

Der Mondschein ist der Leichenschleier bleicher Kinder-
sterne.

Die Silbersichel mäht zuerst die Allerschwächsten nieder,
Und stündlich ist's, als ob ein Größrer sich von uns entferne,
Und endlich schließen auch die Nachtbrillanten ihre Lider.

Und überstrahlt die Totenbleiche ringsumher den
Sternenacker,
So sprühn die Ewiggroßen, die selbst kleine Kinder
kennen,
Im Vollmondscheine weiter; mit urmächtigem Geflacker
Bestehn sie fort, kein Licht kann sie von ihren Thronen
trennen.

Und wird der Mondschein später täglich wieder schwach
und schwächer,
So siehst du Sternlein, wie der Mächtgen Kinder, jung
erscheinen,
Und es erglügen Bären, Löwen, goldne Palmenfächer,
Die ewge, weiße Schlange wühlt sich vor im Sternenhaine.

Und wie es war, so wird es dort auf Gottes Himmel wieder!
Doch auf der Erde, ach, erstehn wir nimmer aus dem Grabe,
Du Heißgeliebte mein, so öffne wieder deine Lider,
So komm zurück, du Lust, du mein Geschick und meine
einzge Habe!

Du Ruhenacht, wie herrlich bist du doch im schwülen
Süden.

Kein schwacher Lufthauch wagt es, deine Schöpferpracht
zu stören.

Es ist, als ob sich Liebesstimmlein fernher zu sich lüden.
Und ohne zu ermüden, müssen sich die Kleinsten hören.

Aus Blüten und aus Seelen, ja, der Stille selbst im Haine,
Weht stets ein Duft empor, regt sich ein Traumesschimmer:

O Nacht, o bitterfinstre Nacht, nur mich läßt du alleine,
Die Stimme, die mich rief, ach nur die meine, hör ich
nimmer!

Du leuchtest, klare Sternennacht, in ewger Schöpferstille:
So spiegle dich im leiderregten Meere meiner Seele
Und senk dein schweres Gold hinab! Das ist mein Friedenswille:

Nur du tauchst bis zur Tiefe, wo ich mich um Stummheit quäle.

Nur du machst alles Leid zum Lied und doch bewunderungsstummer!

Du gibst den Frieden, der befreit: der Schlaf beschwert
die Glieder.

Zum Traum verspinnt die Trauer sich: was hilft ein
dumpher Schlummer?

Die Wehmut hält er weiter wach, beschwert er auch die
Lider

Es scheint, daß eine schillerreiche
Nachnebelbrunst dem Meer entschwebt:
Und alles schweigt in dieser Bleiche,
Aus Mondlicht und aus Dunst verwebt!

Die fahlen Silbersträhne dehnen
Sich schleierhaft hervor im Raum.
Den Mond umblinzeln Iristränen,
Als wie ein feuchter Trauersaum.

Die Sterne starren wie die Blicke
Der Sterbenden im Todeskrampf,
Verlöschend, durch die wolkendicke,
Dunstschwere Wand aus Licht und Dampf.

Sie glitzern, und sie flimmern nimmer.
O sieh, wie ihre Kraft gebricht.
Der Mond vergraut im Eigenschimmer:
Und bald verblaßt auch dieses Licht.

Nun will das Meer den Sturm gebären,
So plötzlich wogt es grollend auf:
Es brüstet sich, die Welt zu nähren
Und schwellt die Wellen schon zuhauf.

Die Sterne und der Mond verblassen.
Das Wasser aber sprudelt hell:
Nun huschen Aale aus dem nassen,
Unsagbar tiefen Lebensquell.

Sie ringeln sich, und sie entwischen
Dem Salzgischt, den die Welle spritzt,
Und stehlen sich mit Silberfischen
Ins Leben, das jetzt ringshin blitzt.

O Wißbegier, wann hast du ausgetobt in meinem Innern?
Wann mildern der Gefühle zartverwobne Wehmuts-
weben,
Den Sonnenschleiern gleich, die einen stillen Herbst
durchschweben,
Das schlaflos wilde Wühlen von erregten Sorgenspinnern?

Gefühl und Güte sind der Reichtum innrer Seelen-
flammen,
Und große Taten Formen, die sich die Natur gestattet;
Vernünfteln die Verzweiflung einer Gattung, die ermattet,
Die um den Nutzen schleicht, um lustlos zu verschlammen.

Der Erdenwesen Trachten sonnenlebig fortzudauern
Ward einer Schlange, die sich durch die Lebenswüste
windet
Und endlich einen nutzerwägenden Verstand erfindet,
Gar ahnungsoft verglichen und erklärt von Weltdurch-
schauern.

Dein bleiches Spiegelbild, o Wüste, die das Opfer fordert,
Das will ich jetzt durchträumen und mit Träumerlust
genießen:
Nicht soll vor Schmerzensgraun dein farbenschwankes
Bild zerfließen,
Die Einsicht loht bereits, das Schicksal hats beordert!

Wohl ahn ich schon die Ruhe meines eignen Wesens,
Denn der Gefühle Allgewalt, der Menschen Freude, ihre
Liebe,
Die unauslöschlich glimmt und flockt, als wärs aus einem
Siebe,
Beherrscht mich schon und zieht mich fort von dem Be-
lauern des Verwesens.

Ich wähle eine Welt mit hellen Flammenkathedralen:
Schon wähn ich sie im Seelenschoße starker Menschen-
scharen.

Ein Lebensüberschwang gebiert der Menschen Frei-
gebaren,

Und domhoch seh ich Lebensströme ineinanderstrahlen.

Doch Wüstensand, noch locken mich Verstandespyra-
miden.

Ich bin ein Sohn der Zeit, da die Vernunft zuhöchst
gepriesen!

Ein Seelendrang hat mir den Weg ins Wüstental gewiesen,
Drum folg ich ihm beherzt, sind meine Wünsche auch
verschieden.

Geschöpf, der Augenblick ist nah, dir freudig zu ver-
künden,

Daß, was du hoffst und heischst, dir die Natur nicht mag
verwehren,

Du warst bestimmt, das Feuer freier Freude fromm zu
nähren,

Und deiner Einsicht mag sich heut ein Wonnerausch
verbinden.

Es braust der Erde Freudenschwall durch unser Glücks-
empfinden.

Ein stummer Rausch erzittert wonnig in den Wunsch-
gefühlen,

Doch Wonnewogen, die wir jubelnd in den Äther spülen,
Sind auch das Liebesglück, in dem wir uns zu Sternen
winden.

Die Armut, das Verzichten hat der Mensch sich selbst
geboten,

Als unsrer Erde Wonnerausch noch allzu karg bemessen:

Nun ist er reich und hat den alten Glauben fast vergessen,
Da Freudenflammen ihn noch wuchtiger und frei durch-
lohten!

Auch der Verstand ward so zum Mittel, stärker zuzugreifen,
Er fügte sich in das bedingte Vollmaß als Ergänzung:
Er ist emporgereift aus seiner einstigen Begrenzung
Und fordert, den geputzten Sparsinn abzustreifen.

Die Lebensschroffheit und die Sitte bergen die Askese,
Weil sie die Lebenswüste fordert, die uns Wesen peinigt;
Doch wißt und glaubt, die Freude steigt jetzt, brüderlich
vereinigt:

Dies ist das Wort, das ich im Herzen und am Himmel lese!

Des Lebens große Sonnerklärung
Erwacht im menschlichen Verstand,
Sie ist die reinste Lustgewährung
Der Glut, die sich im Glück erkennt!

Die Brandung, die uns tief durchwuchtet,
Die schaffend, singend mich durchtönt
Und durch bewußtes Tun befruchtet,
Ist überall von Glück gekrönt.

Die Sonne wird uns Kraft gewähren,
Da Mühsal die Vernunft erhält:
Von Flammen, die sich nie verzehren,
Wird Glut und Glück zum Licht geschwellt.

Wir können froh den Tag genießen,
Da sich die Menschheit frei verband,
Nicht mögen wir uns scheu verschließen:
Die Sitte ordnet der Verstand.

Der Sonne große Erdvermählung,
Die sich so reich ins All gefügt,
Die wir geahnt in der Erzählung,
Bis unsre Einsicht sie erglüht,

Die hat harmonisch uns durchklungen:
Sie ist in uns herangereift,
Hat voll das Menschenherz durchdrungen
Und Furcht und Hoffnung abgestreift.

Ein Band muß strahlend sich gestalten,
Das Welten aneinander schweißt:
Erfüllung ruht in leichtem Walten,
Wo alles Sein urselbst sich preist.

Was mir erscheint, ist das der große Gotteshimmel,
Ists Sternenglanz, der sich im Traumesdome regt?
Ist es die Nacht auf wildbewegtem Wolkenschimmel?
Ists kühler Wehmutschnee, der sich aufs Herze legt?

Du Traumesruhe, die auf reifer, abgemähter,
In Schlaf versunkner Mutterflur die Schmerzen heilt,
Du bleiches Bild, du Sternenwelt im Purpuräther:
Ihr Glücksgefühle der Unendlichkeit, ihr weilt!

Mir ists, als ob nun eine Ähre hell entsteige,
Schon schwebt sie frei, sah ich die Hand, die sie gepflückt?
Nun scheints, daß sie die vollen, goldnen Köpfe neige:
Ists ein Komet, der sich zur Erde niederbückt?

Ein goldner Strahl scheint zitternd auf mich her zu
kommen.

Ein Meteor, der meinem bangen Herzen naht!

Ein Bote ist vor meinen Augen schon erglommen,
So morgenklar und ernst wie eine freie Tat:

»Schon kann ein Menschenherz die Wahrheit streifen,
Es ahnt der Liebe und des Friedens Macht.
Hier mag der Same alter Freiheit reifen,
Und er ist würdiger als Sternenpracht!

Der Mensch ist nicht von Gott verstoßen,
Er sündigt mit dem Sterne, der ihn trägt,
Drum kann sein Tun nicht freuen noch erbosen,
Schon wirkt das Heil, wo man erwägt.

Die Menschheit soll ein Liebesband umschlingen,
Vernunft ist für Gerechtigkeit gereift,
Kein Schmerzensschrei wird unerhorcht verklingen,
Wo er im All ein Menschenherz ergreift.

Vernunft allein wird keine Wege finden,
Sie dient der Gnade, die die Welt verdient,
Ist Anfang nur und läßt den Schluß verschwinden,
Zeigt euch das Nichts, wo ihr am Ziele schient!

Die Freude wirble nun in Menschenseelen,
Der Frohsinn sei uns allen unvergällt:
Zum Troste mögt ihr nach Äonen zählen,
Bis alles Leben mit dem Ball zerfällt.

Doch die Gerechtigkeit ist nur Erklimmung
Von Maßen in der Schmerzenswelt.
Erlösung ist des Weltalls Urbestimmung,
Und Gnade ists, die unsre Hoffnung schwellt.

Was leib- und lustbegehrlich hier ersprossen,
Was weltharmonisch sich zusammenkrönt

Und schon vernünftig in die Form gegossen,
Das wird von Gnadenstimmen überdröhnt.

Auch die Vernunft ist ein Geschenk der Gnade,
Vor der die Welt in Ewigkeit erstarrt:
Kein Anfang sprüht empor vom Zeitenrade,
Wenn die Vernunft auf ihrer Kraft beharrt.

Das Fleisch ist nun erlöst aus der Verachtung,
In die der Sonne Strenge es gebannt,
Und die Vernunft entwand sich der Umnachtung,
Wo sie die Gnade früh und schwach erkannt.

Heut mag die Gnade euch Bestimmtheit schenken,
Sie schäumt und träumt urewiglich empor:
Nicht glauben mögt ihr, sondern würdig denken,
Und keine Angst beklemme euern Chor.«

Und als der Bote dies im eignen Glanz verkündigt,
Verschwand er rasch, doch seine Stimme klang noch fort:
»Der Wahn verschwinde, daß die Schöpfung sündigt,
Doch nun verdunkle die Vernunft das hohe Wort!

Ja, Hohn und Leiden mag das Gnadenkind erfahren,
Da Ahnung seinem holden Sein entschwellt,
Denn aus der Welt, die wir durch Sinnentrug gewahren,
Erstrahlt auch Wahrheit, die uns der Verstand verstellt!«

Die Silberwölklein, die ich rings um mich gewahrte,
Zerpflückten sich zu allerliebsten Engelein,
Bloß Schönheit wars, die meinem Blick sich offenbarte,
Und eignes Glück, dem sich die Seele konnte weihn.

Der helle Flockenschein auf winzgen Wolkenköpfen,
Er wurde Klang und Sang und Jubelmelodie.

Die Englein schienen aus dem Heil ihr Sein zu schöpfen,
Das stets der Welt ihr Licht und ihren Klang verlieh.

Sie sangen klar: »Wir grüßen dich, du große Gnade,
Die aus dem Heil sich in die Ewigkeit ergießt,
Um da als Welt zu wirken, ihrem eignen Gnadenpfade!
Dich, Gnade, loben wir, die sich in Leidensformen schließt,

Die sich als Sünde fühlt und Sünderschmerzen leidet,
Bis Gnade sie in ihrem Gnadenschoß erwählt:
Die Gnade zu erfahren, selbst um Gnade neidet,
Da Gnade dann der größten Sünde sich vermählt!«

Dann sah ich rings um mich die Engelscharen.
Sie wollten niederknien auf Wolkenkissen,
Doch da sie viel zu leicht und luftig waren,
So neigten sie im Chore Lichtnarzissen.

Sie sangen jubelnd: »Erde, deinen Pollen,
Den Nordlichtsamen streust du in den Äther,
Du schenkst die Keime hohen Sehnsuchtsschollen
Und wirkst als deines Heiles Übertreter.

So schweift denn, freie Flammengoldkometen,
Bis Wirbel euch in eigne Fesseln legen:
Wenn Sonnen sich aus Liebesgluten kneten,
So müssen sie im Schoß die Gnade hegen.

Wir Engel pflücken winzge Heilsgefühle,
Die spärlich auf dem Sonnenacker blühen,
Wir sehn das Menschenherz im Kampfgewühle
Und strahlen durch sein mutges Lichtbemühen.

Ein einziger Gedanke, ein Empfinden
In letzter Stunde mag ein Wesen retten:

Die Furcht und Reue mögen sich verbinden,
Ein Sein mit unserm Heile zu verketten!

Was Gnade wünscht und freie Gnade spendet,
Erweckt das Heil im Schoße eigner Gnade,
Durch Gnaden wird der Weltenlauf vollendet,
Vermag die Gnade, daß sie selbst sich schade.

Erfülltes Heil in einem Weltenwesen
Muß alle grause Weltenlust zertrümmern,
Drum trachten Engel Gnade aufzulesen
Von Wesen selbst, die schwach und schlecht verkümmern.

Ein freies Nein ist stärker als Gestirne,
Die blind in ihrem Glanz sich eitel drehen,
Die Welterlösung hängt an einem Zwirne,
Nur muß ein Wesen frei zugrunde gehen.

Der Mensch verstreut den Samen solchen Kommens,
Durch sichentgrenzendes und freies Wirken:
Das Heil vereitelt Knechtschaft eignen Frommens:
Und drum verwünscht den Wunsch nach Sonnbezirken!

Pocht jetzt der Glaube plötzlich an mein Urgewissen?
Wie! sollte es schon bald mit mir zu Ende gehen?
Von lauter Skrupeln wird das wahre Ich zerrissen,
Und vor dem Tode sollst du bleich in Stummheit stehen!

Den Wald, die Flur mag ich im heiligen Herbst betreten,
Und meine Seele gleiche dem entlaubten Baum —
Da mag kein Strauch die Andachtsfrist verspäten:
Er sammelt seines Wesens tiefureignen Traum.

Der Baum, der üppig seine Lebenskraft verschwendet,
Der in des Daseins lustgem Schwelgen mitgewirkt,

Hat sich dem eignen Rätselwesen zugewendet:
Er fühlt die eigne Tat, die sich in ihm verbirgt.

Ihr klaren Äste fleht die hehrsten Herbstgebete,
Und in die goldne Stille starrt ihr fromm empor:
So ringt nach Ruhe, wenn ich stumm den Wald betrete,
Ich such von mir, was ich im Jugendrausch verlor!

Die Buchen wollten sich dem Leben schenken.
Es hat am Walde sich der Baum berauscht:
Doch mag er jetzt sein Eigenwesen tränken,
Die Einzelheit, die jedes Sein behaust!

Versenk ich mich in meine Wurzeltiefen,
So glaube ich an einen Lebenskeim,
Dort, wo die tausend andern weiterschließen,
Erwachte er im üppgen Lebensschleim.

Daß er dann Leben rauben muß und geben,
Weil er nicht mehr als aller Staub besteht,
Daraus erklärt sich Sitte, Einzelstreben,
Nur wünscht und fühlt der Mensch, wie er vergeht!

Von allem Gleichen freundlich angezogen,
Verschenkt er gütig, was sein Ich verlangt,
Er merkt es kaum, wie er, vom Schein belogen,
Nur zwischen sich und seiner Freude schwankt.

Hat irgendwer mein ganzes Sein ergriffen,
So ward mein Ich in größter Lust zerstreut:
Doch wird durch Raub der Mensch so hart geschliffen,
Wie dies ein Leben für sein Ich gebeut!

Und doch bekannt ist, was ich hier verfechte,
Die Weltmechanik deuten mag ein Tropf!

Nur ob ein Gott das Urgeschick verflechte,
Ob eine Allmacht ans Gewissen klopft?
Ach, wenn ich dies zu meiner Lösung brächte!
Doch nein, dazu genügt kein klarer Kopf!
Die Welt aus ihrem Gleichgewichte heben,
Dies möchte jeder, der kühn kündend denkt.
In Weltgerüsten, die zusammenstreben,
Wird alles, was im Ganzen ist, gezwängt;
Was sich nicht fügen läßt, das bleibt daneben,
Und unsre Seelenkreise werden so verengt.
Drum ist man höchstens noch berufen,
Durch schöne Täuschung, die das Herz erfreut,
Die Menschen vorzulocken vor die Stufen
Des neuen Götzen, der in uns gebeut!
Ersehntes kannst du wohl zur Tat berufen,
Doch nur Gewänder werden so erneut!
Gelingt es Göttern, aus der Gruft zu schweben,
Emporzusteigen aus dem schönen Sarg,
Durch den ihr Mythos sich noch mag beleben,
Gar lang nachdem die Gottheit sich verbarg,
So müßten auch die Toten sich ins Sein verweben:
Blieb doch in allen uns ihr Bildnis klar und stark!
Mein Gott, wie kann ich mich zu dem Gespenste wenden,
Zu jenem Wesen, das ich voll erfaßt:
Sie fleht zu mir, mit ihren weißen Händen:
»Vergiß mich nicht, bin ich auch jetzt erblaßt,
Als bleicher Schatten müßte ich verenden,
Wär ich nicht länger deine Leidenslast!«

Kein Gott und keine Sonne kann mich stärken,
Vernichtung, gib mir wieder, was du nahmst,
Nein, Leben, sag, was ändert sich an Werken,
Die du doch immer wieder ahnst und ahmst?
Wird meinesgleichen einst sein Weib bemerken,
Wenn du uns wieder in dein Wirken rahmst?

Schwindel packt mich! Bilder eilen
Ringsumher in wildem Tanz,
Hergeschleppt vieltausend Meilen,
Sprühn sie auf, in matten Glanz:
Keines mag um mich verweilen,
Jedes schwankt als Firlefanzt.
Leiber scheinen sich zu teilen
Und verschwinden plötzlich ganz;
Doch in einem bleichen Haine,
Wo sich Ast mit Ast verflucht,
Zeigen plötzlich sich Gebeine —
Und auf einmal wieder nicht!
Eva huscht in rotem Scheine,
Kauernd fast, hervor ans Licht:
Eingestemmt sind ihre Beine,
Abwärts schaut das Angesicht.
Ob sie jäh der Mutterscheide
Als ein reifes Weib entsprang
Und dem Druck der Eingeweide
Schmerzhaft sich, mit Wucht, entrang?
Wie gedrückt zu ewgem Leide,
Reißt sie sich vom Nabelstrang:
Und schon schwanken alle beide,
Mann und Weib, den gleichen Gang.
Deutlich will der Tod sich zeigen,
Und er grinst mich höhnisch an:
»Sieh, was einem Sein zu eigen,
Sprich, ob man noch hoffen kann!
Alles will sich hier verzweigen,
Setzt die besten Kräfte dran:
Menschen, die zum Lichte steigen,
Drehn sich schon in meinem Bann!«
Kurze Beine, schöne Büsten,
Weiber ohne Ebenmaß,
Sah ich, die sich läppisch grüßten,

Komisch, ohne rechten Spaß!
Ob sie für die Ichsucht büßten,
Die ihr Sein aus Grüften las?
Tod, du wirst den Spuk verwüsten, —
Er zerspringt wie sprödes Glas!
Musiker mit Löwenmähen,
Häupter ohne Leiberhalt
Hat ein tiefes Lichtersehnen,
Plötzlich fast, emporgeballt.
Alles scheint sich hier zu dehnen.
Ist noch nichts als Ungestalt.
Sucht sich aber schon zu wähen:
Wird bewußte Urgewalt!
»Solches Ineinanderklingen
Gab dem Leben Melodie,
Brachte mit gereiften Dingen
Auch den Zwerg in Harmonie.
Kann nicht so die Sichel schwingen,
Wie sie Schönheit einst verlieh,
Könnt mich um das Unkraut bringen,
Doch verschwinden werd ich nie!«
Kaum hat dies der Tod gesprochen,
Den ich blaß im Zwielflicht sah,
Kamen Sphinxen angekrochen —
Und schon waren sie mir nah.
Wie von Zweigen abgebrochen,
Waren auch Harpyien da:
Und mein Herz begann zu pochen,
Als ich merkte, was geschah.
Alle letzten Erdengäste,
Die im Todeskrampf entstehn,
Abfallszwitter, Lebensreste,
Die im Menschtum untergehn,
Wollten sich zum letzten Feste
Noch in Folterqualen sehn!

Was sich grausam würgte, preßte,
Lüstern, leidend, zu vergehn,
Fand, als Abglanz, auf den Wänden
Eines Saales jetzt Gestalt.
Manche Sphinx hat beim Verenden
Sich dort oben eingekrallt;
Nur ein Weib bis zu den Lenden,
Blickt sie um sich stumm und kalt,
Doch verrät ihr Nackenwenden
Einer Löwin Hinterhalt!
Ferne scheint mir, goldverschwommen,
Daß ein Weib im Takt sich dreh!
Wirbelnd wird sie näher kommen,
Ob ich sie dann besser seh?
Ist denn noch kein Blick erglommen,
Hier im Weib, in meiner Näh?
Ach, wie bin ich angstbetroffen,
Denn der Tod ward Salome!
Hei, sie tanzt mit Kastagnetten —
Wie das klappert, wie das klirrt,
Um den Leib die goldnen Ketten
Haben klimpernd sich verwirrt.
Will sie vor dem Haupt sich retten,
Das sie surrend jetzt umschwirrt?
Nein, die Haare mag sie glätten,
Und da steht sie — unbeirrt.
»Sieh das Ich in vollem Siege,
Wie es plastisch triumphiert,
Sieh die Glieder, die ich biege,
Sieh die Jugend, die sich ziert;
Daß sie nimmer unterliege,
Lobt den Tod, der sie gebiert:
Schaukelnd steht er bei der Wiege,
Da ers Leben balanciert.«
Als die Worte rasch verklangen,

Die Salome zu mir sprach,
Kamen Greise angegangen,
Junge Leute folgten nach;
Und mir wars, als ob sie sangen,
Da das Schloß zusammenbrach.
Doch von Mauern noch umfängen,
Sah ich plötzlich ein Gemach:
Vieler frommer Greise Hände
Trugen sanft ein zartes Kind,
Statt des Mutterleibes Wände,
Hieltens Menschen wohlgesinnt!
Denn wenn Fleisch und Wärme schwänden,
Da wir kaum geboren sind,
Müßten wir gar schnell verenden;
Ist, was schroff ist und geschwind,
Doch an sich der Grund der Leiden,
Da er Liebesketten sprengt!
Dich der Ichsucht zu entkleiden,
Die in Jammer uns gedrängt,
Und von Tod und Sünde, beiden,
Die noch über mich verhängt,
Uns mit Liebeshand zu scheiden,
Ward ein Mensch der Welt geschenkt.
Sterne flogen hin und wieder,
Botschaft kündend nächtelang,
Und die Menschen knieten nieder,
Nahmen Jesum in Empfang.
Königsmienen, still und bieder,
Eine Mutter, schwank und krank,
Eines Kindleins zarte Glieder,
Sah ich jetzt im Traumgerank.
Plötzlich ist der Tod erschienen,
Als ich kaum das Bild gewahrt:
»Alles muß mir ewig dienen!«
Höhnte er nach Siegerart.

Mütter mit Verzweiflungsmienen
Merkt ich nun um mich geschart:
»Hab gewütet unter ihnen,
Keiner blieb ihr Leid erspart!«
Rief der Tod und tanzte schrecklich!
»Heil der Tag vom Kindermord«,
Scholl es, »war für mich erklecklich,
Nie ergötzt ich mich wie dort!
Selbst die Glut blieb unerwecklich,
Die mich tötet und verdorrt!«
Niemals tanzte er so kecklich,
Und dann endlich war er fort!
Söldner schau ich spielen, wetten,
Christen, die um Gnade flehn,
Und zum Golgatha, in Ketten,
Jesus durch die Menge gehn.
Kann ein Mensch die Götter retten,
Die bedingt im All bestehn?
Wenn sie Macht zur Hilfe hätten,
Würde sie kein Sturm verwehn!
Alles will nach oben streben,
Höhenrausch umfängt uns schon,
Selbst der Tod kämpft um sein Leben,
Furcht gebiert den feigen Hohn.
Ja, ein Gott ward uns gegeben,
Ohne Ende, ohne Lohn:
Zu ihm kannst du dich erheben,
Läßt du neidlos ihn am Thron.
Götter mußten arg ergrimmen,
Als ein Mensch in Freiheit starb.
Konnte nicht der Tag verglimmen,
Als sein Leib am Kreuz verdarb?
Nicht die Nacht den Thron erklimmen,
Als ein Mensch um Gottheit warb?
Nutzlos tönten Donnerstimmen:

»Blutger Himmelsriß, vernarb!«
Nein, die Wunde blieb gerötet.
Glut ergoß sich aus dem Schnitt.
Götzen, die das Volk gelötet,
Stürzten ohne Halt und Kitt:
Menschen, die ihrs Kreuz erhöhtet,
Wo ein Mensch fürs Leben stritt,
Einen Gott habt ihr getötet,
Doch er riß die Götzen mit!
Da erfaßten mich Skelette,
Statt des Todes Wiederkunft,
Merkt ich mich in einer Kette
Von Gespenstern selbst verschrumpft.
Eine Stimme rief: »Ich wette,
Du verknöcherst in der Zunft,
Dichter, laß, daß ich dich rette,
Folg nun wieder der Vernunft!«
Und nun fühlt ich mich im Fallen.
Sah Gerippe über mir.
Sank allein durch blasse Hallen,
Ausgeschmückt mit Ungetier.
Hielt an Fühlern mich von Quallen;
Und die sahn mich an mit Gier.
Dann entfiel ich ihren Krallen
Durch ein andres Albspalier!
Und der ganze Weg des Tanzes,
Den der Tod mit mir getollt,
Schien mir wie ein Drachenganzes.
Hart gestockt! In sich verknollt!
Und im Grün des Panzerglanzes,
In der Schuppen Flimmergold,
Wußt ich mich von seines Schwanzes
Knorpelgliedern eingerollt.
Ruckweis ward ich vorgeschoben.
Rhythmisch schwankt ich hin und her.

Durch das Zucken dieses Kloben
Glitt und fiel ich immer mehr.
Plötzlich schwamm ich wieder oben.
Ob der Schweif der Jordan wär?
Denn den Drachen hör ich toben:
Sicherlich das Tote Meer!

Dies irae, dies illa,
»Solvete saeculum in favilla,
Teste David cum Sibylla!«
Klang es plötzlich aus der Stille:
»Weltenende ist der Wille
Unsers Gottes Zebaoth!
Mensch, begreif die Weltennot!
Sieh, was allen Wesen droht,
Denn der Tod ist Urgebot!«

Wahrlich alles kam in Schwanken,
Mein Bewußtsein nur blieb still.
Stumm zerbarsten Felsenschraken,
Doch urplötzlich dröhnt es schrill:
Das sind ganzer Völkerstämme
Todesschreie in der Nacht —
Doch der Berge offne Klemme
Hat sie rasch zur Ruh gebracht.

Wohl gelingt es den Vergeudern
Des Geschaffnen, für den Tod,
Meere in die Luft zu schleudern.
Aufgedampft aus dunklem Schlot,
Türmen sie in hohen Sphären
Sich zu Wolkenburgen auf:
Doch es muß das Urmaß wehren,

Nie entgleists in seinem Lauf.
Unsrer Erde Sonnbegehren,
Das die Völker einst durchzuckt,
Muß sich jetzt als Glut verzehren,
Die aus Kratern Inseln spuckt!
Dort das Volk wird sich erhalten,
Da es schnell und dauernd schwimmt.
Kind und Greis und Weibsgestalten,
Hei! wie das den Fels erklimmt!
Aller Völker Lebenssäfte
Schlagen jetzt aus diesem Stamm;
Ob ein Wuthund plötzlich kläffte,
Schäumt nun fern ein Wogenkamm.
Riesenhafte Bergesrachen
Seh ich ganze Meere spein,
Alles muß zusammenkrachen,
Und die Menschheit hör ich schrein:

»Ra«.

Als ein Echo ohne Ende
Hat der Schrei nun fortgegellet,
Wenn die ganze Welt verschwände,
Dieser Schrei blieb als die Welt!
Ringsum alles ist verschoben,
Felsendome ziehn mich an:
Was ist unten, was ist oben?
Frei bin ich vom Erdenbann!
Hei! du wildes Felsgekrempel,
Ängstigst nicht das Erdenkind,
Denn ich schweb in deinem Tempel,
Wo die Lücken ringsum sind!
Erdenklammern oben, unten,
Machen unsre Seele frei,
Und es strömt aus lebensbunten
Fenstern jetzt das Licht herbei.
Wie ich mich so haltlos wiege,

Denk ich, daß in größter Not
Einst der Mensch dem Land entfliege,
Wenn der Ländereinsturz droht.
Denn die feste Menschbedingung,
Die sich still im All verwebt,
Ist ein Teil der Weltbezwungung,
Die der Sonne Macht belebt.
Unverschieblich, unverletzlich
Ist der Sonne Erdenband:
Unser Dasein drum gesetzlich,
Sonnbeschützt auf schwankem Land!
Bis die Erde sich noch bindet,
Ob sie noch so tobt und wühlt,
Ihren Schwerpunkt wiederfindet
Und mit Meeren Wunden kühlt,
Die am tiefsten eingerissen,
Sprengt sie nichts von dem Gesetz,
Das verknotet, als Gewissen,
Frei nun herrscht auf seinem Netz:
Auf dem Netz, das, urversponnen,
Freies Sonnbewußtsein hegt,
Und das, wo es nachgesonnen,
Erdenheimweh sonnwärts trägt!
Meere seh ich niederwallen,
Aufgewühlt zu schwülem Dunst.
Menschenschreie hör ich schallen,
Schrecklich durch die Wolkenbrunst.
Ist doch alles eingefallen
Und die Menschheit längst zerstört!
Kann das Echo nicht zerprallen?
Da man noch das Rufen hört?
Was ertönt, wird schrill und schriller.
Plötzlich kreischt ein heiserer Schrei.
Und dann ists, als huscht ein stiller
Riesenvogel dumpf vorbei.

Und von neuem hör ichs rauschen:
Ja, das ist ein Flügelschlag!
Schallgebilde, rings, vertauschen
Ihre Flugbahn scheu und zag:
Wenn sie stumm um Kanten biegen,
Zwischen Felsen in der Nacht,
Hör ich dumpf ihr schweres Fliegen,
Da das Echo rasch erwacht.
Ganze Stimmenleitern ringen
Sich vom Mutterrufe los,
Um als Schreie zu verschwingen,
Abgesprüht vom Echostoß!
Und zu Bündeln paaren andre
Echowirbel sich im Kreis,
Und da scheint, das Leben wandre
Schon zurück in sein Geleis.
Hier wird nie ein Schrei vernichtet,
Alles schallt von Fels zu Fels:
Ja, die Welt wird neu verdichtet,
Lauscht dem Aufschwall des Gefälls!
Scheint ein Ruf wo abzupringen,
Irgendwo vom Erdenrand,
Rasch im Chaos zu verhallen,
Steigt schon eine Bergeswand
Hoch empor, ihn aufzufangen!
Jeder Berg und jedes Werk,
Das zu sein nur angefangen,
Ward, daß es die Menschheit stärk!
Alles, was nur quillt und schmelzt
Oder aus Bestimmungsbanen
Plötzlich sich ins Dasein wälzt,
Krümmt und türmt sich nun zu Stufen,
Die dereinst der Mensch besteigt.
Gar nichts wird emporgerufen,
Was sich nicht vor Zwecken neigt!

Immer stärker schwanken, beben
Bergesreeken im Entstehn.
Furchtbar ist ihr Haupteheben,
Kurz war das Zugrundegehn!
Ja, ich merk an jener Schlote
Langgefügter Doppelreih,
Daß ein Dasein sich verknote,
Das einst daseinskrampfend sei.
Die Natur greift in die Tasten
Und bezähmt bestimmt die Welt:
Alles wird durch Rasten, Hasten
Immer nur ins Maß geschneelt!
Ganze Wandermeere dampfen
Aus den Orgelschlünden auf:
Kogel, Knäufe, Gipfel krampfen
Sich nun überall zuhauf.
Doch was aufragt scheint zu wackeln.
Tiefes wallt empor und fällt.
Still nur leuchten Riesenfackeln,
Wie als Ahnung aufgestellt!
Und ich laß den Traum gewähren,
Der mir sanghaft zugeraunt:
Sieh, das sind die Kordilleren,
Die du werdend angestaunt.
Ja, wir wurden eben beide!
Alles, was ich da erschaut,
Ist die Macht im Traumeskleide,
Die ein Schicksal aufgebaut.
Was ich seh, ist längst verschwunden,
Nur die Folgen schleifst du nach,
Und, dem Dasein eng verbunden,
Bleibt, was jäh zusammenbrach.
Feiern mag ich das Entstehen
Dieser Welt, die noch besteht,
Ihren Ursprung werd ich sehen:

Ursturz werde ein Planet!
Eben ist der Wirbel mächtig:
Irrgestirne zieht er an,
Weltkometen, schlank und prächtig,
Stürzen schräg in seinen Bann.
Fremdes krampft sein Jetzt zusammen.
Des Kometen Flügelschweif,
Der uns forttrug auf den Flammen,
Wird zum steifen Erdenreif!
Plötzlich, aus dem Ozeane,
Hebt sich manches schroffe Kap:
Flügelahme Welttitane
Stürzen steil und rasch herab.
Über mir, in Felsenkrämpfen,
Ringt ein Riese mit dem Tod.
Er verpfaucht in Sturm und Dämpfen,
Und sein Rumpf droht feuerrot.
Endlich birst in dem Giganten
Das Gekrös, und, glutenwund,
Speit er seine schmerzverbrannten
Eingeweide aus dem Schlund.
In den Rippen, in den Knöcheln
Zerrt ihn seine letzte Glut,
Plötzlich schweigt das Todesröcheln.
Wie! verschnaubt er seine Wut?
Um die Flügel und die Glieder
Hat sich rasch die Nacht geballt,
Aus dem grausen Schaumgefieder
Wich des Riesen Glastgewalt;
Ja, der Glutenrest vom Hasse
Des Giganten ist entzischt!
Donnernd stürzt die kalte Masse.
Hei! die Fittiche sind dicht.
Blitzend sprühte er von dannen.
Alles ward nun hart und schwer:

Auch des Riesen Wolkenspannen
Schlummern beide bald als Meer.
Tief in einer Erdenpalte
Stockt und friert der Feuerfluß:
Und der große, felsenkalte
Recke ist der Kaukasus!
Mitten in der Erdzerspaltung
Taucht in mir die Ahnung auf,
Daß der Feind der Urgestaltung
Und der tödliche Verlauf
Allen Daseins die Empörung
Tief in Leidenswesen schuf:
Und so folgt nun der Zerstörung
Unser Fluch, — der Sünderruf!
Nun so seh ich die Erscheinung
Jetzt als Christ und Sünder an,
Schließlich bleibt die tiefste Meinung
Nur ein tüchtger Steuermann!
Grollen will ich mit den Mächten,
Deren Knecht ich bleiben muß,
Immer such ich nach dem echten
Unerreichten Seelenguß,
Denn mein Tod ist meine Sünde,
Und ich ahn die Todesschuld:
In mir selber sind die Gründe
Meiner großen Ungeduld.
Doch! Sie nimmer eingestehen,
Ist im Kampf von großem Wert,
Werd ich sie befügbar sehen,
Hab ich mich schon halb bewehrt!
Drum, was einstürzt, ist mir feindlich,
Mein Gewicht von mir getrennt,
Und mein Leib bedingt vermeintlich,
Was man Tod und Strafe nennt.
Sonnwärts wird der Mensch nun fliegen,

Da er seine Schwere haßt.
Jeder Braus in Sonnenkriegen
Sei als Erdflucht aufgefaßt.
Alle Lastersucht versinke,
Da die Sonne Schlankheit heischt.
Seht vor euch die Sonnenzinke,
Hört den Aar, der sie umkreischt!
Erde, bliebst du meerumschlossen,
Flög ein flockiges Geschlecht,
Leicht dem Wogenschaum entflossen,
Nie durch Erdenbrunst geschwächt,
Steil empor auf Sonnenwegen,
Als der Erde Danktribut,
Dem Planetenschwung entgegen,
Fast als freie Sonnenbrut!
Meer, o bliebst du allerorten!
Nein, die Wüste steigt empor!
Schrecknis, faß ich dich in Worten?
Tod und Sünde wie zuvor!
Jammer zeigt sich meinem Wittern.
Meer, so öffne dich, verschluck
Klippen, Riffe, die zersplittern:
Doch von unten kommt ein Druck —
Und ich ahne Satanalien!
Stimmen tuschelns hin und her.
Und nun hebt sich flach Australien
— Ungeheuer aus dem Meer.
Schnuppen seh ich erdwärts stürzen.
Schroff und schräg und kreuz und quer!
Schuppenpanzer zwängen, schürzen
Jetzt den Erdball ringsumher.
Hei! das ist ein Feuertaumel:
Wie das heiter prasselt, zischt,
Und das bunte Birngebaumel
Bald sich mit der Glut vermischt!

Flammen sprühn den Schnuppenregen
Feurig flimmernden Metalls
Erdenessen steil entgegen.
Schon im Wirbelkern des Balls
Lüstern sie, sich zu verschließen,
Einzufrieren in die Rast,
Formlos sich ins Sein zu gießen:
Und in wilder Werdehast
Türmen Felsen sich unendlich,
Wo ein Menschtum fußen wird;
Und sein Schmerz wird unabwendlich,
Wenn es Wüsten einst durchirrt!
Von der Erde bis zur Sonne
Ist in uns ein steiler Weg.
Und es wälzt sich die Kolonne
Tapfrer Völker schwer und träg
Immer weiter fort nach Westen:
Jedes Ziel bleibt unerreicht —
Auch der Überschwang der Besten
Wird durch Selbstsucht eingedeicht.
Freudenlaute schrill und lüstern
Pfauchen jetzt Titane aus:
Donnernd aus den weiten Nüstern
Schnauben sie ins Weltgebraus:
»Sich im Erdschacht verkrallen,
Das ist der Titanen Lust,
Krampfhaft sich zusammenballen,
Bein um Arm und Steiß an Brust!«
Also dröhnt es durchs Gepruste:
»Bald gibts keinen Unterschied,
Aufruhr wird zur Felsenkruste,
Jedes ein geschlechtlich Glied.
Nur durch unsre dunkle Starre
Wird Genuß gezeugt, bewacht;
Uns erscheints, daß alles harre,

Ewig dauern Lust und Nacht.
Welches Glück, in sich zu finden,
Was sich scheinbar flieht und haßt:
Lust und Ruhe sind die Rinden
Um den Ball, als Last erfaßt;
Dauer kann ihn nur umdauben,
Wenn sein Glühn kein Gären trennt:
Plötzlich hörens auch die Tauben,
Daß sich Eins das All erkennt!«

Verworren scheint mir, was ich eben hörte,
Doch in mein Wesen schwingt der alte Friede,
Es war, als ob mein Licht-Ich sich empörte,
Daß uns der Zug der Welt an schwere Ketten schmiedet!

Doch gerne fühl ich jetzt die Macht der Erde,
Und die Genesung zuckt in jedem Gliede,
Erbauung sprüht aus junger Fluggebärde,
Ich will den Schein, daß ich den Leib besiege.

Sag, Erde, wann bekleidest du die Herde
Der freien Menschen und der Sonnentiere?
Ihr Feuerwesen glüht zum frommen Flammenherde,
Daß nimmer sich der Lebensspruch verliere.

Wir werden wiederum dem Festlande entstammen!
Sowie die Ruhe kommt, den Ball zu heilen,
So sprudelt Leben froh aus seinen Schrammen,
Daß Wunsch und Jubel ihm entgegeneilen!
Die hohe Sehnsucht fühle ich im Glücke,
In jungen Formen, Mensch an Mensch, verweilen;
Es scheint, daß uns die Erde schwer bedrücke,
Doch hält ein Sonnenwahn den Mensch umfängen,
Daß er dem Erdenglücke jäh entrücke.

Wir jauchzen wohl aus heiterm Sonnverlangen:
Doch spricht die Erde hier ein Wort der Teilung:
Die Sonnenbrunst bleibt an Geschlechtern hängen,
Und selbst am Ich, das sie, zur eignen Heilung,
In Menschenwert und Stammeshort gespalten.
Auch da beruht das Glück nur auf Verweilung,
Da Sitten unsre Ahnenart ergänzen;
Denn lassen wir den Glauben gerne walten,
Gilt's Bürgentrumpf durch Bräuche zu ergänzen.
Wo Sitten bald zur Lebensform erkalten,
Dort ruht der Mensch in seinen heiligen Tänzen;
Halb Erdenkind, halb freier Sonnenkrieger,
Schnellt er sich fort, in seiner Schnelle Grenzen;
Dann scheint der Leib der Leiblichkeit Besieger,
Und unsre Seele weilt in sich versunken.
O Leib, du seeleninnger Sonnenflieger,
Nun wirble bald, am Eigenwesen trunken,
Auf Erden, glückerfüllt, wie freier Äther,
Wie starrer Fels, wie heitre Sternenfunken!
Wirkt fort, ihr Sonnensünder — Erdenkneter,
Besorgt die Formung einstger Lustempfinder,
Denn aus dem Wüste starrer Felsvertreter
Steigt einstens der Gebildeüberwinder!
Statt lüsterm Schlaf erfüllt er dann die Lüste
Eines Erzeugers eigner Sonnenkinder:
Ja, doppelt, denn er saugt die Glut der Brüste
Der Erd- und Sonnenflammen und empfindet
Die Lust der Starrsinnsruhe, die er überwinden müßte!
Doch da gar vieles Glück in ihm sich bindet,
Kann solches Doppelspiel sich nur erfüllen,
Wenn durch bewußtes Wollen jenes schwindet,
Das unsre Sonnenblicke kann verhüllen
Und das als Erdentrieb sich wahrte in Stunden,
Wenn Leiber sich in Brunst zusammenknüllen.
O Erde, endlich werde ich gesunden!

O Erde, Erde, Wille du zu meinem Leibe,
O Erde, trachte dich zum Ball zu runden,
Zur flachen berg- und tiefenlosen Scheibe.
Wohl sind die Erdentriebe sonnensündig,
Doch sehn ich mich nach sündhaftem Getriebe,
Auch werden Menschen durch die Flammen mündig,
Die durch die Menschenliebe sonnwärts strahlen,
Denn unsre tiefste Lust ist weltenbündig,
Und gern ertrag ich alte Wüstenqualen,
Kann ich dafür das Sonnenziel erreichen!
Drum wälzt euch tief in Flammenbacchanalen
Der Glutverschluchtungen, ihr lavaweichen,
Bald festgestockten, frischen Leiblichkeiten:
Versucht es, euch in Ruhe einzudeichen!
Erstarrt, um neu den Lebensspalt zu weiten,
Den einst die Menschenseele überbrücke,
Wenn Völker wieder diesen Ball umschreiten!
Nun öffne dich, du große Weltenlücke,
O daß die Erde sonnenfeindlich würde!
Du Erde, Weih uns sonnenfremdem Glücke,
Denn wollustträchtig ist die Leibesbürde,
Mit ihrem sonnenfernen Erdenhange:
Auch gibt der innre Abstand uns die Würde.
Die Seelenschroffheit zeigt sich schon am Gange,
Dem Merkmal seelenschlanker Sonnenkinder,
Mit ihrem stolzerfüllten Tatendränge!
Drum Flammen, engt euch ein und werdet minder,
Dann sollt ihr rasch im Felsenschlund verwehen:
Der Starrheit und der Freiheit Weltverbinder,
Der Mensch, der Wüstenherrscher, muß entstehen!
Ich liebe dich, du Trotz im Weltdämonie,
Nicht lieb ich nur, ich kann dich auch verstehen:
Du bist in mir die Kraft zum Kampf und Hohne,
Du bist ein Räubertrieb voll jugendhafter
Vielseitigkeit im Tanz um stille Throne.

Du nährst den Bauch mit Klumpen sonnentraffter
Verwesungsjauche, und du pfauchst ein nasses
Gewalg, ins Sonnenantlitz, aus dem After,
Als Ausbruch deines großen Sonnenhasses!

Die Erde kreist im weltbestimmten Pilgerschritte,
Um täglich ihre lebenskräftigen Lenden
Dem Licht, zum heißen Leibeskusse, zuzuwenden:
Und schon entsprüht das Leben ihrer Flankenmitte.

Orkane, die ihr wild das Felsgewirr durchkeuchtet,
Ihr legt euch langsam jetzt zur Ruh in tiefen Schluchten,
Doch in der Höhe mögt ihr zwischen Wolken wuchten,
Dort hoch im Lied der Erde, das ihr Leid durchleuchtet!

Doch die Vulkane, die den Wolkenwust durchflittern,
Verschrumpfen auch zu stumpfen, ausgebrannten Augen.
Mag wohl die Erde nun zum alten Leben taugen,
Und alles Beben in der Sonnensaat verzittern?

Unendlich fühl ich mich zu dir hinabgezogen,
Doch Erde, gute Mutter, sei mir jung gepriesen:
Schon flackern die Gesichter härter Riesen
Aus Flammengarben, die von selbst zusammenwogen.

Es muß sich alles jetzt zu starken Bündeln einen
Und wird sein Dasein so als Einzelwesen retten,
Was sich getrennt benagte, mag sich fest verketten,
Und unsre alte Welt im Morgenglanz erscheinen!

Die Erde soll sich junge Lebensspürer gießen
Und Sonnenwesen stark im eignen Bann erhalten:
Die Sonne wird den Menschen grad und schlank gestalten,
Denn frei wird er im letzten Lebenstag ersprießen.

Schon blinkt die Mondessichel durch die roten Dämpfe,
Doch brach liegt noch das Bett erstarrter Lavafluten,
Zu Daseinsbrocken blocken sich erfrorne Gluten,
Wie starre Todes- und verstiegne Lebenskrämpfe.

Es ist, als wollten Beine, Rümpfe sich erheben:
Es mag kein Arm getrennt von seinem Leibe bleiben;
Ein Schlachtfeld ists, wo Stümpfe durcheinandertreiben,
Ertrumpftes hebt und drängt ein dumpfes Erderbeben.

Ein eignes Weltgeräusch durchzittert noch die Öde,
Durchs Echo ward der letzte Völkerschrei zersplittert:
Nun hörst du ihn, als Rhythmenschwall, der Leben
wittert,
Zurückgeschleudert von Gebirgen, schroff und spröde!

Dem Erdbereiche ist kein einzger Laut entkommen!
Gebirge haben seitwärts sich für ihn erhoben.
Es donnerten die Wolken ihn zurück von oben,
Und unten wurde jeder sorgsam aufgenommen.

Jetzt können Töne sich als Stimmen gar zerstreuen.
Am Lavafelde wogen sie schon auf und nieder,
Und immer schriller geben sie die Spitzen wieder,
Als wollten sie bereits ein Weltidiom erneuen.

Ich seh kein Pferd und höre das Gestampf von Hufen,
Auch Menschen nicht, und doch vernehm ich ihre Stimmen,
Wenn alle Lebenstrümer wieder zueinanderstimmen,
Dann werden Münder ihre Einzelsilben rufen.

Und Ohren müssen sie, zur Rettung, gleich empfangen.
Sich sprechend können Leiber steil zum Tag erbeben.
Und aller Länder Echo wird als Mundart sich beleben,
Soll jedes Volk doch urgeschiednen Klang erlangen.

Schon krallen sich Leiber hervor aus den Schluchten!
In Brunst sind die beiden Geschlechter verbunden.
Sie halten sich krampfhaft beim Werden umwunden
Und müssen sich unbewußt, kletternd, befruchten.

Erst dann, wenn die Flammen am Erdball verglimmen,
Die Meere verflachen, mit Höhn sich bedachen,
Kann helles Gewahren im Menschen erwachen,
Ein schnelles Gebaren das Dasein bestimmen.

Nun klimmen rings Körper auf Zacken wie Zunder;
Doch hätte auf einmal der Ball sich beschwichtigt,
So würde die Lage im Schlage berichtigt,
Und jedes geschäh, wie dereinst, — durch ein Wunder!

Jetzt scheinen die Rassen hier Boden zu fassen.
Es zwängt diesen Trichter ein eignes Gemenge
Von allerlei Kliffen in buntem Gepränge;
Und Farbe und Ausdruck erwerben die Massen

Vom felsigen Grund, den sie senkrecht erstürmen!
Sie streben empor zum beleuchteten Grade
Und färben sich kletternd, auf kantigem Pfade,
Um, aufwärts vom Grade, die Glieder zu türmen.

Die Haut scheint durch innere Glut zu verblassen,
Drum seh ich auch deutlich das Leibergeranke:
Jetzt wälzt es und ringt es sein Sonnengedanke
Hervor aus dem Trichter, als wulstige Massen.

Der Haarwuchs bedünkt mich ein wuchtiger Schatten
Am Menschen, der schreitend die Sonne ersehne!
Drum fallen vom Haupte die nächtlichen Strähne
Zum Schlunde zurück, wie ein weiches Ermatten.

Pechschwarz sind die Haare von jeglicher Rasse.
Sie wallen zu Boden wie riesige Schleppen.
Die Rothäute schleifen sie längst über Steppen,
Denn diese erklommen zuerst die Terrasse.

Sie stiegen auf härtestem, altem Granite,
Der rötlich sie färbte, gewandt bis zum Lichte.
Schon folgen die kleineren, braunroten Wichte
Den Spuren der Starken im Nachbargebiete.

Wo scheint sich im Trichter ein Stamm zu verbohren!
Er möchte der Lichtkegel steilsten erklettern,
Doch müssen die meisten entgleisen, zerschmettern,
Die übrigen bleiben schwarzlockige Mohren.

Nun endlich erklimmen die hellsten die Spitzen,
Doch steigen sie weiter auf endlosen Lehnen.
Das Schicksal bestimmt sie zu ewgem Ersehnen,
Zum schweifenden Zweifel und kurzen Besitzen.

Die Gelben hingegen, am Rande der Spalte,
Bestreben sich, mutig die Flur zu erreichen:
Ich sehe sie tapfer Kamine durchschleichen,
Sie trotzen dem spröden und glatten Basalte.

Sie klettern gar rüstig. Sie harren am längsten
Und atmen den Schwefel vulkanischer Dämpfe.
So fördern die Völker bewußtlose Krämpfe
Und streben noch immer, gefeit vor Sturzängsten!

Du Lebenskrampf, nun wirst du Klarheit wollen!
Das Sonnenmuß erscheint als Lust zu leben.
Das letzte Volk entklettert zäh den Stollen,
Und Vollbewußtsein kann sein Haupt erheben.

Die Massen, die dem Kraterschlund entstiegen,
Bedünkten mich verkrampt am Hang zu kleben,
Als Tausendhänder sich hervorzuschmiegen,
Verkrallt, verrunzelt, wo die Spalten klafften,
Noch starr die schroffen Schranken zu besiegen.
Nicht länger taugt das Aneinanderhaften.
Jetzt muß die Blindheit der Gefühle schwinden!
Die Menschheit löst sich aus den fabelhaften,
Fast schlangengleichen, starren Urgewinden
Nun langsam auf in krumme Einzelwesen;
Doch jedes trachtet wieder das zu finden,
Was eben noch mit ihm verschränkt gewesen.
So stehn die Menschen kaum, und dennoch kriechen
Die Leiber, ihrer Wunden erst genesen,
Sogleich zurück zum fiebersiechen,
Geschlechtsverschiednen andern Leibe
Und scheinen da den gleichen stets zu riechen.
Dann ist, als ob sie andre Sucht vertreibe:
Die Männer trachten sich emporzurecken,
Doch, stets verfolgt vom gleichen krummen Weibe,
Gelingt es schwer, den Sonninstinkt zu wecken,
Denn will der Mann sein Ich aus Brunst erheben,
So trachtet sich das Weib ihm nachzustrecken:
Und scheint dann eins beim Kletterkrampfe zu erbeben,
So liegen gleich auch andre mit in Krämpfen,
Um Drillingen im Nu das Sein zu geben.
Doch das Gebären kann die Wollust dämpfen!
Die Weiber wollen ihre Kinder nähren
Und lassen nun die Männer wütend kämpfen;
Der Feinde muß sich niemand noch erwehren,
Und dennoch würgt man sich nach alter Weise.
Ja, das Bewußtsein scheint erst einzukehren,
Wälzt sich der Erbtrieb längst im Urgeleise!
Der Schreck verfärbt die Haare mancher Streiter,
Und schon besitzt die Welt wie einstens Greise,

Doch leben diese hundert Jahre weiter.
Die Jugend werden Kinder bald ersetzen,
Und vollbehockt ist dann die Altersleiter.
Gestalten, die das stumpfe Sein entnetzen,
Entkrümmen sich dem Schlund als Wagnisfrage:
In Menschen sucht die Welt sich festzusetzen
Und schicksalt sie in vorgeahnte Tage,
In der Gestirne ihnen Dasein spenden,
Bis einst ermenschet ein Stern Bewußtheit trage.
Zum Weib seh ich den Mann sich aufrecht wenden.
Er findet wieder, was er einst verlassen.
Er labt das Weib mit seinen eignen Händen,
Und was ihm naht, das muß er geifernd hassen.
Drum scheint es mir, es wird nach etwas Weile,
Wie einst, sich alles ineinanderfassen:
Und sprießt, was jetzt entsteht, mit Sturmeseile,
Geschichts, um alte Maße einzurenken.
Der Menschheit grundverschiedne Wesensteile
Sind da, sich als Bewußtsein zu verschränken.
So wird die Einheit stolz ihr Sein erfassen
Und ihren Lebensdurchlauf kurz bedenken;
Heil dir, Natur, wie kannst du Kraft verprassen!
Du reißt die Stütze deines Weltenbaues
Auf einmal ein, und du vertilgst die Rassen,
Die Fluren deines heitern Erdengauges:
Du stückst und türmst sie wiederum zusammen
Und kühlst von deines hohen Sonnenbaues
Unendlich steilem Throne alle Schrammen!
Wir wagens, dich in Gut und Schlecht zu teilen!
Doch selber wirst du nimmer dich verdammen.
Viel größer ist dein ewiges Urverweilen,
Als Lebensstürme, die sich selbst verzehren
Und zweck- und ziellos durch das Chaos eilen!
Du kannst sie ewig jung in dir gebären:
Nun grüß ich sie in meiner eignen Gattung,

Denn eben läßt du diese sich vermehren!
Auf Erden gibt es nirgends mehr Ermattung.
Und was sich jäh in seine alte Form gegossen,
Das fordert des Geraubten Rückerstattung,
Und nichts Erworbnnes ist mit ihm ersprossen!
Jetzt sind die Stumpfgewalten übermächtig,
Noch gibt es keine Kampf- und Ehgenossen:
Die Leiber bleiben kaum drei Monde trüchtig,
Um Vierlingen das Erdensein zu schenken.
Selbst Greisinnen und Mädchen, jung und schwächlich,
Gewahr ich, wie sie plötzlich Kinder tränken:
Die vollen Brüste strömen üppig über,
Kein Maß kann diesen Überfluß beschränken.
Oft wird das Lichtbewußtsein wieder trüber,
Die Schnellgeburten rauben es den Vätern:
Doch gibt es gleich ein Licht- und Schattengegenüber,
Verkörperlicht in Sonn- und Erdvertretern!
Auch Länder fangen wieder an zu beben.
Da hörst du plötzlich die Bewohner zetern
Und Schreckensrufe schrill und laut erheben.
Doch so wird manches Angstempfinden rege,
Die alte Sprache uns zurückgegeben.
Die Menschen packen, auf den Wüstenwegen,
Die Echorufe auf von Felsenrändern,
Damit der ganze Stamm sie sorgsam hege,
Aus sich die Muttersprache nie zu ändern!
Die Völker ziehn dem Lebenslaut entgegen,
Ihn aufzugreifen, in verschiedenen Ländern
Durchsprachung freizulegen!
Das Sprechen hilft die Stämme auszuprägen
Und selbst den Eigenstolz als Gott zu heben;
Wallt Sprache auf, so zwingt sie zu erwägen:
Ja, aussprachlüstern seh ich Völker sprechen,
Als schrien sie, schmerzdurchzuckt von Peitschen-
schlägen!

Ja, so nur können sie die Starrheit brechen
Und Zwecke fühlen durch das Volksgehaben:
Errassung fängt nun an hervorzustechen!
Nun sieht ein Wanderstamm in einem Graben
Die Reste abgedorrter Fühlerhaken.
Sie zucken noch und trachten sich zu laben:
Sie blieben wohl vom gleichen Lebenskraken,
Der plötzlich aus dem Krater Fühler langte,
Die lange tief im Erdenschoße staken.
Doch was sich krampfhaft hier zum Wurm verrankte,
Das scheint fürwahr kein Knäul von Menschengliedern:
Und jedes Volk, dem gleich vor Fremdem bangte,
Beginnt nun diese Masse anzuwidern.
Die meisten werfen schon darauf mit Steinen,
Doch einge trachten, mit gesenkten Lidern,
Sich dort mit Weibesteilen zu vereinen.

Die Menschen kamen fast allein in steinge Lande,
Und dann erst wucherte die Lebensfülle nach:
Sie hungerten und dursteten im Glutensande,
Denn Sturm und Sonne lüfteten nun allgemach
Die Wolkendünste, die das Erdenrund bedeckten,
Und Feuerströme stürzten nieder auf das Land.
Die Wüstenlehnen, die sich hingestuft zerstreckten,
Entstanden kahl und brach im großen Sonnenbrand.
Der Himmel selbst verlor sich hinter Feuersbrünsten:
Nur abends zeigte sich ein Glastungskatarakt.
Dann ward es dunkel und der Erdendunst am dünnsten.
Und Gold umschwirrte Felsenzacken, gelb und nackt,
Die Menschen, die sich oft zu dritt, zu viert, verloren,
Vermochten nie allein oder getrennt zu ziehn.
Sie trafen plötzlich andre, die gar weit geboren,
Und dies hat ihnen breite Lebenskraft verliehn.

Sie blieben immer eingegruppt und eng verbunden.
Sie schlepten müd und traurig eine Kettenlast.
Sie sahn sie nicht. Doch niemals ist sie ganz geschwunden.
Sie hielt sie unzersprengbar fest und schwer umfaßt.
Dies waren unsrer Ahnen große Fesselqualen!
Doch Selbst- und Pflichtgefühl ist nur dadurch erwacht!
Sank einer hin, verwundet von den Sonnenstrahlen,
So ward vom andern ihm ein Labetrunk gebracht.
Die Schlangen, die fast unbemerktbar rasch entstanden,
Vergifteten die Menschen oft durch ihren Biß,
Die andern saugten gleich, wo sie ein Tröpfchen fanden,
Wodurch der Lebensdurst dem Tod ein Sein entriß.
Und stürzte irgendeiner jäh in eine Tiefe,
So warfen sich die andern alle blindlings nach.
Es war, als ob ein Wesensband durch alle lief,
Das Schwindel zeugte, wo ein Glied zusammenbrach!
Verwandtes sehn wir heute noch bei unsern Ziegen,
Sie folgen rudelweise einem einzgen Bock,
Und spüren sie sein In-die-Schlucht-Hinunterfliegen,
So folgt dem einen Bock sogleich das ganze Schock!
Und kams: ein Mensch mußte im Wüstensande sterben,
So haben sich die andern doch nicht mehr von ihm ge-
trennt,
Sie sollten angeschmiedet dort im Nu verderben,
Dies aber zeugte, was sich Freiheitssehnsucht nennt!
Doch eines Tages fanden sich gar viele Stämme
Auf einem Kap zusammen, das meereinwärts stach;
Nun wars, als ob es Leben überschwemme,
Wo machtlos sich das Meer an seinen Klippen brach.
Hier konnten sich die Menschenfesseln plötzlich lösen,
Denn alles zog sich allseits durcheinander an
Und warf den Samen zur Erkenntnis alles Bösen,
Das sich, als menschenfeindlich, je ein Mensch ersann!
Die Allgemeinheit konnte bloß das Sein befreien.
Durchs Pflichtgefühl gibt jedermann an sie zurück,

Was das Gemeinwohl schafft, wo Wollende gedeihen,
Und um den Heldenglauben wogt das Völkerglück.
Der Menschheit Sonnenbewußtsein will, daß wir uns ändern:
Und jeder opfert gerne seinem Sonnenziel!
Der Glaubenszwang, die Strafen in verschiedenen Ländern,
Sind Völkern, wie den Kindern, heitres Spiel.
Es muß sich solch Gebaren lange vorbereiten,
Bis später es der Mensch zur Sitte prägen kann,
Um Sonnenkinder stark am Sonnenweg zu leiten,
Auf dem ein Wahnbild selbst Bedeutung oft gewann!
Wir sehn das Vorbedachte sich in Formen wälzen,
Da nur das Tiefbedingte in Erscheinung tritt;
Und können große Sonnenbrände unsre Götzen schmelzen,
Genügt zum neuen Guß bereits ein Wageschritt!
Wir nennen weltharmonisch, was schon vorbereitet,
Urplötzlich faßbar, vor beschränkten Sinnen steht:
Oft sehn wir nicht, was schon bewußte Bahn beschreitet,
Weil Sonnenwollen dem Geschehn entgegenweht.
Nicht solche Lichtgedanken, aber Sonnentaten,
Ersann allein auf einer Klippe dort ein Mann,
Auf einem Riff, das andre Menschen nicht betraten,
Da jetzt die Flut ringsum die Oberhand gewann.
Er sah die jungen Menschen sich durch wilde Tänze
Der neuerworbnen Freiheit hier am Kap erfreun;
Es war, als ob sich alles ganz beim Fest ergänze,
Als suchte Leben volle Pollensaat zu streun.
Man wollte lang und frei am steilen Riff verweilen,
Und Jünglingsgruppen schleppten goldnes Korn herbei,
Und andre sah er froh zu brünstgen Spielen eilen,
Und unersättlich, rastlos wogte noch die Reih
Der nackten, jungen, lüstern tollenden Gestalten,
Und mächtig zogs den Einsamen zurück zum Spiel.
Er sah nun einen Mann das Weib im Arme halten,
Das ihm vor allen andern wunderbar gefiel!
Er wollte rasch durch jene Sturmesfluten schwimmen,

Dem Jüngling zu entreißen, was er fest umschlang,
Da hörte er auf einmal weiche, innre Stimmen,
Und leise horchte er dem eignen Seelensang.
Da ist ein ewges Weib in einer Mannesseele,
Die Sonnensitte, jäh, mit keuschem Blick, erwacht.
Ihr Auge flehte, laß, daß ich mein Lieb erwähle,
Und rasch hat sie ihr Schöpfer greifbar ausgedacht.
Er sah die Anmutsreiche sich im Tanze schmiegen,
Die Weiblichkeit der Menschheit, Weichheit der Natur,
Die Kriegerbrunst im Manne einst besiegen,
Und er empfand die Anmut keusch auf freier Flur! —

Die Sonne hatte viel aus ihrer eignen Kraft getrunken,
Nun sank sie übersatt und überrund herab.
Da stand der Mann, in seine Einzelheit versunken,
Gar tief durchwogt und stumm gefaßt auf schroffem Kap.
In seiner Ruhe blieben schnelle Rhythmen rege,
Die dort in brünstger Lust sich üppig ausgetobt:
Nach Sonnverscheiden wurden alle müd und träge,
Doch ward das Licht, in erster Andacht, noch gelobt!

Schon wogte Nacht: schon fühlten sich die schlaffen
Glieder,

Als jenen Sonnbefreiten rasch die Sonne sank.
Und sonnberauscht und müde sank die Menge nieder
Und wußte, unbewußt, den Schöpferstrahlen Dank.
Doch kaum wars dunkel, kam das Übel angekrochen.
Man fühlte, daß die Freiheit mit der Sonne schied.
Die Nacht hat sanft ihr ernstes Machtwort ausgesprochen:
Die Sterne kündeten es funkelnd vom Zenit.
Und schon begann das Sonngefühl sich zu umnebeln:
Es zogen sich die Menschenknäule brünstig an.
Die Wucht des Leibes konnte bald die Stimme knebeln,

Die heut, beim Sonnenfest, ihr Sonnenlied begann.
Das Sonnenfest, das Sonnenglück war abgebrochen.
Man würgte sich und preßte sich in wilder Gier.
Kaum ward es dunkel, kam das Übel angekrochen:
Die ganze Menge schnaubte wie in Brunst ein Tier.
Erdrosselte vermengten sich bereits zu Haufen,
In einem lustdurchwühlten, engverkrampften Knäul,
Und man vernahm, vermischt mit ächzendem Ver-
schnauften,

Verschlungner Menschen lüstern stöhnendes Geheul.
Die Stärksten trachteten zum Strand zurückzuschleichen.
Sie sahn, mit Graun, den Leiberwust in fahlem Schein,
Und mitten drin erstickte Menschen, schlaffe Leichen,
Und, auf dem Fels, den einzig freien Mann, allein!
Da packte sie die Wut, und einge warfen Steine
Auf jenen Helden, der vereinzelt sich erhielt.
Dann schleuderten sie alle, blindlings im Vereine,
Doch nur die ersten Würfe waren wohlgezielt.
Dann sanken ihre Arme schwer und steif hernieder,
Sie langten wohl noch lange schlafbefallen aus,
Doch alle Kenntnis schwand, es senkten sich die Lider,
Und schlummernd überwand ihr Sein den ersten Graus.
Sie krochen unbewußt zurück zu jenem Haufen,
Der sie mit Ekel und mit dumpfem Graun erfüllt.
Es konnte keiner sich zu seinem Heil verlaufen,
Sie waren alle bald mit jenem Knäul verknüllt.
Der Mann auf seiner einsam-steilen Felsenklippe
Empfand die Kettenlast, die ihn hinüberzog,
Ihm wars, als ob er selber mit dem Felsen wippe,
Als ob nun alles um ihn her in Dunst zerflog.
Ein Sprung ins Meer wäre bestimmt sein Tod gewesen:
Der Gischt, der über Klippen jäh emporgebraust,
Erschien ihm jetzt ein Heer von wasserflüchtgen Wesen,
Verschränkt emporgeschnellt, verschlungen, wild zer-
kraust,

Der Schaum, der flach zurückglitt, die verstreuten
Leichen,
Die jetzt die See in einem Wirbelgrab verschlang:
Er fühlte auch, er könnte nie das Land erreichen,
Und tief in Ohnmacht lag er viele Träume lang.
Doch als man Steine warf, da war das Werk gelungen!
Er richtete sich auf, als wär er selbst aus Gneis.
Die Kette, die ihn fest umschlang, war jäh zersprungen, —
Doch ward in kurzer Frist auch aus dem Mann ein Greis.
Als er die Menschen sah, die ihn aus Neid bewarfen,
Da sprach er nichts, doch seiner Seele wilde Glut
Verrunzelte sein Antlitz; und im schroffen, scharfen
Verkreuzten Furchenfeld erstarrte seine Wut.
Ein Ackertal, das kühn der Lebensgeist bepflegte,
War jetzt des freien Menschen kühles Angesicht,
Und was er selber über sich am Fels zerfügte,
Das machte er der ganzen Menschheit nun zur Pflicht!
Sein Fieberodem stockte rasch zu Wolkenmassen,
Voll Zornesdonnern beim befruchtenden Erguß,
Um mit den Flammen Blindbelebtes zu verprassen:
Und Mahnblicksfolgen blitzten durch der Seele Überfluß.
Die letzten Steine sah er jetzt am Riff zerprallen,
Da hat der Menschen Ohnmacht ihn in Wut gebracht:
In Sonnenkriege ließ er Völkerscharen wallen,
Und Machtgedanken flatterten bereits zur Schlacht.
Verbote, die sich Panther gleich aufs Opfer stürzen,
Hat auf die Lauer er vor manches Ziel gelegt,
Gewitter, die zur Erntezeit die Lüfte würgen,
Erbrausten, haben Traum und Sonnenfest durchfegt.
Zerstören mochte er, was allzu rasch gelungen:
Zur Menschbefreiung aber wollte er den Zwang,
Der ihn vom Knäul getrennt, bis dessen Reif zersprungen,
Durch alle legen, als ein sonderndes Gerank.
Ein Baum ward so gepflanzt, ein Kunstwerk hold be-
gonnen!

Wie Blütentau, der durch den Morgen schwebt,
Hielt nun ein leiser Duft den Hauch der Welt umspinnen.
Ein Sonngeschenk, in dem das Erdenglück erbebt:
Ein Kunstwerk ward gepflanzt. Der ganze Hain gewonnen,
In dem der Mensch sein Opfer gegen Himmel hebt.
Da mochte jeder sich in heiterm Glücke sonnen,
Ward doch durch alle auch sein Einzelzweck erstrebt!
Nun ebbte es, — und siedend flohen schon die Fluten,
Da wußte wohl der Mann, der Staaten ausgeträumt,
Es würde, wenn auch Sturm und Meer nicht bald ge-
sondert ruhten,
Der Rückweg ihm trotz allem Saus geräumt.
Und da begann der Sturm den Samen fortzutragen,
Der aufgespeichert um die brünstge Rotte lag.
Er wurde westwärts in ein fernes Land verschlagen
Und überschwemmte es mit Korn am nächsten Tag.
Der Menschen Brunstgestöhne und ihr Angstgepruste
Entflatterte der Erde steil im Sturmesflug,
Die Stimme gabs der Möwe, die entstehen mußte,
Und kam zum fernen Strand, wohin der Vogel es vertrug.
Das Echo ward von jungen Möwen gleich erwidert.
Im Neste weckte sie der erste Mutterruf.
Bald hatten alle Lebensschreie sich befiedert,
Da schweres Dasein sich ein Lebensurlaub schuf!

Ganz plötzlich ward ein blondes Mädchen irgendwo
geboren.
Sie reizte| durch ihr Haar, und Knaben hatten sich ver-
schworen,
Beim Balgen und beim Spiel ihr junges Leben zu ge-
fährden.
Drum hätte sie es auch im Kinderkrieg gar bald ver-
loren,

Wärs ihr ein einziges Mal mißglückt, der andern Herr zu
werden,

Doch war sie stark und nahm es selbst mit rohen Knaben
auf.

Die überlangen Haare schlang sie fest zu einem Knauf,
Denn sie belästigten sie oft beim Spiele und im Lauf:
Und wuchs und reifte sie auch rascher als die Streit-
genossen,

Schien dennoch große Üppigkeit in ihren Leib gegossen.
Die bleichen Schenkel schwellten durchs Gelaufe und
das Hetzen,

Wie Milch, die beim Erwärmen aus der Schale aus-
geflossen.

Die Brüste sind mit seltner Kraft dem schlanken Leib
entsprossen

Und wogten auf wie Wellen, die sich leicht mit Schaum
benetzen:

Der Anmut Reiz schien sacht sich an den Hüften fest-
zusetzen.

Doch kaum entquoll die erste Milch den vollen Brüsten,
So floh sie mit zwei Jünglingen, die sie im Walde küßten,
Als sie, erschöpft durch die Verfolgung, in das Moos
gesunken:

Denn beide hatten von der Jungfrau Atemquell getrunken.
Nun flohn sie alle drei nach einem Ort in fernem Lande,
Dort jenseits, hinterm Wald, vielleicht an einem Welten-
rande.

Bloß einer konnte ihrer Wollust nimmermehr genügen:
Sie wollte Lust zu Lust in holdem Wechselspiele fügen,
Sie trug verschiedne Rassen eingeprägt in ihren Zügen,
Und nur dem Krampf verschiedner Lust gelang es, sie
zu sondern.

An ihren Kindern sah sie oft die Spuren beider Väter,
Ihr eignes Antlitz spiegelte sich meistens in den Blondern,
Und späterschien der Wesensgang der Vaterschaft Verräter.

Doch damals waren Zwillinge gar oft so stirnverschieden,
Daß man nicht wußte, welchem Vater sie das Weib ge-
boren!

Doch lebten alle lange, lange noch im Wald in Frieden,
Denn keinen hatte sich das Weib zu größrer Lust erkoren.
Sie zog mit ihren Männern, ihren Kindern immer weiter,
Durch Wälder, die in kurzer Frist mit stolzer Wucht
entstanden;

Und immer blieb sie munter, blieben munter die Begleiter.
Nur Glück empfanden diese sorgenlosen Walddurch-
schreiter,

Bis alle, wie gebannt, vor einem Wunder sich befanden.
Ein Spiegel lag vor ihnen. Silbergrau und dennoch heiter.
Er löste sich, mit sanfter Anmut, aus den Uferbanden
Und wurde weit das breite Meer und wogte weiter, weiter.
Dann senkten sich die Abendgluten auf die müden Fluten,
Und über Klippen wars, als ob dort bleiche Flocken
ruhten,

Ob Rieselwässer, sickernd, sich durch braune Klüfte
drängten,

Da Honig oder blonde Harze sich mit Glut durchtränkten,
Bevor sie bernsteinschwer ihr Gold in grüne Tiefe senkten!
Erblaute Quallen waren matte Schatten grüner Wellen
Und tauchten auf, wie untrennbar festgestockte, salzge Quellen.
Die Möwen flogen hin und her, da sie die Vögel schreckten,
Die sie doch selber, als ihr Schattenspiegelbild, erweckten.
Das Weib, das an der Küste stand, umspielten grüne
Schatten,

Denn dunkler Wald bekränzte noch die Klippen und die
Watten:

Sie stieg auf einen Fels im allerletzten Sonnenschein
Und trat dem Wunder stolz entgegen, tapfer und allein!
Sie sah das dunkle Meer ihr rings entgegenbrausen,
Doch ihre Flanken konnten einen Rassenkeim behausen,
Der, kühn in ihr entsprossen und am Meeresstrand erzogen,

72

Entringt sich ihnen Wolkenwonne und urbrünstge Schwere,
So möchte meine Seelensee unendlich lang ihr Glück
genießen:

Sie schenkt es nicht! Sie schlürft es ein, aus jedem blonden
Strahle,

Dem Lande gleich, wenn sich die Glutenströme drauf
ergießen,

Den Wonnedurst zu stillen aus der goldnen Tagesschale.
Die Erde trinkt doch stolz aus überstülptem Sonnen-
becher,

Den sie des Morgens mit dem Lippenrande kaum benippte,
Den ganzen Tag. Und ist er leer, so wird ihr Durst nur
langsam schwächer.

Doch schlief die Erde stets, sobald die Schale niederkippte!
Ich gleiche einer Welle, die sich sonnewonnetrunken,
In Abendwollust, zwischen Klippen, brünstig bettet,
Und die den Schaum, in sein Geflecht aus Gold, wie fast
versunken,

Um Felsen spült, mit denen sie ihr Glück beinah ver-
kettet!

Ich liebe Wellen, die sich zwischen Felsenklippen balgen,
Denn ich vermag es, so wie sie, die Liebe doppelt zu
genießen,

Es wählen, quälen ja die Schaumeswellen brünstig zwi-
schen Krustenalgen,

Wie weiche Arme, die sich sanft um rauhe Männer
schließen. «

Und ihren Gatten sang das Weib noch schönre Wonne-
lieder.

Eins klang: »So legt euch neben mich im weichen Sande
nieder,

Denn ungeduldig wogt der Busen, und mir glühn die
Glieder,

Und keine Flut, kein Meer gibt mir die holde Kühle
wieder,

Und einzig nur ein Kuß von euch vermag die Brunst
zu kühlen:

Ihr, meine Männer, laßt mich eure kühlen Küsse fühlen,
So küßt und kühlt mich überall, die Glut hinwegzuspülen,
So küßt die Flechten mir, und in den euren laßt mich
wühlen!

Wie traurig lieg ich nachts alleine zwischen weichen
Pfühlen;

Ein grauses Träumen wallt empor aus scheuen Angst-
gefühlen,

Und nur aus Albgestalten, ach, aus bildertollen, schwülen,
Verhaucht der Traum, wenn Morgenlüfte unsre Schläfen
kühlen.

Bin ich allein, verhängt sich lange Nacht mit schweren
Dünsten.

Ich wälz mich auf dem Lager, bis die leeren Plätze
dünsten,

Und lüstern spring ich auf, verzehrt von innern Feuers-
brünsten:

Doch seid ihr da, sind Traum und Luft zugleich am
freisten, dünnsten.

Und wacht ihr noch, seht ihr mich an, wenn ich in
Schlaf verfalle,

So ists, als ob sich klar der Himmel immer höher balle;
Ich träume da, daß ich in stillem Sternenhain nach Hause
walle,

Und alles blickt mich freundlich an in der geträumten
Halle. «

Einst lag, nach langer Zeit, das blonde Weib im Traumes-
schlummer,

Als sie die Morgenwache längst schon hätte wecken
müssen.

Doch alle waren zaghaft, selbst das laute Volk schien
stummer,

Und keine Taten folgten den Verlegenheitsbeschlüssen,

Denn über allen lag ein ungewohnter, schwerer Kummer.
Doch da entschloß ein Sklave sich, dem sie als Weib
gewogen,
Die blonde Herrin sanft aus ihrem tiefen Schlaf zu küssen.
»Welch starker Tau heut niederfällt, der Herbst kommt
angezogen,«
Sprach da das Weib, »nun werden uns die Schwalben bald
umschwärmen!«
Mit diesen Worten ist ihr letzter Traum hinweggeflogen,
Denn als sie aufstand, hörte sie um sich erstarktes
Lärmen,
Ein Knäuel drängte aus dem Zelt der lauten Schar ent-
gegen,
Um sie nicht allzusehr durch ihren Anblick abzuhärmen,
Denn mancher war des Nachts bei Überfall und Mord
zugegen,
Und sah der Herrin Liebling mit blaublutigen Gedärmen!
Wer dachte nicht, man werde einen Toten niederlegen?
Doch statt der Bahre schleppte man den Mörder, der
sich bäumte,
Vor die Gebieterin, die das Ereignis rasch durchschaute
Und sah, wie er aus Wut, geknebelt und gebunden,
schäumte,
Daß Geifer plötzlich vorquoll, der sich hinter seinen
Lippen staute.
Dann blickte sie um sich und ahnte, wie dem ganzen
Volke graute.
Erst stand sie stumm, dann eilte sie in wildem Schmerz
von dannen.
Ein Sklave folgte ihr mit raschem Schritt, auf einge
Spannen.
Lang hetzten sie im Wald umher. Dann liefen sie zur Leiche
Und fanden sie in blutgen Pfützen, die bereits gerannen.
Sie wusch sie ab und stürzte dann auf ihre edle Bleiche.
Dies war der Jüngling, den sie einst zu sich herangezogen:

Er blieb so lange mädchenhaft in seiner holden Weise,
 Nun lag er da, verrenkt, gekrümmt, wie ein zerbrochener
 Bogen,
 Und schien ein Kind, ein totes Kind, aus einem stillen
 Teiche
 Ans Land zurückgeschwemmt von unschuldsvollen, stum-
 men Wogen!
 Er war ein Kind und konnte nie zum starken Helden
 reifen,
 Drum wars so hold, ihm all das schwere Rüstzeug ab-
 zustreifen!
 Nun war es aus. Die Glieder schienen frostig anzugreifen
 Und blieben in der Hand, um ihre Starrheit abzuwägen.
 Die Herrin konnte nur zum letztenmal die Flechten
 pflegen
 Und ihre warmen Arme um die kalten Schenkel legen,
 Den aufgeschlitzten Bauch mit einem roten Tuch be-
 decken,
 Die Tränen vor sich selbst und ihrem blassen Volk ver-
 stecken,
 Um sich zur Rache und zu neuer Tat emporzurecken!
 »Ich habe meine Pflicht erfüllt, ich hab mich nie verweigert
 Und ohne Heuchelei der Männer Leibeskuß empfangen
 Und nach Verdienst, nicht nach der Jugend, meine Lust
 gesteigert,
 Denn meine Brunst war groß, wenn würdige Krieger
 mich umschlangen:
 Und blieben Jäger lange ohne Weiber und Gefährten
 Allein im Wald, bis sie mit schwerer Beute wiederkehrten,
 So gab ich ihnen, was sie kühn von mir begehrten,
 Und war beglückt und brunsterfüllt, wenn sie den reichen
 Samen
 Mit freiem Lusterguß mir in das leere Becken warfen.
 Und wenn die Männer munter mich in ihre Zelte nahmen,
 Geleitete uns frohes Volk mit Fackeln und mit Harfen,

Und selbst den ersten Männern, die der Tod mit fort-
genommen,

Ergab ich mich, erschienen sie mir nachts als Larven:
Es durften Sklaven, Kinder, Kindeskinde zu mir kommen,
Und meine ewgen Jugendreize konnten Stämmen from-
men! «

So sprach das Weib, dann ward vor ihr und ihrem Volk
gerichtet.

Der Mörder hatte stumm auf Wut und Mut verzichtet,
Und beim Verhöre ist er still und willensstark geblieben.
Hat irgendwer von seiner Lust und Grausamkeit berichtet,
So peinigte die Menge ihn sogleich mit Peitschenhieben.
Kein mitleidsvoller Blick, kein Trost hat ihn empor-
gerichtet:

Er fügte sich gefesselt in des Feindes Machtbelieben.
Doch plötzlich schien der Herrin Wut besänftigt und
beschwichtigt.

Doch nein, sie log, da ihre Blicke noch aus Haß zer-
stieben,

Es hat kein großes Lieben ihren Seelenkern gelichtet,
Sie rief: »Er ist ein Krieger, er hat groß im Kampf
bestanden

Und einst des Feindes Übermacht in einer Schlacht ver-
nichtet! «

Die Menge aber brüllte toll: »Kein Mensch in Feindes-
landen

Hat je dich so gekränkt; zum Kämpfen war er nur
verpflichtet,

Drum quetscht ihn ein und peinigt ihn mit seinen eignen
Banden! «

Sie aber rief dazwischen: »So gedenkt doch seiner Sänge,
Erinnert euch der Lieder, die er einst für mich gedichtet,
Bedenkt, erwägt, er ist ein Sänger, und dann mildert
eure Strengel! «

Nun aber tobte es noch ärger in der großen Menge.

78

So faßt euch denn, und dann empfängt aus meiner Hand
 die Löhne!
 Der hellen Sonne gleich, die nach dem wolkenüppgen
 Föhne
 Das Wesen ihrer Macht in klare, goldne Strahlen kleidet
 Und ruhig Sturm und See — und Dunst und Berge wonnig
 scheidet,
 Die Feuerbrücken spannt, wo schon der Glanz das Naß
 zerschneidet,
 Und Nebel trennt, wo bald ein Hirt die sanften Schafe
 weidet,
 Vermöge es die Königin, im Volk die Wut zu schlichten,
 Mit ihrem hellen Blick die ganze Massenwut zu sichten!
 Und zwar mit Öl von Worten, die sich auf die Wogen
 legen,
 Wenn Zorneswirbel durch die wilden Horden fegen,
 Die Tollheit im erregten Volk allmählich zu beschwichten!
 Auch durch Versprechungen die Friedenswünsche zu ver-
 dichten! «
 Von eigner Brunst begann sie ihrem Volke zu berichten,
 Um all der Aufgeregten Anwut auf sich selbst zu
 richten:
 Und siehe, bald begann man auf das Martern zu ver-
 zichten.
 Kaum hat die Herrin im Gewühl den Zornesprall ge-
 bändigt,
 Mit Wort und Blick die Urnatur in ihrem Volk gemeistert,
 So war schon kühn, mit einem dreisten Zug, ihr Werk
 beendigt:
 Sie aber hat sich noch am Seelenschwung und Rausch
 begeistert.
 Sie hat die Wollust ihrem Redeschwalle eingehändigt!
 Die Fürstin rief: »Ich schlief mit jenem Kind in meinem
 Zelte,
 Als eine Glut die Glieder beider zueinander schwellte.

80

Da packte michs, ich müßte mich an seiner Sehnsucht
weiden.

Ich ließ ihn los und hauchte nun auf seine blassen Lippen:
Wie war das herb, wie fühlte ich ein wonneschwüles
Leiden!

Ich rieb und rieb und sah die Röte zwischen seinen
Rippen,

Denn endlich kam das Blut und tilgte seine Schreckens-
bleiche:

Ich tötete ein Kind, zum Manne weckt ich nun die Leiche;
Als er erwachte, war Zerklüftung zwischen uns geschaffen,
Wohl half ich ihm, doch blieben wir für immerdar ge-
schieden!

Wir trachteten uns stumm zu neuem Leben aufzuraffen,
Doch unsre scheuen Blicke hatten sich dabei gemieden.
Dann schlich ich aus dem Zelt, in dem der erste Mord
geschehn,

Und er lief bald in einen Wald, mir aus dem Weg zu gehn.
Nach Jahren kam er heim, in einem selbstgefügtm Boote,
Und unser Dorf umschlich er scheu, als ob ihm Strafe
drohte.

Wohl nie empfand ich ihn als trüben Treter der Gebote,
Er konnte wiederkommen, doch sein Leben war gebrochen.
Er hatte nie zu einem Weib von süßer Lust gesprochen,
Was ihn umgab, das wollte er zerstören und entschleiern.
Er schuf den Pfeil, um seine Rache auf der Jagd zu
feiern.

Es zog sein krummes Wesen zu den leichengiergen Geiern.
Aus Lust am Rauben hat er kühn ein schlankes Boot
gezimmert,

Die letzte Liebe zu der Welt und allen ihren Dingen
Gab ihm die Sucht und Lust, in ihr Geheimnis einzu-
dringen. —

Er haßte das Vorhandene, das freudetrunken schimmert:
Er wollte das Bestehende zu anderm Dasein zwingen.

Und hat das Holz geächzt, und seine Beute matt ge-
 wimmert,
 So gab Geräusch ihm Lust, was er begann, ans Ziel zu
 bringen!
 Drum ruf ich stolz, was ihr erschafft, ist immerdar ge-
 schlechtlich,
 Was anders käme, wäre freudlos, frevelhaft-verächtlich.
 Die Weiblichkeit ist rätselträchtig, unerforscht und
 mächtig,
 Sie hält ein Stück des Weltgeheimnisses durch Scham
 verborgen,
 Und drum empfängt ihr auch unwiderstehlich stark und
 rechtlich,
 Aus ihren Armen nur, den jungen Tatendrang am Morgen!
 Ihr fühlt euch einzeln, und ihr sucht euch allseits zu
 ergänzen.
 Euch macht das Rätsel, das ihr brünstig sucht, im Welt-
 all Sorgen,
 Und das Bewußtsein habt ihr, weil Gefühle euch be-
 grenzen.
 Als Einzelwesen glaubt ihr kraus zerstückelt an Er-
 gänzung
 Der Sinnlichkeit, durchs ewge Eins, das still und un-
 verständlich
 Sich tief in allen birgt, weit jenseits allen Daseins Ich-
 umkränzung:
 Und Freuden schufen euch einst tätig, lustbelebt und
 endlich,
 Drum scheinen euch die Lust und schließlich Welt und
 Weib verblendlich.
 Vom Weibe abseits, sucht der Mann sein Etwas zu er-
 fahren,
 Und vom Genusse manches für die Stille zu bewahren.
 Wer schwer des Weibes Huld empfängt, wird häufig
 schwül und bissig

Und wittert in der Welt umher und findet sie bald rissig.
Und der, dem ichs vergällt habe, hat Kräfte überschüssig,
Die eigne Welt sich aufzubaun: die Welt mit einem
Henkel!

Die Welt, in der er Ordnung fand, weil alles eigenschlüssig:
Und zeugt er keine Kinder drin, schafft ihm sein Trachten
Enkel!

Und statt im Schamteil sucht er dann, knapp unter ihm
im Zwickel,
Ein Rätsel, das sich hohl erweist! Doch spreiz ich da
die Schenkel,
Geschiechts, damit sich furchtbar stets mein Wonnenspiel
entwickel.

So bleibt das Weib der Rätselhort! Und könnt ihrs nicht
genießen,

So laßt ihr euch die Wollustwelt aus Dreiecken ersprießen.
Seit jenen Tagen habe ich meist Jünglinge erkoren,
Da fühlt ich fast das warme Blut den jungen Leib durch-
fließen:

Hab Kinder ihnen, wie zuvor den Männern, froh geboren.
Des Jünglings Lächeln liebe ich, nach erster Nacht der
Liebe,

Und nimmer hats ein Schreck in Kinderzüge eingefroren.
Ich spielte selbst damit und hoffte, daß es lang verbliebe,
Denn selbst am Tage geht solch zartes Lächeln nicht ver-
loren:

Und alles tat ich, daß der Freudenschimmer nicht zer-
stiebel!

Doch jenes letzte Kind, das ich in holder Lust genossen,
Das traurig zu mir kam, als ob ihn grauses Schicksal
triebe,

Hat jener dort erdrosselt, ach! — Hat mir so teures
Blut vergossen!

Drum schlagt den Wüterich!! Sagt, weshalb zögern eure
Hiebe?

Erfüllt die Pflicht und martert ihn und peitscht ihn
unverdrossen!

Er ist ein Mörder, und ihr peinigt meine feigen Diebe.
Ja gerne! Selbst wo man bereut! Und jener bleibt ver-
schlossen!«

Doch nun bemerkte bald das Weib ein eignes Volks-
getriebe.

Die Freien und der Henker selbst, mit seinen Spieß-
genossen,

Vereinten sich zu einem Volk, das seiner Herrin trotzte.
Man drohte dreist und hielt die Mächtigen umschlossen
Und sah, wie sie, erschreckt, auf ihre Sprossen wütend
glotzte.

Im Augenblicke hatte sich ihr schlichtes Haar geringelt.
Ein Schlangenhaupt erschien dem Volk, das fast mit
Frechheit protzte.

Und rasch zerstob der Mob, der dreist das Weib mit Wut
umzingelt.

Dann rief sie laut: »Nur ich hab jenem Manne Lust ge-
geben!«

Und Hast der zügellosen Wut hat nun aus kaltem Wort
gezüngelt:

»Mein Haß vermochte hohe, kühne Taten zu beleben,
Drum bleib ich stolz, und ihr müßt feig und scheu erbeben!
Nun rasch zur Pflicht, jetzt peitscht ihn weiter, und ge-
horcht aufs Wort,

Entreißt ihm mit Gewalt die letzten Worte vor dem Mord.
Doch nein, sein Todesröcheln, horcht, entgurgelt ihm
soeben,

Nun rasch die Axt zur Hand und murkst ihn ab, — ich
blicke fort!«

Da senkten Ernst und Trauer sich auf die Gemüter
nieder:

Aus Menschenseelen, wie aus Felsenklüften, schien das
Schweigen

Als erste Abenddahnung schwer und mählich aufzusteigen.
Millionenflügel eines Windes schwirrten hin und wieder.
Die schwülen Hauche senkten müd ihr schlaffes Luft-
gefieder.

Sie irrten durch den Hain und schliefen ein, auf üppgen
Zweigen,

Und alle Äste schienen sich, von Luft beschwert, zu neigen.
Des Himmels letzte Wolke schwebte nun herab zum Meere.
Sie schien von einer Insel sanft zu sich herabgezogen.
Sie senkte sich wohl selbst, durch ihre eigne Wollust-
schwere,

Und kam, als brünstger Schwan, aufs üppge Eiland zu-
geflogen.

Auch senkten, fern verflüchtigt, sich zwei Wolken tal-
wärts nieder,

Als wollten sie ihr Liebestun in dunkler Schlucht ver-
bergen.

Und zum Genusse streckten sie die zarten Schaumesglieder
Durchgoldet aus, als ob sie überall ein Fiebern bärigen.
Die eine hielt die andre fest, in lüsterner Umarmung,
Und ihr Geheimnis wallte auf, bis zu den stummen
Bergen.

Und durch die Welt zog nun ein Rausch unendlicher Er-
barmung.

Da trat die Königin hervor und sprach zum stummen
Volke:

»Nun drohn uns Tod und Neid und Streit und seelische
Verarmung!

Der Menschen Frevel liegt auf diesem Strand wie eine
Wolke.

Verlaßt das Land, es scheint von einem Alb belastet.
Verscharrt mich hier im Wald und nehmt mich mit in
euren Träumen:

Und träumt von mir und fremden Bäumen, wenn ihr
ferne rastet:

Was ihr von mir erfaßt, als Sage laßt es schäumen!
Verlaßt den Strand, auf flotten Booten, hoch und steil
bemastet,

Zieht, Träumen gleich, auf Schäumen hin, wo Schäume
Länder säumen.

Kreuzt selten eine Bucht, wählt, wo ihr übernachtet,
Und zieht der Sonne nach, wenn euer Sinn nach Zielen
trachtet.

Ich selber wähl den Tod und will zur Greisin nicht er-
frieren:

Mein goldnes Haar darf seine edle Farbe nie verlieren!
Ich bin ein Fels, den Abendstrahlen matt mit Glut ver-
zieren:

Ich bin ein Sagenberg, mit Gold erfüllt und goldumflossen:
Lebt wohl, ich hab genug von holder Sonnenlust genossen!
So legen eigne Kinder mich, als Greise, bald zu Grabe
Und hüllen mich in blonde Flechten ein, die mich um-
wallen;

Dann ruh ich tief gebettet in der schönsten goldnen Habe:
Denn Gold, nur Gold, wird allseits auf die Glieder nieder-
fallen.

Doch sollt ihr stets in fernen Herbsten die Mysterien
feiern

Und an die Mutter denken, die nach hohem Erdenwallen
Sich selbst zurück zur Erde sehnte, um in goldnen Flechten
Ertieft zu ruhn, — wenn Sänger einst ihr Sagenbild
entschleiern!

Ich selber habe aufgehört zu knechten und zu rechten!
Zieht froh umher und singt berauscht, mit laubbekränz-
ten Leiern,

Den Hymnus eurer Mutter Erde, der die Saat entsprossen,
Und heut zum letztenmal, nachdem ihr meinen Sarg
bereits verscharrtet,

Besingt die Erde, der ein reicher Erntestrom entflossen,
Und die voll'Dunst die neue Samenglut erwartet.

Belauscht die Sprache, die im Lispelton die Blätter
sprechen,
Wenn sie geräuschlos fast von ihren dürren Zweigen fallen.
Belauscht euch selbst, wenn Schamgefühle aus der Liebe
brechen
Und ein Geheimniszauber anfängt in euch aufzuwallen.
Dies ist die Erde. Fürchtet nichts, die gute Muttererde!
Dies ist der Tod, die Stille und die sehnsuchtsreiche Liebe!
Sie schlummern, tief verborgen vor begehrllicher Gebärde,
Im Alltag unerkannt, verdrängt von lautem Sonnetriebe:
Doch bricht die Erdmacht vor, so zieht es euch zurück
ins Dunkel!
Was ihr nur selten fühlt, wird zum Geheimnis euch, das
Lieben!
Was euch dem Licht entzieht, ja eures Wesens Lust-
gefunkel,
Das Sterben ist euch feindlich und verhängnisdumpf
geblieben:
So bleibt denn unbelauscht, wenn euch die Liebe schwer
durchglutet!
Was ihr in seltnem Liebesglück euch gebt, verschließt
es innig,
Versenkt euch in den Seelengrotten, die ihr kaum vermutet,
Und schlummert treu, seid ihr aus reiner Sehnsucht
minnig!
Und wer für Liebe und für Liebesschmerz wie ich ver-
blutet,
Der tut es für ein Rätsel, das voll Schwermut ist und
sinnig!
Die Leiblichkeit des Weltgeheimnisses sind Zucht und
Sitte:
Durch Taten zwingt die Erde uns, es dauernd einzu-
kleiden:
Denn ihre Macht hält zwischen den Bestrebungen die
Mitte

Und bleibt sich gleich und zwingt uns stets zum Unterscheiden.
 Darum erwägen wir mit Stolz die eignen Lebensschritte,
 Beschließen wir nach freier Art Verworfnies zu vermeiden,
 Will sich in uns das herrlichste Geheimnis doch behaupten!
 Drum auf! Zu den Mysterien! Zieht im Herbst mit glut-
 umlaubten,
 Verwelkten Zweigen zu den heiligen Grotten der Propheten
 Und windet euch, im Chore, durch die langen sonn-
 bestaubten,
 Geweihten Haine, zu den Priesterinnen vor, die beten!
 Dort weilen Weiber, die noch nie vom Liebeshauch ge-
 trunken
 Und keines Mannes Schöpferrausch im eignen Sein emp-
 funden!
 Sie bleiben sanft in heilger Erdenandacht tief versunken
 Und halten sich mit ihrem eignen Rätsel traut verbunden.
 In Dampf gehüllt wird aller Weiber Sonnen-Ich gebändigt:
 Und manche kann dabei, betäubt, Empfundnes dumpf
 bekunden,
 Wovon die innre Erdbestimmtheit sie im Traum ver-
 ständigt.
 Doch wird der Erdenrätsel urgewaltge Vollerfüllung
 Durch euer keusches Tun und Lieben weit in Zeit be-
 endet,
 Und dem, was sich erfordert, gebt ihr stündlich die Um-
 hüllung!
 Du erderwünschtes Zögern, edle Sprödigkeit des Weibes,
 Du wahrst und fördest das Geheimnis unsrer Seele,
 Dem Sinn entrückt, zuckt Mutterfreude in der Frucht
 des Leibes:
 Ihr nahzutreten, fühlst du fast als Schmach und Fehle,
 Denn heilig ist die Scham, und sie ermenschlicht Zucht-
 befehle!«

Als nun der Abend seine Purpurdecken niedersenkte,
Und dann der Tag, mit blutgem Schatten, wie zum Abschied, schwenkte,

Da ließ die Herrin einen großen Löwen vor sich führen,
Den ihr, vor Tagen erst, ein mächtger Nachbarkönig schenkte.

Sie ließ des Tieres Leib mit Stricken knapp umschnüren:
Und sieben Männern nur gelang's, den Auftrag auszuführen.

Dann sprach das Weib: »Jetzt will ich meine letzte Lust verspüren!

Ich mag aus freier Wahl den kühnsten Sühnetod erküren:
Nun bindet mich auf dieses Tieres holdgeschmeidgen Rücken,

Sein goldner Leib wird meine weiche Nacktheit noch beglücken:

Dann sprengt die Löwenfessel, laßt uns Klüfte überbrücken,

Und seine Wildheit wird uns euren Blicken rasch entrücken!

Stecht ihm zuerst, mit einem Schwert, in seine fleischgen Lenden,

Der Katze Wut zu steigern und die Todesqual zu kürzen:
Dann werden wir zusammen bald in einer Kluft verenden,
Denn schmerzzerfleischt soll dieses Goldtier jäh von einem Felsen stürzen.

Ich bin ein Sturm und will die letzte Wucht und Wut verschwenden!

Seht dort die Wolken, die um spitze Felsenkegel fegen,
Wo Winde ihre Horste baun, sich drin zur Rast zu legen.
Soll da ein Sturmbraus keine Lust an seinem Ende haben?
Wohl doch! Seht, ich berauscht mich an den letzten Flügelschlägen!

Wo ihr mich finden werdet, sollt ihr mich sogleich begraben,

Damit ich mich in meine Ewigkeit hinüberdehne:
Im Goldhaar ich, die Rachekatze aber mit der Mähne.
Nun hört auch, welches Wesen ich in diesem Tiere wähne:
Erschaut das giftige Gefunkel seiner Stachelblicke,
Oft scheint sein Fieberauge eine haßdurchblitzte Träne,
Der Seelengroll entquoll, und nun durchzuckt es grüne
Tücke!

Ein Unheilstern der Menschheit sträubte diese Sonnen-
mähne:

Drum ruh ich bald auf meines Feindes wuchtigem Genicke
Und menge wollustvoll die beiden Flammendiademe
Und stemm mich auf und krall mich fest, im letzten
Schreckensglücke,

Und warte, daß der Tod uns grauenvoll entgegengähne!
O Menschen, als ihr einst den Wald durchwandelnd ein-
wärts drängtet,

Da ließ die Wildnis euch am Wege süße Beeren finden.
Als ihr euch haufenweise durchs Gestrüppe vorwärts
zwängtet

Und hohe Bäume furchtlos fälltet, um euch durchzu-
winden,

Da fandet ihr die Stacheln neben saftgeschwellten Beeren!
Und als ihr boshaft eure Schritte durch den Urwald
lenktet,

Da mußte der, zum Schutz, die Schlangenbrut gebären;
Und als ihr Wälder dann, aus argem Trutz, versengtet,
Da sollten giftge Flammen euren Weg im Wald durch-
queren:

Sie huschten nachts aus Tümpeln, wo ihr euch des Tages
tränktet,

Wie Feuerfrösche, schnell hervor, den Marsch euch zu
erschweren!

Ihr fiebertet bereits, als ihr am Wege abseits schwenktet,
Dem Tod entgegen taumelnd, hinter falschen Flammen-
heeren.

Und wo ihr eure Glieder nicht aus Schmerzensqual ver-
 renktet
 (Denn Fieber kamen, eure Dörfer plötzlich zu verheeren),
 Ertrankt ihr oft, wo ihr das Wollen in den Wald ver-
 senktet,
 Im Schlamme, der sich aufgehäuft vor eurem Sonn-
 begehren!
 Und weiter zogt ihr, ob ihr euch auch martertet und
 kränktet,
 Bis euch die Wildheit selbst entgegensprang, um sich
 zu wehren:
 Der Wildnis Wucht und Wut in einem Katzensatze zu
 entleeren!
 Ihr Menschen, das Mysterium müßt ihr aus dem Walde
 locken!
 Es rankt sich, Efeuschlangen gleich, empor an stolzen
 Stämmen.
 Es krampft sich einwärts in die letzten, splitterspröden
 Brocken;
 Es wühlt sich aus der Fäulnis vor, ersproßt in bunten
 Schwämmen!
 Es scheint, der Viper gleich, in welchem Laub und Busch
 zu hocken
 Und trachtet überall sein giftiges Sein hervorzuklemmen.
 Und muß der Bäume Saft in frischen Stümpfen plötzlich
 stocken,
 So seht ihr Pilze bald die Waldeslichtung überschwem-
 men!
 Doch zieht es an, das schreckliche Geheimnis wilder
 Wälder!
 Erkennt im Wald des Schädlichen und Bösen giftige Keime:
 Erfäßt und hegt in euch die ersten kindlichen Vermelder
 Von innren Reuelauten. Jedes Mißtons Echoreime
 Gibt euch die Seele ganz empfindungsklar von innen
 wieder:

Oft sind es Laute nur, oft unbezwingbar wilde Lieder!
Ein Sang, ein Lebenshauch durchrauschte sanft mein
Lebenswallen

Und ward ein Wind und wehte scharf um manche Lebens-
wende,

Doch endlich schlief er ein in meiner Seele Waldeshallen:
Doch diesmal ists ein Sturm, sein Echo werfen alle Wände
Gar tief in mich zurück; die Stimmen können nicht zer-
prallen

Und rufen laut in mir nach einem kühnen Sühnungsende:
Drum kommt! Ihr müßt mich rasch auf dieses Löwen
Rücken schnallen! «

Gar hurtig regten sich der jungen Sklaven blutge Hände,
Die nun den Löwen knebelten. Und Blut, vermischt mit
Geifer,

Entträufelte den Lefzen dieser Katze, die behende
Sich ihrer Peingerschar erwehrte, die mit wildem Eifer
Nun ihre Herrin auf des Löwen Rücken band und schnürte.
Und noch bevor das Weib die Ohnmacht seiner Glieder
spürte,

Da es, die Katze wild umhalsend, seine Arme rührte,
Entsprang das schöne Tier, das seine Königin entführte.

Wieder kam die Welt ins Schwanken!
Berge stürzten wandernd ein:
Und das Bersten seiner Schranken
Nahm der Mensch in Augenschein!
Auf den Inseln, die versanken,
Konnten Völker schon gedeihn:
Doch als Mensch und Tier ertranken,
Wurden sie noch handgemein,
Denn, dem Tode sich entraffen,
Galt allein und hetzte jetzt!

Gar kein Wesen konnt erschlaffen:
Angst hat rasch die Kraft ersetzt.
Magre Hälse der Giraffen
Würgten Schlangen, flutbenetzt,
Und den wildbehenden Affen
Haben Menschen nachgehetzt.
Weg von seinen eignen Jungen
Flog nun selbst der Pelikan.
Haß- und angst- und krampfverschlungen
Fletschten sich die Bestien an.
Alle hat der Tod bezwungen,
Wo die große Flut begann:
Lauernd war sie aufgesprungen,
Plätschernd schlich sie sich heran!
Ärger war es, wo sie zagend
Vorgedrängt, von fern genaht:
Als wo Berge, himmelragend,
Niedersausten auf die Saat
Junger Wesen, die fast fragend
Aufgeblickt zum Felsengrat,
Der, sie alle rasch erschlagend,
Jeden Sonnenkeim zertrat!
Schrecklich sahn sich Menschenfratzen
Dumpf vergurgeln in der Flut:
Engverkrallt mit wilden Katzen
Sträubte mancher sich mit Mut.
Andre, aufgebläht zum Platzen,
Bargen lang noch Lebensglut:
Und das Wasser schien zu schmatzen,
Ganz durchschwelgt von Aas und Blut!
Bild- und haltlos war die Eule
Schon als erster Vogel schlapp;
Schlangen reckten sich als Säule
Hoch empor auf letztem Kap.
Andre stürzten dumpf als Knäule

Oft mit Tigern jäh herab,
Und es schien, daß im Geheule
Alles hörbar Atem schnapp!
Wie ein grauses Angstgequake
Halbverreckter Krötenbrut
Scholls aus der Kadaverlake,
Und noch immer schwoll die Flut.
Gurgelnd trug die Aaskloake
Der Ersoffenen Erdtribut,
Als ein gelber Wasserkrake,
Dumpf in sich hinab, voll Wut!
Riesenschlangen, Büffeltruppen,
Barsten rings, in sich verkrampft.
Gräßlich waren auch die Gruppen,
Wo die Lurche, hufzerstampft,
Auf den letzten Lebenskuppen
Ziegenherden, starr und sanft,
Würgten: und dort haben Suppen
Schwüler Fäulnis aufgedampft.
Und es war beim Knäulverzucken
Leiberbrei hineingeklemmt;
Zwischen Bären eingestemmt,
Sah man Leichen drinnen hucken.
Und die Flut hat beim Verschlucken
Geil mit Mensch und Vieh geschlemmt:
Doch sie hat beim Leichenspucken
Bäuche nur zurückgeschwemmt.

In einem Land, das von der Flut fast unberührt geblieben,
Begann der Boden sich auf einmal bebend zu verschieben.
Das Meer hat hohe Wasserhosen an den Strand getrieben,
Die bald beim Sturm zu Brandungsschaum und Wirbel-
gischt zerstieben!

Da drang der Druck der großen Flut herbei mit blauem
Blitzen:
Ein Sturmrausch wars, ein Sausebraus, beschwert mit
Hagelschauer,
Als wollte sich sein Nebelrumpf zerreißen und zerfitzen.
So stürzte er am Weltenmeer, auf wilder Dauerlauer,
Als Riesenwirbel hin und her und wurde immer dichter
Und riß im Saus ein Felsenriff hinab in seinen Trichter.
Da wälzte sich in einem Ruck ein Sturmstumpf mit
Gebrülle
Vom Trubelkessel wuchtend los und trug, in schwarzen
Hüllen,
Gar furchtbare Gewitterlust und schlug die Mutterfülle,
Als junge Stürme, keuchend weg; da stürzten die, wie
Füllen,
Dem Braus mit Windgewieher nach: und alles tanzte,
tollte
Mit Wirbellust in sich zurück, als ob es sich verschlingen
wollte.
Und Dünste schlüpfend wuchs der Sturm noch immer-
mehr, am Ozean,
Und raste dann mit einemmal dahin als fahndender Orkan.
Vielleicht zog ihn das Abendland urplötzlich mächtig
an:
Er wallte, wogte hin zum Land, bis er den schwanken
Strand gewann!
Und Schaum und Gischt und Flut und Nacht erklommen
Riesenhänge.
Der Mittag war in Sturm gehüllt. Die See entsprang den
Ufern.
Weiß übergischtet war der Fels in steiler Meilenlänge.
Das Meer hat stürmisch aufgejauht, als wärs von
tausend Rufern:
Und Schlamm und Dunkel mischten sich zu wirbelndem
Gedränge.

Die Schlacken zuckten blitzend auf, wie unter Sonnen-
hufeln:

Da wars, als ob ein Rhythmentanz die Wildheit fast
verschlänge,

Als trüge Flut, beim Lebenssturm, als Mähne Gisch-
behänge.

Und wieder donnerte am Meer ein andres Ungeheuer,
Noch manche dunkle Ungebur, aus dunstbezwungnem
Feuer,

Zerschlug verblitzend, dort am Strand: und klarere Orkane
Entschlangen sich dem Wirbelherd und landeten am
Strande.

Es war, als ob ein Walten sich auf einmal wieder ahne:
Denn peitschten Winde Kämme auf, dort hart am
Strandesrande,

So waren sie im Trab davon, als ob sich eine Karawane
Da stracks, am starren Lavahang, den Weg ins Dasein
bahne!

Der Strand erklang, da Sturmesrast das Land im Tanz
durchfegte,

Gedankenstracks dem Trubel sich der Hang entgegenregte.
Ein Armeacker, Beingerank, das Gott von Rümpfen sägte,
Rang lavastarr nach Daseinsschnitt und schwankte, ob
es wägte,

Nach welcher Art, am freiesten, den neuen Leib zu fügen!
Das Erderbeben schnellte nun, aus tiefen Wirbelzügen,
Die erdenbrache Kreiskraft auf, der Lebensrast entgegen,
Und langsam schien ein Massenkrampf sich leibhaft zu
bewegen.

Und Sturm und Wögen klotzen jäh empor auf Lava-
hängen!

Und Lustsuchtwucht und Ursprungsqual erstürmten
starre Riffe.

Die Blitze mußten Dunst und Nacht mit einemmal zer-
sprengen:
Ganz atemlos kam ein Orkan, als ob er seinwärts griffe,
Auf Wellenschimmeln gleich daher. Und alles drang nach
oben.
Und immer wuchtiger erscholl das hohe Brandungstoben.
Und stöhnend, schnaubend, schlug die Flut nun aufwärts
über Klippen.
Und ächzend, wiehernd brach der Wind sich rings an
scharfen Kanten.
Und dröhnend, knarrend fügte sich der Fels zu Knochen-
rippen:
Ja, pfauchend raste der Orkan, der plötzlich leibhaft
rannte,
Dahin, am schwanken Lavafeld. Schon ward er eine
Herde!
Und gruppenweise stürzten sich ins Dasein wilde Pferde.
Und Schimmeltruppen schlugen toll den Blitz aus Lava-
kanten.
Und Rappen trabten, wo das Land im Augenblick er-
starrte,
Da Schwankheit und Verzogensein sich rasch in schlanke
Leiber wandten.
Der Erdfels starrte, den, im Nu, der Rossetroß durch-
scharfte.
Und auch der wilde Wind verschwand. Der Sturm war
abgebrochen!
Sein Rhythmus nur ward fortgeschnellt, als Herz- und
Lungenpochen.
Der Dunst umschwoll das Felsgestell aus festgefügt
Knochen.
Und immer kam noch, fern am Meer, die Lavaflut ge-
krochen.
Die Wogen bäumten sich empor. Fast waren sie schon
Rosse!

Es schien, als ob, beim Brandungssatz, der See ein Sein
entsprossel!

Und Pferdphantome, gischtbemäht, entsausten schon
den Wellen.

Festleiblich ward ihr Luftgebild. Zum Hufe ward die
Flosse.

Die Nüstern witterten voraus. Und eilig wie Gazellen,
Sah sich der ganze Rossetroß, im Hasch, ins Leben
schnellen.

Sie streckten ihre Hälse vor, wie einstmals die Giraffen:
Doch waren sie zu bärenplump und stürzten ihren Formen
nach:

Beim Rasen ihre Leiblichkeit zu greifen, zu erraffen,
Wobei sich manches Roß sogleich die sprödgefügten
Glieder brach.

Von Schimmeln wimmelte das Feld. Den Stuten und
den Hengsten

Lief wiehernd manches Füllen nach und rief sie schon
mit Ängsten,

Als fühlte es, beim Sturmgebraus, nicht rasch genug im
Lauf zu sein.

Die Hengste sprengten mittendurch. Sie hielten sich am
längsten.

Sie strengten sich zerwiehernd an, sie stürzten über Roß
und Stein

Und drängten sich behende vor, und wo der Knäul am
engsten,

Da warfen sie sich brunsterfüllt auf hurtge Mutterstuten
Und mußten meistens, hufzerstampft, am Boden dann
verbluten.

Es konnten Rosse nun, im Trab, das Kap rasch über-
fluten.

Ihr Blick war voller Kampfbegier. Sie lugten immer weiter,
Doch blitzten aus dem Seelenschlund fast menschlich
gute Fluten

Und überglühten fast die Wut, oft perlensanft und heiter.
Denn Rätsel würgten sich empor, die tief verborgen ruhten,
Und plötzlich wieherte ein Roß, als rief es seinen Reiter.
Doch ganze Herden rasten vor. Sie wollten sich bloß
sputen.

Die Funken blitzten hell empor. Dies ward ein Jagd-
gewitter:

Denn abgestaut schien selbst der Wind, durch sonniges
Gezitter,

Und Schweif und Mähnen sprühten jetzt, von Schweiß
benetzt wie Flitter.

So floß denn holdes Sonnengold aufs stolze, hohe Kap
herab.

Und kataraktrasch sprang die Flut jäh aufwärts über
Klippen.

Der Lavastrand hat ausgebebt und dröhnte unterm
Rossetrab,

Denn der hat jetzt den Gau belebt und trug in sich das
Wippen.

Da schlug die innre Hast den Trupp bis hin zum Abend-
rande.

Und vorgewälzt und rings umdrängt, entschloß der Troß
der Rosse

Sich rasch zum kühnen Todessatz und sprang am andern
Strande

Ins schwanke, kalte Naß hinab. Wie wuchtige Geschosse
Entstürzte nun, mit toller Wut, dem Strand die Pferde-
herde:

Und wieder gab dem Wogenmeer, was sie empfing, die
Erde!

Und Tausend über Tausende von Rossen wankten nieder
Und brachen sich beim Sprung im Saus die kaum ver-
krallten Glieder.

Und immer größer war der Schub: je mehr im Meer er-
tranken,

Um desto mehr erkrampften sich ihr Sein am andern
Strande.
Sie klotzen durch den Wogenprall, entsprangen Brand-
ungspranken:
Und wild umkraust von Mähngischt sah man sie ein-
wärts dampfen,
Und mit den Hufen, blitzhaft rasch, das Lavaland zer-
stampfen.
Im Nu belegte Stutenbrut, verfolgt von jungen Füllen,
Durchschwamm nun eine Ruhebucht, um da aufs Land
zu springen:
So sollte sich die Ursprungswucht, durch Zufallslust, er-
füllen,
Und unsrer Wiehertiere Wurf als Wirklichkeit gelingen.
Und immer tiefer drin im Meer ward jeder Ruck zum Roß:
Und was am Wasser aufgetaucht, das ward gar rasch ein
Wogensproß
Und schwamm da lang als schwammger Hengst, bevor
er aufwärts schoß
Und durch den heftigen Brandungssprung sich fest in
Formen goß,
Wo alles sich so wunderbar zu tieferfaßter Fügung schloß!
Von Wasserrossen knapp verfolgt, durchschnaubten stets
die Pferde
Den schlackenstarren Lavaplan und fahndeten hinüber
Und rasten durch das brache Land und fühlten nie Be-
schwerde
Und stürzten dann, nach langer Hast, am andern Strand
kopfüber,
Zurück, hinab ins Wassergrab, wo sie beim Satz er-
tranken.
Und andre trabten ihnen nach, vom Meer empor, zum
Meer zurück:
Und sanken abermals ins Nichts: nur 's Land kam aus
dem Schwanken;

Doch rasch verschmaute jedes Pferd: sie stürzten alle
Stück für Stück,
Hinab in einen Trubelschlund: die See hat sie
schlungen;
Doch andre sind, trotz Todesritt, noch immer
gedrungen.

Durch Schlucht und Schlund brach jäh der Sturm:
Er brauste lang am grauen Meer
Und schleppte seinen Trubelturm
Aus Schlamm und Wasser hin und her.
Nun drang er zwischen Bergen ein
Und wälzte trocknen Lehm bergauf:
Er schien ein Bau aus Staub und Stein
Und rauchte aus dem Wirbelknauf.
Er stürzte sich durch Fels und Schlucht,
Wo alles noch gebebt, gezuckt:
Und unten ward die dumpfe Wucht
Von manchem runden Schlund verschluckt.
Dort zuckte oft ein rotes Roß
In schauerlichem Todeskrampf:
Das Blut, das aus den Nüstern floß,
Ward schwüler, dicker Lakendampf.
Die Würmer zehrten schon vom Fett:
Und als der Sturm dahergebraust,
Erweckte er das Pferdskelett,
Das halb verreckt war und verlaust,
Dies blieb vielleicht als letzter Rest
Vom herrlich freien ersten Ritt!
Was klein kam, ward herabgepreßt,
Das Starke stürzte strandwärts mit.
Jetzt reckte manches Pferd den Hals
Und zerrte sich aus Dreck und Staub.

So ward der Zweck des Weltenfalls
Ein eiliger Bewegungsraub.
Die Rotte schlotterte noch lang;
Doch schwankte auch das Lavaland:
So schleppte sie, mit gradem Gang,
Sich langsam fort, durch Staub und Sand.
Am Boden lag ein Leiberstumpf:
Durch Wüstenwolken fast verdeckt,
Vielleicht ein Rest vom Krakenrumpf,
Der sich aus Menschen aufgereckt!
Die Rosse schnüffelten aus Durst
Im Fleisch herum und Menschegebein:
Da regte sich die Leiberwurst
Und biß sich in die Zitzen ein.
Es wieherten die Mähren laut
Und schleppten einzeln Menschen mit:
Und was sich da zuhauf gestaut,
Ward zuckender, bei jedem Schritt.
Beschwert durch solche Körperlast,
Die keines mehr von sich gewälzt,
Sank manches Roß. Doch halsumfaßt,
Trugs Reiter, die sich draufgesetzt.
Und Weiber, Kinder schleppten sich
Mit Pferden fort, am Bauch und drauf.
Und als das Bodenbeben wich,
Kam alles bald in raschen Lauf.
Voll Schmerz und Müh ward fortgestampft.
Die Kraft kam nun vom Sturmwindbruch.
Und Mensch und Pferd, in sich verkrampft,
Entgurgelte ihr Ursprungsspruch. —

Es schreckt mich die Wüste, die rings sich entrollt:
Sie zeigt mir kein Ende im flimmernden Gold.
Die Sonne blickt traurig, als dunkler Opal,
Auf blendende Felsen, wie starrende Qual.
Es schweigen die Winde, von Hitze erstickt:
Nun zeigen sich Wirbel, zu Wolken verdickt.
Sie treiben am Rande spiralisch umher,
Verschwinden auf einmal und werden bald mehr,
Durchstauben die Ebne, umkreisen den Grat,
Da scheint mir der Plan ein bewegter Achat.
Sie kommen mir näher. Ich atme den Staub.
Ich hör kein Gesause: ich wähne mich taub.
Da stampft schon im Sande ein Volksstamm vorbei:
Auf bräunlichen Pferden durchsprengt eine Reih
Verrunzelter Reiter mein sichtbares Feld!
Ich seh, wie sich jeder da sattelfrei hält.
Es kommen auch Weiber und grinsen mich an:
Sie folgen auf Gäulen, mit Kindern, dem Mann.
Es fletscht mit den Zähnen manch zwerghafter Wicht.
Sie scheinen mir Schemen: ist das ein Gesicht?
Mein Geist ist gespenstig, doch die sind aus Fleisch!
Nun hör ich auch deutlich ihr Gurgelgekreisch.
Es ist das der Hyksos berittenes Volk!
Ich fand ihre Truppspur, damit ich ihr folg.
Ich merk mir den Sturmschwarm aus Räubern und
Staub,
Das Wüstengewitter, das Lichtheer auf Raub:
»Ein gelblicher Zwergstamm mit Weib und mit Kind
Durchstreift die Sahara, gewandt und geschwind.
Auf braunen Arabern erreicht er den Nil
Und kommt und verschwindet — und bleibt ohne Ziel!«
Nun seh ich auf einmal durch lebende Zinnen
Ein Schlackengeschwanke in wirbelnder Pein.
Dort mag wohl die Lava zu Formen gerinnen,
Und Flammen entwallen dem Brockengestein.

Es sträubt sich und wehrt sich der Schlundgrund dort
drinnen,
Als wollte er stocken und tanzmunter sein:
Verzerrt und verzogen erhebt er sich zuckend,
Und glutrote Qualme umsprüht ihn ringsum.
Und Schluchten, fast trubeldumpf Garben verschluckend,
Durchbuchtet ein dunkles und dumpfes Gebrumm:
Und Menschen, auf stilleren Felsspitzen huckend,
Begaffen das Schauspiel verwundert und stumm.
Der Felskessel hebt sich. Er bebt und verschwindet.
Der Krampf, den die Lava erstarrend verlor,
Wird leibhaftig: und plötzlich empfindet
Ein Rumpf innre Glut, da sein Umkreis erfror.
Jetzt lechzen die letzten Glutzünglein nach Leben!
Die Rachen am Brachplan sind glattstarr verkrallt.
Verschrumpft sind die Zacken. Zerzuckt ihr Erbeben:
Nun reißt jene Bestie empor mit Gewalt.
Sie läßt sich vom Felsgrat urplötzlich erheben.
Doch macht schon ihr Sockelblock überrascht halt
Und schnellt den Ur-Ur empor auf die Beine.
Da steht er gewaltig. Gefühllos! Und bockt,
Als scheute er immer noch blutige Scheine,
Die rings aus dem Brockengemäuer geflockt.
Da klettern zum Apis, im Brudervereine,
Die Menschen, die rings die Geburtsklufft umhockt!
Ich fühle mich selber hinübergerissen.
Ich folge dem Volk, das den Numen erkennt.
Auf einmal ist alles erregt und beflissen.
Ich seh mich im Schwarm, der die Zinne berennt.
Und wieder bewegen sich Felsenkulissen.
Doch brüllt nun der Stier für das Wutelement!
Ein Kreisen von Bergen, von rasselnden Graten,
Ein Felsengewirbel entschleudert uns jetzt.
Die Erde scheint trommelnd in Schwung zu geraten:
Wir stehn auf der Platte und werden versetzt.

Vom Stamm, der bestimmt ist zu herrlichen Taten,
Wird niemand beim großen Ereignis verletzt!
»Wir rufen dich, Isis, geschwängert im Bauche
Der Mutter, vom Bruder, Osiris dem Gott:
Entraff uns den Klüften, dem Schwefel, dem Rauche!
Sei huldvoll dem Volk, das um Apis sich roth!
Wir werden dich ehren nach heiligem Brauche:
Dir nahe kein Feind mit verwegenem Spott!« — — —
Nun plötzlich verrammt sich die riesige Schraube.
Die Hose aus Kegeln und Gipfeln beharrt.
Verstummt ist das Dröhnen und Rasselgeschnaube.
Hat alles zurück in die Angeln geknarrt?
Es schützt uns die Erde. Es hilft uns der Glaube!
Kein einziger Mensch ward beim Bergruck verscharrt.
O Niltal, Ägypten, du bist uns beschieden!
Wir steigen vom Sinai singend herab:
Dort schirme die Wüste ihr Zuchtreich in Frieden!
Es brüllt schon der Apis, beim zottigen Trab!
Bald baun wir ihm Tempel und Felspyramiden,
So steil wie der Sinai: rettendes Kap!
Wir wollen dich ehren, Gebirge der Erde:
Du trugst uns aus Westen im Fluge herbei!
Wir folgten dem Apis. Wir sind seine Herde.
Wir glauben an Isis, befruchtet im Ei
Ihrer Mutter vom Bruder, als Hort ewger Herde:
O Isis, du inbrunstgewaltiger Schrei!

D A S R A - D R A M A

DIE PYRAMIDE

Verwegener, was willst du?
» Was peitscht dich aus der Ruh?«
Erscholls in meinen Träumen,
Als jähbewußter Schrei!
»Ich kann dich nimmer zäumen,
Du Lichtbrunst schön und frei.
Ihr Wünsche zu erfahren,
Euch schnellts ein Sonngeheiß,
Die Lust am faßbar Klaren,
Empor zum Bild von Sais!«
Dies hab ich rasch gestammelt,
Als ich Ägyptens Ra,
Vor Tempeln traumverrammelt,
In heilger Würde sah.
Das Volk war laut versammelt.
Da schien es mir beinah,
Als trügen jene Scharen
In sich den Urbeweis
Der Kraft des Sonnenwahren
Bis vor das Bild zu Sais.
Dort hockten stumme Beter.
Da drang, nach Art und Weis
Der Krieger, ein Trompeter
Hervor aus einem Kreis
Ekstatisch krampfverdrehter
Erleuchteter von Sais!
Er blies und rief: »Für Väter
Der Gaue schafft ein Gleis,
Ihr andern folgt erst später:
Der erste sei ein Greis!«
Ich aber rief: »Wo geht er?
Daß er um keinen Preis
Vor mir, dem Lichtvertreter,
Den Schleiertand zerreiße?«

Nun hört ich ein Gezeter.
 Es heulte das Geschmeiß
 Der Weiber, Missetäter,
 Besessenen zu Sais.
 Da lag das Pack in Krämpfen.
 Ein Knäul von nacktem Fleisch!
 Um Wut und Brunst zu dämpfen,
 Schrie Ra durch das Gekreisch:
 »Das Heil will ich erkämpfen:
 Verstummt, da ichs erheisch!«
 Doch brüllten Weiber, Kinder
 Jetzt stärker und zu Fleiß.
 Und Bauern trieben Rinder,
 Mit Peitschen, in den Kreis.
 Sie riefen: »Schmerzverwinder,
 Wann hilfst du uns zu Sais?
 Was soll mir Pein und Mühe,
 Was Plage, Drangsal, Schweiß,
 Zerstampfen Stier und Kühe,
 Das eigne Weib, — als Geis!
 Wenn ich in Fieber glühe,
 Am Feld, das junge Reis!«
 »Es sollt ihr armen Bauern,
 Versammelt hier zu Sais,
 Im Traume nicht erschauern,«
 Rief Ra; »und zum Beweis
 Begründ ich vor Beschauern
 Was stets Ra-Arbeit heiß!
 Die wird euch überdauern;
 Ihr gebt mir nur den Gneis:
 Ein Werk daraus zu mauern,
 Wie ich allein es weiß!
 Kein Volk wird es betrauern:
 Der Welt vermach ich Sais!«
 »Wir werden schmähen, keifen,

Bis du uns nicht erhörst,
Uns fest darauf versteifen,
Daß du den Alb zerstörst,
Und jammernd Sais umschweifen,
Bis du den Spuk beschwörst!
Wir schließen einen Reifen,
Und wenn du dich empörst,
So wird man sich vergreifen,
Weil du das Land betörst.
Versuch nicht zu entkneifen,
Da du den Strauß verlörst!«
So schrie beim Stadtumstreifen,
Ägyptens Volk vor Sais.
Dies ward ein Johlen, Pfeifen,
Ein wütendes Gekreisch.
Selbst Kinder sah man kneifen,
Zur Stärkung ihres Schreis.
»Ihr seid zu viele Bauern:
Ich schaff den Priesterstand!
Wenn Träume euch belauern,
Entschüttelt sie durch Sang
Und gebt mit Felsbehauern,
In einer Riesenwand,
Tief zwischen Felsenmauern,
Dem Schreckgesicht Bestand!«
Dies hatte Ra verkündet!
Wo man sich schlug und wand,
Da war sein Kult begründet,
Im nilgebornen Land.
Da hat den Glaubensbrand,
Wo still der Schlammfluß mündet,
Die Sprache Ras entzündet,
Gott schaffend, gottgesandt!
»Die Widder kommen nächtlich,
Als Spuk, in unsern Gau:

Die Zahl ist gar beträchtlich,
Wir sehn sie ganz genau;
Stumm sehn sie und verächtlich
Auf uns, in unsrer Au,
Und scheinen unanfechtlich
Bis spät im Morgengrau:
Drum sperr du sie bedächtig
Des Nachts in ihr Verhau!«
So rief man. »Ist es rechtlich,
Daß eine große Sau
Mit Ferkeln, mitternächtlich,
In unserm Kürbisbau
Gefräßig und geschlechtlich
Am Dasein sich erbau?«
So mischten mit Emphase
Sich andre ins Geschwätz:
»Bei uns ist es der Hase,
Der wider das Gesetz«,
Schrie plötzlich eine Blase,
»Uns plagt. Und wie ich schätz,
Frißt er den Kohl im Grase,
Wenn je ich solchen setz!«
»Kein Alb soll euch entsetzen,
Daß man sich drauf verlaß,
Ich kann ihn grabwärts hetzen!«
Rief Ra begeisterungsblaß.
»Nach seinen Lebensplätzen
Sucht traumgrau, voller Haß,
Was ihr mit Axt und Netzen
Und ohne Unterlaß
Getrachtet zu verletzen!
Drum zieht nunmehr fürbaß,
Das Tierbild beizusetzen
Im eignen Nachtgelaß!«
»Kein Reiher läßt sich fassen,

Wenn ich im Schlaf mich wetz!
Des ganzen Gaues Sassen
Verstricken sich im Netz,
Wo Vögel früh verblassen,
Ob sie das Licht verletz:
Drum sag, wie man Grimassen
Der Nacht sich widerset?«
So riefen die Erwerber
Der Landschaft hart am Nil. —
»Und uns umrauscht der Sperber,
Wir töteten zuviel!
Wir wurden Jagdverderber,
Weil Morden uns gefiel:
Kein Landvolk hauste herber
Beim grausen Jägerspiel!«
So rief ein starker, derber
Gaustamm mit Aarprofil;
»Jetzt sind wir Rangbewerber,
Mit Hohenpriesterziel:
Sind wir einst Machterwerber,
Bleibt doch der Stand servil!«
Da rief der Kraftverleiher,
Ägyptens Ra: »So seis,
O Sperbergau, du freier,
So komm, ich überweis
Dir Macht und Schutz vom Schleier
Der Gottgewalt zu Sais!
Euch Priester, Prophezeier,
Euch Wissende umkreis
Der Sperber heilger Weiher,
Als Sohn des Sonnen-Eis:
Am Mittag aber sei er
Euch Sinnbild, Hort und Preis!
Ich will, daß man ihn feier,
Verehr und monatweis,

Als Sohn vom Lebensfreier,
 Von Ra, der Urkraft, preis!
 Ihr andern nehmt den Reiher
 Und was euch quält, — die Geis!
 Die Hasen, Storch und Geier,
 Gewährt euch wechselweis
 Mein Gau und Gotteinweiher:
 Auch Träger des Geweihs
 Bekommt ihr Bauern, Meier,
 Nach Schreck und Zweck zu Sais!«
 Nun heulten Männer, Weiber:
 »O Herr, ein böses Tier
 Ist unser Ruhvertreiber!
 Doch sind wir alle hier:
 Gesellen, Weber, Schreiber,
 Und flehen fromm zu dir:
 O heile Seelen, Leiber
 Vor der Dämonengier!
 Wir sind nicht Übertreiber!
 So glaub, ein Albvampir
 Ist jener Nachtdurchbleiber
 In unserm Schlafquartier;
 Wir spüren nur den Schrecken,
 Wir fühlen einen Druck
 Und können uns nicht recken,
 So bleischwer wiegt der Spuk!
 Ein Sarg will uns bedecken,
 Da kann kein Stoß und Ruck
 Der Sklaven uns erwecken,
 Da ist es, als verschluck
 Ein Würgerschlaf, in Säcken,
 Den Rumpf, daß er verzuck!«
 »Das sind die Totenlehren!«
 Rief Ra gedankenschwer:
 »Verstorbene begehren

Die Sonnenwiederkehr!
Sie wollen euch beschweren:
Begrenzen euch stets mehr,
Zurück zu sich zu kehren,
Was langsam im Verkehr
Sich ändern kann, verzehren:
Denn bleibt ihr wie bisher
Und haltet ihr in Ehren
Was heilig ist und hehr,
So könnt ihr fort euch wehren:
In ewger Todeswehr
Wird jung sich das gebären,
Was nie den Stamm versehr!
Dann taucht ihr in der Rasse,
Als Form, die stets sich gleicht
Und werdend nur erfasse,
Was ihr die Urform reicht,
Als ewger Hintersasse,
Empor, wo Gleiches weicht!
Und solche Völkermasse
Erzeugt sich stracks und leicht:
Denn, daß Bewehrtes passe,
Bleibt überall erreicht.
Kein Krieg, geschürt vom Hasse,
Der, kommend, euch durchschleicht,
Erzwingt sich eine Gasse,
Die Jungformen umdeicht.
So horcht auf eurer Ahnen
Sichselbsterhaltungsschrei!
Auf friedenfreudiges Mahnen
Und Schlafaufwiegelei!
Beschreitet ihre Bahnen,
Macht euch vom Albdruk frei!
Der Kultus, den wir planen,
Verlängert eure Reih

Zu Lebenskarawanen
Im Schutz der Wüstenei.
Verbleibt beim Gutgetanen,
Aus Ahnenschwärmerei
Und steht als Untertanen
Den Ra-Erstarkern bei!«
So sprach der Gott, da brachte
Ein junger Menschenbund,
In dem der Kult erwachte,
Ein Untier groß und rund
Aus einem tiefen Schachte
Vom Fels herab zum Sund.
Beim Tragen überdachte
Sein Rumpf die Männer, und
Der Eindruck, den es machte,
War wunderlich und bunt.
Man trug den Unhold sachte
Und gab den Leuten kund,
Dies sei ein Gott und schmachte
Nach Kult und Erdenrund!
Man rief, er übernachtete
Verschrumpft am Grottengrund,
Und wenn auch tot, so trachte
Der hohle, heilige Fund,
Daß ihn der Mensch betrachte!
Trotz Bauch- und Leberschwund,
Empfehl es sich, man schlachte,
Für den bezahnten Schlund,
Ein Opfertier und achte
Auf seinen Rumpfbefund;
Und wo man dies erdachte,
Ward man zur Stund gesund!
»Ach Ra, aus Schreckensnächten,
Vom Zorn des Albgottskloß,
Mach uns mit regelrechten

Beschwörungsformeln los:
Bestimm, uns selbst zu knechten,
Wir wünschen den Verstoß
Und wollen nimmer rechten,
Denn unsre Not ist groß!
So hilf den Spuk zu ächten:
Gar schrecklich ist das Los,
Gewürgt von Werggeflechten,
Erstarrt und atemlos,
Verklemmt in Todesschächten,
Zu sinken in den Schoß
Von feindlich-schlechten Mächten:
Die Freiheit gib uns bloß! «
So schrien bejammernswerte
Gepeinigte nach Fron.
Und Ra, der Gott, bescherte
Ägypten seinen Thron.
Dem Volk zu Sais erklärte
Er kühn die Sonnvision:
»Das, was ich euch gewährte,
Wird jetzt zur Religion.
Es sehn die Priester schon,
Daß sich zum Guten kehrte,
Was euch, zu Spott und Hohn,
Als Alb, den Schlaf verwehrte;
Drum lebe jetzt und wohn,
Wer lang die Rast entbehrte,
In Glück daheim, zum Lohn:
Und Priester und Gelehrte
Bewachen die Nation!
Ihr müßt euch gleich erhalten!
Drum schafft ein Glaubensbild
Des gutbewährten Alten!
Und Inbrunst kühn und wild,
Laßt rings im Stein erkalten!

Was jung und frisch entquillt,
Mag eure Kunst gestalten.
Doch was am meisten gilt:
Euch selbst müßt ihr verwalten,
Wie Ra euch einst gedrillt!
Dies wird den Kult entfalten,
Und durch ein Lichtgebild
Bleibt ihr dann ungespalten:
Der Wechseltrieb gestillt!«
Da war es, als entflamme
Urplötzlich Ra das Land.
Im aufgebrauchten Stamme
Geschah schon allerhand.
Da schrie man: »Ra, verdamme,
Was dir als fremd bekannt,
Und schütz mit festem Damme
Nur was uns eng verwandt;
Erzwing durch unduldsame
Verbote den Bestand!«
»Ich laß vom Bräutigame!«
Schrie plötzlich brunstentbrannt
Ein Mädchen. »Zieh als Amme
Zum Kalb, das Ra gesandt!«
Befahl dem Weib ein Gatte,
Der eben sich entmannt.
»O Vater mein, gestatte,«
Rief jemand überspannt,
»Daß ich dich neu bestatte,
Der du in Nacht gebannt!
Ich heb die Felsenplatte
Vom Grab mit eigner Hand;
Was ich am liebsten hatte,
Das sei dir zugewandt.
Nun ruh auf andrer Matte,
Da nimm auch mein Gewand!«

Dann war es, als ermatte
Der Grabgestikulant.
Nun wurden lange Züge
Einander stumm gewahr.
Die brachten Eimer, Krüge
Und was ihr Hof gebar,
Den Fruchtpreis ihrer Pflüge,
Spontan zum Ra-Altar!
Man dachte, es genüge,
Bringt jeder Opfer dar,
Daß sich ein Staatsgefüge
Fest aufbau und bewahr.
Doch änderten die Züge
Der opferwilligen Schar
Sich rasch, als Ra, zur Rüge,
Nun aufschrie: »Die Gefahr,
Die Gauen droht und Glauben,
Ist stets der Seelengeiz!
Wohl haben Lämmer, Tauben
Für Priester Wert und Reiz,
Doch nie werd ich erlauben,
Daß sich ein Reicher spreiz,
Weil er von üppgen Lauben
Am Felde, allerseits,
Die beste Frucht kann klauben!
Zur Lindrung eures Leids
Müßt ihr euch schwer berauben:
Beim Schwören eines Eids
An alle, die verstauben,
Wird nur des Ahneneids
Plagkraft und Wucht verschnauben.
Drum nehmt das Liebste! Weihts
Für ewig euren Toten,
So lang ihr lebt und leibt!
Auch euch wirds einst geboten,

Wenn ihr euch jetzt verschreibt
Und tut, was ich geboten!
Der Sohn, der hinterbleibt,
Erhalt euch mit devoten
Gefühlen wohlbeleibt
Und frag bei Totenboten,
Ob ihrs, wie einstens, treibt!
Im Dasein sich verknoten
Vermag, wer sich beweibt.
Doch das ist tief verschieden,
So wie es Könige gilt
Mit Freuden, wie hienieden,
Im westlichen Gefild,
Für ewig zu umfrieden!
Denn Könige sind gewillt,
Von allen Unterschieden
Der Stände sich ein Bild
Im Tändeltraum zu schmieden:
Drum bergt, was ungestillt
Verloht, in Pyramiden!
Auf Sorgen, flüchtig wild,
Legt einen todsoliden
Sargdeckel, wie ein Schild.«
Da schleppte man die Blöcke
Ekstatisch hin zu Ra.
Auch waren Opferstöcke
Von überall schon da.
Geschrei und Bocksgeblöke
Verrieten, was geschah.
Die Obern schwangen Stöcke
Und töteten beinah;
Doch band man sich an Pflöcke
Ganz willig, und man sah,
Wie Menschen — Kühe, Böcke
— Umtanzten mit Hurra!

»Laßt Urerfüllungszacken
Als Wunderbau entstehn!
Die schwanken, scharfen Haken
Der Bilder, die verwehn,
Ergreifen sich und packen
Euch stets beim Untergehn.
Jetzt tragen sie als Nacken
Von Männern, die da flehn:
Kein Albgott soll sie zwacken!
Sie türmen auf, zergehn.
Ihr Sein ist Ziegelpacken,
Befehlen und verstehn,
Verunglücken beim Backen,
Vor Schmerz das Aug verdrehn!«
Rief Ra. »Fürwahr, das Große
Ist nötig, schon getan.
Nun lohts vom Erdenschoße
Empor als Menschenwahn.
Der Schmerz vom wuchtgen Stoße
Gab Schürung dem Orkan:
Daß man sich schlag, erbose,
Gehört zum Brunstvulkan!
Doch bleibt vom Tagalbkloße
Nichts übrig als ein Zahn;
Beim Aufbau schon Ruine,
Durchweht vom Todeshauch,
Entsteh das Grab — und diene,
Beim Werden, als Verbrauch
Des Seins und als Maschine,
Die Sonnwucht knapp verpfauch!
Doch Bauer und Beduine,
Im Bann vom neuen Brauch,
Der Menschen Stromlawine,
Die sich ums Zweckmal stauch,
Das Weib mit Schreckensmiene,

Mit aufgeschlitztem Bauch,
Das gläubig zu empfangen
Sich wild der Frucht entleert
Und, voller Brunstverlangen,
Die Ahnen, die es ehrt,
Die längst schon heimgegangen,
Als Kinder nur begehrt,
Das sind die Schicksalszangen,
Die ewig unversehrt,
Aus dumpfem Zukunftsbanen,
Urmächtig, unverwehrt,
Scharf ineinanderhängen!
In diesem Fall verzehrt
Der Raffzahn der Erfüllung
Sich spurlos nicht und läßt
Des Nötigen Leibumhüllung
Als Felseck scharf und fest.
Und tiefster Kraftverknüpfung
Stumpfwunderlicher Rest
Erstarrt in Stein auf Erden!«
Der Pöbel schien mir Gleis
Und Pläne zu gefährden,
Da blickt ich sehnsuchtsheiß
Empor aus diesen Herden.
Inmitten des Geschreis
Stand Ra, mit Kraftgebärden.
Sein Mantel, schwer und weiß,
Konnt nimmer blutig werden,
Und zu mir sprach er leis:
»Nach Trübsal und Beschwerden
Berausch dich nun zu Sais!«

Ach, Fata Morgana der Sagensahara,
Erhabener Abglanz des alten Ägypten,
Ich las deine Texte von Wandmanuskripten,
Ich wagte und schwankte; da kamen und kippten
Die Tempel mit Inschriften um. Und all das sah Ra!
Da stand er auf endlosen, schwebenden Treppen.
Ich kniete auf Stufen, am untersten Rand,
Und fühlte des Baues erstarrten Bestand:
Da wollt ich mich lichtwärts zum Taggotte schleppen.
Es warf noch sein Leib einen menschlichen Schatten,
Der fiel über Treppen, als Teppich, herab.
Ich stammelte lange, und bat ihn dann knapp,
Er möge mir Eintritt und Einsicht gestatten.
Dann kam ich zum Schatten. Ich faßte den Saum.
Denn dieser war wirklich, die Treppe ein Traum!
Ra blickte nach Westen und streckte den Arm
Zur Sonne hinüber, die aufwärts gewuchtet.
Der Tag war entflammt und das Dunkel verschluchtet:
Sein Auge ganz klar und sein Atem so warm.
Und Ra starrte schweigsam dem Taggott entgegen,
Der war uns im goldenen Karren genaht:
Kein Wind schien durch Ärmel und Falten zu fegen,
Und dennoch verwehte und schwand sein Ornat;
Auch brauchte kein Wollen den Ra-Arm zu regen,
Nackt ragte er sonnwärts, als Warnung und Tat!
Da packten gar grimmige Riesen den Wagen,
Der Horus von Osten herübergetragen.
Sie ballten und krallten sich fest an die Räder.
Sie sprühten und glühten und behten aus Wut.
Es barst fast ihr rachsuchtentflammtes Geäder,
Da nirgends der Himmel Gewitter entlud!
Nun zogen auch wirklich die gierigen Hände
Der feindlichen Mächte den Wagen hernieder.
Nun wars, als ob alles im Brande verschwände.
Es fanden der Rosse geschmeidige Glieder,

Samt Speichen und Deichsel und Karre, ihr Ende.
Da öffnete Horus, der Lichtgott, behende
Das flimmernde, herrliche Tagesgefieder!
Zum blauenden Saume verzitterte Iris.
Es trugen des Sonnenballs machtvolle Spannen,
Zerflitternd den leuchtenden Ra-Sohn Osiris,
Aus flammendem Karren der Ankunft, von dannen!
Von Eindrücken, die mich so innerlich packten,
Hat wohl mein Bewußtsein nur einge erhascht.
Wo war ich? In grabpyramidenumzackten
Gefilden des Delta, mit Staub überrascht?
Hat Fließen und Branden von Nilkatarakten
Vielleicht meinen Halbtraum gar stark überrascht?
Ein riesiger Kessel umschloß mich im Kreise.
Auch stand ich so hoch, daß ich Gleise und Reise
Des Stromes in weitester Ferne gewahrte.
Ich sah, wie der Nil sich im Süden zerteilte,
Durch Schluchten schnell eilte, im Sande verweilte,
Sich einte und trennte und abermals paarte.
Doch gab es kein Ende, als glühenden Sand
Und, näher beinah, eine flammende Wand
Und rückwärts vielleicht einen anderen Brand!
Der Nilstrom schien langsam herunterzufließen.
Er schlich durch die Wüste in breiter Verschlingung,
Um rasch unter mir dann vorüberzuschießen.
Dies war wie ein Anlauf zur Aufstiegserzwingung,
Um mühsam den Schlamm in die Höhe zu wälzen
Und endlich empor auf den Abhang zu kommen.
Gar prächtige Vögel auf riesigen Stelzen
Umzogen den Strom, der die Nordwand erklommen,
Dann schienen sich Haine und Licht zu verschmelzen!
Dies war wohl ein Trug, der am Himmel erglommen?
Oft schien er so deutlich, oft goldrauschverschwommen!
Nun konnt ich den Blick schon zur Sonne erheben,
Zwar tiefer als wir steht sie nirgends und nimmer

(Die Warte sei hoch oder meerspiegeleben!) —
Doch scheint sie des Morgens der See zu entschweben,
Versinkt sie des Abends im flutenden Schimmer,
So stehn wir so hoch wie die Purpurglutbrandung,
In der sie im eigenen Lichtsturm zerprallt,
Denn nur was uns scheint, trägt der Logik Gewandung
Und gibt unsrer Urvernunft dauernden Halt!
Ihr Gräberkolosse, erzirkelt und protzig,
Erstarrte Symbole unbändiger Stumpfheit,
Ihr macht mich rebellisch, verwegen und trotzig!
Nur anspruchsvoll, ausspruchslos, dumm fast und klotzig,
Verwahrt ihr die Mumien in modriger Dumpfheit;
Ihr sagt zwar, daß Völker gar lang, als Barbaren,
Des Stammlandes Wesensart halten und wahren,
Und wenn innre Gluten den Wechsel entfachen
Und Horden als fahndende Menschen erwachen,
So wuchte die Starrform gespensterhaft nach
Und baue sich Fetisch und Ahnengemach!
Doch ist, was nur ruhn will, verrucht und verflucht!
Die Scholle soll geben. Die Erde muß spenden.
Und wer sie begehrlieh, mit Lust, untersucht,
Den will sie mit Schätzen verwirren, verblenden,
Dem wird sie auf Wänden mit Schattenlegenden
Die Bahnen bedeuten, das Werk zu vollenden,
Um Furcht von sich selbst und der Menschheit zu
wenden!

Sie schenkt und versagt ihren weiblichen Reiz:
Vergibt uns die Habsucht, doch nimmer den Geiz:
Mir selber verzeiht sie und liebt mich bereits!

Ihr Seelenkrampfkristalle, tote Pyramiden,
Alte Stillstandsmale, starre Dauertrümpfe,
Wie ist die Menschheit doch von euch verschieden!
Ich hasse euch, ihr starren Urwuchtstümpfe!

Verachtung zoll euch, ihr gewaltsstupiden
Albhorde, jetzt die Plebs der Sudelsümpfe:
Ich will, daß gegen euch, nach Störenfrieden,
Die Nasen störrisch selbst das Rudel rümpfe!
Wer sind die Gäuche, die ich rings vermute,
Die gräßlich nun entstehn, daß ich erbleiche?
Vampirenbrut, du trinkst von meinem Blute!
So weiche doch, noch bin ich keine Leiche,
Kaum ahnst du selber dich eine Minute,
Und schon ist es, als ob dich Lust durchschleiche:
Schon regt sich, was soeben scheinlos ruhte.
Welch neuer Alb erscheint im Mumienreiche?
Es ist, als ob mir Furcht und Mut entflute
Und ringsum Rümpfe zum Gefühl erweiche.
Ach, wie entstehn doch alle Weltenwesen:
Was ist Bewußtsein, was Geschlecht, Verstand,
Was Sitte, Leib und Seelenantithesen,
Wie geht, was sich bekämpft, stets Hand in Hand?
Wie könnten wir von Spuk und Furcht genesen?
Du Sonne, brich der Starrheit Widerstand!
Wozu, mein Ra, hast du mich auserlesen,
Was wollt ihr Bestien wut- und brunstentbrannt?
Soeben seid ihr nichts als Alb gewesen,
Und schon erscheint ihr meinem Sein verwandt!
Die Hälse reckt ihr überlang vom Rumpfe,
Auch zwängt aus eingen sich bereits ein Kopf.
Dort ists, als ob ein Löwenleib verschrumpfe,
Und seine Mähne flechtet sich zum Zopf.
Zu Klumpen scheinen Stuten zu verstumpfen,
Doch wächst ihnen dafür ein Menschenschopf.
Nach Leben sehnt sich aber traumschwer alles:
Die Ruhwucht, Urbrunst des Uräußerrings
Vereint sich selbst, bei des Ellipsenfalles
Vernunftgeburt, und zeugt sich neuerdings,
Beim Umlauf, kraft des Aufwärtspralles

Und der Beweglichkeit des tiefsten Dings
Und starrt als Schwerpunkt unsres Dogmenwalles!
Und wie im Zauberbanne eines Winks
Versteinerte nun jedes Tier zur Sphinx
Und reihte sich um mich: ja, rechts und links
Erblickte ich priapisch steile Obeliske.
Da wars vom Weiberhaltenden, als drings
In weiche Leiber, als fixierten Basiliske
Das stracks Erstarrende, zur männlichgraden Sphinx!
Und Tausende von Ra-Osiris' Sonnendiskens,
Im Vollbesitze ihres Irislichtgeblinks,
Umschwirrten Purpursphinxen weiter Tempelzonen,
Wie Lichtgedanken zwischen Glut- und Blutvisionen.
Es mußte Ra in solchen Tempelhallen thronen,
Damit sein Ruhbewußtsein sich für uns bewahre,
Und Ra-Gedanken, lauter unsichtbare Aare,
Umkreisten mich im Flügeltakte von Äonen!

Ein Alldruckgebirge, menschlänchtig und nänhtlich,
Entwuchs nun der Erde und scharrete mich ein.
Sein Sphinxblick nach innen durchdrang mich verächtlich,
Und rings das Gekröse erstarrte zu Stein.
Da schlug meine Seele, ein ängstlicher Vogel,
Ihr weißes Gefieder. Dann schwand mir das Licht.
Die Sphinx ward zum Berge. Ihr Kopfknauf ein Kugel.
Ihr Rumpf wohl ein Tierleib: ein Gott ihr Gesicht.
Und endlich erwacht ich aus Enge und Graun.
Und schlotternde Schatten, verschwommen und braun,
Gestatteten gelbes Gerank zu erschauen.
Gestalten verschwanden und trennten sich, wippten,
Wie einst ich sie sah, nun in schwefligem Glanz.
Da rief eine Stimme: »Erwach in Ägypten!
Germane, verträume das Träumen beim Tanz!
Verschling, die vom Nektar der Traumgötter nippten,
Und stehe dann fest und gehöre uns ganz!«

Waren dies die Sphinxfelsfibern,
Die da schwollen und erstarrten?
Wars ein Ruck von Weltverschiebern,
Die noch tief in Grotten harreten?
Oder kam ich selbst ins Fiebern,
Als um mich die Berge knarrten!
Welch Gezücht von Ottern, Bibern
Quietschte in den Felsenscharten,
Als, aus Höllenschluchtkalibern,
Grufteinbrüche sie verscharreten.
Bäche sträubten sich und zischten
Auf und nieder durch Kulissen:
Wo sich Fels und Wasser mischten,
Ward der Strudel fortgerissen.
Eulen, die mit Hast entwischten,
Prallten auf an Hindernissen;
Und ich sah die mörderischen
Szenen jetzt in Schattenrissen.
Riesengroße Schlangen fischten,
Aufgereckt, nach Leichenbissen!
Aufwärts langten sie nach Beute.
Senkrecht standen sie im Kessel.
Und ich wußte: dies bedeute,
Daß, was tot schien, sich entfessel:
Und bald peitscht die Albspukmeute
Uns mit Dorngerank und Nessel!
Mumien sehn ein neues Heute.
Tod, sitz fest auf deinem Sessel,
Denn, was deine Hand zerstreute,
Bricht die Raum- und Zeitmaßfessel!
Und als Schlangenhälse barsten,
Da entkrochen Lurchenkröpfen
Nestbesätze mit bizarrsten
Schwulstentschlüpften Doppelköpfen;
Und die allersonderbarsten

Vögel, mit Gesicht und Zöpfen,
Flogen aus den totenstarrsten
Mumien auf und Urnentöpfen.
Schlünde sah ich rasch verkarsten
Und im Nu ihr Schreckbild schöpfen!
Felsen zeigten, daß sie leben,
Daß die totgeglaubten Steine,
Ewig wechselnd, sich erheben.
Katzenklumpen, Riesenschweine
Schienen fast im Sprung zu schweben;
Und im letzten Wonnehaine
Trat ein Stier auf heilige Reben.
Rosse schleppten Menschenbeine,
Und von Dreck und Aas umgeben,
Schnaubten Hunde Feuerscheine.
Plötzlich klappte eine Spalte,
Und des Tages gelbe Grelle,
Die ins dunkle Wirrsal prallte,
Bannte uns an Ort und Stelle.
Nur ein Mannestorso ballte
Sich empor mit Riesenschnelle:
In ihm staute und verkrallte
Sich die letzte Lebenswelle,
Und der Glast, der einwärts wallte,
Glich da einem Löwenfelle.
Ja, es krümmten sich und zuckten
Rumpfgestalt und Muskelbänder,
Denn sie alle würgten, schluckten
Unterspuk und Leichenschänder.
Keine Kopfknaufschwülste guckten
Wuchernd über Halsstumpfpränder,
Denn die Brut von Spukprodukten
Lang verheerter Unglücksländer
Schrumpfte ein, und manche duckten
Selber sich im Zweckvollender;

Berge wurden Muskelgruppen,
Rückgratfurchen Gießbachschachte!
Achselhöhlen Grottenkuppen:
Jedes Ungeheuer brachte
Abfallschnitzel, Wesenschnuppen
Unter, als ihr Herr erwachte.
Knorpeln, Muskeln, Fleisch entpuppten
Stets, was ihr Entstehn entfachte:
Drachen, Lurche, Urbrunsttruppen
Wurden, daß ein Arm sie schlachte!
Rings auf albbefreite Länder
Schien der Mittag heiter nieder,
Wolkenberge, Inselränder
Gaben klar die Wollust wieder,
Die das Meer, der Liebesspender,
Aus dem Irisflittermieder,
Rings durch Schleier, durch Gewänder
Und mit Lust- und Luftgefieder,
Wallen läßt, als Freudensender!
Steil um schroffe Inselglieder
Wand sich eine Strandgirlande,
Und die See, die weiblichweiche,
Spielte mit dem feinen Sande.
Sie, die trug- und schimmerreiche,
Schwellte Flittergold zum Strande:
Und da warfen Klippen, Teiche,
Scheine, Splittergold, zum Pfande,
In die See zurück, fürs gleiche;
Und so suchte, im Verbande,
Jedes, daß es Lust erschleiche!
Aus den Rätselbuchten fuhren
Windgetragne Segelboote,
Und auf ihren goldnen Spuren
Sah ich, wie die Schönheit lohte.
Volle, junge Kraftnaturen

Folgten da dem Lichtgebote,
Fernen, fremden Kreaturen
Hold zu sein als Liebesbote:
Und ich wünschte, fern auf Fluren,
Glück dem Schönheitsaufgebote!
Rings um Brunnen, klare Quellen,
Wuschen Königskinder Linnen:
Solches Mädchenspiel mit Wellen
Wollte Venus einst ersinnen,
Daß der Busen holdes Schwellen,
Vor der Mädchen Prüfersinnen,
Sich dort spiegeln und erhellen
Müßte, stündlich, vor dem Minnen:
Pracht zur Strahlust zu gesellen,
Ist der Venus Urbeginnen!
Aller Herrlichkeit Vollendung
Sah mein Aug, im Abendglanze,
Vor sich stehn, als reife Sendung.
Nackt, mit einem Myrtenkranze,
Ward ein Weib, mit keuscher Wendung
Ihrer Hüften, jetzt der ganze
Zaubertraum von Schönheitsspendung!
Ach, in einem Totentanze
Traf mich plötzlich volle Blendung:
Helena stand auf der Schanze
Priamus', — und Troja brannte!
Und ich sah, wie sich begehrlieh
Heldensinn zu Fernen wandte!
Völker schienen unversehrlieh,
Als die Not sie westwärts sandte:
War die Fahrt auch grundgefährlich,
Kam man doch um Riff und Kante;
Fehlte auch, was unentbehrlich,
Wenn kein Wind die Segel spannte,
Blieb doch Raubsucht unverzehrlich!

Grüne, schmale Länderstrecken
Zwischen gelben Horizonten,
Silberranken, Städte, Flecken,
Felsenlehnen, die sich sonnten,
Kolossale Gräberrecken,
Ewig stumme Gruftremonten,
Tempel zu Begräbniszwecken,
Schrecklich starre Festungsfronten
Sah ich rings das Feld bedecken,
Das mir Träume geben konnten.
— Aller Vögel Zufluchtstätte,
Anhalt meiner Trostgedanken,
Reich der Toten, stau und rette,
Was du kannst, in schattenschwanken
Wunschphantomen: ach, verkette
In den blassen Traumesranken,
Jetzt im stummen Spukballette,
Aller jener, die versanken,
Die, die ich so gerne hätte:
Ach, vermöcht ichs, dir zu danken!
Helden wohl, nach dem Gebaren,
Mann und Weib in Brunst verschlungen,
Konnt ich nun berückt gewahren.
Just ist Lust ins Weib gedrungen.
Er, bedeckt von ihren Haaren,
Schwand beinah vom Weib bezwungen:
Manneswucht zu offenbaren,
Ist er keuchend aufgesprungen!
Sie ist mit emporgefahren:
Keinem ist der Sieg gelungen.
Tief verschmolzen, brunstbeklommen,
Konnte niemand matt entschleichen,
Zueinander zuckten, klommen
Beide wonneschauergleichen
Leiber, deren Lust erglommen.

Wieder hat sie seine reichen
Lebenskräfte aufgenommen,
Doch nun mußte sie erbleichen,
Plötzlich war sie weißverschwommen:
Dort ihr Fleisch schien zu erweichen.
Noch! Sie hockten alle beide
So verkrümmt, aus Brunstverlangen,
Daß die Blicke, voll vom Leide
Ihrer Lust, mich wild bezwangen.
War ich beider Augenweide?
Galt mein Schmerz und Schauderbangen
Als der Ausdruck nur vom Neide,
Weil sich Schemen hold umschlangen?
Hell erblitzte ihr Geschmeide,
Ihre Augen, ihre Spangen,
Denn nun war sie weiß wie Kreide.
Wieder hat ihr Leib empfangen.
Dennoch wars, als ob er leide:
Sprühend waren seine Wangen,
Unerschöpft die Eingeweide:
Sie doch blieb, von ihm umfängen,
Ein Skelett im Schleierkleide:
Ihre letzten Gluten drangen
Wie durch leichte, bleiche Seide.
Augen und Rubinenschlangen
Glühten jetzt so schauertrunken:
Alles, was ich um mich sah,
Schien ein Streit von Wollustfunken,
Ach, und ich erkannte da
Jener Augen Glühn und Prunken:
Meiner Toten war ich nah!
Wie! sie winkte halbversunken?
Gräßlich war nun, was geschah:
Schon zersetzten dunkle Tunken
Antonius und Kleopatra!

Wie bist du furchtbar hingeschwunden,
Geliebte mein, Geliebte mein,
Wie konntest du mich so verwunden,
War deine Seele niemals rein?
Nein, nein, sich so verrucht bekunden:
Der Frevel geht mir nimmer ein!
Als Buhlin jenem dort verbunden,
Soll dies ein Neugierantrieb sein,
Daß ich in grausen Marterstunden
Dich nun verfolg mit Graun und Pein?
Ist dies die Feindschaft der Geschlechter,
Der ewge Amazonenkrieg?
Schon seh ich Männerscharen, Fechter,
Mit ewigvorbestimmtem Sieg!
Dort ists! Als ob ein Troß bezechter
Mänaden sich durchs Dunkel schmiegt:
Und schon durchzuckt mich Brunstgelächter,
Das lang in meiner Seele schwieg.
Auch träumt sich kaum was folgerechter,
Als, daß schon eins beim andern liegt!
Nun will das Weib den Mann bezwingen.
Wie es bestrickend ihn umnetzt!
Er muß die Weiblichkeit durchdringen.
Ach, wie der Mann die Beute hetzt!
Nein, beide wollen sich verschlingen!
Der Haß wird langsam abgewetzt.
Der Friede will auch hier gelingen:
Es ist im Urlaub festgesetzt,
Daß Ruheformen jung entspringen,
Wo irgendwas das Maß verletzt.
Die Schatten seh ich rings verschwinden.
Nun taucht ein Jüngling strahlend auf.
Mein Auge scheint fast zu erblinden,
Als ob es Goldgeflock betrauf!
Wie Knospen langsam sich entrinden,

Entschwillt nun Anmut jedem Knauf
Der Sehnen, die sich herb verbinden,
Und endlos ist ihr Fleischverlauf.
Des Jünglings Namen will ich finden,
Ich denke nach, wie ich ihn tauf:
Antinous, nicht Bacchus heißt er
Und wird als Ziel emporgeschnellt.
Als Frucht entschwundener, entgleister
Gestalten, die er rings zerschellt,
Ist er versuchsgeburatumkreister
Endzweck, der sich ins Menschtum stellt!
Wird ein Geschlecht sein hehrer Meister?
Erscheint die Zeit, da er verfällt
Und andre junge Sonnengeister
Befruchten, was sein Maß erhält?
Leibhaftig sah ich ihn soeben!
Die Einsicht hat ihn mir erhellt:
Weltkräfte, die uns Knorpeln geben,
Die Weiblichkeit, die Busen schwellt,
Die haben sich als Formbestreben
Zusammen hier als Leib gesellt.
Von Milch der Weiblichkeit umgeben,
Von Mädchenanmut zart umwelt,
Seh ich den Jüngling keusch erbeben:
Um den Epheben ringt die Welt!
Tod, du menschlicher Gedanke,
Sag, wann wirst du ausgewischt?
Was nicht harren kann, das Kranke,
Wann wirds plastisch aufgefrischt?
Werden uns nach wildem Zanke,
Wenn die Rachsucht einst verzischt,
Feste Bissen mit dem Tranke
Selger Räusche aufgetischt?
Noch erzwingt sich keine Schranke,
Bis der Aufruhr nicht erlischt!

Hier in diesem Herd der Gärung
Seh ich Bilder wild vermengt:
Sklaven, ohne Rast und Zehrung,
Werden rasch zurückgedrängt.
Wer nichts suchte als Belehrung,
Wurde nutzlos angestrengt.
Wünschte jemand gar Bekehrung,
Weil ihn Todesfurcht bedrängt,
Hat er Urteil, Gott, Entbehrung
Selber über sich verhängt!
Zwischen rundverzweigten Schienen
Ist der Tod ein Sektorschnitt,
Durchgefurcht durch Brunstlawinen,
Voll bewegtem Lebenskitt.
Hier kann nur Erfahrung dienen,
Sonst hält der Verstand nicht Schritt!
Unter Fratzen, wilden Mienen,
Geht der Tod mit Würde mit,
Doch er ist als Bild erschienen:
Platon ists, der ihn vertritt!
Unfügbar ins Wechselganze
Bleibt das feste Ideal,
Drum gehts auch im Totentanze
Weiter ein für allemal.
Tod, zu unserm Lebensglanze
Bist du selbst der tiefste Strahl:
Larven auch, zum Mummenschanze,
Schenkst du uns, zur eignen Wahl:
Gott und Mensch und Tier und Pflanze
Streben aus der Scheidungsqual!

Aus dem Schäumen des Gesagten und den Rhythmen,
die mich trugen,
Aus den Wogen des Gewagten, die mich leidenschaftlich
schlugen,
Zog mich Halberschöpften plötzlich Ra empor, mit star-
kem Arm:
»Fühl dich fest und ursprungssicher, dieses Land ist
lebenswarm!
Kannst du völlig uns begreifen, schwindet bald dein
wilder Harm.
Lös dich los von jenem schwanken, rast- und zwecke-
losen Schwarm:
Gierig sind die Schemen alle, aber schrecklich beutearm.
Komm, mein Sonnenkind, und walle tiefberuhigt durch
die Halle,
Fürchte nichts vom Widerhalle, folge mir: vor jedem Falle
Wahrt dich meine Götternähe!« Also ward zu mir ge-
sprochen,
Und ich fühlte dann: ich stehe wirklich fest mit Fleisch
und Knochen.
Endlich wußt ich auch: ich sehe, denn der Tag war an-
gebrochen,
Und es hatten Nacht und Wehe tief in Winkeln sich
verkrochen.
Und ich flehte: »Nun vergehe, meines Herzens graues
Pochen!«
»Sieh die große Tempelhalle mit den hehren Königs-
bildern,
Keine Zunge ist imstande, ihre Herrlichkeit zu schildern,
Kein Gedanke, keine Sehnsucht ihren Schreckensernst
zu mildern,
Faß dich drum, du wirst erfahren, was gestaltbelebend
wirkt:
Freue dich, du wirst gewahren, daß kein Rätsel sich
verbirgt.

Höre rasch auf mein Geheiß: hier im Heiligsten zu Sais
Dreh dich rings herum im Kreis, nirgends steht ein Gott-
beweis.

Jenes Bild ist eine Sage: Antwort gibt auf jede Frage,
Hilfe doch bei keiner Klage, das Bewußtsein, das ich trage! «
Also ward ich angeredet, dann gab Ra mir die Erklärung:

»Den Urkern aller Selbstverzehrung,
Den Quellgrund eigener Lichtgewährung,
Den Weltzwang unsrer Lebensnahrung,
Die kennst du, durch dein Grübeln, alle längst,
So daß du mich durch Einsicht vorwärts drängst.
Nur was dem Geiste nach ägyptisch,
Doch für das Volk hier unerfaßbar,
Daß aller Urgrund ruhelliptisch,
Dies sag ich dir nun leiblos, — haßbar.
Der Laut durchbraust uns als der hellste,
Wo er am zartesten entschwellt:
Das Licht erscheint uns als das grellste,
Wo es verzitternd fast sich wellt:
Denn mächtger als ihr Ruhestreiben
Hat da ihr Ursprung sich entschnellt:
Verschlängelt muß sich drum erheben,
Was ruheflüchtig sich erhält!
Der Mensch, durch Sonnenzwang erhoben,
Verkrümmt sich bald zur Niederkehr,
Doch da ihn Gluten wild durchtoben,
So streift und streckt er sich noch mehr.
Der Affe ist einst aufgeschossen,
Nach andern hast du selbst erschaut,
Bis spät in seinen graden Sprossen
Sich Erdwucht üppig angestaut.
Ein Neugeschlecht ist vorgeschritten.
Sein Lichtgang, erdbewußt und fest,

Hat mit dem Lichttrieb hold gestritten,
Der sich ein Seelchen fast entpreßt.
Das Faultier, das herabgefallen,
Erstrebte den Ellipsenschluß,
Doch sonnwärts muß Belebtes wallen,
Drum war das auch kein Dauerguß.
Nun will der Mensch sich frei erheben
Und schwingt sich kühn der Seele nach,
Wenn beide sich einst jung verweben,
Schwebt vor, was sich die Flügel brach!
So schlängelt ihr euch hin zum Lichte!
Verkrümmt bleibt drum der Höhenlauf:
Durch stille Kult- und Selbstverzichte
Gebt ihr das Überwundne auf.
Der Sphinx kühnes Haupterheben
Entsteht elliptisch-schön im Leib
Und zeigt, wie Formen sich beleben:
Aus Drang zum Licht, wie zum Verbleib!
Zum Manne klimmt die Weibessele
Und sträubt sich vor dem Leibverein,
Es scheint, daß sie der Antrieb quäle:
Sie bildet sich zu gerne ein!
Doch habt ihr sie einst fortgerissen,
So gibt sie Scham und Glauben auf,
Wird gerne Lustversprechen missen
Und willigt in den Daseinskauf.
Man kanns im kleinen schon erleben,
Du selbst bist da kein Sonderling,
Du scheinst zu stark am Weib zu kleben,
Als daß dein Geist sein Werk vollbring!
Zwar ist die Schwäche stark geschwunden,
Du hast dich Toten nachgeschnellt,
Du hast sie — ehrlich! — nicht gefunden,
Doch du entdecktest diese Welt.
So laß denn gehn, was längst zersplittert,

Doch nimmermehr vor dir erscheint:
Du hast als Bock herumgewittert,
Doch war der Anlauf gut gemeint.
Die Tote müßtest du vergessen:
Sie war zu nichtig und zu klein
Für dich, der sich so hoch vermessen! «
Da aber fiel ich plötzlich ein:
»Du, Ra, bist wahrlich unermesslich,
Grad ragt dein Geist zur Sonne auf,
Doch etwas bleibt mir fremd und gräßlich,
Daß Wehmut nie dein Herz betrauf,
Du bist fürs Weib ganz unberührbar,
Uranisch bist du, nichts als Mann!
Der Lichtweg ist in dir durchführbar,
Und geistig wirkt, was dumpf begann;
Doch sag, wo ist das Weib geblieben?
Denn ihre Fährten such ich nun.
Du sprachst, die mußten sich verschieben.
Nein, nein, wo ist der Toten Spur,
Wo ist, was sich beinah vom Leibe
Der Mannellipse einst getrennt?
Du sagst, wir sind nicht weit vom Weibe,
Ich glaub, man hats, wo man es nennt! «
»Fürwahr, du bist nicht leicht zu bessern,
So stürm ihr nach, wenn das vermagst,
Wenn du in blassen Sumpfgewässern
Die Taube ohne Pfeil erjagst.
Doch hehrer wärs, beim dumpfen Waten,
Wo du nichts Flügges haschen kannst,
Du läßt den Seelenwurf geraten,
Indem du dich zum Flug ermannst!
In Geistellipsen aufzuspüren,
Ist schrecklich schwer, doch wonnehell:
Es gibt das grellste Lusterglügen,
Erfahrs aus deinem Strahlenquell! «

So hatte Ra zu mir gesprochen,
Und wieder flammte jedes Wort:
»Es schlängelt, ewig ungebrochen,
Das Leben sich zur Sonne fort:
Es sucht im Grund die runde Ruhe,
Doch lichtwärts führts sein Sonnenzwang.
Daß sich das Muß nicht schlaff vertue,
Sorgt stets der Sonnenmutterstrang;
Denn nie verrunzeln Nachtplaneten,
Von ihrem Urlicht ganz getrennt:
Sie bleiben, in empfundenen Nähten,
So lang das Heben dumpf verbrennt,
Mit ihrem Mutterstern verbunden:
Und wenn sich Sonnenhöf erkennt,
Wird sich das Muß als Macht bekunden,
Indem es Zwänge Schöpfer nennt!
Ein Kind hat Freuden und Gedanken
Der Mutter immer zugewandt,
Und seine ersten Schritte schwanken
Zur hilfbereiten Menschenhand.
So kommts, daß sich der Erdenkinder
Urstamm dem Kult der Sonne weih,
Dann kommen schlaue Gotterfinder
Und fühlen sich, begeistert, frei!«
»Ein freier Gott ist Menschenfreiheit!«
So jauchzt ich in die Rede ein:
»Und das Gelingen zeigt die Dreiheit,
In der es stets in uns erscheint.
Was du mir zeigst, ist ra-mechanisch,
Es ist das Uhrwerk nur von Gott,
Doch was ich fühl, ist überpanisch:
Erst jetzt wird mein Beginnen flott!
Nicht nur der Mutter urverbunden
Scheint mir ein Mensch, der wirkt und liebt,
Er hat in langen Schauerstunden

In sich versenkt, was nie zerstiebt:
Was Raum, was Zeit, wir sind erwachsen!
Ich fühle, was mein eigen war:
Wann kreuzen sich die Lebensachsen?
Was schimmert dort auf dem Altar?«
»Dir werde, was du kannst erzwingen!
Vermagst du, spreng' jedes Tor,
Der Lichtwucht wird noch viel gelingen!«
Sprach Ra; »doch höre mich zuvor:
Wohl schwingt sich fort, was du vollbrachtest,
Doch krümmst du selbst dich bald zurück:
Seitdem du ichbewußt erwachtest,
Verglühte ein Ellipsenstück.
Das Beste, was du hier vollbrachtest,
Lebt fort: es war dein größtes Glück;
Nun gilts, daß du dich selbst betrachtetest
Und sich dein Urlaub niederbück!
Dein zweiter Brennpunkt wird erscheinen,
Den du in dir fürs Menschtum siehst.
Es schafft dein Wollen ihn, dein Meinen,
Vom Standpunkt, dem du nie entfliehst.
Bald brennt in deinem Busen Theben,
Weils viel zu viele Gluten barg.
Der andre Brand in deinem Leben
Der Stadt, die siebenhügelstark,
Ist längst verglommen und vorüber:
Du hast ihn unbewußt entflammt,
Denn damals war dein Wesen trüber
Und hat halb ahnungslos verdammt!
Doch hör, es strahlt beim Brand von Theben
Der Sonnenkult mit Macht empor,
Und es versagt sein Glanzbestreben
In Rom, wo er die Schlacht verlor!
Vernimm vom Strahl der andern Schlange,
Die langsam aus der Erde reift,

Die zündend, oft im Überschwange,
Die große Brunstspirale streift.
Sie strebt viel grader und viel greller,
Mit gleicher Schnelligkeit, zum Licht:
Der Erdenkern, ihr Machtentschneller,
Bewirkt, daß sie den Tod durchbricht.
Sie weht in uns gar sonnenähnlich,
Sie macht uns frei und mild und gut:
Und bleibt die Sonne stets ersehulich,
So liebe auch die innre Glut,
Die Flamme, die vom tiefsten Kerne
Der Erde durch die Menschheit steigt:
Sie freue dich, habe sie gerne,
Wo sie im Nächsten sich verzweigt!
Die Erde streift den Schwang der Seelen
Beim Sonnumkreisen ewig ab:
Nach Rhythmen, die sich da entschälen,
Ists, als ob Chaos gierig schnapp!
Die meisten sind für uns verloren,
Nur wenige werden festgeschweißt
Und leiblich angepackt, geboren,
Weil sie die Erde niederreißt,
Die, ihre Achse rasch umschwingend,
Noch Abgewetztes stark ergreift
Und, unsre Flucht mit Wucht bezwingend,
Uns leiblich wieder niederschleift.
Von zwei Bewegungen erschaffen,
Wo sich zwei Richtungen erraffen,
Kommt auch ein Wesen nur zur Welt,
Das die Geschlechtlichkeit erhält!
Du siehst auch die Natur auf Erden,
Wie sie den Samen voll verpraßt,
Wie selten nur die Wesen werden,
Weil ihre Keimlust Kraft erfaßt.
Doch fruchtlos scheint mir keine Liebe,

Denn Seele ist sie selber nur;
Und glaubt man auch, ihr Rausch zerstiebe,
So läßt sie dennoch eine Spur.
Und was dem Ball, im All, entwuchtet,
Ist andrer Welten Keimgewalt,
Und was im Dasein nichts befruchtet,
Wird herrlich noch zu Glut geballt.
Und um die Pole glüht der Same,
Den unsre Erde üppig streut,
Ein Wink, daß nie die Macht erlahme,
Die Wechselordnung sich gebeut! «
Da fiel ich ein mit sanfter Stimme:
»Jetzt fühl ich wohl, daß ich nun bald
Die Höhe eines Seins erklimme,
Da jeder Laut mich hold umhüllt.
Ich bin befreit von jedem Grimme.
Ich habe selbst mich in Gewalt.
Mir ists, als ob das Leid verschwimme,
Ich fühl mich leicht und glutdurchwallt! «
»Du weißt, was heute sich begegnet, «
Hat Ra nun freundlich eingestimmt,
»Was flammenhändig alles segnet
Und um die Pole kalt erglimmt:
Doch ohne Schreck ists nicht entstanden!
Du weißt: der Erde Kernglut kreißt,
Stets rüttelnd an den starren Banden,
Womit der Rundball sie umschweißt,
Da zum elliptischen Beharren
Sie selbst ihr Flammenwesen weist:
Doch Lavakrusten, die erstarren,
Der Kugelschädel, der vereist,
Will selbst die Achsendrehung ändern,
Wenn eine Wechselkraft erkreist:
Es trachtet stets nach gleichen Rändern,
Was Starrsinn in die Ruhe reißt!

So dient die Kugel sich zum Schutze
 Vor kosmischer Zersetzungswut,
 Die Achse ändert sie zum Trutze,
 Denn ihr ist Gleichheit ewge Hut!
 Doch stört sie stets ein aufgeblähter,
 Schnell schwingender Äquatorreif:
 Denn innre Glut, verwandt dem Äther,
 Wirkt urelliptisch, ruhereif.
 Das Mittelding von Fels und Helle
 Umkämpft den alten Achsenstand
 Und sprengte oft, als Wechselschnelle,
 Die innre starre Kugelwand.
 Doch jetzt ist dieser Ball gegossen.
 Der Makrokosmos schrumpfte ein.
 Urfremdes hat sich angeschlossen
 Und schafft das Leben im Verein!«

.

Das mystische Suchen, das Mythenverbuchen,
 »Der Pakt der Eunuchen, die Kraft zu verfluchen,
 Die Inbrunst beim Beten, das Wunschkrautentjäten,
 Das Werk der Asketen, die Sehnsuchtsraketen
 Verflachen am Ende: du stehst an der Wende,
 Empfange die Spende verschwendender Brände!«
 So hörte ich plötzlich die Stimme von Ra.
 Nun war es ergötzlich, was vor mir geschah.
 Ich fiel in die Rede des Herren des Lichtes:
 »Am Ende der Fehde, des Eigenverzichtes,
 Wo bald die Ellipse des Übergewichtes
 Den Leib sich erschwingt, der den Aufschwung vollbringt,
 Den Formguß erringt, der selbstherrlich erklingt,
 Durchbraust mich und winkt mir, was traumhaft gelingt!
 Wo nichts als die Nacht den Altar mir enthüllte
 Und flimmernde Pracht sich dann langsam verknüllte,

Da seh ich nun Schleier ein Bildnis umwallen,
Es öffnet ein Weib seine goldenen Schnallen,
Nun werden die Hüllen den Hüften entfallen!«
Jetzt hör ich mich selber, mein Rufen erschallen,
Mein eigener Name erbebt in den Hallen,
Schon sind Leib und Leib ineinandergefallen
Und fühlen an Liebe, am Dasein Gefallen!
Mein Weib ist mir wieder in Wonne gegeben,
Ich hab es errungen, ich hab es erkämpft:
Jetzt will ich nur leben, berauschend erbeben,
Kein Glück sei verschwiegen, kein Schaudern gedämpft!
»Du hast deine Höhe im Dasein erklommen,
Du bist an dein Lichtziel, als Wesen, gekommen,
Nun muß du dich eigenselbst immermehr neigen,
Zurück in sich selbst wird dein Tun sich verzweigen:
Hat einst sich die Leidenschaft völlig empfunden,
So darf auch die Lichtbrunst verstumpfen und schweigen!«
Dies konnte mir Ra noch, verdunkelnd, bekunden,
Dann ist mir der Nume für immer entschwunden.
»Das sind deiner Augen hinsterbende Blicke,
Glückwerbende Funken im dunkeln Geschieke,
Das ist deines Mundes lustseliges Lachen,
Wenn Freuden und Gluten der Wangen erwachen
Und morgenart Träume des Glückes entzünden
Und Wolken der sonnigsten Wonne verkünden.
Du schäumende Seele, du träumende See,
Dein fruchtbares Fluten, dein dunkelndes Weh,
Dein weichliches Wogen und furchtbares Grollen,
Dein weibliches Wähnen und funkelndes Wollen
Entschwellen dem Busen, gebären den Lenz,
Mit dem ich Gestalten und Tempel bekränz:
Du bist meine Kraft, du mein selger Genuß,
Ein Sommer erglüht jedem brennenden Kuß!«
»Und du meiner Träume kometvolle Nacht,«
So flüstert das Weib, fast unhörbar und sacht,

»Es glühn die Gefühle, die goldenen Schwäne,
Die Löwen des Himmels mit schweifender Mähne,
Empor in die Nacht, die um uns sich verschluchtet,
Da jedes Erzittern ein Weltbild befruchtet!«
Dies jüngste Empfinden versenkt ich, bis tief,
Wo traumlos die Seele des Weibes noch schlief.
Dann rief sie: »Dein Wirken ist Fiebern und Wittern,
Dein Rhythmenempfinden ist Liebeserzittern,
Und was du erfaßt, das begreifst du mit Lust,
Du fühlst, was du herrlich beseligen muß.
Es schmerzt dich, du herzt es, und rhythmisch durch-
pulst,

Uns sind nur Impulse von allem geblieben!
Ein Krieg ist ein Brunstwolf, ein Weltjahr Lichtfiebern,
Und liebender Menschen erzitternde Fibern,
Erzuckende Nerven empfinden der Welten

Entstehn und Vergehn, denn dumpfbrunststumpf zer-
schellten

Die Kegel und Gipfel, wo Menschenerkenntnis,
Ermessend nur, Anläufe annimmt und Endnis!
Ich liebe, ich herze, ich halt dich umschlungen,
Nun werd ich vom tiefsten Ereignis durchdrungen:
Aus unsrer Umarmung entsteht eine Welt,
Durch jedes Gefühl wird ein Lustlicht geschwellt!
Wir zittern erzuckend: Jahrhunderte, dringt
Empor aus dem Chaos, entsprüht uns, entspringt.
— Wir leben: — Jahrtausende, stirbt und versinkt!«

LOTOS

Ich liege im Kahne und fahre nach Theben
Und sinne, wie Seelen sich sorglos verweben,
Es träumt und es lächelt ein Mädchen daneben,
Sie schläft nun, da Winde sich kühlend erheben.

Die schwellenden Segel entschleichen der Stille.
Der Mondschein belichtet die Palmen am Nile.
Was hascht durch das Wasser, vielleicht Krokodile?
Es plätschern die Wellen sich silberne Spiele.

Die Mystik der Stille scheint Träume zu wecken:
Auf riesigen, schimmernden, schwimmenden Strecken
Sich suchender Fluten, die Wirbel verstecken,
Die silberne Zungen des Schweigens belecken,

Kann leise der fiebernde Lotos erwachen.
Nun will seine Fülle Lichtblumen entfachen
Und mag, überblühend, die Kelche mit schwachen
Lichtkronen umgaukeln, nie schaukelnd verflachen.

Der Nil überschwemmt bald mit Schlamm alle Saaten.
Gefunkel bedrängt schon verdunkelte Watten,
Wo Flußpferde schnuppern und uferwärts waten:
Sie scheinen gestockte, verknorpelte Schatten.

Du Mädchen im Kahne, du kindliche Seele,
Dein Mund, der Traumtrautlichkeit bebende Schwelle,
Durchhaucht meinen Atem, ich trink ihn: die Kehle
Durchsickert die frische, glutpurpurnde Quelle.

Und Küsse auf Küsse entblühen dem Munde:
Ich plündre dein Wesen in glücklicher Stunde
Und laß nur der Seele, als blutende Wunde,
Die Lippen, geschwellt zu glutüppiger Runde.

Du Kind, überreich noch an Lust und Begehren,
Dein wollüstig Wesen muß heut sich verzehren,
Drum schwele mir Freuden, die Freuden gebären,
Bevor uns Gedankengewitter verheeren.

Schon staut sich das Dunkel ringsum zu Ruinen!
Mit Strahlenumrahmung und schreckenden Mienen,
Von rückwärts von bleiblauem Mondlicht beschienen:
Dann senken sich plötzlich rußfinstre Lawinen.

Die Sterne zerflackern in rauchroten Gassen,
Und Glutzungen seh ich nach Nilbeute haschen,
Doch decken die Fackeln noch Hafendamm-Massen,
Bis Nachtkatarakte mich rasch überraschen.

Theben ist eben dem Leben ergeben!
Wohl hör ich sein Brausen, doch fehlt mir das Auge,
Mich vollauf mit all seinem Rausch zu verweben.

Ein Traum, der mich würgt, dem ich Sphinxmilch
entsauge,
Verscheucht sich in Wirbeln und bannt mich doch mächtig:
Da fühle ich Ekel vor dampfender Lauge.

Doch die brodelte weiter, dickqualmig, albträchtig:
Dann weckt mich mein Erdhang beim Schlafen urplötz-
lich,
Der Traum setzt mich selbst nun ans Land, — zart-
bedächtig.

Und was einst geschah, schien mir leibhaft ergötzlich:
Das Wasser durchwateten schwankende Massen,
Der Könige hörige Völker, die göttlich, gesetzlich

Der Herrscher Ägyptens berief, um in Menschen zu
prassen!

Sie kamen durchs Wasser, sich vorerst zu waschen,
Dann hallte ihr Schritt durch gepflasterte Gassen.

Wohl sollte der Nahenden Zahl durch das Rascheln bereits
überraschen.

Der lüsterne Fürst aber harrete allein im Terrassenpalaste
Und suchte des Anblicks Gewalt, voll Wollustgeschmack,
zu erhaschen.

So staute sich Anzahl auf Anzahl, daß nimmer der Volks-
anprall raste.

Wie glitzernden Gürteln entschmiegt, entwimmelten viele
dem Nile,

Noch andere torkelten nach, in mondblau besprengtem
Moraste.

Entferntere kamen von weit, herwandernd zum heiligen
Ziele,

Zu Ammon, dem machtvollen Gott! Sie brachten ihm
demutvoll Gaben,

Daß keiner die göttliche Gunst, die Huld seines Herrschers
verspiele!

Wohl hatten die Wandrer im Nile beim Nahen ein ernstes
Gehaben,

Sie schwammen und wateten leicht, als brächten sie
flimmernde Flossen:

Dann kamen sie nackt und ganz naß an das Land aus dem
marschigen Graben.

Da wurden auch Wasser und Schaum zu Schemen von
Menschen und Rossen:

Auch diese erstiegen den Strand, mit silbernen Rümpfen
und Greifern.

Doch kaum kam das Schauspiel zustande, war rasch
auch sein Zauber zerflossen.

Lang folgten sich Troß über Troß, für Ammon, die Gott-
heit, zu eifern!
Schon hatte der König den Tod der pilgernden Scharen
beschlossen,
Drum zerrten ihn Löwen herbei, umgeben von Huren
und Pfeifern.

Gleich stürzten die Bestien sich wild, voll Grimm, auf die
frommen Genossen:
Sie sprengten dem Herrscher ein Gleis, zerrissen die Men-
schen am Wege
Und haben das Blut und das Fleisch, der König den
Anblick genossen!

Und immer noch wälzte der Nil die Massen gewaltig und
träge
Ans Land, wo zu Kurzweil und Spaß, die Katzen den
Haufen durchrannten;
Doch starr blieb des Königs Profil, als ob ihn kein Schau-
spiel erregel

Dann plötzlich enttauchten der Nacht, dem Dunkel, die
Staatselanten;
Die stampften die Büßer zu Tod, erwürgten sie rasch mit
dem Rüssel
Und schleuderten wild aus der Nähe des Fürsten die
niedern Passanten:

Dann reichte der König voll Huld dem Kanzler des Fest-
raumes Schlüssel.

Wohl freit ich ein Kind,
Urjung wie die Nacht,
Bevor sie erwacht
Und des Tags sich besinnt.

»Sei heut meine Braut!«
So flüstert ich kaum:
Da hat sie im Traum
Mein Wesen durchschaut.

Sie blickte mich an,
So düster und süß,
Dann sprach sie: »Ich grüß
Dich, minniger Mann.«

Sie folgte mir treu,
Mit traurigem Blick:
Es war ihr Geschick,
Daß ihr Leib mich erfreu!

Es sangen Gespielinnen lieblich beim Reigen:
»Ergib dich, du herrlichste Freundin und Schwester,
Bezaubre den Fremdling und sei ihm zu eigen,
Daß nie seine Zunge Niltöchter verläster!

Dein Wesen umschmiege den Stolz seiner Seele,
Er gleiche der Palme, umrankt von Lianen,
Ihr mögt euch umklammern, durchschauern, vermählen,
Bis goldene Stunden zum Aufbruche mahnen.

Wir Mädchen zerknicken, vom Manne gebrochen,
Sobald wir das Übel des Glückes genossen:
Wir gleichen dem Lotos, der lustlose Wochen
Geduldig erkeimt, ohne Knospen und Sprossen.

Wir ähneln Agaven, die wuchern und wuchten,
Die knorplige Blätter entknollen, entrollen,
Beinah brunstentwurzelt, ihr Fleisch zu entfruchten:
Und Pollen der Schollen dem Sonngolde zollen.

Der Aloë gleicht unser traumhaftes Wesen:
Der Pflanze, der einmal Lichtfieber erblühen,
Um kurz nur, des Nachts, ihrer Brunst zu genesen,
Der rauschrasch und brausstark Blühlüste entbrühen.

Es gleicht unsre Liebe der Luftlust am Dufte,
Der Urlust des Duftes, mit Winden zu spielen,
Es ist, als ob schnell jedes Blühglück zerpuffte,
Als ob Jungfraureize, erfreit, schon zerfielen!«

»Wie die Blume nach der Blüte,
Sehnt die Jungfrau sich nach Liebe;
Wacht, daß sie ein Glück behüte,
Das dann rasch als Lust zerstiebel!

Jüngling, hör, ich bin die Blume,
Die in einer Nacht verschmachtet,
Die, vom tiefsten Eigentume,
Alles zu verschenken trachtet.

Jüngling, glaubs, ich bin dein eigen:
Geist und Leib will ich dir geben,
Will mich freun, erbeben, schweigen,
Lust und Seelenglück verweben.

Komm, o komm, mit raschen Schritten,
Nur aus Liebe hangt der Seele:
Laß sie nimmer zaghaft bitten,
Daß der Leib sich traut vermähle.

Trag mich, über Marmorstufen,
Zu des Brautgemaches Tore!«
Also hat die Maid gerufen,
Und dann sang sie mit dem Chore:

»Mondlicht weckt die Zauberstille, Priesterin im Heilig-
tume,
Das ein frommer Weltenwille bildet ohne Tun und Lärmen:
Schweigsam, schuldlos, jungverwundert blüht am Nil die
Lotosblume,
Und sie fühlt ihr zartes Träumen sacht zur Sternennacht
entschwärmen.

Jungfrau, laß, wenn Freudenschäume perlend deinen
Leib erwärmen,
Nur behutsam, lustversunken, seinen Mund am Busen
zittern.
Hast du Nacktheit ihm gegeben, laß ihn tiefstes Fieber
wittern,
Niemals mag nach Unerwühltem er sich ruhelüstern
härmen.

Jungfrau, hell wie eine Woge, wie der Ton der schlanken
Vasen,
Hefte Lotos in die Flechten, in die dunklen Lockenhaare:
Wiege ihn, voller Leibeswollust, durch die kühnsten
Glückekstasen,
Daß sich wild, in Schauernächten, alle Schönheit offen-
bare.

Streu die Perlen, streu sie schimmernd auf das Lager,
über Kissen,
Laß die Stille in den Räumen, tief im dunklen Braut-
gemache,
Ihre Zauber schwer verträumen: ach, vergiß, um nichts
zu missen!
Sink, versink in Schmerzbegehren, fühl des Lustempfund-
nen Brache. «

Brust an Brust in Lust versunken,
Halt ich dich mit warmem Arm:
Meiner Glücksgefühle trunken,
Schenk mir deinen Fieberschwarm.

Denn der Seele Wollustfunken
Übersprühn als Irrlichttanz
Der Pupillen dunkles Prunken,
Grüner als ein Iriskranz!

Deine Träume mag ich haben.
Deine Nacht! Dein Sternenreich!
Schätze will ich wild ergraben,
Sinken in den tiefsten Teich.

Schrecklich muß ich mich beglücken:
Weib, du meine schönste Nacht!
Schmerzen, Lüste, die entzücken,
Alle, alle sind erwacht.

Sternennächte, groß im Raume,
Hab ich oft in mir verträumt:
Himmel doch im Zeitenzaume,
Die kein Weltenende säumt,

Kannst nur du, mein Weib, mir schenken!
Sterne funkeln würdig auf,
Rhythmen, die Geschicke lenken,
Kreuzen sich im Feuerlauf.

Dichte Augenzwinkerhaufen,
Bilder träum ich wüst und leer,
Schnuppen fühl ich niedertraufen,
Ewig glüht das Flammenmeer.

Sterne, Sterne sprüht die Seele:
Jetzt ists ein Brillantenschweif!
Plötzlich bleiche Mondjuwele,
Dann ein roter Flackerreif.

Ziellos ziehn die Sternenwelten,
Strahlend wie ein Glücksgefühl,
Friedlich unter Zeitzelten,
Als verknüpftes Lustgewühl.

Sterne, Sterne will ich haben:
Ewig daure das Gesicht!
Reich, o Nacht, bist du an Gaben.
Weib, versagst du? willst du nicht?

Nein, du spendest unermüdlich!
Nur ich selbst bin satt und müd,
Unerschöpflich, übersüßlich,
Bist du, Jungfrau, lustdurchglüht!

Wüte nicht, ich kanns nicht fassen!
Ewigkeit hab ich gewollt:
Großes laß ich dich verprassen,
Sternengold, das tot verrollt!

Was ich kann, muß ich entpressen,
Riesenweib, du unterliegst:
Gelbe Schmerzenssternenessen
Spenden Lust, bis du versiegst.

Dies sind meine Schicksal-Leuchten,
Dies der tiefste Unheilsblitz:
Angstschweiß, Sphinx, soll dich befeuchten,
Sieh, schon klafft ein roter Ritz!

Ha, nun hab ich mein Geheimnis!
Blutkorallen, tropft im Takt!
Nichts bereu ich, als Versäumnis:
Ich bin ich, Barbar und nackt.

Es schweigt der Silbersichelsee.
Drin blitzt das Licht der Himmelsbilder.
Nur Krieger flüstern in der Näh:
Im Mondlicht blinken ihre Schilder.

Sie spielen wohl die ganze Nacht.
Du hörst sie oftmals hellauf lachen.
Wohl keiner denkt an eine Schlacht,
Und einsam wandeln bloß die Wachen.

Die Erde, die zum Himmel gähnt,
Verlangt jetzt Lusterreger:
Die Kriegerschar, die sie ersehnt,
Verstümmelt die gefangnen Neger.

Sie peitscht die Opfer rings herbei:
Wer bockt, wird gleich zu Tod gesäbelt,
Es liebt der Mensch den Marterschrei,
Drum wird, was leiden soll, entknebelt!

Als Werkzeug dient ein Riesenpflug,
Der kann auch Fleisch zerreiben:
Der schneidet jetzt, auf einen Zug,
Zehn Leiber durch, mit scharfen Scheiben.

Der Pharao, im Festsaal, läßt
Die liebsten Sklavinnen erwürgen;
Des Schergen Finger, der sie preßt,
Muß für die nächste Marter bürgen!

Die ganze Hand wird abgehackt,
Dem Henker bleiben blutge Stummeln.
Drob lachen Weiber, jung und nackt,
Die schäkernd ihn, im Takt, umtummeln.

Im Saale wird nun aufgetischt,
Wo lüstern leckre Paare zechen!
Doch Gift ward ins Gericht gemischt,
Und einge müssen schon erbrechen.

Erschrocken fahren andre auf
Und fangen an hinauszurasen,
Doch packen Krämpfe sie im Lauf,
Und Blut entsickert ihren Nasen.

Ringsum, im Festraum hingestreckt,
Verröcheln jetzt die Königsgäste,
Dann kommen Söldner, blutbefleckt,
Und bringen johlend Menschenreste.

Geschultert werden Bein und Arm,
Rumpftrümmer, die noch immer triefen,
Dann folgt ein dichter Fliegenschwarm,
Und finster wirds in Schwindeltiefen.

Mir träumte nun, uns allen träumte,
Daß, was da zuckte, vorwärtsglitt
Und so die Welt zusammenräumte,
Denn jeder Abfall hupfte mit!
Das Blut, das noch aus Schrammen schäumte,
Ward abermals zum Daseinskitt:
Was krampfhaft sich zusammenbäumte,
Verschrumpfte rasch beim Übertritt
Zum Jungwurf, der sich kraus umsäumte,
Denn kleinlich war der neue Schnitt.

Was Menschen stündlich wüst verwuchern,
Verkrüppelte und wurde starr.
Das Lumpige in Weltdurchsuchen,
Verschrumpfter Seelen Brunstkatarrh,
Das Schamlose in Fleischverfluchern,
Was zynisch bleibt und urbizarr,
Der Zunftdruck in Geschichtsverbuchern,
Eunuchenlust, Berufsgeknarr,
Der Mut in dummen Weibsversuchern,
Verbeugte sich als Zwerg und Narr.

Des Kloben schwammige Substanzen,
Durch Zwergtracht in Betracht gebracht,
Die Bauchfracht und der Buckelranzen
Verdrehten sich ganz ungeschlacht.
Er wirbelte, begann zu tanzen!
Er hat lebendig aufgelacht.
Er kreiste zwischen Firlefanzen
Und riß sie mit als Wirbelmacht:
Was schimmernd anfang anzuranzen,
Ist, rasch gewandt, als Wicht erwacht.

»Zwerg, Wirbelknirps,« rief ich, »belustig
Dich frisch, verdirbs dem Tod, beim Tanz!

Was fliegt, erwirbs und werde fett und wustig: Der
äthiopische
Totentanz
Des Nichtsgezirps Urdissonanz
Sei laut in dir, sei eigenbrustig!
Tanz, tanz! Die Welt entlaus, entwanz,
Sei Negerzwerger, pechspeckig, rußdick
Bedeckt von schwarzem Kohlenglanz,
Dein Kopf schrumpft ein, der Rumpf wird krustig,
Und um dich walzt ein Mummenschanz! «

Falls alle schwarzen Larven fallen,
So grinsen mich nur Schädel an:
Gerippe sinds mit Fingerkrallen,
Im Kaftan wie ein Muselmann.
Die Mäntel, die sie lang umwallen,
Sind Schatten nur, die Truglust spannt!
So dacht ich, und mit Wohlgefallen
Bemerkt ich, wie der Spuk zerrann:
Durchschaut zerfloß wie Gallenquallen
Der Schwarm in einem Geisterbann.

Statt Masken, dunklen Spukhalunken
Umgab mich jetzt ein Dschungelteich;
Umkrochen fühlt ich mich von Unken,
Und was ich abgriff, wurde weich:
Ich selber bin somit gesunken!
Ich schwamm und watete zugleich,
Mir wars, als ob in Seegrundtunken
Mich eine Leiche bleich umschleich,
Und lauter grüne Fischblickfunken
Erleuchteten ihr Nebelreich.

Mein Sinken mocht ich nur vermuten,
Denn schon entschlüpfte ich dem Schlamm,
Und meine starren Glieder ruhten
Bereits auf einem Samtsanddamm.

Tief unter mir, in dunklen Fluten,
Erglühte mancher blutge Schwamm:
Am Ufer wuchsen Binsenruten
Und blühten Blut, das leuchtend schwamm.
Die Leiche fing sich an zu sputen
Und regte Finger wundersam.

Schon tauchten ihre schwarzen Flechten
Empor aus tiefem Tintenteich,
Dann schlug sie plötzlich mit der Rechten
Ein Halbrad und versank sogleich.
Die allzu schweren Haare schwächten
Zu stark das Weib, das leichenbleich
Und eingezwängt von Schilfgeflechten,
Versuchte, daß es einen Deich,
Halbangeschwemmt und halb mit rechten
Schwimmregungen, bewußt, erreich.

Kaum war das Weib ans Land geschwommen,
So wich der Teich hinweg und sank.
Sie aber blickte angstbeklommen
Zurück auf Binsenkraut und Tang.
Vom Sumpf, dem sie zur Not entklossen,
Blieb fast nur das Morastgerank,
Doch ist kein Glutschwamm drin verglommen,
Blutblüten sprühten auf der Bank,
Und ganze Funkenschwärme klommen
Empor am nahen Uferhang.

Des magern Weibes starre Glieder
Vermochten kaum noch gradzustehn:
Sie standen auf und fielen nieder,
Sie mußten sich aus Schwäche drehn.
Nun schlossen sie sogar die Lider.
Das Weib war noch zu matt zum Sehn.

Die Binsen lagen rings danieder
Und schienen plötzlich einzugehn,
Doch ihre Kraft gab ihr ein Mieder:
Ein Gluthauch schien sie anzuwehn.

Zu Muskeln wurden Marterknuten:
Das Fleisch stand straff und fasersteif.
Das Blut fing an mit Hast zu fluten.
Die Brüste wurden schwer und reif.
Es war, als ob der Binsenruten
Urdasein in die Schenkel kneif;
Die Striemen, die am schlaffsten ruhten,
Erhärteten zum Knorpelreif:
Mir schiens, in kurzen Kraftminuten,
Als ob, was schafft, zusammengreif!

Die Seele fing an aufzuwachen.
Nie war sie so empfindungsreich.
Brunstjagden, die die Lust entfachen,
Des Mannes Sieg, sein Züchtungsstreich,
Das Willkürbängen aller Schwachen,
Verschmolzen Furcht und Lust zugleich:
Drum mußten beide hier verflachen,
Und, sieh, das Weib ward wesensweich!
Kaum sah es auf, vernahms das Lachen
Von Menschen und blieb schreckensbleich.

Scheingreise grinsten rings im Kreise,
Und da empfand das Weib die Scham;
Da kams, daß sie auf grause Weise
Ein wilder Ekel überkam.
Angstfieber schüttelten sie leise,
Und ihr Gehaben wurde zahm.
Es staunten selbst die lüstern Greise,
Wie seltsam sich das Weib benahm:

Ihr wars, als stäk sie tief im Eise,
Und ihre Glieder wurden lahm.

Die Schaulust-Unken, Lasterkröten,
Die Fische geiler Grausamkeit
Durchfröstelten das Weib, erhöhten
Ihr Junggefühl als nackte Maid:
Es war, als ob sie Schamkraft böten,
Zum Ruckstoß der Urwesenheit!
Sie wurden Fleisch, um Fleisch zu töten,
Und haben dicht die Brunst beschneit:
Doch Ahnungen von Morgenröten,
Die Wallung der Verborgenheit,

Quoll hoch empor in Weibeswangen!
Es sprang die Rutenglut herbei;
Die Blüten, die am Schilfrohr schwangen,
Durchfieberten sie frisch und frei:
Es trug sie dort ein mutvoll Bangen,
Dem, vollbewußt, das Weib sich weih!
Zum Jungfrauschauspiel zu gelangen,
Umstaute nun die Greisenreih
Das Weib, und ihre Blicke drangen
Mitschöpfend, daß die Zucht gedeih,

Tief ein ins fremde Weibeswesen.
Und dieses, schamdurchschauert, scheu,
Versuchte Ranken aufzulesen,
Doch, was es angriff, ward zu Spreu.
Die Ruten, selbst die Binsenbesen,
Zerstoben wie verdürktes Heu.
Sie alle mußten rasch verwesen
Und trugen schon, im Weib, aufs neu:
Sie sind der Zuchtkraft selbst genesen,
Und sich, das Weib ward keusch und treu!

Es mochte nun zum Wasser langen,
Daß plätschernd es die Scham bedeck,
Doch nutzlos war das Unterfangen,
Längst leckte es ein Fiebern weg!
Durchs Bücken und Sichbeugen drangen
Die Flechten zum geheimsten Fleck
Und dienten so dem Weibsverlangen,
Durch Zufall, zum Versteckungszweck.
So blieb es denn, die Haare schlangen
Sich breit ums tiefe Schenkeleck.

Zuerst erstarrten Hand und Sohle.
Dann ward das Becken festgebannt:
Die Jungfrau ward zum Steinsymbole,
Durch sie bekam die Scham Bestand.
Das Greisengeile, Urfrivole
Erhärtete und blieb frappant.
Ein Mohr, verschrumpft zur Fußkonsole,
Entwuchs der dunkeln Unterwand:
Dann ward das Schauspiel rasch zu Kohle,
Da alles schwarz in schwarz verschwand.

Lauter winzge Silberwische
Wurden ringsum immermehr:
Keimgefunkel, schwärmerische
Flitterblüten, wie im Meer,
Liebesblicke ewger Frische,
Wohl ein ganzes Traumlusttheer,
Wirbelten als gleißnerische
Sehnsuchtsfibern, voll Begehr,
Daß sich Gleiches geil erwische,
Sich verwickelnd, um mich her.

Waren das die Brunstgedanken?
Wars der Sinne Feuerbrand,

Jener Menschen, die versanken,
Als die Jungfrau keusch verschwand?
Wurden gar die schwachen Ranken,
Die ich zart um mich empfand,
Die ich leuchten sah und schwanken,
Einer Jungform Urbestand?
Wurzeln, die das Fieber tranken,
Das die Leiber hold verband?

Eine Lotosblume ragte
Nun verduftend in die Nacht:
Als die Glut der Liebe tagte,
Ist die Blume hold erwacht:
Und vor solcher Pracht verzagte
Mein Begehr, der brunstentfacht
Jede tolle Frage wagte,
Um zu wissen, was, vollbracht,
Jede Antwort kühl versagte:
Klar hab ich da nachgedacht!

Denn der Blüte blasse Blätter
Wiegten sich gar wollustbleich,
Blutdurchglüht und leicht violetter
Schmiegeten sie sich weiblichweich,
Immer fleischlicher und fetter,
Endlich weißen Leibern gleich,
Eins ans andre, als erkletter
Jede Wallung aus dem Teich,
Fiebernd, wie ein fernes Wetter,
Leiblich schon und wollustreich,

Ein erzuckendes Empfinden,
Das als Buhlin sich ergibt:
Und ich ahnte, hier verbinden
Bündel, was sich rings verschiebt!

Wenn wir selbst in Lust uns winden,
Wenn die Brunst als Glück zerstiebt,
Sucht das Weib vom Weib zu finden,
Was im Rausch dem Mann entsiebt,
Und der Mann will sich entrinden,
Der den Mann im Weibe liebt!

Welturanisch, unerklärlich
Liebt sich selbst das tiefste Ding:
Ewig still und unversehrlich
Schließt sich der Uräus-Ring!
Die Geschlechter sind begehrlieh,
Doch das Übel ist gering,
Für sich selber nur gefährlich,
Weil sich drin der Schmerz verding,
Bleibt ihr Dasein unentbehrlich,
Daß die Liebe sich entschwing!

In den letzten Brunstgewittern,
Die ganz kraftlos sind und satt,
Sprüht die Liebe noch aus Zwittern,
Fast affektlos schon und matt;
Ohne Fernen zu durchwittern,
Ist die Liebe satt und platt,
Kaum geschlechtlich mehr, erzittern
Leib an Leib verlegen, glatt;
Und hier zucken und verwittern
Weib an Weib als Lotosblatt. —

Nächtlich keimen und entrollen
Blätter, zart und wundersam,
Den Bestand der weibertollen
Weibchen aus dem Mutterstamm
In den Kelch der wesensvollen
Liebe mit dem Blütenkamm:

Lustgefühle, jäh erquollen,
Sind sich Braut und Bräutigam!
Und, statt goldnen Sonnenpollen,
Schnellt die Liebe, unduldsam,

Ohne leiblos auszurasten,
Aus dem tiefsten Werdenskern
Knaben vor, die sich betasten
Und sich haßvoll und doch gern
Ansehn und beim Schwelgen hasten:
Denn bald sind sie feind und fern!
Viele sah ich, die verblaßten,
Doch der Liebe ewger Stern
Gab sich andern, die's erfaßten,
Das Geschlecht erst zu ersperrn!

Barbaren!« war der Warnungsruf,
»Die Feinde!« der Verzweiflungsschrei,
Dann traf mich schon ein Pferdehuf,
Und rings begann die Metzelei!
Nun bin ich wach und seh genau:
Ein feindlicher Volksstamm, mit Rossen und Wagen,
Durchplündert und brandschatzt den Usgau,
Da kommt er mit Pferden, auf Menschen zu jagen:
Die Hyksos erscheinen, Ägypten zu plagen!
Sie fahren im Karren, zertrümmern, zerschlagen,
Was faßbar sich aufreckt und auftürmt,
Wo Reiter und Roß wild dahinstürmt.
Hier schnalzen die Hyksos, hier wiehern die Rosse!
Dort blinken die Lanzen, schon schwirren Geschosse!
Jetzt pfeifen die Lenker, hier grinsen die Weiber!
Gewimmer entsnarrt einem rauchenden Haufen
Verreckender Menschen, verzuckender Leiber,

Die röchelnd sich bäumen, — zuletzt noch zu raufen!
Bewußtlose Menschen empfinden die Hiebe
Der Hufe, verscheidend, beinahe als Lust:
Zerquetscht durch die Räder im Karrengetriebe,
Verschnarcht mancher Rumpf mit zerschlagener Brust.
Nun rasen die Wagen bergauf über Leichen:
Da macht erst der Ansturm die Insassen munter,
Doch weiche Kadaver belasten die Speichen,
Drum stürzt Roß auf Roß katarakthaft herunter:
Ein irdisches Fiebern durchschüttelt Ägypten!
Ein Lichtbraus, der hurtige Hyksos beflügelt,
Durchschauert das Land, wo die Bauern versippten
Und menschlicher Starrsinn ein Hiersein erklügelt.
Die Lichtwucht will liebeich Erdkinder durchdringen,
Doch kann Mann an Mann nur im Kampfdrang heran:
Wo nötig, gelingt es dem Mann, durch das Ringen
Zu fassen, was haßvoll ihm zustürmt im Mann!
Drum wälzt sich ein Wüstengetümmel herüber,
Sein wildes Gewimmel verirrt sich zum Nil:
Nie färbte der Flutschlamm die Flußwässer trüber,
Als da die Sahara das Tal überfiel!
Ein rasender Reitertroß würgt und verstümmelt,
Mit Wagen und Waffen, was rastete, praßte;
Ich selbst habe nackt unter Nackten gelümmelt,
Bis Angst mich vor kalten Kadavern erfaßte.
— Ein Roß überstürzt sich, jetzt muß ich ersticken!
Es wiehert, ich beiß ihm mit Lust in die Nüstern,
Nun wirds mich erdrücken, ich fühl mich zerknicken,
Doch hört mein Bewußtsein noch weltwirres Flüstern.
Ich blute bestimmt, bin verwundet, zerschunden,
Gewahre im Mondlichte Rümpfe und Fratzen:
Ich schleiche durch Leichen, mit triefenden Wunden,
Um gierig das Fleisch von den Schädeln zu kratzen.
Nun packt mich ein Grauen, verkrampft mich in Mähnen:
Ein Pferd, das verreckte, versteckt meine Glieder,

Denn überall lecken und schnuppern Hyänen:
Nie ward mir ein Albdruck so schrecklich zuwider!
Es dürften am Schlachtfeld wohl Tausende weilen,
Ich merk es am Lecken und hörbaren Trinken,
Drum such ich zum Schutze nach Lanzen und Pfeilen,
Die müssen im Mondlichte irgendwo blinken.
Und immer noch rasen Sahara-Barbaren,
Wie Schatten des Wahnes, empor aus der Nacht:
Wer kann ihre Wagen am Schlachtfeld gewahren,
Da nirgends ein Tempel uns steil überdacht?
Vermag die Sahara das Tal zu verscharren?
Versandet das Land und zerfallen die Hallen?
Ja! Scharen von Hyksos, auf Rossen, im Karren,
Entfahren der Ferne, sich hier einzustallen.
Sie jagen durch Tempel und Tempelruinen:
Da wenden sich ihnen rings Menschen entgegen;
Vom sterbenden Mondscheine gelblich beschienen,
Beginnen sich etliche Gegner zu regen.
Verwesendes Theben, entstehn dir jetzt Helden?
Vermag denn die Schlachtenwucht Mut zu gebären?
Beginnt sich die Schmerzbrunst Geschlagner zu melden?
Die Wurmlust der Ohnmacht sich stumpf zu verzehren?
Was Ehren, was Trotz, was Gefasel von Taten,
Zum Schluß hilft die Geilheit beim mutvollen Sterben!
Mag plötzlich den Feigling Beherztheit beraten?
Ich seh ihn, verderbend, um Lustjucken werben,
Drum greif ich zum Scheine nach Pfeilen und Lanze
Und hoffe, nun wird mich der Tod nicht verschonen!
Dem Feind winkt der Speer mit erbebendem Glanze,
Der Opfertod möge mein Großtun belohnen!
Komm, Hyksos, erfreu dich beim Stechen und Schnüren,
Ich trachte, dir katzenhaft-fahl zu entweichen,
Dann kann ich mein nahendes Ende verspüren
Und langsam erkalten wie andere Leichen.
Verzagtheit und Keuschheit, ihr, Ehrfurcht und Grauen,

Stets habt ihr mir Tatkraft und Werblust versauert,
Nun laßt euch, als Ohnmachtsgauch kauern, durch-
schauen:

So seid noch mein Lustwurm, von Abscheu durchschauert!
Erblickt mich der Krieger, der einsam dort reitet?
Ach, käm er herüber, ich wags nicht zu winken.
Wie werd ich gering, wenn der Angstkrampf sich weitet,
Bald muß ich in schrecklicher Schmerzlust versinken!
Unheimliches Kommen, angstschwangerstes Nahen,
Ich kann dich erwartungsstumpf, einsam ertragen.
Mir ist es, als ob wir uns kannten und sahen,
Nun komm, Mann, mich Wehrlosen roh zu erschlagen! —
Halb Unding, halb menschlich empfundener Schatten,
So springt jener Klotzgnom vom zottigen Rosse:
Ach, bald kann ich schlaf-schlaff erblassen, ermatten,
Wie groß wird doch plötzlich mein Schlußlustgenosse!
Mein Henker, mein Richter, ergötz dich beim Köpfen,
Die Freude wirft ewig qual-lüsterne Schatten:
Nur du magst das größte Glück, tötend, erschöpfen;
Da bist du, nun geht die Vernichtung vonstatten!
Ich fühl alles Zagen, voll Wollust, verrunzeln,
Jetzt kann ich die ganze Verachtung ertragen:
Nun seh ich den Henker, ganz blitzrasch, geil schmunzeln
Und lüstern, als Jüngling, mich kühn überragen!
Sind Kopf jetzt und Wesen gefällt und zerspalten?
Mir ist es, als sauste der Henker selbst nieder:
Fast wach ich, verkrampft unter Schattengewalten:
Und Dunkel und Ruhe belasten die Glieder.
Ein Sturmbraus durchwuchtet mein schluchtiges Wesen,
Mein Henker ist selbst in mein Innres gefahren,
Nur so kann die Seele der Schmachtlust genesen:
Ich reiß mich empor, um mich selbst zu gewahren!
Da kommen die Hyksos, von Raublust gepeinigt!
O könnt ich ein Pferd ohne Reiter erspähn,
O wär meine Seele von Feigheit gereinigt:

Ich würde nicht Raub und nicht Totschlag verschmähn!
Jetzt schnell ich empor, um ein Roß zu erfassen,
Schon schnüre ich Nüstern und würg einen Reiter:
Ich schlag ihn zu Boden; ich seh ihn erblassen, —
Ich saus auf den Gaul, und nun brausen wir weiter.
Das war jetzt ein angstfreier, klarer Gedanke!
Ihr eigenstes Glück hat sich Kühnheit errungen,
Nun fall ich dem Feinde, zu Pferd, in die Flanke
Und streite als Reiter: mein Streich ist gelungen!
Jetzt hetz ich mein Pferd ins Gemetzel von Schlemmern.
Bewußtlose Menschen zertritts mit den Hufen,
Und Halbtoter Schläfen beginnen zu hämmern,
Und wollusttoll hör ich Verendende rufen!
Verächzen, Gestöhne, den Schrei der Hyäne
Vernehm ich beim Ritt über Rümpfe und Stummeln:
Es ist, als ob Erbschmerz der Dumpfheit entgähne;
Nun will ich, zu Roß, auf dem Schlachtfelde tummeln!
Hier bin ich der Meister, der Held und der Sieger,
Ich kann dich, Sahara-Nacht, qualbar, verachten:
Ich bin kein Verreckender, bin auch kein Tiger,
Ich bin das Ereignis nach brunstwuhtgen Schlachten!
Ich werde der Lebensrausch krampfstarrer Reste:
Geschwellt von der Sprudelbrunst sterbender Welten,
Erhält sich der Geist, als urewige Feste,
Die leidlos empfängt, was die Sinne vergelten! —
Gedanken, als klare, kristallkalte Drachen,
Ereignen sich tief, ich durchschau sie mit Muße!
Sie flattern wie Banner. Allflammen erwachen.
Und leibhafte Sieger tun schmerzverkrampft Buße.
Sahara, du hast deine Rasse geboren!
Schon schwängern die Schatten der Toten die Leiber:
Im Weib wird der Feindesschleim fertig gegoren:
Der Hyksossohn sei einst der Hyksosvertreiber!
Im Weibesleib treffen sich feindliche Rassen,
Dort keimen dumpf, unerfüllt, männliche Seelen:

Im Weib kann die Eigenheit jung sich erfassen,
 Aus breiter Eintönigkeit Formen entschälen.
 Die Frau ist das Traumesgraun schlummernder Lenze,
 Die Ahnung, den Urbrunstdurst selbstlos zu schöpfen,
 Die Nacht aller Möglichkeit, weit ohne Grenze,
 Das Staunen vor Höhen ergrübelnden Köpfen!
 Den Mann hat die Ra-Gewalt sonnhoch erhoben:
 Der Drang und das tiefste Ding bleiben das gleiche,
 Doch schufen die Sinne, die lustbunt vertoben,
 Den Trieb, der die Einsicht im Eignen erreiche! --
 Die Kette der Liebe ist nirgends zerrissen:
 Zwar hat die Sahara uns zahllos gespalten,
 Doch knotet das Weib die verschiednen Gewissen,
 Und drum wurden Wesen geschlechtlich erhalten.
 Der Urgrund der Seele ist wesensuranisch
 Und soll sich, verkörpert, geschlechtlich empfinden:
 Oft opfert der Sonnkern sich heldisch, titanisch,
 Daß alles, was Weib wird, tiefinnen verschwinde.
 So faß ich ra-tapfer Sahara-Gedanken:
 Kein Weib kann das Weib meines Wesens erwecken,
 Die Reinheit des Einblicks gebiert ihre Schranken,
 Und schrecklos läßt Klarheit in mir sich erstrecken.
 Ihr zwinkert, ihr Sterne, auch ihr seid nur Sünder!
 Ists Licht auch naiv, das ihr selbstwesend spendet,
 So seid ihr Entzündeter des Lebens auch Gründer
 Verdunkelnder Schollen, wo Wollen verendet.
 Ihr weckt die Planeten, die selbst sich verdichten,
 Die furchtlos vom Tag in die Dunkelheit tollten,
 Die Finsternis lieben, verschließen, verkneten
 Und, ewig vertrieben, enttollen, verrollen!
 Heut gleicht euch mein Geist, an Gewalt und an Würde:
 Er selbst ist ein Stern und ein Tag aller Klarheit;
 Er ruht und erträgt seine kosmische Bürde,
 Sein Wesen, ein Ganzes, ist sonnhohes Wahrheit.
 Er strahlt aus sich selbst, wenn die Erde verdunkelt,

Er kennt seine Macht, wie einst Simson die Kräfte:
Dich, Tempel der Welt, der als Raum mich umfunkelt,
Verklammert mein Urgrund jetzt blindlings, wie Schäfte.
Versänk ich und wollt ich das Sein überwinden,
So würdet ihr, zitternde Sterne, zertrümmert,
Ihr müßtet im finstersten Nichts mitverschwinden:
Das All wäre leer, um sich selbst unbekümmert!

O Sonne, dein Wesen ist ewiges Siegen!
 Dein Wollen ist Licht, deine mystischen Flügel
 Erstrahlende Wärme: dein Siegen ist Fliegen,
 Und hoch überblickst du die Täler und Hügel.

Dein Anblick ist herrlich, erscheinende Scheibe,
 Und schön, was du ansiehst, o Gottheit der Milde:
 Du weist auf den Reichtum im menschlichen Leibe
 Und schaffst den Gedanken zum stilstrengen Bilde.

Fast atemlos starr ich dich an, gutes Feuer,
 Ich bete und strebe zu dir wie die Saaten:
 Doch weilte kein Geist je beständger und treuer
 Bei Ra, seiner Gottheit, als ich, dein Chuenaten!

Erwachen die Strahlen des Tages, am Morgen,
 So lachen wir alle dir kindlich entgegen
 Und können vom Sonnengold sorglos erborngen,
 Was dann zu gebrauchen wir frei überlegen.

Doch kann die Sahara dich abends verscharren,
 So muß sich die Erde im Dunkel vergraben;
 Sie gleicht dann den Toten, die tagfern erstarren
 Und wahllos mit Gaben von andern sich laben.

Was da ist, ist da, weil es nachahmt und trachtet,
 Wie du, heilger Ra-Ball, im Glanz zu erscheinen:
 Vom Tage gebändigt, geschwängert, betrachtet
 Das Erdkind sein überall eigenstes Meinen.

Wir wollen uns formen, wie du es beorderst,
 Und wünschen, den Lichtpriestern folgsam zu gleichen,
 Wir hoffen und streben zu sein, was du forderst,
 Und loben dich, wo wir dein Wollen erreichen.

Es hüpf't unser Herz, wenn wir folgsam Geheiße
Der Urglut in uns, dir zum Danke, erfüllen:
Da singt unsre Seele, als blende und gleiße
Ein Ra-Tag in Tiefen, die stumm sich verhüllen.

Dir zwitschern frühmorgens die Vögel entgegen,
Die Fische entschlüpfen den Tiefen des Niles,
Die Schiffe beginnen sich fächernd zu regen,
Mich selbst fühlt ein Ich tiefverinnigten Spieles.

Du, mannbarer Ra, hast das All erst erschaffen,
Das höchste der Werke mit Lust zu empfinden,
Doch läßt du die Schlünde vom Werdesturz klaffen,
Um ewig das Größte, besiegt, zu verwinden!

Du blickst in die Tiefe erschreckender Meere,
Die fürchten, daß Sturmwut die Weltflut erschöpfe:
Es ist, als obs Weib sich, gebärend, verzehre:
Du tötest die Schöpfung durch ihre Geschöpfe!

Doch Du dauerst fort. Von Rätseln durchschauert,
Erwartet das Erdweib das Sonnfruchterwachen:
Es horcht, ob das Leben, das tief im Leib kauert,
Durch Hüpfen es anstachelt, sonnauf zu lachen.

Ra, Allmacht Ägyptens, du Weltfelsentürmer,
Du Herrgott der Hyksos, du Urgrund der Meere,
Du Königerschöpfer und Schützer der Würmer,
Du Ungeduld aller, du ewige Lehre,

Dich rufe ich an, als dein Diener Chuenaten!
Ich will aller Welt deine Macht offenbaren,
Dum gib mir die Kraft zu ra-rühmlichen Taten,
Dann ziehn wir gar bald zum Altar mit Fanfaren.

Du, Ra, gabst der Menschheit das Recht auf Gebieter,
Drum darf sie auch fordern, daß ich sie bezwinge:
O sieh deinen Diener Chuenaten, hier kniet er,
Hier fleht er, o laß, daß ein Ra-Werk gelinge!

Das Weib hat das Recht, einem Mann zu behagen,
Die Dirne, als Kind, daß ein Knabe sie schände:
Auch haben die Beine das Recht, uns zu tragen,
Die Palmen und Staaten auf plündernde Hände,

Die Lüfte der Wüste, aufs Meer sich zu stürzen,
Die Nebel, daß hitzige Winde sie hetzen,
Auch Düfte der Blüten, die Lüfte zu würzen,
Der Neid, den Besitz seines Nächsten zu schätzen,

Verstorbne auf Ruhe und Murregebete,
Die Urglut, durch Brunstwucht, die Lücken zu füllen,
Auf Angst und auf Kampf die Alarmpetate,
Die Luft und das Leid auf der Hungernden Brüllen:

Und Dumme? Daß Gauner sie oftmals belehren,
Der Krieg auf die Städte, die prassen und rasten,
Das Feuer auf Zyklen, aufs Stetswiederkehren
Des Tags, das vermag, allen Glast zu entlasten!

Du, Ra, hast ein Recht auf die Werbegebete,
Da du uns erleuchtest, was leuchtet, zu nehmen;
Du schufst uns, daß jeder dein Wollen vertrete,
Drum preist dich, wer aufhört, vor dir sich zu schämen.

Du bist ja der Reichtum, der alles verschwendet!
Wer einsichtig handelt, mag gut sich verhalten
Und wäre gar töricht und maßlos verblendet,
Versuchte er selbst, sein Gesetz zu gestalten.

Doch Ra, ich, der König, verkünde dein Wollen,
Da du, Ra, mein Vater, ob unser ergrimmtest:
Mein Wort gleicht des Lotos sonngoldenem Pollen,
Der alles befruchtet, was du ihm bestimmtest.

Ein Urtrieb der Menschheit, gehorsam zu dienen,
Verschafft uns die Lust, uns nach Numen zu sehnen;
Was feig sonst, in mir ists heroisch erschienen,
Auch ich mag die Nacht meiner Gottheit entlehnen!

Ich bin wie des Niles belebende Fluten,
In denen die Menschen sich spiegelnd erkennen,
Du selbst schufst die Fluten und Ursprungsbrunstgluten,
Damit deine Rätsel in mir erst erbrennen.

Du siehst und erkennst dich in Meeren und Seelen
Und suchst sie dir ewig, aus Liebe, zu nähern,
Drum willst du Gebete und Nilnebel schwelen,
Erfreust dich, zur Flutzeit, an Lichtheilerflehern!

Das alles, o Ra, will ich folgsam erringen!
Ich will Nilflutspeicher mit Spiegeln erschaffen,
Das Wasser, das abfällt, verriegeln, bezwingen,
Der Ra-Wallfahrt alle Altäre erraffen!

»Chuenaten!« rief Ti, seine Mutter; »Chuenaten,
»CDein Morgengebet ist fürwahr unbesonnen,
O laß dich, du törichter Schwärmer, beraten!
Das Werk, das dein herrlicher Vater begonnen,
Zerstöre es nicht durch verzweifelte Taten:
Chuenaten, Chuenaten, die stolzen Kolonnen
Der Kämpfer für Ra, deine bravsten Soldaten
Sind ringend gefallen, und wer hat gewonnen?

Es stehen die Festen und Tempel von Theben!
Und mag deine Würde auch ruhmvoll erstrahlen,
So weißt du, was Anbeter Ammons erstreben:
Die Priester der Hauptstadt verstehn mit Kabalen
Gar bald noch den Aufruhr im Land zu beleben!
Du fahndest fanatisch nach Ra-Idealen,
Du wandelst auf einsamer Bahn, und daneben
Vergißt du der andern Gedanken und Qualen.
Ich warne dich. Sage, was bringt dich zum Rasen?
Ein Wahn ist in dich, mein Chuenaten, gefahren.
Was wallt in dir auf? Ach, laß die Ekstasen
Den Armen, den Kranken, die das offenbaren,
Was lange Ra-Priester vor Priestern verlasen.
Begrab die Gefallnen und laß die Fanfaren,
Die Frieden verkünden, zum Totenfest blasen!
Das Ahnenverscharren bewahrt vor Gefahren:
Zur Zeit, als mein Mann Amenemhotep lebte,
Befand sich, wo immer man Kriegersruhm erstrebte,
Im Heere des Lands ein Kadaververpacker,
Der sorgsam die Mumien der Helden verklebte:
Und sieh, auch dein Vater war tapfer und wacker!
Doch weiß ich von Unheil, das wild uns umschwebte:
Einst warf die Sahara gar waghalsge Racker
Bis Theben, zu Pferd, daß die Erde erbehte,
Und damals, nur damals, verwesten die Leichen.
Chuenaten! So banne die schwankenden Schatten
Und laß uns nicht wieder von Ahnen umschleichen;
Sie kamen zuerst als verhungerte Ratten
Hervor aus den dumpfen, verdunkelten Reichen,
Und als wir für sie keine Nahrung mehr hatten,
Da mußten die Lebenden selber erbleichen:
Drum sollst du, mein Sohn, deine Toten bestatten,
Um nimmer den bösen Barbaren zu gleichen!
Ja! Zeichen erscheinen am Himmel, auf Erden,
Die gleichen, die einstens auf Elend gewiesen;

Die Priester erzählen mit Schauergebärden
Von Tempelgespenstern und Schattenriß-Riesen.
Chuenaten, was soll aus den Nilländern werden?
Die Äcker sind brach, kein Vieh auf den Wiesen;
Sieh, niemand bekümmert sich mehr um die Herden,
Die Steuern sind höher, geringer die Priesen,
Und Bauern vertummeln ihr Gut mit den Pferden!
Fürwahr, mein Chuenaten, du gleichst den Barbaren:
Ra-trunken zerbrachst du Altäre und Städte,
Doch sag, kann dein Ra dich vor Schaden bewahren?
Ich seh in den Tempeln, in Theben, Skelette,
Rings Menschen im Elend, statt ra-starken Scharen.
Man raschelt den Namen von Ra um die Wette
Und ahmt dich auch nach, mit verwandtem Gebaren:
Doch Ra, wenn er Allkraft und Dankbarkeit hätte,
So könnt er Ägypten den Ra-Krieg ersparen!
O glaube dem Weib, das mit Leid dich geboren,
Dem Ammon und Ptah bleibt die Kraft für die Rache,
Schon jetzt ist dein Werk und dein Welttraum verloren,
Schon ahn ich der Ra-Feinde gräßliche Lache!
Die Ra-Macht zerprallt vor den Ammonstadttoren:
Es spiegelt der Mond sich im Blutsprudelbache,
Der aufschäumt aus Mündern, aus Wunden und Ohren:
Mir ists, als ob Ras Tempel berste und krache,
Als hätte das Land gegen dich sich verschworen!
Chuenaten, Chuenaten, du hast keine Söhne,
Es konnte dir Ra keine Knaben bescheren,
Das bleibt deine Schuld, — drum hör mich: versöhne
Dich rasch mit den Feinden, die wilder sich mehren:
Chuenaten, o hör auf das Völkergestöhne
Und laß uns nicht länger den Frieden entbehren!
Vermähle die schönste der Töchter und kröne
Den Freier zum König, bestürm ihn mit Ehren,
Daß niemand dereinst dein Gedenken verpöne!«
»Ach Mutter!« rief plötzlich fanatisch Chuenaten,

»Kein Weib wird mein Streben und Wirken verhindern,
Das Dasein von Ra kannst du nimmer erraten,
Da gibts keine Milde, da läßt sich nichts lindern.
Das da ist das Drama aus Ras Manngewalten,
Die allseits erwachen, den Ra-Kampf entfachen,
Beim Dreinschlagen lachen, die Maße zerspalten,
Die Staaten gestalten, die Sklaven bewachen!
Ra selbst ist der mannbare Daseinsgedanke,
Der geisterhaft wächst und den Leib überwindet:
Er selbst der Ra-Sehnsucht asketische Ranke,
Ist das, was im Menschen das Lichtall verbindet!
Er kehrt von der Erde den Blick hin zum Lichte,
Er kennt seine Ewigkeit zwischen den Welten,
Er wirkt, daß die Zeitleiter selbst sich vernichte,
Und liebt, was fanatisch bleibt, furchtfrei und selten.
Ra selbst ist das Dasein von Menschen und Tieren,
Ra tötet, was schwach wird beim Sichselbsterringen,
Ra will, daß wir Männer den Erdtrieb verlieren,
Ist Ra doch das Schicksal: wer mag es bezwingen?
Die Ra-Flamme stirbt nicht, denn Licht ist ihr Wirken,
Ihr Anfang, ihr Aufschwall und zielloses Ende:
Sie will sich entzirkeln, entstreibt den Bezirken
Und schafft drum den Urschein von Raum- und Zeit-
wende.

Chuenaten, o Mutter, wird nimmermehr sterben:
Ihm konnte kein Weib seine Söhne bescheren,
Ich werde einst selber mein Wirken ererben,
Die Flamme in mir kann sich nimmer verzehren.
Bald wird die Sahara das Niltal verscharren,
Das reiche und üppige Leben verwesen,
Das Schwache erstarren, die Ra-Kraft beharren,
Drum trennt sich, was Mann ward, vom weiblichen Wesen.
Bei Fischen, bei Fröschen, bei Kröten und Schlangen
Sind Männchen und Weibchen von nämlicher Gattung,
Die Tigerin hat noch das Raubtierverlangen

Des Tigers und zeigt keine Weibheitsermattung.
Die Löwin ist tapfer, doch fehlt ihr die Mähne,
Schon konnte der Löwe den Königskopf krönen:
Bei Vögeln, bei denen uns deucht, als ob sich Erhöhung
ersehne,
Ist schön nur das Männchen, an Formen, an Tönen!
Der Stier ist das reifste der männlichen Tiere,
Die Kuh bleibt verschrumpft, und sie gleicht einer Mutter:
Für uns scheint es gut, daß sie Wildheit verliere,
Sie sucht nur ihr Futter, sie kalbt und gibt Butter:
So mag sich im Weib alle Weiblichkeit sammeln,
Der Mann muß, was schwach ist, von Anfang an, bannen;
Es darf das Geschlecht keine Ra-Bahn verrammeln:
Und wird man ganz Mann, kann man fast sich entmannen! «

»Chuenaten, erscheine beim Fest der Kastraten!«
Rief plötzlich ein Priester mit zitternder Stimme.
Chuenaten ist fast außer Fassung geraten,
Doch sieh, er ging hin mit verbissenem Grimme.
Rings standen des Tages Altarkandidaten,
Meist Kinder, bestimmt, daß ihr Urtrieb verglimmel!
Es brachten die Eltern die Knaben nach Theben,
Sie sollten geschlechtlos dem Staatswesen nützen:
Es freute die Kinder, ein Fest zu erleben;
Sie suchten sich kaum vor den Schmerzen zu schützen,
Denn Neugier und Angst ließ sie gleichstark erbeben,
Dann schauten sie lüstern auf blutrote Pfützen.

Schon waren die Weiber nicht länger zu halten:
Es graute sie gar nicht, das Schauspiel zu schauen;
Man sah, wie sie keiften, die Fäuste sich ballten:
Es wollten sich alle am Blutfluß erbauen,
Und schrie jäh ein Knabe, verkrallten sich, prallten
Und stauten sich Haufen von grausamen Frauen.
Die Männer im Harnisch, die rings sie vertrieben,
Beachteten kaum, mit verlorenen Blicken,

Die blutigen Szenen und stießen mit Hieben
Die Weiber zurück, um nicht selbst zu ersticken;
Gar viele verreckten, doch mehr noch verblieben,
Sich wirklich in Theben, beim Fest, zu erquicken!

Oft warfen sich Männer orgiastisch zu Boden:
Gar manche begannen sich selbst zu entmannen
Und schrien dann vor Schmerz, mit verstümmelten Hoden.
Und Weiber, die wild ihren Wachen entrannen,
Begrinsten, begafften die Krampfepisoden,
Die laut sich, beim Fest der Kastraten, entspannen.
Die Hallen begannen sich langsam zu ädern:
Ein Scharlachbach sprang über Marmorterrassen:
Die Weiber, gereizt zum Beschaun von Blutbädern,
Bekamen die Jünglinge blasserer Rassen
Zu lüsternem Spiel, zum Verstümmeln, zum Rädern
Und kalten Betrachten von Martergrimassen.

Unfaßbar viel Volk ist nach Theben gekommen,
Und immer noch folgen sich Schiffe auf Schiffe:
Da kommen schon wieder Nilflotten geschwommen!
Gar viele umschifften gefährliche Riffe:
Zumal die den Weg durch die Schnellen genommen,
Sind fix und verstehn sich auf Nilschiffahrtskniffe!
Verankerte, heimische Barken entladen
Die nächtlich erbeuteten Austern und Fische:
Gar sorgsam entklaubt man von schillerndem Faden
Des Netzes die Zappler, daß keiner entwische;
Und nah, am Gestade, lustwandeln und baden
Thebaner, erquickt durch die silberne Frische.
Jetzt nähern sich mondblaß die Segler dem Strande:
Verschiedene bringen aus Punt Spezereien;
Die Händler erscheinen im besten Gewande,

Um sich und der Ware den Glanz zu verleihen:
Das hebt gar natürlich die Freude am Tande,
Und gleich fängt man an, Wert und Preis auszuschreiben.
Die Mannschaften klettern; sie reffen und raffen,
Mit Hast, doch im Takt, daß die Kraft nicht erlahme;
Fast würdevoll sitzen hingegen die Affen
Mit vagen Besitzerbegriffen im Krame
Und lassen sich gerne vom Haufen begaffen,
Und einer begrinst eine alternde Dame.

Die Frauen aus Punt sind rundputzig und tragen
Nur kurze, durchsichtige Kleider wie Glocken;
Begehrliche Männer, mit schlechtem Betragen,
Beginnen sie drum, halb zum Spaß, zu umhocken:
Behindert, beleidigt, verteidigen, schlagen
Sich manche, und andre entkommen erschrocken!
Die Krämer aus Charu, auf hohen Kamelen,
Belustigt das Schätzen und bloße Betrachten
Der Menschen und Sachen zum Kaufen und Stehlen;
Und manche, die lange nach Sinneslust schmachten,
Spazieren bereits ihre lüsternen Seelen,
Wo Gaukler und Weiber berauscht übernachten.

Verteilt und versprengt, fast verloren, geraten
Doch schließlich die meisten zum Platze des Festes,
Zur Feier der eben geweihten Kastraten.
Ganz Theben strebt hin, und kein einzger verläßt es,
Denn dort sieht man Narren und Tanzakrobaten,
Und stets gibt ein Fest, wo auch Blut fließt, sein Bestes!
Chuenaten begrüßt nun das Volk vom Balkone
Des Schlosses und spendet sein Gold den Getreuen
Des Ra; er zeigt sich den Leuten zum Lohne,
Wo Gaue nicht länger die Götzenmacht scheuen.
Selbst Hörige, Sklaven befreit er von Frone,
Wenn Städter sein Herz, durch den Ra-Kult, erfreuen.

Der König, vom Weib und den Töchtern umgeben,
Denn sieben hat diese Chuenaten geboren,
Hat Ai und sein Weib, für ihr Günstlingsbestreben,
Statt Priestern des Ammon, zur Huldung erkoren:
Und alle versprechen stets eifrig zu leben,
Sie haben Chuenaten Ra-Treue geschworen!

Des Ra-Tempels Diener umtanzen, umspringen,
Mit Trommeln und Flöten, den König zum Danke
Für Schätze, die Ai und sein Weib schon empfangen;
Chuenaten hat fast die gebräuchliche Schranke
Und Ferne, die Königsgesetze bedingen,
Verwunden, denn einzig gilt jetzt der Gedanke!
Des Ai beste Schreiber und Zeichner erscheinen,
Bereit, das Ereignis sofort zu vermerken:
Gemalt und gemeißelt, auf Rollen und Steinen,
Bewahr es die Nachricht von heilsamen Werken,
Von Tugenden, die sich im König vereinen,
Von Strahlen des Ra, die ihn anstachelnd stärken!

»Nun seht,« spricht Chuenaten, »ich fühle die Hände,
Die tief aus dem Ra-All mein Innres ergreifen:
Empfangt drum beherzt jede fürstliche Spende,
Denn ewig läßt Ra seine Tagessaat reifen;
Sein Reichthum ist alles, was anfängt sein Ende,
Drum spür ich sein Wollen zu Gold sich versteifen!
Nehmt hin: ich verschenke das Gut meiner Väter,
Empfangt auch das Geld aller feindlichen Lenker
Des Staates, der schamlosen Ammonanbeter!
Ich selbst bin der eifrige Ra-Staatseinrenker
Und wüte bewußt gegen jeden Verräter:
Ja, wer nicht gehorcht, der verfällt meinem Henker!
So seht doch den Himmel, bemerkt seine Streifen
Von Nebeln, die weit ihn und still-ernst bedecken;
Um milde den heutigen Tag zu durchschweifen,

Gebär sie das Licht, und nun will sichs verstecken,
Doch bald wird es lächelnd durchs Schleierbrett greifen,
Als wollte es stündlich sein Dasein erwecken:
Doch dann sollt ihr betend zum Ra-Ball euch wenden,
Damit er euch, perlend und funkelnd wie Sterne,
Aus Wolken erblühend, erschaun kann und blenden!
Ihr Männer Ägyptens, ihr Söhne der Ferne,
Dann beugt eure Knie und fleht mit den Händen,
Ja, liebt Licht und Wärme, verehrt sie auch gerne!«
Es hat kaum Chuenaten die Worte gesprochen,
So strahlt schon der Ra-Ball hervor aus den Schleiern,
Und stolz fühlt der König sein hohes Herz pochen,
Denn jetzt wird auch Theben die Ra-Allmacht feiern.
Schon kommt auf den Knieen die Menge gekrochen,
Und schrill schallt der Schrei aller Ra-Prophezeier,
Die überekstatisch das Ra-Reich verheißen.
Der König erscheint nun, von Gold übergossen,
Am hohen Balkone; vier Lichtbündel gleißen
Hernieder auf ihn, auf sein Weib, auf die Sprossen
Des Hauses, die lieblich und zart sich befließen,
Zu schenken, was scheinbar vom Himmel geflossen.
Nun schreit auch die Menge: »Du großer Chuenaten,
Unendlich wie Ra sind fürwahr deine Taten,
Du bauest die prachtvolle Ra-Stadt Chutaten
Und schütztest die Tempel mit tapfern Soldaten;
Du sandtest dann Fürsten, mit Friedensmandaten
Nach Theben, zur Warnung der Stadtpotentaten,
Und siehe, sie kehrten mit Ratreferaten
Von Ammon bekehrt und als Ras Renegaten
Zurück in die Stadt, die sie schamlos verraten!
Du straftest sogleich alle Ra-Apostaten
Und nahtest dann selbst deinen Aufrührerstaaten.
Rasch schlugst du die Heere von Ammons Prälaten
Und bist, laut Beschlüssen und Friedenstraktaten,
Nun Herr und nun hier in der Stadt der rabiaten

Beherrscher des Usgau, in Ammons Ornaten.
Wir sehn deine Kraft an den Kriegsresultaten,
Wir preisen dein Wesen in Tempelkantaten
Und trachten gehorsamst dir gleich zu geraten!«
Die Menschen, die solche Gesinnung vertraten
Und jammernd den König um Gunstgaben baten,
Begannen in Ras Krampfgewalt zu geraten
Und heulten orgiastisch: »Chuenaten, Chuenaten,
Nun laß uns dem Sumpf der Eunuchen entwaten!
Chuenaten, Chuenaten, ersetz die Kastraten
Durch Mönche mit Lustobgewalt-Surrogaten;
Verriegle die Weiber allein in Kemnaten
Und schaff einen Orden mit Ra-Zölibaten:
Bewahr uns vor fremden Geschlechts-Attentaten!
So bilde die Sternsekte! Uraggegraten
Sind alle Ägypter, o König Chuenaten!«

Nun bringen auf einmal fanatische Frauen
Die Kindlein herbei, sie dem König zu zeigen,
Und lassen Chuenaten, erfüllt von Vertrauen,
Indem sie sich tief vor dem Throne verneigen,
Die Säuglinge, die sie geboren, beschauen:
Und Graun packt den König, und nun folgt ein Schweigen!
Mit Riemen verschnürt sind die kindlichen Leiber,
Die Köpfe beschwert, um sie steil abzuflachen,
Denn längst schon begannen die Zeichner und Schreiber,
Beim Bilden, gar schroff, jede Stirn abzudachen:
Denn so ist der König und, sieh, auch die Weiber
Versuchen es Schreibern, in Fleisch, nachzumachen!
Der Priester des Ammon benützt nun das Schweigen
Und ruft, von geharnischten Kriegern umgeben:
»Dein Aarprofil, König, ist garstig und eigen
Und sagt nur, Chuenaten ist überverwegen:
Er wird sich zu maßloser Dreistheit versteigen,

Ganz schonungslos handeln und nichts überlegen;
Gar schlaff ist dein Fleisch, schlanker König Chuenaten,
Gar zart bist du wahrlich, du Mann du, geraten!
Doch sag, warum schreist du in Mannschaftstraktaten,
Daß du Mann, nur Mann bist, mit Ras Mannmandaten:
Fürwahr, du bewährst deine Kraft durch Soldaten,
Die alles zerstampfen, so Städte wie Saaten!
Für dich sind die Menschen umsonst und zuwider,
Drum schlachtest du alles im Ra-Übermute,
Und liegen auch Städte und Strecken danieder,
Was tut es, zum Schluß liebst du nur deine Stute!
Nichts freut dich, als Reiten und Stärken der Glieder;
Ja, sicherlich steckt dir der Hyksos im Blute!
Du plünderst die Gräfte, verweigerst die Gräber!
Du bringst selbst Amenti in Angst und Erregung!
Du bist nicht Osiris, du schändlicher Streber!
Du gibst keiner Mumie die erste Bewegung!
Du bist nur ein diebischer Würdenvergeber
Und sorgst, statt für Toten-, für Pferdeverpflegung!
Du glaubst an ein urfreies leibloses Leben
Und willst Ku von Nivu und Ba gar entlösen,
Doch Blut ist die Seele und eitel dein Streben,
Drum schone das Blut, mit bewußt religiösen
Gefühlen der Achtung, dem Ewgen ergeben:
Nichts Tieferes gibt es in Leichengekrösen!
Doch laß alle Buße, dir hilft kein Spruchsprudeln,
Zu spät ist es heute: dein Blut ist verloren,
Es mag dich dein Ra-Troß, die Aischar lobhudeln!
Von Ammon verdammt, wirst du nimmer geboren:
Nun zähl deine Freunde: in Ras Aufruhr rudeln
Hat mancher Ra-Schwärmer sich treulos verschworen!«

Jetzt naht, von gewaltigen Massen umgeben,
Fast atemlos, Ammons Gesandter Chuenaten
Und ruft: »Du Verwegner, nun sollst du erbeben,
Verzucke, gefällt durch die eigenen Taten

Und ohne daß andre den Leib dir verkleben,
Zum Nichtsein verflucht, von Soldaten verraten,
Verdirb auf dem Felde, den Geiern zur Beute!
Nichts bleibe mehr aufrecht von Ras Machtdiktaten,
Aufflamme das Gold aller habsüchtgen Leute,
Die Gaben und Almosen schalkhaft erbat:
Die Glut ihres Gutes verzehre noch heute
Die Ra-Schar im Niltal, samt allen Piraten!«
Nun stürmen sich wütend zwei Haufen entgegen:
Der König entreißt einem Bauern die Hacke
Und bricht sich gewaltsam, ganz tollkühn, verwegen
Ein Gleis — trotz des Anpralls vom schwankenden
Packe —

Jetzt vor bis zu Ammon und stürzt ihn mit Schlägen
Der Axt und schreit: »Albklotz, zerstückle, zerknacke!«

Nun sieht er sich strahlend der Menge entragen
Und spottet, zum Priester des Ammon gewendet:
»Nun kannst du, vermagst du, den Ra-Ball zerschlagen,
Denn Ammon liegt da, von Chuenaten geschändet;
Ich mußte fürwahr nicht aus Zartheit verzagen,
Du rufe dein Amen, mein Werk ist vollendet!«

Es dringt jetzt ein schreckliches Fremdengezeter,
Vermischt mit Gewimmer erstickender Kinder,
Hervor aus den Reihen lautschreiender Beter:
Auch kreischen die Weiber und Priester nicht minder,
Doch plötzlich nur Stummheit, nun heißt es: »Dort geht er!«
Und bleich weicht das Volk vor dem Gottüberwinder.

Wer ruft da fanatisch: »Chuenaten, Chuenaten,
Wir sind es, die stets deine Ra-Kraft bejahten,
Du gabst uns Beweise, mit wahrhaft probaten
Gewaltakten, die ja Ras Allmacht verraten!«?
Und Männer aus Charu und andern Fremdstaaten
Bewundern besonders die Tat von Chuenaten.

Chuenaten, « spricht Ti, seine Mutter, »Chuenaten,
»Der Kampf war gewaltig, der Sieg ist errungen,
Die Feinde, die Ammon und Theben vertraten,
Sind alle zerspalten, beinahe bezwungen.

Chuenaten, doch laß dich trotz allem beraten,
Du hast viele Fremde als Söldner gedungen,
Erhalt sie und laß deinen Bauern den Spaten,
Der Friede beweist, was im Kriege gelungen.

Chuenaten, auch ich habe große Gedanken,
Ich wage es, einen dir flüsternd zu sagen:
Die Fremden, Chuenaten, zerbrachen die Schranken,
Die ewig im Niltal dem Staat unterlagen;
Ich glaube, sie alle sind wuchernde Ranken,
Die schwer nur die Stämme Ägyptens ertragen:
Nie darf unser Land an der Gastsucht erkranken,
Doch sollst du sie plagen, nicht wahllos verjagen!

Chuenaten, du bist durch die Fremden betrogen:
Sie haben gestohlen, geschachert, erbeutet,
Gar listig Ägypten die Nährmilch entsogen,
Und wo ihr euch hadernd im Niltale blüetet,
Dort haben sie ihre Erfolge erwogen!
Und wenn ihr euch herrlicher Siege erfreutet,
Ward immer von Fremden der Kampfplatz bezogen:
Sie nahmen, was ihr zu erringen euch scheutet,
Mein Sohn, und du bist solchen Leuten gewogen!

Erfülle, Chuenaten, die einzige Bitte,
Behalte die Fremden als Sklaven im Lande
Und töte die Reichen, nach üblicher Sitte:
So bringst du gewaltige Feste zustande,
Und Niltäler richten dann lieber die Schritte
Nach Städten des Ra und erneuern die Bande
Mit dir, großer König, und lösen die Kitte
Der Gaue mit Theben, dem Ammon zur Schande:
Denn sieh, dein Chutaten liegt fromm in der Mitte
Des Landes und prächtig am Weg zu den Meeren:

Dort kannst du die Straßen nach Theben verlegen,
Den Zulauf zu Festen des Ammon verwehren
Und leichter Ägypten zum Ra-Kult bewegen!

Doch Ra, der dir half, sollst du einzig verehren
Und Haß gegen Fremde und Günstlinge hegen;
Auch sollst du den Erben nicht länger entbehren,
Was ist dir an Weib und an Töchtern gelegen,
Ein jüngeres könnte dir Knaben bescheren!«

Worauf jetzt der König entschlossen erwidert:

»Die Fremden besitzen ein gutes Gedächtnis,
Sie sahen erstaunt, was ich ra-stark gegliedert,
Wer weiß, übernahm man dabei mein Vermächtnis?!«

»Mein Kind,« wimmert Ti nun verletzt und erschrocken,

»Nicht wurden die widrigen Hyksos vertrieben,

Um ärgere Feinde ins Niltal zu locken:

Noch ist uns die Macht zum Beherrschen geblieben,

Mein Sohn, und du lockerst den Staat, um die Brocken

Ägyptens dem gierigen Feind zuzuschieben:

Zum Schluß soll das elende Kusch noch frohlocken,

Und du wirst Kuschitinnen hätscheln und lieben,

Mein Kind, dies erwog ich und sag es nun trocken!«

»Ach, Mutter, du sprichst nur, du weißt nicht zu
sagen,

Du willst nichts erfragen, du hast nichts verloren;

Das Weib bleibt das Übel, dem Täter entragen,

Und sieh, Männer sagen, als wissende Toren!«

Kaum hat diese Worte die Mutter vernommen,

So gibt sie zur Antwort: »Du sollst mich belehren,

Mein Sohn, alles Große, stets soll es dir frommen,

Du konntest Ägypten zum Ra-Kult bekehren,

Dein Heer hat die Mauern von Theben erklommen,

Drum soll dich das Vaterland lieben und ehren;

Es seien die Fremden im Ra-Staat willkommen,

Dein Schutz sei vollkommen, du magst ihn gewähren,

Doch hält deine Rachsucht mein Herz arg beklommen!«

»Der Mann ist der Sünder, das Weib seine Sünde:
Es würgen und sän doch die nämlichen Hände;
Verrucht ist der Staat, den ich eben begründe,
Doch laß, daß ich schrecklos mein Werk jetzt vollendel!«

»Du zitterst, mein Sohn, laß, mein Kind, dich be-
greifen,«

Hat Ti nun als Antwort, auf Antwort, gegeben,
»Du fieberst,« so spricht sie, »Gesichte umschweifen
Dich jetzt und verdrängen dein frömmstes Bestreben;
Du solltest dich besser auf Ra-Werte steifen
Und andre aus göttlichem Ansehn entheben:
Du magst dich an Götzen wie Ammon vergreifen,
Doch nimmer so tief in dir selber erbeben,
Ach, ruh nun und laß deine Ra-Saat erst reifen!«

»Nein, Mutter, noch stehen die Tempel von Theben,
Die werden schon heute, zum Fest der Kastraten,
Entflammende Arme zum Himmel erheben
Und beten und flehen, daß alle drin braten.«
Kaum hat nun der König die Worte gesprochen,
So schreit seine Mutter: »Üb Gnade, Chuenaten,
Schon hab ich die Flammen seit Wochen gerochen,
Ich sah dich, aus Wahnwitz, in Blutlachen waten;
Das Feuer ist rasch in der Stadt ausgebrochen,
Drob bist du in arge Bedrängnis geraten;
Auch waren um dich alle Wachen bestochen
Und stießen dich nieder, als Feinde dir nahten:
Noch jetzt läßt der Anblick mein Herz rascher pochen!«

»So werde ich alle Ägypter entlassen
Und Fremde zu Wächtern und Anstiftern wählen,
So mag denn die Glut gleich ganz Theben erfassen,
Und niemand sich feig aus der Feuersbrunst stehlen!«

Den Worten des Königs wirft Ti sich entgegen
Und schreit: »Warum willst du die Hauptstadt ver-
brennen?«

Wie kannst du so ruchlose Lauerwut hegen,

Wie wagst du, den grausamen Plan zu bekennen?
Wozu blindlings dreinhaun und Feuer anlegen,
Warum nicht den Freund erst vom Erbfeinde trennen?
Du dürftest mich nimmermehr ‚Mutter mein‘ nennen,
Vermöchtest du nochmals den Brand zu erwägen!«

»Ein großes Bewußtsein ersetzt tausend Theben,
Denn Ra wirkt im Hirne, gewaltsam und herrisch,
Er muß sich aus Kampf und Krampf ewig ergeben,
Drum ist solch ein Wahnwitzbrand fürwahr nicht
nährisch!«

Kaum sagt das der König, so spricht Ti entschlossen:

»Ich kann deinen Worten wahrhaftig nicht trauen,
Ins Schloß, wo du einst meinem Schoße entsprossen,
Begeb ich mich jetzt, ohne Zaudern und Grauen:
Inmitten von Theben, vom Feind eingeschlossen,
Erwart ich mein Schicksal, umgeben von Frauen.
Ich hoffe, ihr habt eure Pfeile verschossen,
Ich will, daß die Bauern den Usgau bebauen,
Von Bränden, von Possen, erzähl Zechgenossen!«
Allein zu sich selbst sagt nun grimmig Chuenaten:
Gott selbst ist der Sünder, die Schöpfung die Sünde,
Drum darf ich das Weib, nicht sie mich verraten,
So brenne denn, Mutter: ich wüte, entzündel!

Was mag der Krawall im Ra-Lager besagen?
»Es klappern wohl endlich die krätzigen Fremden,
Man will vielleicht Aussatzbefallne verjagen,
Und kreischt oder feilscht nur um prunkvolle Hemden.
Ägypter, die Zucht unsrer Väter verkümmert!«
Schreit jetzt Ammons sehender Priester und wimmert:
»Der König hat hier unsre Gottheit zertrümmert
Und uns und sich selber das Dasein verschlimmert!
Fast trachtet der Tag heute länger zu dauern,

Es scheint sich ein Glastwall um Theben zu stauen:
Bespickt mit Beschauern sind alle Stadtmauern,
Rings mag sich die Ra-Schar am Ballfall erbauen.
Man ahnt wohl, daß heute das Glück Thebens scheidet,
Denn morgen schon werd ich in Blutgossen waten:
Ach Ai, warum hast du uns albern beneidet,
Und ach, was verbrachst du, waghalsger Chuenaten!«
»Was machst du da, Papis, fast scheinst du zu warten!«
So schrein aus dem Tempel Altartanztrabanten,
»Komm, laß uns die Seele von Ammon entfachen,
Wir wollen toll schweißen, was andre umrannten!«

»Ach laßt mich«, sagt Papis, »den Abend betrachten
Und warten, bis sacht alle Strahlen verglügen;
Jetzt wallen Gefallne vergangener Schlachten
Durchs Tal: sagt, was treibt euch, das Fest zu verfrühen?»

»Schon zieht der Tanz Tote an!« schrein Korybanten,
»Gewesene hetzen uns, jung zu entstehen,
Und wo sie mit Krallenkraft Paare festbannten,
Umschauert gleich Mann und Weib des Werdens Wehen!«

»Ich komme gleich, Kinder mein, ihr mögt genießen,«
Spricht Papis; »das Licht ist nun ziemlich verschieden,
Doch seht, wie um Theben sacht Glutähren sprießen:
Ein Goldrausch erwacht nun statt Silberfrieden!«

»Die Männer ver mummt, verhüllt sich alle,
Die Mädlein erscheinen wie Lichtmeteore,
Drum walle zum Schalle, zu Ammons Nachtballe!«
So gellts aus des Tempels verdunkeltem Tore.

»Ich komme, ich komme, doch horcht aufs Geprassel,
Ja, Flammen und Waffen des Ra seh ich nahen!«
Ruft Papis, dann hört er nur Schall und Gerassel
Der Scharen, die rings seine Ahnung bejahren.
Im Tempel das Fest ist schon lange im Gange:
Die Männer, in Mäntelgewändern verkleidet,
Versuchen, verdunkelt, im Tanzüberschwange,
Ein Mädchen, das keine Gestalt unterscheidet,

Für sich zu erhaschen und rasch einzufangen.
Die Mädchen, in flimmernden Schleiern, vermeiden
Zu flugs in die Freiersgewalt zu gelangen,
Woran sich die Sinne der Teilnehmer weiden.
Es ist das der Tanz heller Glanzmeteore!
Erstrahlende Mädchen entwallen dem Dunkel
Und wirbeln und kreuzen sich, rhythmisch im Chore:
Sie tanzen nach Harfen; ihr Perlengefunkel
Erzittert so reizend wie Mondlicht im Nile.

Schon sieht man so manche im Mantel verschwinden,
Da treibt sie ihr Freier zu lieblichem Spiele,
Wenn andre sich lang noch dem Dunkel entwinden.

»Ihr Kinder, ihr Kinder, was hab ich geraten,
Das Fest ist ergötzlich, doch falsch Ort und Stundel!«
Ruft Papis. »Beim Feste uns fremder Kastraten
Darf niemand mehr tändeln; vernehmt meine Kunde:
Es mag jetzt die Gottheit durch euch nicht genesen,
Es steht unser Ammon mit Ra tief im Bunde;
Wir werden im Tempel verbrennen, verwesen,
Schon flammen die Häuser ringsum in der Runde!«

»So komm in den Tempel, dein Fieber zu kühlen,
Wir kennen die Männer nicht, die uns verführen,
Doch hold ist ihr Atem, und süß, ihn zu fühlen,
So komme denn selber, ein Mädchen zu küren!«
So singt man im Tempel, doch Papis ruft traurig:

»Ach, seht wie die Nacht sich mit Purpur ver-
schleiert,

So glaubt an die Glut, denn sie naht und ist schaurig:
Es geht nicht, daß ihr, wenn man Ra anruft, feiert.«

»Die Sterne sind heiter und flimmern wie immer,
Das ist ein Komet, der uns goldig umschmeichelt,
Wir lieben sein schwirrendes, liches Geflimmer,
Er ists, der uns anhaucht und liebkosend streichelt«,
So singt man im Tempel; doch Papis schreit grimmig:
»So seht doch die Funken, die hoch euch umschweben,

Erhebt einen Gottsturm, so betet einstimmig,
Es möge uns Ammon das Zögern vergeben. «

»Die Sterne stehn fest, doch wir Taumelnden schwanken:
Wir zittern und beben, uns schwindelt, wir sinken;
Zu groß ist das Glück, um jetzt Ammon zu danken,
Wir wollen Lust trinken, da Sterne uns winken «,
So singt man im Tempel; doch rasend ruft Papis:
»Zertrümmre, du bübischer Stümper, Chuenaten,
Den Ammon, den Ptah, und vertreibe den Apis,
Doch wahr uns vor Flammen; ach laß die Soldaten
Rasch Eimer ergreifen, statt nutzlosen Lanzen:
Verschone Ägypter, die nie Arges taten,
Sie mochten nur glücklich sein, jubeln und tanzen,
Du darfst nicht brandschatzend das Niltal verraten!«

Das Feuer haust immer noch näher und näher:
Jetzt stieben die Paare erhitzt auseinander;
Verstummt ist die Stimme von Papis, dem Seher,
Doch ist es, als ob er die Halle durchwander!

Die Männer zerstampfen die Mäntel und Larven
Und tanzen nun nackend im purpurnen Lichte,
Man spielt noch frenetisch auf berstenden Harfen
Und glaubt, daß man tanzend den Ammon aufrichte!

Jetzt sträuben die Häuser entsetzt Flammenmähen,
Die Winde zerzausen sie prasselnd und rauschend:
Im Tempel beginnen entsetzliche Szenen!
Doch Papis bleibt still, und sich selber belauschend,
Erwägt er die Flucht aus den rauchenden Mauern.
Da fangen schon Mäntel und Schleier rings Feuer,
Und Papis sieht, lang kann es nimmermehr dauern,
Und keiner der Ausgänge scheint ihm geheuer,
So ruft er denn: »Kinder, die Toten erwachen!«
Er rast schon und ruft zu der Tanzsarabande:

»Es kann euer Lachen den Ammon anfachen,
So schmelzt jetzt versengend die ehernen Bande,
Die euch mit der Gottheit für ewig verschweißen!«
So tollen denn alle, die brennend noch johlen;
Und Großes sucht Papis dem Volk zu verheißen,
Dann wogt Gold aus Körpern, die röchelnd verkohlen!

Die Windsbraut, die Brunstbraut, entfahren den Dächern,
Sie fassen sich, lassen sich tanzend nicht ruhen,
Sie sausen mit Fächern, entzausen sie Schwächern
Und wirbeln sich Glutschmuck aus funkelnden Truhen.

Hier tanzt alles anders. Hier gibts kein Verweilen.
Die Glastpaare springen aus Luken und Türen.
Des Wahnwitzes Brandschwärme sprühn, glühn und eilen
Im Fluge aus furchtbaren Funkelgeschwüren:
Terrassen, umglastet von Scharlachgirlanden,
Die Flammen, auf Blutglutglastkränzen erklettern,
Erscheinen wie Hallen für Brandsarabanden,
Und Blüten umglühn sie mit grünlichen Blättern.

Ein Garten erwacht auf den brennenden Bauten,
Denn Blumen entwirbeln den flimmernden Schleiern,
Und Lichtbäume wuchern, wo Gluten sich stauten:
Ja, Harze entflammen wie Kelche auf Weihern.
Die Türme, die langsam zu bersten beginnen,
Erklimmen jetzt glimmende Ra-Brandbananen,
Und Wimpel umspringen die finstersten Zinnen,
Als schwenkten Chuenatens Fanatiker Fahnen!

Was rasen auf einmal die Menschen in Haufen
Zurück in die Stadt, ihre Habe zu retten?
Kein Auge kann glauben zu sehn, wie sie laufen,
Und viele versengen im Nu zu Skeletten.
Doch andre, die wieder im Freien erscheinen,
Verschleppen die Götzen und tanzen vor Jubel:
So kann wohl der Brand ganz Ägypten vereinen,

Denn selbst Ra-Soldaten tun mit im Getrubel.
Die Fremden aus Charu durchplündern die Trümmer;
Sie sollten die Stadt für Chuenaten entzünden,
Doch dachten sie klüger: es wäre nichts dümmer,
Als glühten die Güter in Feuersbrunstschlünden.
So stimmten die Fremden, voll Witz und einhellig:
Die Tempel umsprühe ein glühender Gürtel,
Dort sei man beim Anschüren kühn und anstellig:
Doch ganz unbehelligt beläß man die Viertel
Der Stadt, wo die kleinemütigen Spießbürger wohnen,
Dort schände man Mädchen und prügeln Matronen,
Dann mag wohl der Tag sich zum Brandschatzen lohnen!

Doch plötzlich entsteht unter Mordbrennern Fehde,
Denn Weiber und Kinder beginnen zu stehlen;
Da hält gleich ein Lediger schlaue seine Rede:

»Vermählte, ihr sollt eurer Diebsbrut befehlen,
Daß keines sich mehr an der Beute vergreife
Und lieber die Karren und Schiffe bereite,
Damit man dann leichter das Raubgut fortschleife;
Und nun schafft das Pack ohne Murren beiseite!«

»Wie spricht ihr da,« zischelt ein Vater und Gatte,
»So laßt Weib und Kind sich ihr Eignes erwerben;
Im Gegenteil will ich, daß niemand ermatte:
Es suche sich jeder sein Gut unter Scherben!
Ihr Lottergesellen und Mütterverführer,
Ihr sollt jetzt ägyptische Jungfrauen schänden,
Ihr Schurken, ihr zuchtlosen Meute-Auführer,
Ihr müßt euch vom Plündern zum Einbrechen wenden!«

»Wir haben zusammen Chuenaten verraten
Und rauben, um dann eure Weiber zu kaufen:
Ihr Alten sollt heut noch in Feuer geraten!«
So antwortet einer vom fraufreien Haufen.

Drauf wird vom Familienbeflißnen erwidert:

»Die Weiber und Kinder bestimm ich zum Plündern,
Zum Schutz sind die Väter ins Heer eingegliedert,

Und ihr bleibt mit weitaufgerissenen Mündern.«
»Ihr Weibsknechte wartet, ihr Lumpenbrutzüchter,
Ich will euch im Niltal wie Unkraut ausrotten;
Dich krieg ich, du willkürlich ruchloser Richter,
Erwisch ich die Hoden, so liegst du am Boden!«

Kaum schreit das der Ledge, entsteht ein Gezeter,
Auch fängt mancher Haufen schon an loszuraufen,
Doch bläst noch vor Anfang des Kampfs ein Trompeter,
Und alles beginnt nach dem Hauptplatz zu laufen;
Doch gräßlich erregt und erschreckt schreit die Menge:

»Wer Recht hat, entscheide, wer Recht sich verliehen,
Im Einzelkampf zeig sich, verlier und verspreng
Nur der Blut und Gut, der sich Macht zugeschrieen!«

Da ruft schon der Gatte: »So warte, du Schmäher,
Gleich will ich dich quetschen, dein Knorpelfleisch
kneifen,

Du Einsteiger, Milchkalb und Kindskopfverdreher,
Ich werde dich, Feigling, durch Blut und Dreck schleifen!«

»Und ich deinen schlaffen Familiensitz packen,
Du Hahnrei, mich dünkts, ihn in Händen zu haben,
Dann mag ich dich langsam erst knebeln und zwacken,
Das kann mich zum Schluß noch, beim Totwürgen,
laben.«

Kaum sagt das der Ledge, so droht ihm sein Gegner
Und trachtet am Kampfplatz, ihn knapp anzuspringen:
»Du nennst deine Schliche, du dummdreistverwegner,
Du witzloser Ringer, so muß mirs gelingen,
Dich gleich, schon beim ersten Sprung, drunterzukriegen;
Noch bin ich gelenk und steh fest auf den Beinen,
Drum schleich ich umher, dich im Hasch zu bezwingen,
Und merk dirs, ich werf deine Eier den Schweinen!«

»Doch wärmt mich noch eher dein Hausvaterlaken,
Ich hab dir bereits Frau und Tochter geschändet,
Du glaubst nicht, wie oft andre bei ihnen staken,
Noch wer deine Habe genießt und verschwendet!«

Es schreit dies der Ledge, hindurch durchs Gelächter
Der Leute am Markte, die zischen und keifen:
»Ihr seid uns gar feig, beide, Hausdieb und Wächter,
So greift euch doch an und erfreut euch beim Kneifen!«

Nun kracht es und poltert auch, blitzt gar entsetzlich:
Der Tempel des Ammon ist plötzlich geborsten!
Drin flattert, was flockig ist, flink und zerfetzlich,
Ja, Brandadler brausen aus glastarren Horsten,
Und bis das Geprassel, das Rasseln der Wabe
Sich langsam besänftigt, sind Kinder und Weiber
Verbrannt und verscharrt unterm flammenden Grabe;
Ein Mann nur bleibt übrig und mustert die Leiber,
Die brenzelnd und bebend, zerknisternd verrecken,
Und hin zu ihm strecken sich glasthafte Tatzen,
Drauf schrecken ihn Zungen, die lechzend Glut lecken,
Dann Blicke, so blau, wie von taubstummen Katzen.

Nun trachtet er kriechend dem Tod zu entkommen
Und stolpert zu Körpern, die hilflos verröcheln,
Die Angst vor dem Brand zeigt ihm Dinge verschwommen,
Und plötzlich verbohrt sich ein Schmerz in den Knöcheln.
Er muß seinen Leiberweg fortastend wähen,
Er merkt nur, die Wand ist mit Glut überkrustet,
Und menschliche Bänder sind brennende Mähnen,
Doch ists ihm, als hörte er rings sich umpustet:
Drauf wirds ihm, als ob ihm der Ausriß gelänge,
Auch ist er, fast traumhaft, ganz richtig getreten.
Und wie er hervortritt, umschreit ihn die Menge:
»Es zeigt uns ein Gott seinen echten Propheten!«
Nun wird schon der Mann hoch auf Schultern gehoben,
Er kann kaum den Schmerz seiner Wunden verbeißen
Und merkt nur, wie alle ihn johlend umtoben
Und schreiend laut auffordern, Gott zu verheißen.
Doch ruft er nur: »Wasser!« und immer nur: »Wasser!«

Da stürmen die Fremden fanatisch zum Nile,
Und allseits verfolgen sie Ammons Ra-Hasser,
Und selbst Ra-Soldaten sind grob mit im Spiele;
Und trotzdem gelingt es den Fremden, die Schiffe
In Eile zu kentern und rasch zu befrachten.
Die meisten sind flott und bereits im Begriffe,
Die Anker zu lichten; wo andre noch trachten,
Die Feinde hübsch ferne vom Ufer zu halten
Und recht viel Erbeutetes unterzubringen;
Doch schließlich sind alle fast, ganz wohlbehalten,
Am Wasser und fangen an, Psalme zu singen.
Doch da sich Ägypter am Ufer versammeln,
So lacht man verachtungsvoll draußen am Wasser
Und schlachtet, mit eben geheiligten Hammeln,
Auch Sperber und Reiher; ja, immer noch krasser,
Man läßt auch den Apis zum Frühstück zerstückeln!
Da gibts arges Brüllen; dann Grunzen und Gackeln.
Drauf macht wer den Garaus selbst Neckhes Karnickeln.
Da packen Ägypter hellflammende Fackeln
Und trachten sie schwimmend in Brand zu erhalten,
Um draußen die Schiffe noch rasch anzuzünden;
Doch müssen fast alle beim Nachbad erkalten,
Denn überall tauchen, aus nächtlichen Schlünden,
Des Nils Krokodile empor und erhaschen
Sofort alle Schwimmer, die selbst sich belichten.
Wohl wußten die Tiere: jetzt gibts was zum Naschen!
Sie merkten das Brenzeln von vielen Gerichten
Und hörten das Lachen und Brüllen beim Schlachten.
Nun finden sie Menschen, die vortrefflich munden,
Und alle die Flammen, die Schiffen Not brachten,
Sind wunderbar plötzlich zusammen verschwunden.

Da rufen die Fremden: »Stets gehe es Häschern
Wie euch, grausen Henkern, in allen Gewässern;
Ihr wolltet uns ruchlos, zur Rache, einäschern,
So plätschert statt uns, frechen Apisfleischessern,

Jetzt heiter, mit heiligen Nilkrokodilen,
Im Flusse der Heimat und freut euch am Spiele!
Wir wollen das Leid unsrer Mitbürger stillen:
Lang wartet schon Moses am unteren Nile.«

Jetzt tragen die Winde die Flammen zu Haufen:
Die Mitte von Theben steht hochrot in Feuer,
Und Sprühregenbündel und Glutblüten traufen
Aus Rauchsäulen, rings überm Trümmerngemäuer!
Das Feuer gelangt nun allmählich zum Garten
Des alten und prachtvollen Herrscherpalastes,
Und selbst alle Hallen, wo Staatswachen warten,
Samt Pharaos Sammlungsarchiven erfaßt es.
Noch knattern entflammende Balken und Planken,
Und alle die schlanken Palastsaalpilaster
Umarmen rasch Ra-Glastgranatapfelranken,
Und krachend zerbröckelt der Wandalabaster.

Da läßt sich denn Ti aus dem Flammenhaus tragen.
Die andern sind alle vor Theben geblieben,
Nur sie war entschlossen, ihr Leben zu wagen,
Sie hoffte, es würde ihr Sohn sie noch lieben!

Nun tritt sie, von Sklaven getragen, zutage;
Und rüstige, wirklich noch bieder gesinnte
Bediente, vom alten ägyptischen Schlage,
Entführen sie klug aus dem Brandlabyrinth.
Wohl stürzen am Wege Ruinen zusammen,
Und Brandstätten scheinen die Bahn zu versperren,
Doch senkrecht fast streben die Essen und Flammen
Empor aus den Tempeln, und unbeirrt zerren
Die Diener den Karren der Herrin treu weiter,
Und rings um den Zug fallen Glastschlacken nieder.
Ein Wirbel zerschlagener, ringsum verspeiter,
Zersplitterter Scherben umschwirrt ihn stets wieder.
Doch schrecklos und fast ohne inneres Bangen
Vermögen die Flüchtlinge weiter zu schreiten,

Um endlich heraus aus dem Brand zu gelangen:
Und bald scheint sich Kühle ringsum auszubreiten.
Die Kaiserin ward unverwundet gerettet:
So wurde die Mutter Chuenatens zum Wunder!
Sie blieb im Palast, zwischen Glast eingebettet.
Die Pracht wie der Plunder verpufft nun wie Zunder
Und steigt, zu Rosettengebilden verkettet,
Empor, um die Herrin von ferne zu schmücken.
Doch sie hat, ganz einzig, beim Brand nichts verwettet;
Sie ging aus dem Schloß, um ihr Land zu beglücken,
Ihr ist es, als ob sich das Herz gar nicht gräme:
Sie tritt, ihrer Würde bewußt, aus dem Feuer!
So wird ihr die Hauptstadt zum Prachtdiademe,
Sie selbst zum Orakel im Ra-Abenteuer.

Es war das kein Brand, sagt sich selber Chuenaten,
Und was da noch aufflammt, kann keiner mehr werden:
Ich wurde vom eigenen Anhang verraten,
Was hilft nun ein Anruf, was Menschenbeschwerden!
Wir werden ja selber von Theben verschlungen.
Ich mag auch mein Weib und die Kinder nicht retten:
Es ist mir der Ra-Staat, das Lichtreich, mißlungen;
Was kümmern mich da alle Kerker und Ketten!
Doch kann ich den nahenden Tag nicht erwarten,
Ich müßte, aus Scham, vor dem Lichte erröten:
Es glaube nicht Ra, daß wir alle ihn narren,
Er findet noch Theben, doch ich will mich töten!

Ach Mutter, wie eigen sind doch unsre Lose;
Du sagtest, es würde mich niemand bestatten,
Und siehe, du selber versprühst in der Rose
Erglühender Blätter, die flammend ermatten!
Wie mochtest du doch ob des Feuers erschrecken,
Nun bist du verloren, auf ewig vernichtet,

Nun kann dich Osiris nicht wiedererwecken,
Doch ich werde bald von ihm selber gerichtet!

Nie soll jemand wissen, wohin ich mich wende,
Kein Sklave Chuenatens Kadaver verraten:
Ich will, daß kein Feind meine Grabstätte schände,
Drum berg ich den Leib vor Gewaltattentaten.

Ich klopfe an die Tore der Stadtnekropole:
»Ihr Würmer der Unterwelt, öffnet die Pforte
Und sorgt, daß der König nicht oben verkohle,
Gehorcht, denn das sind eines Selbstmörders Worte!«

»Amenemhoteps Sohn ist jetzt König im Lande,
Er nennt sich: der Abglanz vom Ra-Ball, Chuenaten,
Er warb fremde Häscher und herrscht uns zur Schande,
Er fahndet fanatisch nach wahnwitzigen Taten.«

Kaum ward diese Antwort im Keller gesprochen,
So faßten das Königsherz Scham und Entsetzen:
Er fing, halb gebrochen, an rascher zu pochen
Und drohte noch, flehte schon folgende Sätze:

»Ich heiße Chuenaten und trachte zu sterben!
Ihr Priester, empfangt meine letzten Befehle,
Doch wählt ihr dann selber, zum Dank, meinen Erben
Und hütet dafür auch das Blut meiner Seele!«

»So töte dich draußen, du König der Häscher,
Wir warten auf dich mit dem Bauchaufschlitzmesser:
Die Priester, Osiris' Gedärmeauswäscher,
Bereiten dich dann für den Rangsargzumesser.«

Kaum hört das Chuenaten die Priesterschaft sagen,
So ruft er verzweifelt: »So laßt euch verkünden,
Ich will das am lebenden Leibe ertragen,
Doch tut es, sonst laß ich ganz Theben entzünden!«

»Chuenaten, so nahe den schlafenden Ahnen
Im Urall, wo Dauer und Ewigkeit kämpfen:
Es fahnden fanatische Ra-Karawanen
Zuletzt nach Schlußkrämpfen, die Leid und Lust
dämpfen!«

Kaum wurden die Worte von unten gesprochen,
So ward eine winzige Steintür entriegelt,
Und flugs ist der König durchs Felsloch gekrochen,
Dann hat man es eilig versperrt und versiegelt.
Rasch folgt nun Chuenaten dem Priester durch Gänge,
Hindurch zwischen Bergen von Mumien und Särgen,
Jetzt kommt er zu einem, der hat seine Länge,
Da sagt ihm der Führer: »Der da wird dich bergen!«

Chuenaten entblößt seinen Bauch und sagt tapfer:
»Da lieg ich im Sarge, der knapp ist und sackhaft!
Nun walkt, Darmauspacker und Blutsturzabzapfer
Im Bauchwurm herum: mancher Krampf ist auch
schmackhaft!

Es freun mich die eignen und anderer Schmerzen,
Drum laßt auch mein Blut, langsam tröpfelnd, ent-
fließen

Und greift dem lebendigen König zum Herzen:
Ich will noch den Balsam der Mumien genießen!«

»Chuenaten, du forderst unsagbare Leiden,
Wie kannst du dich selber so wahnwitzig hassen,
Wir töten dich erst, um dich dann aufzuschneiden«,
Erwidert der friedliche Priester gelassen.

Drauf sagt kurz der König: »Ich kann euch nicht
trauen,

Ich will die Gewähr meiner Wiederkunft spüren;
Ich mag mich beinahe als Mumie beschauen,
Drum wetzt eure Messer und laßt euch nicht rühren.«

Drauf murmeln die Männer der Mystik zusammen,
Und endlich spricht einer: »Dein Blut darf nicht fließen,
Sonst kannst du dich selber zum Nichtsein verdammen,
Es muß dirs Osiris einst wieder eingießen.«

»So sammelt, was abfließt, in Schläuchen aus Därmen,
Und legt es mir bei, in der Höhlung des Bauches;
So wird es mich einst, bei der Wiederkunft, wärmen,
Doch folgt sonst in allem den Formen des Brauches!«

Kaum hat das Chuenaten ekstatisch gesprochen,
So sind alle Priester zum Schlachten entschlossen:
Man bindet ihn fest, dann wird rasch zugestochen
Und nichts von dem Blute Chuenatens vergossen.

»Ra! Ra!« rast Chuenaten, »du schmerzwahres Alles,
Du wahrst dir den Sieg, o du Macht des Erkennens,
Was macht dir der Schlag meines eigenen Falles,
Du bist ja die Schlange des Weltallerbrennens!

Ra! Ra! laß den Mastdarm Chuenatens anpacken,
Es wallt rastlos Glast durch die Adern erstarrter,
Fast harter Glutmuskeln! Und Brandzangen zwacken
Wahrhaftig ins Schmerzfleisch: ach, raste Ra-Marter!

Was soll diese Ruhe, ihr grausamen Henker,
Ihr wollt meine Wunden mit Balsam bestäuben?
Ach, gebt mir den Garaus; doch laßt einen Denker,
Der sehend verscheidet, nicht sündhaft betäuben!
Ich fühl deine Wege, du rastlose Schlange!
Du selbst überwundne, unendlich verbundne,
Unfühlbare, sichtbare Zeugin vom Drange
Der Erde zur Sonne! Du furchtbar empfundne
Erstickerin, Würgerin üppiger Triebe:
Du kalte Vernunft und du mitleidlos Leiden,
Du Irrweg im Krampfhirn, du Schmerzsterngestiebe,
Du siegende Schlange, ach, laß mich verscheiden!
Ich spür mich zurück bis zur Wurzel vom Bösen,
Denn weibliches Leiden erschleicht mein Geweide:
Du Dreckweg zum Menschen, in Urschwulstgekrösen
Erweist du dich immer und steigst von der Scheide
Empor, bis zum menschlich veränderten Herzen;
Du würgtest die Urwelt bis hin zu gelangen,
Die Erbtriebe suchst du mit Schmerz auszumerzen
Und kannst durch den Hirnbrei im Weltall frei hangen.

Du suchst dich verschlungen im Bauch zu verstecken,
Das ist deine List, mannhaft furchtbare Schlange!

Entweichst dir das Erdweib, so kannst du dich recken,
Denn Frauen empfangen vom Ra-Drange, bange,
Den Schleimwurf mit übelgeträchtigem Samen.
Entwischst dir die Beute, so wirst du gleich steifer
Und zischst geil, bis Scham, Graun im Weibsbild er-
lahmen,

Und spritzt du dich aus, speist du giftigen Geifer.
Ra! Ra! Fatum, furchtbares Flammenentstammen:
Ich selbst bin das Feuer! Man packt mein Gedärme.
Ach, Schmerzbrände züngeln aus zuckenden Schrammen
Und setzen sich fest: ja, entsetzliche Schwärme
Von Brandfaltern flattern aus brennenden Resten
Des Leibes empor und verpesten die Länder!
Ach, Papis und ich, alle beide entpreßten,
Bei widrigen Festen, als Schwärmer und Schänder
Der Erde den Sommergott, trächtig an Schrecken
Und Freund der Kastraten und rastloser Laster!

Ra! Ra! du kannst rasende Schmerzen erwecken!
Du siegst, Hascher, Häscher! Noch wächst das Geknaster
Verpraßter Brandgarben. Jetzt wackelt das Pflaster.
Dort qualmen die Fackeln. Hier schwirren die Kerzen.
Es fallen die ra-glasterfaßten Pilaster,
Und mir greift von unten jetzt jemand zum Herzen.«

DER ARARAT

DIE INDISCHE SYMPHONIE

Milde Winde warmer Nächte,
Streift die Fieberträume fort,
Wenn der Schlaf mir Frieden brächte,
Glühte ich ein Flammenwort!

Morgen, morgen will ich sagen,
Was mich jetzt so toll umdrängt,
Und dann mag ich klagen, fragen,
Welches Rätsel mich durchtränkt.

Doch ich muß in mich versinken
Und die Träume ferne sehn,
Wenn sie aus der Seele winken
Und dann still vorübergehn.

Von den Wesen muß ich scheiden,
Die mich kindlich hold gelenkt,
Will sie noch mit Licht umkleiden,
Doch ich selbst bleib unbeschenkt.

Zieht denn weiter, heitre Dinge,
Schöne Menschen, kühnes Spiel!
Und wenn ich euch leicht beschwinge,
Ist es, weil mein Traum zerfiel.

Ach, ich muß in mich verrunzeln,
Hab schon tief hinabgeschaut;
Wie wenn Brunnenbrüder schmunzeln,
Hat es mir vor mir gegraut.

Bis zum Tag, da ich geboren,
Hielt ich oft Gedächtnisschau:
Und da schoben sich, als Mohren,
Bilder vor aus blassem Grau.

Und ich ließ sie würgen, brennen,
Hab mit Feuer sie gekrönt:
Als ich anfang, sie zu kennen,
War ich schon daran gewöhnt.

Alle liebe ich wie Kinder,
Ach, der Abschied tut mir weh,
Doch ich schrumpfe ein — geschwinder
Noch entgleist mir, was ich seh.

Lebt allein, zu andrer Freude,
Schwelgt und welkt aus Überschwang:
Schweb empor, mein Traumgebäude,
Über meinem Untergang!

Kann die Nacht heut nimmermehr vergrauen?
Hält die Welt die Sternenträume wach?
Sind es Wolken, die sich staunend stauen?
Wann entflammt das ganze Himmelsdach?

Was erschau ich, das aus Schächten gruselt:
Sind es Riesen, die dem Grab entrollen?
Seht, sie schlafen! Ihr Bewußtsein duselt:
Augen, Ohren sind noch dickgeschwollen.

Weiber merk ich, überstark und schwanger,
Männer mit verkrampften Muskelgruppen;
Und sie stehn zusammen, wie am Pranger,
Um die Urbrunst blutend zu entpuppen.

Immer andre wuchern aus der Erde!
Sind es Menschen, die sich sterbend regen?
Glühend macht sie eigne Krampfgebärde,
Bis sich Purpurkrusten drüberlegen.

Ahn ich Scharlachbäche, die entsickern?
Alabasterschwarten schwären, platzen:
Schweiß benetzt bereits die Dickern,
Und sie zucken, wetzen sich und kratzen.

Dort! Ihr Handgranit kann nimmer schmelzen,
Selbst die Arme frieren aneinander:
Bäuche scheinen sich hervorzuwälzen,
Doch wird Gneis sofort ihr Krampfumrander.

Klumpenbrut, verramme dich als Mauer,
Würge dich, um die Restglut zu entschnüren;
Schwül umschwirr sie uns, auf Zunderlauer,
Und entfliege dann zum Taganschüren!

Wahrlich, endlich hat der Tag begonnen!
Und schon wird sein Kupferrahmen breiter:
Licht beginnt das Weltbild zu besonnen:
Und ich seh, — die Felsen wachsen weiter.

Glast umtanzt sie jetzt mit Scharlachschwingen,
Doch sie selber sind noch formlos, massig;
Plötzlich aber hör ich Stimmen singen,
Und sie tönen tief und dumpf und rassig:

»Arier, laß dich unter Pracht begraben!
Sieh, dein Werden ist ein rasches Sterben,
Nur die Kraftgedanken sind erhaben,
Die für ewig sich in Felsen kerben.

Wir sind alle — weil von dir verstanden:
Nackte Schatten, die dich blaß umsprangen
Und dann plötzlich sich als Glast empfanden,
Können wir jetzt Wertbestand erlangen!

Doch du selbst magst dich verlassen härmen:
Nichts erhaschend, nahe deinem Grabe,
Laß von Schatten rastlos dich umschwärmen,
Dazu flammt in dir die Loderwabe.

Deine Aussicht muß dein Traum verbauen,
Und er wird, so weit du siehst, entrücken:
Ferne aber werden wir uns stauen
Und als Grab von dir die Welt entzücken.

Warte lang, verachte dich und schmachte,
Gib dich auf, verweil in dich versunken,
Deinen Nabel, nur dich selbst, betrachte,
Schür in dir den urbewußten Funken:

Doch erreicht ihn deine Seelenleiter,
Wirst du Wunder überall verbuchen!«
— Still ists jetzt, das Echo nur gellt weiter,
Wie ein Chor erstarkender Eunuchen.

Mein Erbteil will ich wohl verstehen:
Wie Blüten liebt der Baum den Saft;
Ein Winterlied soll ernst erstehen,
Ich sammle meine Wanderkraft.

Doch soll ein Baum mit Wunderblüten
Mein Schützer sein und doch kein Traum:
Bald wird sein Grün mich kühl behüten,
Mein Reich umschwankt sein Schattensaum.

Und singt der Wind in seinen Ästen,
Und lullt sein lauer Hauch mich ein,
So träum ich von den liebsten Gästen,
Und bitte sie, mir gut zu sein.

Sie bleiben! Und mit steilen Leitern
Durchsteigen sie des Baumes Laub:
Sie sprechen weiter und erheitern
Sich kindlich, selbst beim Frächterraub!

Dann ruf ich sie herbei und sage:
»Euch munden süße Früchte gut,
Ich lehr euch, wie ihr alle Tage
Mit Früchten euch zugute tut.

Ihr sollt mich alle tief begreifen:
Die Silben lispeln wie ein Blatt;
Ein ganzer Satz kann in euch reifen,
Der Saftgeschmack und Adel hat.

Ein Wort aus sich herausgesprochen,
Wird fruchtbar im Prophetenmund,
Und ist es reif hervorgebrochen,
So fühlst du das am eignen Schlund.

Ein sanfter Nachgeschmack bleibt haften:
Er fühlt sich an wie Dattelduft;
Er reizt und zieht die halberschlafften
Wortfolgen aus der Gurgelschlucht.

Seht, unsre Münder sind wie Blüten:
Ein Hauch rafft das Geplapper fort,
Doch wenn wir Früchte in uns selber glühten,
Genügt von uns ein Mußewort!«

Es streben die Felsen stets fester und steiler
Empor aus der Sagen entatmenden Erde,
Und Ahnungen wallen, wie wandernde Meiler,
Umher mit gespenstiger Sehergebärde.

Mein Baum kann die Traumlandschaft langsam befruchten:
Schon fangen jetzt Palmen an, Wurzel zu fassen,
Frischfeuchtigkeit trauft aus den Purpurglutschluchten
Und macht sie zu wuchtigen Schattensatzmassen.

Durch Furchen erblick ich den Einbruch des Tages:
Die Gluten beginnen als Hauch zu verblauen,
Und Kuppen und Buchten berauscht nun ein vages
Gefunkel von Augen mit randharten Brauen.

Man fordert mich auf, dort ein Meer zu erblicken!
Und wirklich, ich seh einen glattstarren Spiegel,
Mit Sternen am Grunde, die ängstlich ersticken:
Dann ists, als ob Wind dünnes Grün drin aufwiegel.

Ja! Nebel durchschwärmen, wie seltene Fische
Mit eigenem Lichte, die dunkleren Fluten,
Da spritzt jetzt und gischtet das Licht und die Frische
Ins untere Tal, wo die Nachtschatten ruhten.

Es ist, als ob Strahlen die Massen festbannten,
Dafür aber recken sich Schatten ins Leben:
Aus Wuchtklumpen macht sich ein Ruck Elefanten,
Die Hügel umschnuppernd, die Rüssel erheben.

Nun glastet der Tag aus den Wäldern und Spalten,
Aus Bergen, die immer noch Spitzen entschnellen
Und Gipfel, wie warnende Arme, gestalten:
Und Jubel umzwitschert die sprudelnden Quellen.

Das Wasser entrauscht alten Spalten und Scharten
Und trachtet, Granitfelsen rasch zu umarmen,
Als klarer Bach lacht es und mag nirgends warten
Und tränkt alle Adern und kann nicht verarmen.

Jetzt springt es gar kühn, ungestüm über Trümmer
Und fängt an, auf Felsen und Wände zu klimmen,
Dann stürzt es aufs Grün, daß es nimmer verkümmern,
Und purzelt um Bäume, die kugelnd nun schwimmen.

Da ruf ich, mit Unmut, zum Urwald gewendet:
»Ihr schnellfüßgen Rhythmen und holdtollen Wellen,
Ich will, daß ihr selbst euch, als Wesen, mir spendet,
Es soll eure Wildheit zu mir sich gesellen!«

Da schenkt mir der Wald eine junge Gazelle;
Sie planscht durch den Bach, rascher herzugelangen:
Sie naht mir und ist auch schon munter zur Stelle
Und legt sich zu Boden und kost unbefangen.

Das Wasser erbraust aber immer noch stärker,
Ganz andere Bäche umbranden die Felsen:
Ein Wuchttrubel sprengt seinen schluftdumpfen Kerker,
Und Schaumschwäne sausen mit Wirbelgischthälsen

Heraus aus dem Spalt und zergehn halbgestaltet:
Ein Spundbruch hat ringsum die Flutwut entbunden
Und bald alle Bachgewalt fallend entfaltet;
Im Nu sind die Flußfurten weithin verschwunden.

Jetzt schrei ich hinein in den kreisenden Strudel:
»Ich trag nach dem Schaum allen Wassers Verlangen,
Ein Wunder spukt stumm durch das Trubelgehudel,
Gestalte dich, eigenes, unklares Bangen!«

Da fliegt nun ein Taubenpaar sausend herüber
Und setzt sich mir gurrend, im Baume, zur Ruhe;
Drauf gießt es auf einmal, schon blinkts ringsum trüber,
Und ich, der Verüber, beschau, was ich tue.

Der Bergring gebiert selbstersonnene Wolken,
Auch hat mancher Bach sich nach Farben gespalten,
Auf lockerm und ockrigem Boden wogt Molken,
Und Sandschleim und Milchgischt gleißt weiß auf Basalten.

Der Flutsturz durchwuchtet das Wassertheater;
Der Schluchtschluff entgruselt der Indus, der Ganges.
Granitgrat, du bist auch des Euphrat Felsvater:
Der Tigris entrieselt der Nachtwand des Hanges!

Es gleicht jetzt der Wutfluten Ursprungswuchtwunder
Dem fallenden Barthaar des Wahlvaters Brahma,
Denn Ewigkeitsbleiche umgraut den Bekunder
Vom Anklang und Anfang im Allflammendrama.

Jetzt fleh ich, mit Wehmut dem Welternst ergeben:
»Du Ehrfurcht in mir, du mein Tiefblickgewissen,
Ihr Schaumwollustleiber, die bleich niederschweben,
Ihr Gischtkinder, rings in den Wirbel gerissen,

Du Nacktheit des Wassers im Schaumkatarakte,
Du Urbrunst und Unschuld im Hudelgetrubel,
Gedanke, der Scharten und Grate zerzackte,
Entschleire die Frucht unterm Gischtsudgejubil!«

Im Nu stützt der Wutsturz nun selbst eine Brücke:
Ein prachtvolles Bogenrot loht aus dem Wasser,
Und Gelb schwellt, und Blau schaut, und Grün füllt
die Lücke
Im Glutrund am Flutschlund. Und nun glüht ein blasser,

Doch breiter, weitschweifender Veilchenkranz, sichtbar
Schon, mit in dem torhohen deutlichen Bogen:
Und siehe, der Flutguß und Gischt wird beschwichtbar:
Ein Loch hat die Wogen vielleicht aufgesogen!

Ja, tief unterm Flutsturz kann Felsgrund erscheinen,
Und wuchtig entklimmt gar ein Grat den Gewässern,
Mein Eiland aus harten und kahlen Gesteinen
Entragt starr und farbig den glitzernden, blässern

Und langsam verrieselnden, flimmernden Schleiern,
Die bachkatarakthaft das Kap überdachen.
Dort will jetzt der Geist eine Einweihung feiern
Und scharrt aus dem hohlen Granitgrottenrachen

Gemächer und prachtvolle, heilige Hallen:
Er kann seinen Felstempel herrlich entzacken:
Ich lasse in mir den Ballastwall zerfallen,
Und Schattenschalmassen zermalmen wie Schlacken.

Ich spür mich von Einsamkeitsschmerzen zerfressen!
Wie faß ich die Ohnmacht im Traumraum der Seele?
Nie sei meine wirklichste Sehnsucht vergessen:
Ich preß mich durch schier unermessliche Säle,

Ich werf mich dämonisch in wilddfinstre Schlünde,
Und Glaubensgedanken umstarren mich heiter;
Da staun ich nun selber und will meine Gründe:
Kein Traum aber zweifelt am Zeitbergbeshreiter!

Die standbildgestaltenden Langergedanken
Entzieht mein Bewußtsein, im Kleid von Begriffen,
Jetzt langsam dem Traumbau mit endlichen Schranken
Und sieht seinen Felstempel fertiggeschliffen.

Von Jubelbrunstfluten und Bächen von Tränen
Verhüllt, überspült, und beim Sturz überschüttet,
Erfass ich als Jungfrau mein inbrünstiges Sehnen
Und hüte in mir, was kein Suchtsturm zerrüttet.

Durch Urglutbrunstunschuld und Reinheit des Gischtes
Kann herrlich das Weib sich im Geist offenbaren,
Stets darf ein durch Wassergeburt jungerfrisches
Urdasein der Mannheit die Frau keusch bewahren!

Umkreist von den Wellen des Kesselgetreibes
Erscheint mir mein lichtestes, lieblichstes Wesen:
Den Wuchtfels umschmeicheln die Flechten des Weibes,
Das selbst sich der Geist aus der Welt auserlesen,

Und Ruhe durchstrahlt alle Weltwechselfieber,
Obwohl jetzt die Farben des Bogens erblinden:
Doch was ich erschau, ist mir tausendmal lieber,
Das Auge der Frau kann ich traumsanft empfinden!

Sie lehnt an der Pforte der Felstempelgrotte,
Die eben mein Forschergedanke gegraben;
Dort wohnt sie wohl ewig und hegt ihrem Gotte,
Im eigenen Leibe, der Welt Weibweihgaben.

Der Weg bis zum Tempel ist frei, und ich wäre
Jetzt leicht bis zum liebeichen Weib vorgedrungen,
Doch ruf ich: »Ihr Fluten, erklärt Furt und Fähre,
Ihr wurdet just jubelnd und schluchzend verschlungen:

Jetzt dürft ihr nicht schlüpfend und summend verstummen,
Vermag ichs, den Grat, ohne Pfad, zu erklimmen?
So helft mir im Kummer, zerteilt die Unsummen
Von Schluckgurgelwirbeln zu wirklichen Stimmen!«

Ich weiß nun: ich habe die Sprache des Wassers,
Und alles um mich ist nur Echo, Nachahmung:
Die Tat selbst ein Rückprall aufs Haupt des Verfassers
Der Eigenwelt, tief in der Traumrauschumrahmung.

Drum mag ich mich ernsthaft der Jungfrau zuwenden
Und juble und schluchze, mit bebender Stimme,
Und hör erst das Echo von allen Wandenden
Von dem, was da wimmert! Und schrei dann im Grimme:

»O sag und gib kund allda, ahnende Nympe,
Was schafft dir das Wasser, dem Manne zu sagen?
Sei wahr, ich bewahr dich vor schwärzendem Schimpfe,
Ich nahe dir kaum und will ferner nicht fragen!

Mein eigener Traum mag als Schaumhauch verzittern:
Die Urbrunst in mir laß ich leidwund enteilen;
Die Lust meiner Seele verzuckt in Gewittern,
Die andere Tage dereinst ernst zerteilen.

Bald wird meine Dichtung ihr Eigenglück spüren:
Wohl mögen die holden Gefühle oft täuschen,
Doch soll mein Gejauchz keine Unschuld berühren,
So bleibe denn keusch, du Gesicht von Glücksräuschen!«

Nun schlagen auf einmal ganz rauchlos vier Flammen,
Im Umkreis der Jungfrau, hervor aus der Erde:
Sie müssen wohl tief aus dem Quarzpanzer stammen:
Sie zünden nichts an, und ich seh keine Herde.

Mein Anruf doch gab schon der Jungfrau die Gabe,
Durch ragende Sätze, mich tief zu belehren:
»Im Mannstamm die Flamme, im Weibe die Wabe,
Zergabeln den Erbtrieb zu Brunst und Begehren!

Du drangst stark und rasch durch den Sand der Sahara
Und sankst da ins Grab, wie dir Ra das wahrsagte,
Du bautest ein Drama aus Quarz von Sakkara
Und sahst, wie Chuenaten dem Epos entragte!

Jetzt fällst du noch schneller zurück in dich selber,
Da gibts keinen Tag, dir bestimmt zur Verweilung;
Doch werden die Träume schon heller und gelber,
Du fühlst deine hehre Durchlichtung zur Heilung!

Zwar trennt sich die lange Erdwandrerspirale,
Die Schlange des Ra, steilwärts länger und stärker
Vom Glastrang des Erdkerns, der gleich einem Strahle
Zur Sonne emporschnellt, aus tieffinstern Kerker.

Zwar mußst du als Mensch deine Schwerwucht weg-
schleppen
Und fast deine Seele, als Traumbild, verlassen,
Doch kennst du bereits deinen Weg durch die Steppen
Und weißt, wie dereinst deinen Wunsch zu erfassen.

Das Weib macht dem Arier den Lichtumweg leichter:
Die Frau ist, als Erdweib, der Erdwabe näher,
Drum senkt auch der Mann, von der Höhe erreichter
Lichtspitzen, als ewger Ellipsenbegehrer,

Die eigene Seele zurück in die Seele
Des Weibes, das langsam, von Wabe getragen,
Dem Wandersmann nachklimmt und fast parallele
Strahlpfade betritt, um ihm nach aufzuragen!

So wird auch die Liebe der Menschen viel tiefer:
Sie gibt der Geschlechtlichkeit Mystik und Weihe,
Dann ist es am Lichtweg des Mannes, als rief er
Die Seele nur auf, daß sein Weib reich gedeihe!

Jetzt sind Leib und Seele beinahe verbunden,
Drum ist auch dein Rücktritt noch nicht so beschwerlich;
Noch kann sich das Weib als Gefährtin bekunden,
Doch bald wird dein Raubsteig der Frau zu gefährlich:

Dann klimmst du allein und gedenkst deiner Seele
Und suchst dich an ihr und am Weib zu beglücken,
Dann hofft auch die Frau, daß sie dir sich vermähle,
Und kann stets, durch Schmerzgeburt, ruckweis nach-
rücken.

Will später das Weib seine Schwachheit verwinden
Und darf die Genossin des Mannes erwachen,
So werden sich Seele und Leib wiederfinden
Und langsam die Pfade zum Lichte verflachen.

Du selbst aber wirst nur den Rückzug verspüren
Und aufsteigend einzig die Schaufelmüh fühlen;
Du wirst, bleich vor Schreck, bloß ein Traumschaumbild
küren
Und Spuklaunen bis in dein Grab hinabwühlen!

Doch weißt du, seit Sais, welchen Weg du beschreitest,
Und siehe: dein Traum wurde fremder und ärger,
Nur wußtest du kaum, ob du selbst ihn begleitest,
Und rings die Sahara ward nackter und karger.

Zwar sinkst du noch tiefer zurück in dein Innres,
Doch bald wird dein Traum dir den Weltaufschwung zeigen,
Denn alles, was wird, das durchzittert ein dünnres
Und hilfreiches Feuer, das Indien zu eigen.

Vergleich unser Land einem riesigen Herzen!
Vom Ozean, ostseits und westwärts, umflossen,
Beherbergt die Erde hier Berge von Erzen,
Und drin in den Grotten liegt Gold wohlverschlossen.

Im Norden verriegeln Gebirge die Pforten
Und halten den Gangeslandausgang verrammelt.
Und deshalb gehorchen wir stolz eignen Worten,
Denn Kraft ist in allen uns tief angesammelt.

Wir gruben und suchten nach funkelnden Schätzen,
Wir grubelten nach und erwühlten Gefühle,
Die ätzten sich ein, an seeleinsamen Plätzen,
Und trieben uns läuternd aus trüber Lustschwüle.

Das Muttertum selbst hat die Weihe erschlossen!
Das Erdweib umgürtet sich kühn mit der Wabe,
Die reich aus dem Erdkern, im Lichtreich ersprossen:
Sie gab uns die Scham und das Mitleid als Labe.

Das geistige Reich, das in Indien erwachte,
Ist tief mit dem Innern der Erde verwachsen,
Zwei Wanderbranddrachen entwallen dem Schachte:
Der Gatsberge Ragungen sind ihre Achsen.

Das Erdwabezwillingspaar teilt sich und schreitet
Der Sonne entgegen und folgend, nach Norden,
Die Glut, die die Zugspuren mystisch begleitet,
Wird so einst, in Herzform, ein Weltstück umborden.

Denn das, was sich hier, fast als Gabel, gespalten,
Erstrebt doch ein Ziel, auf geschiedenen Wegen,
Zwar wird sich ein Drache fast krampfhaft erhalten,
Denn hart ist sein Brandkampf dem Tagball entgegen,

Doch muß sich der andre gar herrlich erweitern,
Um einstens den Bruder zu sich hin zu führen:
Und sieh, dieser Ernst soll dein Herz jetzt erheitern,
Ich wähle für dich Indiens westliche Türen!

Ich selbst will den Träger des Tages gebären,
O könnt ich mein Kind kühn als Lichtkönig krönen!
Die Hingabe ist nur ein dankbar Verehren
Des größeren Mannes und Spenders von Söhnen.

Doch will auch die Seele ihr Lichtkind, voll Milde,
Der Welt ihren Sonnensohn, Gott gleich, bescheren;
Der Erdenschoß schenkt ihn dem Sonnengefilde:
Er soll uns erblutlicht das Wabewort lehren.

Wir Lichtkinder alle sind irdische Sünder
Und müssen ob unseres Daseins erschrecken,
Doch kann schon die Liebe des Mannes den Gründer
Des Reiches der Güte im Weibe erwecken!

Denn wisse: der Sonnensohn gleicht seinem Vater,
Und beide umstreben die Flammenumarmung,
Und wo wir uns lieben, o Wandrer, da naht er:
Der Geist reißt durchs Leidfleisch und heißt Welt-
erbarmung!

Die Sünder, Gott selber, der sündigt, erlöst er,
Das Erdweib wird einst geistgeheiligt erscheinen:
Ein König ersteh mir, ein Lichtkindertröster,
In dem sich vereinigte Flammen verneinen!

Urgungferlich, ohne die Sonnglutfbefruchtung,
Gebiert einst das Muttertum rein seinen Heiland!«
So schluchzt nun das Weib in der Felsenverschluchtung,
Und Wabe umwallt schon ihr einsames Eiland.

Ich kann meine Jungfrau nun nimmer befragen,
Ihr Anblick hat gelb meine Einsicht beschwert:
Ich werde sie lange und tageweit tragen,
Bis einst sich die wandernde Wabe verzehrt.

Ich weiß, daß die Anfangshand nimmermehr rastet,
Es wäre die Ankunft zu wunschlos und hold,

Doch Wolken und Gipfel und Felsen umglastet
Sichselberbesitzendes, schweigsames Gold.

Und ich bin ein Schatten vergänglicher Träume,
Der ewig, weil hablos, sein Wesen verschenkt,
Ein Weiher, der traumhold umfruchtete Bäume,
Zurück in sich selber, als Ansicht, versenkt.

Vielleicht schreit ich, streitend, den Dingen entgegen!
Vielleicht bleiben Lichtsprung und Nachtanbruch starr:
Vielleicht kann in mir sich der Tag schlafen legen:
Was bin ich, ein allgewalthaschender Narr?

Ich selbst bin ein Griff, Unbegriffnes zu pflücken!
Ja, schauend erwähl ich das Reife zum Mahl.
Die Äste, die, fruchtebehangen, sich bücken,
Sind auch so vernünftig wie ich bei der Wahl.

Verlang ich beim Wandern, auf einsamen Pfaden,
Nach ruchloser Lust, und versuch ich, zum Spaß,
Gewaltsam dem labenden Walde zu schaden,
So gleich ich dem Sturme, dem Stammfraß und Aas,

Die Wälder verderben und Städte verpesten!
Ich bin wie ein Wirbelwind unstet und wild
Und irre, verwirr mich, ein Braus in den Ästen,
Und wahllose Gesten verblassen mein Bild.

Vermag ichs vernunftvoll, den Glutdurst zu stillen,
So braucht mich die Welt und gewährt mir auch Schutz
Und will, daß, vom Gaumen auf, Rauschadern quillen,
Und schafft mir Genuß; doch aus Ureigennutz!

Gewöhnt an den Frieden des Lebensgenießers
(In dem erst die Wollust des Reifens ersprießt,

Die täglich die Frucht unterm Strahl des Begießers,
Voll Obhut und Freude am Werden, verschließt),

Wird wohl die Natur meine Stille erhalten
Und trachten, den sanften Betrachter der Welt
Erjüngt zu gebären und gleich zu gestalten,
Da tief in den Wesen ihr Maß sich erhält.

Verließ ich auf einmal mein Dasein auf Erden,
So würde ein Waldaufenthalt hurtig ersetzt,
Mein Abgang wär trüchtig an Rauschtauschbeschwerden,
Wodurch ein Ereignis Ergebnisse hetzt.

Ich selbst bin des Erdwerdens Reifevollstrecker,
Mein Seelenempfinden der Duft nur vom Duft,
Das Schmecken der Ernte ist Zweck für die Äcker,
Das Säen ein Sprung über sternsteile Kluft.

Nun zeig mir, mein Innres, die Frucht vom Gegrübel!
Der Wahrsagung Nachhall entschleire zuerst:
Des Wasserfallmaßes unsichtbare Kübel
Begreif ich als Rhythmus, durch den du mich lehrst,

Die Einsicht ins Wesen begeistert zu steigern,
Denn schaffend nur treten wir herrlich zutag:
Ein reigender Traum wird die Auskunft nicht weigern,
Er zeigt, was im Schweigenden sprachlos brach lag.

Die Landschaft um mich ist noch schimmernd ge-
wachsen:

Die Wabe loht fort, denn noch löscht sie kein Wasser,
Ihr Schatten macht haschende handartige Faxen,
Als wär das der Spukzug der Daseinserfasser.

Ja, wahrhaft, der Abgang der Nymphe ließ Lücken:
Sie selbst ist verschwunden, die Arbeit blieb liegen,
Drum sammeln sich Schwaden, ins Sein einzurücken,
Und Höchstunwahrscheinliches fängt an zu wiegen!

Der Traum war zu groß, um sich reif zu erweisen,
Noch kann sein Versprechen den Umfang nicht halten,
Es sei denn, die Welt rollt in Wahnwitzgeleisen
Und mag alle Rätsel ins Dasein einschalten.

O Wabe, o Wabe, die Theben gerettet,
Da du, wie ich ahne, die Flammen ersticktest,
So zeig dich, unheimlich im Sein eingebettet,
Wie einst, als du, fremd noch, mich schimmernd be-
stricktest.

Und wahrlich, die Wabe zerschleiert, zerflattert,
Die letzten Glaststerne vernebeln, erblassen,
Doch bleibt nirgends Asche: ob gar nichts verknattert?
Der Wabeschwall hat keine Spuren gelassen.

Dafür aber blühen die Sträucher und Bäume,
Ein Dufthauch und Blutransch ist saumnah geblieben
Und zündet die Blüten an, schlüpft in die Träume,
Erdfreudhaftes menschlicht in feuriges Lieben.

Was seh ich? Ein Paar? Einen Wald für sein Fliehen!
Die Nacktheit der Kinder, von Anmut durchschauert,
Mag mächtig die Seelen zum Urwunsche ziehen.
Wo kauert der Feind, der mein Traumbild belauert?

Der Wald ist voll Keuschheit, o laßt euch drin nieder,
Ihr dürft seine Düftelust überempfinden,
Ihr schlürft seine Sehnsucht ein: glühn eure Glieder,
So müßt ihr aus Wünschen die Wonne entwinden.

Verschlingt eure Arme, als wären es Äste,
Und laßt drauf die Glutküsse traumhaft erblühen,
Denn jede Umhalsung vertieft sich zum Neste,
Dem Jubelgefühle der Jugend entsprühen.

Was schreckt euch, was kann euch im Wald überraschen?
Die Schatten, die flatternd von Ast zu Ast hasten,
Sind Wabegespenster, die Glastfalter haschen,
Um dann mit den Fluchtgluten rasch auszurasen.

Zwar scheinen mir dort solche Schatten gar eigen,
Die Wabe verglimmte schon lang, und sie weilen
Noch immer um uns, ohne matt zu verzweigen.
Doch fürchtet nichts, bald wird ihr Schwarm sich zer-
teilen!

Nun sagt mir, was macht euch jetzt fröstelnd erbeben?
Des Mannes Pupille verstrahlt Diamanten,
Die Weibesblickperlen erschimmern ergeben,
Es ist, als ob beide die Sinne anspannten!

Wo harrt die Gefahr? Wie! verkrampte das Dunkel?
Jetzt scheint mirs, als nahten uns Kriegselefanten:
Ein fernes Gsumme erwächst zum Gemunkel,
Dort kommt wohl ein König, gefolgt von Trabanten,

Die schildkrötenhöckrig, geschützt von zwei Panzern
Und Helmen, mit ehernen, lauernden Katzen,
Jetzt plötzlich, und gleich bösen Waldfirlefanzen,
Hervorhuschen und mit verrunzelten Fratzen

Dem Liebespaar, lüstern im Urwald, auflauern.
Schon will eine Sippe die Flüchtgen anspringen,
Da scheint ein Gewitter den Wald zu durchschauern,
Und überall können sich Schützer aufschwingen.

Hier werfen sich Bären herab von den Zweigen
Und stemmen sich Einbrechern zornig entgegen,
Doch immer noch viele Verfolger entsteigen
Den Büschen, wo Bären die Wege verlegen.

Da fangen die Schatten verblaßter Erdwabe,
Die nimmer verzitternd nach Dasein verlangten,
Auf einmal an, grabbelnd, nach langem Geschabe
Am Waldrand, wo Handschemen lang und bang
schwankten,

Ein Antlitz und leiblichen Gang zu erraffen;
Schon ordnet ein Zug sich behender Gestalten.
Und drauf schafft ein Ruck rings selbständige Affen,
Die stattliches Kriegergepräge entfalten.

Voraus saust ihr König mit goldener Krone,
Froh folgt ihm ein Troß mit blankblitzenden Lanzen,
Auch ficht manche Äffin, als Ast-Amazone,
Gar listig jetzt mit, hinter Urwaldlaubschanzen.

Die trefflichen Schützen erklettern sich Bäume
Und helfen den Bären, die Flüchtgen zu schützen,
Schon scheint, daß der Feind feig die Waldwalstatt
räume,
Da stürzen sich Unken aus Dschungeln und Pfützen

Und trachten, fast grunzend, das Paar anzuekeln,
Auch sieht man sich Fledermausschwärme erheben,
Und wie sich im Wegkehricht Spanferkel rekeln:
Drum wird es jetzt Zeit, daß die Zweige erbeben,

Daß alle Waldblätter, als Prachtpapageien
Davonfliegend, Fledermauswirbel vertreiben,
Und quakende Frösche, durch kindsartiges Schreien,
Die garstigen Kröten im Sticksumpf aufreiben!

Jetzt wird jede Astachsel zwitschernd zum Neste,
Und flunkernde Waldvögel folgen dem Zuge
Der Glutkakadus und der gelben Festgäste
Der Äste, beim Dschungelsumpfstreitlustkriegsfluge.

Es wälzen die Bären die Säue aus Löchern
Und brummen, damit wir das Grunzen nicht hören,
Die Affen mit selbstsichanfüllenden Köchern
Beginnen, die feindliche Wehr zu zerstören.

Sie stürzen sich stürmisch auf Türme und Throne,
Die Kriegselefanten zum Kampfplatz befördern;
Sie schleichen behend in die Tragpavillone,
Und manche Matrone erschrickt vor den Mördern,

Die frech alle Insassen zerren und zausen
Und mutwillig Menschen aus Käfigen wetzen
Und anfangen, Damen der Hofwelt zu lausen,
Um Tierchen von sich in den Zopfschopf zu setzen.

Das macht bald die würdigen Staatstrampler ruppig,
Sie wollen nicht länger das Affenpack tragen,
Doch drinnen im Kasten sind allesamt struppig,
Drum packt oft ein Rüssel ein Fräulein beim Kragen.

So kollern die Buckelbewohner zu Boden
Und kugeln, von Affen umhalst, in die Pfützen,
Da fängt sich, durch alle die Plumpsepisoden,
Der Einhufergleichmut an stark abzunützen.

Und wutentbrannt stürmen die laufenden Hügel,
Mit Thronen und Schlössern und Götterpagoden
— Doch ohne Geduld und Vernunft oder Zügel —
Hinein in den Wald, wo Verfolgter Kustoden

Sich eilfertig waffnen, den Angriff zu hemmen.
Es senken die Bäume von selbst ihre Äste,
In dichtes Gestrüppe den Feind einzuklemmen,
Und bilden im Nu eine lebende Feste.

Nun spannen die Äffinnen Ranken und Kränze,
Um rings Elefanten zum Stolpern zu bringen;
Sie trachten auch listig der Waldstampfer Schwänze
Jetzt untereinander gewandt zu verschlingen.

So wird jede feindliche Festung gefangen,
Der Hof und der Harem des Königs geschändet,
Doch hofft noch der Herrscher zum Paar zu gelangen,
Ein Magier wird heimlich zum Giergriff verwendet.

Der kann dem Gebieter nur wenig versprechen:
Ihm selber, allein, doch fast bis zum Paare,
Ganz heil und gesund einen Weg durchzubrechen,
Damit ers im Wald lustverschlungen gewahre.

Der Herrscher greift zu, und schon knistern die Zweige:
Die Flüchtlinge fühlen den Sieg ihrer Liebe,
Da ist es, als ob sich ein Greisenhaupt zeige
Und gleich alle Unschuld der Nacktheit zerstiebe.

Da flattern die buntesten Blumen der Runde,
Als Schmetterlingsschwärme, herbei und bedecken
Mit Blumen den Leib ihrer Jungfrau, im Bunde,
Und schützen die schamvollen Seelen vor Schrecken.

Und glänzende Käfer entschwärmen den Ästen,
Die Nacktheit des Jünglings hold zu verhüllen.
Nun ists, als ob Panzer die Glieder umpreßten,
Ein Schutz- und ein Keuschheitsgebot zu erfüllen.

Der Greis blickt jetzt gräusam enttäuscht auf die Jugend:
Sein Wunschweib vergab sich, ein andrer bekam es,
Und brunstgeil, durch Buschwerk und Tränentau lugend,
Verharrt er gar lange am Platz seines Grames.

Verheimlicht die Jugend sogar ihre Reize?
Was bleibt da ermüdetem Alter zu schaffen!
Kaum kann man sich spreizen; vom gräßlichen Geize
Besessen, gehts schwer mehr, sich Lust zu erraffen.

Die Traumbraut lehnt still an der Brust ihres Freiers,
Der Jüngling hat alles, ach, alles errungen!
Der Greis sieht den Sieg durch den Gischt eines Schleiers,
Denn Bäche von Leid sind den Lidern entsprungen.

Die Tränen des Alters sind frisch wie das Lachen
Der Jungen, die glücklich zusammen erzittern,
Auch kann oft ein Greisenblick Blitze entfachen,
Und Schmerzschleier werden zu Brunstdunstgewittern.

Der König soll donnern, doch stockt seine Stimme,
Da wirken sein Haß und sein Lähmungsschreck magisch,
Die Nagegedanken, der Wutbruch im Grimme,
Umschwirren ihn eingepuppt, leiblich und tragisch.

Dann wallen sie langsam zu Gattin und Gatten,
Doch fliegen schon Bienen herbei und verscheuchen,
Als schwebende Helme, die flatternden Ratten,
Die endlich, gehetzt und zerstoichen, verkeuchen!

Der Greis schweigt. Verbleicht! Und die schneeweißen
Flechten,
Sein Bart, scheinen länger noch niederzuwallen.
Sie ringeln und kräuseln sich, gleich kunstgerechten
Gelegenheitslocken. Und wachsend umwallen,

Verschnallen sie Bündel und Büschel mit Zweigen
Der lebenden, himmelwärts wachsenden Bahre:
Gleich zeigt sich der Geier fleischwitternder Reigen,
Doch bergen den Leichnam jetzt Äste und Haare.

Dem Paare im Walde erteilen die Tiere
Die herrlichsten Steine und Schleiergewänder,
Sie ziehen erbeutete Zeptersaphire
Und Kronenrubine eroberter Länder

Hervor aus den Truhen des fremden Thronschatzes
Und freun sich, damit die Verfolgten zu schmücken;
Im Raum um das Paar, auf der Flur des Waldplatzes,
Erscheinen rings Diener und füllen die Lücken

Der Äste und Wipfel mit Leibern und Schleiern.
Ernst senken zwei Tauben die Schaumhemden nieder,
Und Mäntel, gehalten von schwebenden Reihern,
Umarmen dann langsam der Brautleute Glieder.

Nur ruckweise schwärmen die Käfer und Falter
Nun auf von den Leibern, die hold sich bekleiden.
Doch Affen, die eifrigsten Putzumgestalter,
Benehmen sich keck und zumeist unbescheiden.

Sie geben sich viel mit den Spiegeln zu schaffen:
Die Äffinnen ärgern die eignen Grimassen,
Drum trachten sie Bilder der Frau zu erraffen
Und spiegeln sie links und rechts, frech, ausgelassen,

Und können es nimmer, beim Draufblick, verstehen,
Warum jene Züge so haltlos verblassen,
Hingegen die eigenen nimmer vergehen
Und niemals das lebende Glashaus verlassen.

Jetzt kapern die Affen des Greises Prunkbarke
Und rudern sie wuchtig herbei bis zum Paare,
Fast ists, als ob jeder da sichtbar erstarke,
Ja, alle sind schon wahre Prachtexemplare!

Der König der Affen sitzt sicher am Steuer
Und späht, ob sich keinerlei Unholde nähern.
Wahrhaftig, sein Wesenskreis scheint nicht geheuer,
Denn nirgends noch stach man die Feinde mit jähern

Blitzspitzen, als hier dieses Tierherrschers Blicke
Vergiftend, vernichtend die Bösartigen treffen.
Und da es fast ist, als ob Rudern erquicke,
So trachten die Bären das Tun nachzuäffen

Und machen sich stracks um die Stricke geschäftig.
Doch nicken sie allzu geschwind mit den Köpfen
Und tun, trotz der Plumpheit, so überaus heftig,
Daß bald Bauch und Brust rudern, Atem zu schöpfen.

Das Brautpaar steigt ein, und es rudern die Affen
Die Barke, durch Röhricht und Algen, vom Lande,
Wo Feinde mit Packelefanten und Waffen
Im Walddickicht stecken, nach sicherem Strande.

Sie fahren durch Dschungeln und Prachtwaldkanäle.
Es wölbt sich der Fremdforst unendlich viel Pforten.
Das Brautpaar umjubelt die holde Waldseele,
Denn Tiere begrüßen es froh allerorten.

Die Fische umspringen den Kiel und die Ruder
Und zeigen den hellbunten Bauch ausgelassen,
Und selbst Krokodile ziehn mit, um ein Luder,
Das abfallen könnte, im Nu zu erfassen.

Das plätschert und gischtet gar lustig durchs Wasser,
Die Singvögel zwitschern dazu ihre Lieder,
Und oben am Aste, da hockt mancher Hasser
Des Daseins und sieht welterschrocken hernieder.

Den Mahatma kann man am Mantel erkennen,
Der erdgelb noch auffällt, wo hoch oben Zweige,
Vom Walderemiten belastet, sich trennen,
Und vorerst ein Hinblicker meint, luftzu zeige

Sich fahl zwar, doch klar ein Stück Himmel im Walde;
Und Schreipapageien umschwirren im Kreise
Die Schallbahn der Barke durch Waldgang und Halde,
Und Lichtfalter folgen dem Schaumspur-Geleise.

Das Siegerpaar naht einer sichtbaren Insel;
Da fängt das Geäst an, den Feind zu befreien,
Und hörbarer wird nun ein schwaches Gewinsel,
Weil Menschen und Tiere gleich, wachwerdend, schreien.

Es ist das die Zeit, da Gazellen und Hirsche
Rings anfangen, wild ihr Geweih abzuwetzen,
Drum kriegen die Äste gar häufig unwirsche
Geweihstöße, die ihnen Tiere versetzen.

Beim Äsen und Schnupfern im dunkeln Geäste
Will öfters ein Männchen sein Weibchen bespringen,
Dann knicken die Zweige, und tief eingepreßte,
Vom Buschwerk umwucherte Wesen entschlingen

Sich langsam erlöst aus dem Waldlaubgefängnis;
Zuerst sehn sich zwerghafte Krieger entschlüpfen,
Die gleich die Gefährten aus arger Bedrängnis
Befreien, indem sie Laubknoten aufknüpfen

Und dichtes Geäst, mit den blinkenden Schwertern,
Gar einfach und forsch jetzt, der Reih nach, aufhauen.
So wird bald den stärkern und kriegskunstgerechtern
Gewaltelementen, die Lauben umstauen,

Ein Ausweg aus feindlicher Waldhaft bereitet:
Jetzt können schon Menschen und selbst Elefanten
Die Lichtung, die hold vor den Blicken sich breitet,
Behäbig beschreiten: statt schlafübermannten,

In Waldnacht gebannten, gefangnen Soldaten
Besitzt so der Erbe des Reiches des Greisen,
Der eben gestorben, ein Heer von probaten
Genossen, entschlossen, sich treu zu erweisen.

Er denkt nun vor allem ans Königsbegräbnis,
Das weite Veranstaltungsumsicht gebietet:
Vorbei ist ja längst das Gefängnisbegebnis
Im Dickicht, das jeglichen Lichtblick vernietet!

Doch als noch sein Wachsen das Heer schwer bedrängte,
Verrenkte und streckte sich immer der Leichnam:
Auch schwand da sein Haar, das sich Pflanzen ver-
schenkte,
Da bald es der Wald in den eignen Bereich nahm.

Ja, wuchtige, weißliche Wollbäume wuchern
Schon steil um den eben verschiedenen Riesen,
Auch nützt gleich der Fund diesen Buschwerkdurch-
suchen,
Die hier, mittendrin in den Fruchtparadiesen,

Im dichten Gewirre von Myrten und Linden,
Von Mangos, Katappen und Ebenholzbäumen,
Auch Fasern zum Weben und Einhüllen finden,
Um leichter dann Schäume der Wildbrunst zu zäumen.

Der Leichenzug zieht nun, nach vielstündger Mühe,
Durch Haine von Palmen und heiligen Feigen:
Es scheint, daß zur Feier der Lodrahbaum blühe,
Daß manche Padmakastammzweige sich neigen.

So kann sich von selbst nun ein Urwaldweg bahnen:
Wie Schlangen entschleichen spiralhaft Bananen,
Udumbara-Feigen und Myrobalanen
Umwandeln sich langsam zu Affenaltanen,

Da rings, überall, sich die Waldtiere stauen,
Verwundert, aus Lauben den Zug zu erschauen;
Denn Brustwehren scheinen sich steil aufzubauen,
Weil Brustbeerbaumranken sich armstark vertauen.

Und Dschungeln, umgeben von urstummen Muscheln,
Wo munter die Unkenbrutnumen sich tummeln
Und suchen, sich Lustsucht durch Brunst zuzutuscheln,
Umsummen Unsummen von Brummeln und Hummeln.

Natur, wie reich und hehr mußt du in uns erscheinen,
Da nur, was sich vertiefen wird, ins Dasein stürzt:
Und kann mit Fernem Durchempfundnes sich vereinen,
So fühl ich, wie ein Wunder die Erfüllung würzt.

Doch könnte jeder seinen Schlummerkern erkennen,
Entbehrten wir der Rätsel heilge Prachtgewalt;
Und alles, was die Menschen weltumhuldet nennen,
Erschräke uns als zackenlose Ungestalt.

Und dennoch will ich die Vernunft zur Reife bringen
Und trachten, daß die Frucht in einen Urschlund fall;
Nicht jedes Ei muß sich zum Himmelsflug beschwingen,
Nicht jedem Wunsch entspringt ein Sehnsuchtsschwall!

Die Ruhe sucht, erträumt die Blume, die verduftet:
Zum Frieden treibts die Menschheit, die Erkenntnis will:
Im Eigensein, in Seelen, schreck- und feldurchkluftet,
Beschwichtigt sich die Brunst und liebt sich wieder still.

Die Leidenschaft, die Bäume, Träume, Bilder zeitigt,
Und stets Verschiednes aus dem gleichen Trieb erwirbt,
Wird leider nie vom Eigengeist verneint, beseitigt,
Bis fern dereinst der Erdensehnsuchtswirbel stirbt.

Die Waldung scheint verführerisch und übergücklich,
Doch bald erwacht bewußt der Wind, der drinnen jagt,
Und es zerstückt, entzweit sich dann, was unverrücklich
Sich selbst verschweigt, bevor die Arbeitsunrast tagt.

Nein, nein, mein Traum, du kannst mich nicht betören:
Ich mach mich leicht von Lust- und Schönheitsräuschen frei,
Ich mag den Jagdruf meiner Tagbrunst nimmer hören,
Ich hole meines Wesens Ende selbst herbei!

Der krumme Weg, den diese Menschheit steil beschreitet,
Und den sie immer völkergruppenweis erklimmt,
Ist jedem einzelnen, der frei sein Dasein sich bereitet,
Zum Schlusse doch ganz gleich, vom Ursprung an, be-
stimmt!

Der eine kargt, um seinen reichen Geist zu schärfen,
Ein anderer schwelgt, weil innre Armut es verlangt,
Ein Spätrter kann ins Weltall tanzend Sphären werfen,
Wo vielen vor der eigenen Geschlechtskraft bangt.

Ein jeder wird an seinem besten Platz geboren,
Verbrecherisch, asketisch, menschlich Weib und Mann:
In Waisen, Henkern, Narren, Dichtern, Krüppeln, Toren
Steigt jegliches Bewußtsein gleich und steil hinan.

Ich habe ganz bestimmt das meiste schon erfahren:
Ich war einst Mörder, Sänger, Dirne, Büßer, Held:
Ein jähes Ende doch und tausend Taggefahren
Ersparte mir vielleicht das Gleichgewicht in dieser Welt.

Und jetzt, in einem besseren und leichten Leben,
Erwartet mich verborgen wo ein Überfall:
Ein Schicksalseinbruch muß sich freiheitlich ergeben,
Denn selbst zieht man ihn an, im Unzeitintervall.

Doch nein, die Menschheit muß die Waldangst durch-
empfinden:

Mein Wesen ist nur einmal hier am rechten Platz:
Ich soll ein Vorspiel wohl mit Späterem verbinden,
Und mein Bewußtsein bleibt im Schicksalsbuch ein Satz.

Ich tauche ja, gesetzhaft schuldlos als Ergebnis,
Im Dasein auf und fühl ein Teil vom Weltenleid:
Doch mein ist kaum das einzige Jetztterlebnis,
Nein, nein, ich werde durch den Tod befreit!

Ich habe keine Seele, die unsterblich leidet,
Und schrecklich wär es, würde eine mir zuteil,
Der Lebensgriff, der mich in Daseinsformen kleidet,
Verwelkt, und sein Verdorren ist mein eignes Heil!

O Seele, meine Furcht, und wenn du trotzdem fort-
beständest,

So würde ich dich tiefbegreifend dennoch los,
Du bist und leidest, weil du dich zu Fernem wendest,
Doch ich verschränke dich in meinem Eigenschoß.

Ich bin die Frucht, die stirbt und keine Wurzelfühler
Und keine Blätterflügel in das Zeitreich streckt,
Ich bin ein kühler Grübler und vernünftger Schüler
Der Erde, die Lichtherde in sich selbst erweckt!

Ich will keine Seele, vernehmt es, ihr Berge,
Und gebt mirs vielstimmig, als Echo, zurück!
Ich will keine Seele, so schreit es, ihr Zwerge,
Ihr Riesen: denn dies ist mein Weltzuchtmeisterstück.

So schreit es noch lauter, dann kann ich es glauben:
Ich will keine Seele! Das Leid ist besiegt!
Das Grab bleibt ein Ende. Die Leiber verstauben.
Mein Ich wird zurück in den Schlummer gewiegt.

Es gibt keine Seele: das Erdwabenfieber,
Die innerste Glut bringt uns Lebensverdruß.
Sie würgt die Mannflamme. Doch dies ist mir lieber:
Sie hilft, daß ich nimmermehr Mensch werden muß!

Ich seh einen Friedhof, von Träumen befruchtet:
Die Vorstellung reckt Grabkolosse empor,
Das Tal, das mich anstarrt, ist dunkel verschluchtet,
Und steigende Stummheit verschleiert ein Moor.

Durch Werdesturzurwucht und Sehnsucht zum Lichte
Entsteigt mancher Grabklotz, als Phallusgebild,
Und bergzu, wohin ich die Blicke auch richte,
Entragt die Begierde dem Lichtbrunstgefil.

Die furchtbarste Erdfurche, gleich einer Scheide,
Vertieft sich und klappt unterm Trumpfe vom Grab,
Der Stein und die Grube erhalten drum, beide,
Den Urspalt getrennt, der sich Tagdasein gab.

Die Gruftstümpfe, ursprünglich gleich, doch verschieden
Verzapft und verzackt und steil lichtwärts gewandt,
Umziehn ihre Schatten mit stumpfen, stupiden
Verreckungen, knapp schon beim Eigengrabrand.

Das da aber sind unsre wahrhaften Seelen!
Sie werden zu Mittag verdickt und verkürzt:
Jetzt wächst noch der Traumwall: doch wird er einst
fehlen,
Begreif ich, warum man dann grufteinwärts stürzt.

Es gibt keine Seele! Laut kann ich es schreien.
Ich sink schon ins Loch, dem ich kaum erst entkroch.
Du hast keine Seele! Den Phallusgruftreihen
Entgähnt ja das Ende. Ich bin nicht und doch?

Den Gipfeln und Riegeln, die rasch sich belaubten,
Entschnellen auf einmal unendliche Kegel.
Was will sich vor mir glutentfesselt behaupten?
Es ist, als ob Stummheit im Nebelschiff segel.

Von Zeit zu Zeit kann sich das Dasein verheißen!
Und Urbrunstglut muß uns zum Ursprung berufen!
Ich seh jetzt die Erde Glastkrater aufreißen
Und Felsungen zuckend sich starr überstufen.

Doch stumm sind die Kletterblitzdonnerwuchtsuren:
Nun wird wohl ein Wort bald das Weltall durchgellen!
Wohl sammelt, beim Rasten der Tagkreaturen,
Sich stets die Gesangkraft, vor Spruchsprudelwellen,

In Herzkammern an, um dann rasch zu erwachen!
So wird auch die Erde ihr Fieberlied hören,
Doch wachsen noch züngelnde Zeugen aus Rachen
Und Kratern empor, um das Sein zu beschwören.

Der Felskegel fünf recken, handhaft verbunden,
Sich steil über mir in den schweigenden Äther.

Und siehe, sie bluten aus furchtbaren Wunden,
Und Schramme bei Schramme wird blau aufgeblähter.

Bald schrumpft jede röter verrunzelt zusammen,
Schon kann sich der Handschatten angststarr verkneten,
Auch er scheint dem traumblauen Arm zu entstammen
Und will seine Wirklichkeit tätlich vertreten.

Ein eben verknorpelter Finger empfindet
Den Spender der eigenen Schattensaumseele;
Drum merk ich, wie einer den andern umwindet!
Der Wirklichen Größter trägt seltne Juwele.

Er kann sich nicht krümmen. Er stellt die Probleme
Und läßt sich von Augen des Schattens bestaunen.
Ein andrer besteht, da ich selbst ihn vernehme,
Und der mag dem Schattenohr Dasein zuraunen.

Der vierte, der dünnste und schwächlichste Finger,
Verschrumpft ohne Knöchel und sucht seinen Schatten,
Der rüsselhaft schnuppert, als wäre er Ringer,
Mit Wucht anzupacken; doch beide ermatten

Und ziehn sich veregelt zurück, so wie Schnecken
In Krampfschalen, diese in Eigenschleimwände.
Der letzte bleibt wund, und, bedeckt von Blutflecken,
Beleckt ihn des Schemen erbebendes Ende.

Die Hände, die beide sich ängstlich ergänzen,
Sind Männlichkeit, Weiblichkeit, engangegliedert:
Die, Umrisse sprengend und trotzdem in Grenzen,
Sich selber, im Nebengeschlechte erwidert,

Urinnig genießen und sinnlich begreifen,
Doch ich kann sie dreifach, als Drittes, ermitteln:

Sie schaffen den Raum, den Gedanken durchschweifen,
Und Willenskraft schließt sich, mit jenen Zweidritteln

Des Menschenbewußtseins lebendig zusammen;
Und zwiefach erkenn ich, durch Sprache und Geste:
Es muß, was stets wechselt, sich selber entstammen,
Denn hier gibts nur Glut, Luft, die Flut und das Feste.

Drum seh ich auch Leichtigkeit, Fluchtsucht und Dauer,
Urrundwucht, Weltwechsel, Verfall und Allschmiegun,
Als sieben bewegliche Glieder auf Lauer
Nach einer vom Dasein geforderten Biegung.

Noch vier solche Wuchtgruppen sieht meine Seele,
Als irdische Gottheit, das Dasein gestalten.
Wer kann sie beschreiben? Ich staune und zähle
Die Handpalmen, die sich aus Armschaften spalten!

Ein Felstempel leidet und bebt jetzt lebendig
Und blickt in sich selber, mit viertausend Augen:
Ich selbst bin fast drinnen und sehe inwendig
Die stetswunden Fühlspitzen Blut einwärtssaugen.

Der sinnlich empfindende Zackenkamm gliedert
Sich achtzehnfach, leidvoll und lustreich, vom Stocke
Der fünf Gefühlspitzfühler los und erwidert
Dann sechstens, verrunzelt, verwirklicht, als hocke

Im Innern des Tempels, in selbstheller Engnis,
Verpriestert ein Finger, bewußt das Empfundne:
Er sperrt, was er spürt, ins Gedächtnisgefängnis,
Und ihm nur verdankt sich das rhythmisch Verbundne.

Den sechs Weltempfindungen setzen Gesichter
Sich, zerrbildhaft spiegelnd, genau gegenüber,
Drum ändern sich stets ihre Selbsteinblickslichter:
Entrückt die Empfindung, so werden sie trüber!

Erhebt sich der Finger der Eigenempfindung,
So scheint sein Gesicht ihn halbstarr anzustauen:
Verbirgt er sich aber, als Brunstimpulswindung,
Verrät sich sein Schrumpfruck durch Auflachkrampf-
launen.

Die Finger sind blaß. Und des Weltraumes Buntheit
Ergießt sich wahltrefflich ins All aus Pupillen:
Und freier schon trachtet das Erdsein die Rundheit
Und Rhythmensymmetrik, durch Ruhlust und Willen,

Die urfest bestehen, in uns zu erzeugen:
Und Süßgeschmack, Wollustduft sichern und regeln
Ideen, die unter sich Werdendes beugen,
Und zwingen sich stets, sich als Bild einzukegeln.

Der große Koloßklotz beruht auf Wühlfüßen,
Die zwei über fünfzig Gefühle verspüren,
Oft kann eins das andre stark übel versüßen,
Wo einge, vereinigt, das Leid herbeiführen.

Im Innern des Tempels verknüpfen die Enden
Von neun mehr als achtzig Welthänden als Herz sich
Und wollen, vertieft schon, sich Selbstdasein spenden
Und sitzen auf mir, denn stets bin ich inwärts Ich.

Doch tiefer als ich noch, im Schoß des Kolosses,
Erblick ich den Freiheitsohn selbsthell erleuchtet:
Dort reift er heran, in der Pracht eines Schlosses,
Und thront schon am Lotos, der nie sich befeuchtet.

Wahrhaftig, ich sehe das herrlichste Wunder!
Die Erde wird selbst ihren Heiland gebären:
Erst wurde der Mutterleib runder und wunder,
Doch fängt jetzt der Geist an, das Fleisch aufzuzehren.

Das Kind, wie der Morgen im Irislichthemde,
Verweilt ernstbedenklich, von Engeln umlächelt:
Und Krüppel und Bettler entsendet die Fremde,
In welche der Wind schon die Botschaft gefächelt.

Wer bucklig war, schreitet heran wie ein Ritter.
Die Stummen beginnen Heilshymnen zu singen.
Die Blinden erschreckt noch das Taglichtgeflitter.
Und alles, was taub war, erhält Seelenschwingen.

Der Seele entreißt sich das Ursprungsgedächtnis.
Was eingesperrt war, überspringt seinen Kerker.
Die Menschheit erwirbt und verbirgt ihr Vermächtnis,
Denn ringsum erscheinen Ereignisvermerker.

Dem Himmel entsteigen jetzt Weltschlundkometen
Und wallen als Urwabezungen hernieder.
Das Kind aber wächst durch die Kraft von Gebeten
Und strahlt durch des Mutterleibs Honiggoldglieder.

Der Sohn kann der Mutter die Schönheit verleihen:
Der einfache schlanke Geburtszweckgedanke
Wird alles jetzt weihereich, rhythmisch anreihen,
Und üppiger bleibt nur die Weltfruchtschalflanke.

Und auch alle Tiere durchzuckt das Menschwerden
Des Sohnes der Erde, der gar nicht empfangen
Und lustunbefleckt, ohne Schmerz und Beschwerden,
Im Mutterleib Kraft hat, sein Werk anzufangen.

Ein hellblonder Löwe vergnügt sich mit Kindern.
Und goldene Gänse durchfliegen den Äther,
Durch Liebesdurstbotschaft Lustsehnsucht zu lindern.
Die Tigerbrut sendet zwölf sanfte Vertreter.

Die Schlange Ananta verkrümmt sich als Brücke
Und läßt still die Tierflut den Pfuhl überschreiten.
Die Singvögel jubeln von fristfreiem Glücke
Und lassen sich angstlos von Falken begleiten.

Im Wasser die Fische erheben die Köpfe
Und scheinen bereits die Verheißung zu hören:
Als ob dieser Freiheitssohn Erdfieber schöpfe,
Gelingt es jetzt Wildheit und Maß zu beschwören.

Ein Edelhirsch stürzt nun, mit goldnem Geweihe,
Gehetzt, aus dem Urwald hervor an die Lichtung:
Es scheint, daß der Heiland ihm Beistand verleihe,
Denn selbst bricht und lenkt sich der Pfeile Flugrichtung.

Es kann ihn kein Menschengeschoß je erlegen:
Verfolgen ihn ringsum auch hungrige Jäger,
Und rennen ihm einige hurtig entgegen,
So täuscht er gewandt jeden Fluchtwegverleger.

Wohl sind die Verfolger trotz Blindheit getragen,
Denn niemand vermag es, das Kind zu erblicken,
Und jedermann trachtet die Tiere zu jagen,
Um endlich mit Speise den Leib zu erquicken.

Doch keinem gelingt es, ein Wesen zu haschen:
Die Beute entgleitet sofort allen Händen,
Das kann zwar die Jäger gar stark überraschen,
Doch niemand befiehlt noch die Jagd zu beenden.

Verzweifelt, von Hunger gepeinigt, entschließen
Sich, liebernd, die Menschen jetzt Beeren zu essen,
Doch auch diese Früchte sind nie zu genießen,
Es scheinen die Finger bloß Perlen zu pressen.

Ein halbharter, dickfeuchter, prickelnder Reifen
Verteidigt auf einmal die mindesten Kräuter:
Die Menschen versuchen ins Obstfleisch zu kneifen;
Auch dieses hat Stacheln, und tausend Dickhäuter

Beherbergt der Forst nun. Sogar durch den Äther
Gelangt das Geflügel ganz heil, aus Gefahren,
Zum Wabealtar, wo die letzten Verspäter
Im Luftreich sich still um den Freiheitsohn scharen.

Jetzt sehn sich die menschlichen Jäger den Schrecken
Des Endes durch Hunger und Furcht preisgegeben:
Ihr Bangen ums Dasein kann Mitleid erwecken,
Und Tauben beginnen erweicht zu erbeben.

Die fiebernden Tiere, die nimmermehr grasen,
Sehn wehmutsvoll auf zum vermenschlichten Leiden;
Da seh ich auf einmal, erstaunt, einen Hasen
Das Jägervolk auffordern, ihn auszuweiden.

Sofort wird das Opfer des Tieres vollzogen.
Doch kaum ward der Hase vom Menschen geschlachtet,
So steigen der Wabe schamkräuselnde Wogen,
Im Geiste der Jäger, der jäh sich entnachtet,

Gewaltsam empor: und auch sie packt das Wunder!
Sie sehn schon ihr Opfer sich goldrot erleuchten,
Ihr Leib fühlt sich satt an, die Seele gesunder
Wie je noch, wenn Fasttage Krankheit verscheuchten.

Jetzt fängt sich im Erdleib das Kind an zu regen.
Viel heller und greller noch blendet es alle.
Der Mutter entsteigt es und spendet den Segen.
Und gleich einem Leuschrei durchbebt es die Halle:

»Ich bin! das Martyrium der Erde verschwinde:
Mein Dasein erheischt aller Gottheit Verneinung,
Mein Licht blinkt von innen, und mild und gelinde
Durchzieh ich die Welt als Urfriedenserscheinung.

Bald habt ihr den Brahmakrampf ganz überstanden,
Die Tagkraft, der Arbeitsdrang darf rasch verfallen,
Das Licht aber geht keiner Menschheit abhanden,
Es mag aus euch allen ins Ätherall wallen.

So wird jedes Kalpa aus mir jung geboren,
Die Felsen erschüttert mein Erdlichterklimmen,
Aus Seelenschluchttoren zu Mutterleibsohren
Verkünden mein Kommen komethafte Stimmen.

Vernehmt nun befreit meine Seelenverheißung:
Die Wabe in mir, die ich machtvoll entfalte,
Verspricht euch die herrlichste Lichtschmerzentreißung
Und schließt manche Scharte und Taggattungsspalte.

Es kann euch der Hase der Umwelt versöhnen,
Denn jetzt bleibt die Wabe den Erdkindern nahe,
Kein Opfertier soll je zum Sonnengott stöhnen,
Damit sich das Fatum der Tagkraft bejahe.

Ganz schonungslos dürft ihr nun keines mehr töten,
Das Lebensleid sollt ihr gemeinsam verneinen,
Das Weib, das mich jetzt ohne Schmerzschrei und Nöte
Gebär, aber darf euch noch unrein erscheinen.

Auch wird meine Mutter nach knapp sieben Tagen,
Nachdem sie mich sichtbar zehn Monde getragen,
Als unbefreit sterben, und fernere Plagen
Erwarten das Weib, doch laßt mich das sagen:

Nach mir kann dereinst sein Befreier erstehen!
Das Jungfrauen-Gleichnis bleibt dann noch erhalten,
Das Kind aber wird mit entsetzlichen Wehen
Den Leib seiner schreienden Leidmutter spalten.

Das Weib jedoch darf dann am Leben verbleiben
Und sehn, wie die Menschheit den Erdheiland peinigt,
Ein Opferlamm nochmals sich willig entleiben,
Das Weib aber dann mit dem Manne vereinigt.

Die Wabe muß stumm um den Lichtaltar wallen
Und langsam den Gott mit dem Sohne vereinen:
Die Sünde dereinst auch vom Fleischgenuß fallen,
Und so sich das Jungfrau-Symbol selbst verneinen.

Dann werden verschiedene Mütter, vom Manne
Geschwängert, den eigenen Erdsohn gebären;
Die Wabekraft kann einst, von Spanne zu Spanne,
Dem Tagjammer Helfer der Wahrheit gewähren.

Doch merkt es, die Wabe hilft ewig den Rassen,
Die rastlos sich aufwärts zum Lichtspender schwingen:
Und kann sie der Vater im Menschtum erfassen,
So dürft ihr das Reich freien Friedens erringen.

Da gibt es auf Erden einst keine Verneinung:
Die Flamme wird tief in die Erdwabe greifen,
Die Liebe tritt wieder als Urlichterscheinung
Ins Dasein, zu welchem wir allesamt reifen.

Schon wartet im Norden der Hort der Befreiung:
Er schlummert im Schatzberge, Meru geheißen,
Und selbst meiner Wiedergeburt Prophezeiung
Verkündet er kühn, Völker an sich zu reißen!

So nennt mich denn Buddha und hört diese Wahrheit:
Ich werde im Dunkel der Menge verschwinden,
Mein Dascin verliert langsam schwindend die Klarheit,
Mit der mich die leidreichen Menschen empfinden.

Ich gleiche dem Monde, der traurig verscheidet,
Sich selber erfüllend jedoch unsre Erde
Gar freundlich belächelt und Lichtschäfchen weidet,
Denn seht doch, auch ich sammle lind meine Herde.

Bevor ich im Glanz meiner Machtpracht erstrahle,
Vergleicht mich dem Monde, in dem ich den Hasen,
Als Abbild vom sanften Verzichtideale,
Dort selbst, in entsilbernden Abnahmephasen,

Zum Abschiede, mild meinem Erdgeschlecht zeige,
Denn wißt: das Entsagungstier hab ich mit Wabe
Dort tief eingemerzt, und ich selber entsteige,
Als Vollmondlicht, weiß meinem nachtschwarzen Grabe.

Wie, gleich ich dem Vollmond? Der Mond bin ich selber!
Das Zeitleid durchbrech ich als Wert im Kalender,
Aus Herbstfeldern steig ich als reifer und gelber
Erdfruchtkern empor und belausche die Länder,

Die schaumumsäumt lang meine Nachtmacht ersehen.
Gar pausbackig schau ich als Gautama nieder.
Ein Erdgeist, durchschimmre ich perlende Tränen,
Und Lichtflügel geb ich dem Erdfluchtgefieder,

Das fiebernd versucht, an der Mondbrust zu saugen.
Und seht, meine Milde entschwellt ihrer Hülle:
Mit Lichtmilch beträufle ich traurige Augen,
Und wieder verschwindet die Brust im Lichttülle,

In perlenden Schleiern und Irisgischtspitzen!
Denn wißt jetzt: ich wünsche mich wenig zu regen,
Ich bleibe, der Langlebigkeitsgottheit gleich, sitzen
Und bin drum stets lebend als Buddha zugegen.

Ich gleiche dem Monde, dem Sohne der Erde,
Der nimmer den Bruder befreit und alleine,
Voll Mitleid mit sterblicher Menschenbeschwerde,
Gar schweigsam dahinschleicht in bleichlichem Scheine.

Ich gleiche dem Monde, der Träume und Träumer
Der Erde entschmeichelt: ich kann auch die Brüder,
Die Buddhas, die schlummern, als Erdurschlundräumer,
Durch Ruhe gebären und werde nicht müder!

Ich gleiche dem Monde! Als Sohn dieser Erde
Und milder Verneiner des Sonnenrobotes,
Als Buddha, als der ich in Indien jetzt werde,
Bezweifle ich jegliches Sein eines Gottes!«

Kaum wurden die Worte von Buddha gesprochen,
So meldeten Wächter, im Festprachtgewande:
Ein goldener Vogel sei jäh ausgebrochen,
Nur weiß man nicht wo, ob im eigenen Lande,

Ob ferne im Osten, im Goldschloß der Sonne,
Ob südwärts, wo Meere der Stürme bedürfen,
Ob westlich, wo ewig die Wellen die Wonne
Des Sonnlichtes schmatzend und geiffltschend schlürfen.

Ob hoch, dort im Norden, wo Berge und Sterne
Beharren und nimmer den Wanderer betören!
Der eine der Wächter sieht scharf in die Ferne,
Der andre kann alles, was weither stammt, hören.

Sie lugen und lauschen und spüren noch immer:
Doch keiner vermag, was uns naht, zu erraten.
Da fang ich nun selbst an, in mir einen Schimmer,
Ein Klimperspiel, wie von verschiedenen Dukaten,

Genau, in der eigenen Welt, zu vernehmen.
Ich seh keinen Buddha mehr. Felstempel brennen.
Die Wesen verstecken sich, schreckhaft wie Schemen.
Und Werte versuchen ihr Sprichwort zu nennen.

Da schlagen auf einmal unendliche Schwingen
Die Sprache der Inder, voll Pracht, auseinander:
Die Federn des Tieres sind Rhythmen, die klingen,
Doch fest, daß ihr Schallband das Weltall durchwandler!

Und wahrlich, allüberall formen sich Sprachen.
Lautgruppen versuchen ihr Sein zu beflügeln
Und taumeln wie Nachen, die jäh in See stachen,
Noch auf und ab, tief zwischen Windwogenhügeln.

Der Mutterrumpf gleicht einem Glastpelikane,
Mit weiblichen Brüsten: und ist Mann und Ahne
Der andern zugleich, und im Aufopfungswahne
Verpraßt er für Nachkommen Sprachenorkane.

Wie wird mir so klar: Indiens Sprache versprühte
Der innersten Mystik unendliche Güte,
Sobald ihre Fülle als Hymnus erglühete,
Daß so im Gemüte der Ruhbuddha blühte!

Der Glaube, der voll aus der Sprache entstanden,
Befreit erst sein Wesen aus heimischen Banden;
Sein Flügelschlagbraus kann jetzt überall branden,
Und was ihm entstammt selbst im Ozean landen.

Und wirklich, des Urrumpfes Achseln entschlüpfen
Schon bunteste Falter, die rings flugs weghüpfen,
Und einge, die flügge sind, fliehn und verknüpfen
Die Rassen, daß bald sich die Federn betüpfen.

Sonngoldene Möwen enteilen dem Meere,
Damit sich der Anhang des Buddha vermehre,
Am Schwanz sitzt ein Kauz, Indiens heimliche Lehre,
Doch spürt kaum ein Goldtier die silberne Schwere!

Jetzt läßt mich die Welteinsicht wahrhaft erstaunen:
Die Sprachlaute stauten sich eben zu Daunen
Und schallen am Strande schon stark wie Posaunen,
Die Kauzart jedoch wird im Tempelgrau raunen.

Das schallt Mahabharata! Yakasch erwidern,
Als Echo, das Inder-Idiom in den Bergen.
Ich selber empfinde den Rausch in den Gliedern:
Und tief aus den Zwergen, die rings sich verbergen,

Verbreiten sich herrliche Lichthymnenfieber.
Der Taumel gefällt mir, den Sang tanzen Frauen,
O könnte er dauern, noch länger, noch lieber:
Wer könnte auf einmal das Traumgrau durchschauen.

Die zärtlichsten Winde, die morgens liebkosen,
Ein mädchenhaft wahres und quellklares Lachen,
Dazu einen Dufthauch von Haut und von Rosen,
Das Auge der Frau, nach dem Brautnachterwachen,

Das alles erfaß ich, als greifbare Bilder:
Ein tummelnder Ausbund von Jugendgestalten
Umwirbelt mich sichtbar und schwingt immer wilder
Die Schleier zu blumenblattartigen Falten.

Und wirklich, beim Wirbeln, verwickeln die Hüllen
Sich krampfhaft, von Blumengedanken gehalten;
Sie schickten, verknüllten sich, Kelche zu füllen,
Als ob sich Dämone zu Tanzknäulen ballten.

Ein einziges Schleiergewirbel verknetet
Die Kleider zum Knaufe, und Jungfrauen hüpfen
Jetzt nackt in den Raum, wo die Priesterschaft betet.
Und während die Hüllen sich bauschig verknüpfen,

Ergeben die Mädchen sich brünstig den Freiern:
Und rings der Goldschuttschurz wird Pollen der Blume,
Aus plötzlich von Purpur durchglühten Brautschleiern:
Und oben hockt Schiwa im hochroten Ruhme

Der siegreichen eigenen Weltbildvereinung.
Sein Glutgewicht senkt seinen Thron in die Tiefe,
Und rasch nur erfaß ich die Fiebererscheinung,
Es ist, als ob Gift aus dem Kelch übertriefte.

Ja! Zwischen den Blättern liegt brunstschwül ein Panther,
Den Schiwa, sanft streichelnd, im Augenblick bändigt:
Doch tropft Schleim und Speichel ganz kurz übermannter
Tierurwut vom Maul, wo das Reißzahnfleisch endigt,

Als Giftgeifersprudel hervor und durchrieselt
Die Blutblume, die unter Schiwa verschwindet.
Ein Stechregen, der nun im Nu niederrieselt,
Vertilgt jede Blattflamme, die sich entrindet.

Die Glutzunge Schiwas, sein Raubkatzenauge,
Verschwinden zuletzt in der Schlufthruft der Erde,
Es scheint, daß der Gott alle Welthast aufsauge,
Denn jetzt stockt in uns jede Körpergebärde.

Die Brunstblume sinkt tief ins Innre der Seele
Des kummerlos schlummernden Tagelefanten;
Da ists, als ob Schiwa sein Kraftsein jäh stähle,
Als ob sich die Mannfasern ruckrasch anspannten,

Denn schon wälzt der weiße Koloß, wilder glühend,
Voll Brunst sich hervor, um die weibliche Erde
Mit Hast zu erfassen; lichtsprühend sich mühend,
Verschwitzt er aus Durstrauch und Auftauchbeschwerde

Jetzt tausend Taubäche, die perlend zerfließen;
Doch geht da die Nachttragpagode in Trümmer,
Das Lichttier will strahlend den Erdleib genießen,
Es ist, als ob nie eine Weltpflicht ihn kümmer.

Der Sternbaldachin ist davon, schon hoch verschwunden:
Der Purpurschabracke zerflatternde Fetzen
Zerstieben in kurzen Urbrunstlustsekunden,
In denen Tauströme die Erdflur benetzen.

Denn immer noch rieseln vom Lichtelefanten
Die Taggeilheitsbäche wie Regen hernieder;
Die Perlmuttertürme mit hochimposanten
Prachtflanken, der Baubonzen Elfenbeinglieder,

Die Nachtherrschaftshallen sind alle zerfallen:
Der Tagelefant hat sie brunstwild zerschmettert!
Jetzt kann er sich platt in das Brunstfleisch einkrallen:
Er wirft sich aufs Land, das er wuchststumpf erklettert!

Doch kann mir nun Wischnu im Taumel erscheinen;
Er thront ja mit Lakschmi, der Gattin, im Äther;
Ganz nackt, hockt er hoch mit verschlagenen Beinen,
Denn Dankgaben, Schambrauch, Behüllung verschmäht er.

Sein Fleisch strahlt so hell wie die Gletscher im Norden,
Wenn Rosenlichthauche sie morgens umschmeicheln,
Sein Weib fächelt Wolken nach Blutstrom-Akkorden!
Himalajas Eiswelt, die Stürme kaum streicheln,

Nur kann ich den Gott der Erhaltung vergleichen!
Die Gattin will frei seine Anmut genießen
Und wagt es, ihm prachtvolle Spangen zu reichen,
Und siehe, des Weltherrschers Füße umschließen

Schon bunt und so hold Glanzgeschmeide und Ringe.
Lichtkränze umwallen ihm Hüften und Schläfen,
Die Hände besetzen unzählige Dinge
Aus fernen, ausländischen Überseehäfen.

Die haarlose Nacktheit bleibt trotzdem erhalten:
Es läßt sie die Pracht nicht an Geltung verlieren,
Im Gegenteil trachtet das Weib, mannigfaltigen
Prunkglutschmuck ums reizreiche Fleisch zu gruppieren.

Jetzt windet ein Weib sich, von Armen und Schlangen
Beinahe gebändigt, vor Wischnu in Krämpfen.
Ein Untier, ein Jüngling, voll Brunstlustverlangen,
Versuchen gemeinsam, das Fleisch zu erkämpfen.

Das Weib aber weiß wohl sein Erbteil zu stählen!
Geschickt wie die Schlange, entschleicht es dem Manne,
Verständig und fähig, Kampfkräfte zu wählen,
Enteilt es dem Tier, um die kleinste Zeitspanne.

Die Bestie, der Mensch müssen schnell unterliegen,
Denn siegreich erreicht jetzt das Weib beide Rhythmen,
Du siehst es den Feinden im Wirbel entfliegen
Und demütig Wischnu sein Tanzkunststück widmen!

Die Männer, im Umkreise, atmen viel schwerer,
Da schwellende, fleischige Muskeln sie reizen.
Das Weib aber fühlt nun den Hauch der Verehrer
Und greift, wie um plötzlich mit Schönheit zu geizen,

Jetzt schamhaft zum Knie, um die Schenkel, das Becken
Verlegen mit Flechten gerecht zu verstecken:
Da stockt und da flockt nun der Odem der kecken
Gesellen und fängt an, das Weib zu bedecken.

Nun tanzt es auch wieder im wolkigen Hemde,
Und perlender Tau übersprüht seine Glieder,
Da wirbt und da stirbt jetzt ein Prinz aus der Fremde,
Und siehe, das Weib kriegt ein purpurnes Mieder!

Es tanzt noch, und Rosen, die fruchtlos verwehen,
Entsenden der Tänzerin duftmüde Hauche,
Die kann sie, beim Wirbeln, zu Blutschärpen drehen
Und bauscht sie symbolisch, nach landläufigem Brauche,

Um Scham vor den Menschen der Gottheit zu weihen.
Es scheint, daß ein Schleier ein Weib trefflich rüste;
Die Priester jedoch, die sich geil umherreihen,
Betrachten gar lüstern der Tänzerin Brüste.

Die Glutblicke bleiben sogleich daran haften.
Im Nu überfunkelt ein Panzer den Busen,
Und Männer, die brunststarr die Nacktheit begaffen,
Versuchen das Weib nun mit eitlen, konfusen

Versprechungen dennoch zum Fall zu bewegen!
Das Weib aber kann jede Antwort verweigern,
Leicht lächelnd den Kris in die Zahnklemmen legen
Und wieder den Wirbeltanz unbändig steigern.

Ein Glastpanther trägt dann das Mädchen im Panzer
Auf einmal davon, zu Verwandten und Ahnen;
Und Nachtelefanten und Grausfirlefanzer
Zerstampfen mit alter Gewalt die Brahmanen.

Die Nautsch knautschen laut, und die Tagdewas spotten,
Um Nachdruck dem grausamen Rausch zu verleihen,
Und abermals lausch ich aufs Echo der Grotten
Und hör Yakhasch laut Mahabharata schreien.

Ich aber sage allen Lebensüberwindern:
Laßt von der Schönheit euch jetzt nimmermehr ver-
führen!

Ich will die Leiden eures Erdendaseins lindern,
Ich weiß des Flammengangs geheime Seitentüren.

Sie stehn euch offen, folgt mir bloß auf meinen Wegen,
Ihr dürft ein totes Leben ohne Leid erhoffen,
Ihr könnt euch selbst die steile Sonnenbahn verlegen,
So kommt, wir haben uns zur Wallfahrt gut getroffen!

So reißt euch los vom Weib! Das Weib ist bloße Erde!
Doch steigt ins Grab hinein, und nicht empor zum Himmel.
Das Licht, der strenge Hirt, treibt seine Menschenherde
Mit friedlichem Gebimmel, wie ein Schafsgewimmel,

Stets fort, bergan von Schmerz zu Wunsch, von Brunst
zu Leiden;

Ich aber lehre euch, das Licht der Seele zu entzünden,

Und so als freies Sein den Außenzwang zu meiden,
Und meinen Kult will ich mit Wucht in euch begründen.

So gebt ihr eurem Sein die beste Selbsterhaltung,
Den Tod könnt ihr im Dämmerseine kaum gewahren,
Verneint ihr das Geschlecht, die Leib- und Seelen-
spaltung,
So birgt für euch das Dasein nimmermehr Gefahren.

Seid Sternen gleich, die keine andern Sterne stören,
Ich werde wie der Mond euch durch das Dunkel führen,
Ihr sollt die Lieder meiner Inbrunst nimmer hören
Und nur die Stille meiner Liebe in euch spüren.

O Mond, du lautrere Lotos tiefster Weltenweiher,
Du schwimmst im Urall-Ozean dahin: und Sterne
Entschlummern bleich, bedeckt von deinen leichten
Schleiern,
Und auch die Sehnsucht schweigt in deiner Obhut gerne!

Drum folgt mir, Daseinsflüchtlinge und Mendikanten,
Vertilgt im Seelenfieber eure Lichtbegierde,
Entflammt den Ampelschein, da wir sein Heil erkannten,
Kein Drang, kein Mangel sind des Priesters tiefste Zierde!

Ein Lotoslicht voll Milde ist in uns erschienen:
Ich hüte mich, sein Wesen seelenher zu nennen:
Dem Einklang der Geschöpfe soll mein Walten dienen,
Kein Laut, auch kein Gespenst soll Geister trennen.

Der Mund, die Ohren, Augen sind der Umwelt Lucken,
Durch die der Freund uns wahrnimmt, Feinde fremd
betrachten,
Einst soll jedoch die Einheit ineinanderzucken,
Die Urlust der Gespaltnen Reizbarkeit verachten.

»Du irrst, Unseliger, du irrst!« ruft eine Stimme.
Ein Krüppel, der mir nachschleicht, hält mir diese Rede:
»Ich reize dich vielleicht zu herbem, bitterm Grimme,
Doch wisse, Tor, du trennst nur, und du wirbst um Fehde.

Laß Leib und Seele miteinander wandern, selig
Die Welt genießen und das Leidmaß tragen,
So steigen wir am Sonnenpilgersteig allmählich
Und ohne Umweg auf aus unsern Jammertagen.

Unseliger, du willst aus Milde Krüppel zeugen,
Auch ich bin fromm und einst ein Bettelmönch gewesen,
Mein Leib verkam, doch ließ die Seele sich nicht beugen,
Dafür muß jetzt mein Leib lebendig schon verwesen.

Ich habe meinen Mord vielleicht noch zu begehen
Und werde als Vampir die Nächte bleich durchschleichen,
Ich muß die Marterqual wahrscheinlich einst bestehen
Und soll verflucht, als Spuk, mein Ziel zuletzt erreichen.

Unglücklicher, du kannst dem Schicksal nicht enteilen,
Du bist Asket, und warst du wirklich nie ein Prasser,
So wirst du noch als Schlemmer auf der Erde weilen!
Du hältst dich rein: vergeblich suchst du einst nach
Wasser!

An mir, dem Hinkenden, kannst du genau erkennen,
Daß unsre Seelen tiefer als ein Leben dauern,
Wildträumend will die meine sich vom Leibe trennen,
Wohl seh ich oft, wie Windgebilde sie belauern,

Doch krampfhaft kann der Rumpf sie abwärts an sich
reißen,
Zurück ans Fleisch und, schon entwußt, in Starrheit
binden;

Und dennoch kann sie nimmer sich im Leib verbeißen,
Noch jemals sich wie er, so jung und siech empfinden.

Denn das ist ja das Schauderrätsel meiner Tage:
Die Seele ist viel weiter als mein Leib gegangen,
Es scheint, daß sie fast greisenhaft ins Jenseits rage,
Und sieh, ich bin ein krankes Kind mit roten Wangen.

Auch ich, unselger Pilgerhirt, auch ich erblicke
Das Lotoslicht am Roten Ozean der Seelen:
Wenn ich zusammenknicke und beim Schrein ersticke,
So fängt der Buddha grausam an, mich tief zu quälen.

Er ruft: Ich bin der Aufruhr und die Seelenruhe,
Ich bin des Mondes Bruder, tief im Mutterschoße,
Ich bin die Furcht vor dem, was ich im Kerker tue,
Den Tod entfeßle ich mit grausem Erdglutstoße.

Ich bin der Daseinsflamme tiefste Urverneinung!
Da ich als Buddha die Vernunftaskese förder,
Ist uns ein Selbstmord meine schwerste Machtverheißung:
Ekstatisch bin ich Mahatma und Seelenmörder.

Mein Sieg kann nur in unterwühltem Land gelingen;
Ich muß den Lebensüberdruß zuerst verbreiten:
Wo Erderschütterungen meinem Sein entspringen,
Vermag ich es, den Krieg- und Pestweg zu beschreiten.

Statt Mord und Sühne könnt ihr euch den Selbstmord
wählen:

Das ist der kühnste Sinn von meinen Einheitskrämpfen:
Die Krüppel dürfen sich im Dasein weiterquälen,
Denn Roheit läßt sich leichter als das Weltleid dämpfen!«

DIE IRANISCHE RHAPSODIE

Das ist das Land, wo alle Vögel gerne weilen,
Die Höhe, wo Erköniglichte Nester schonen,
Des Äthers Herrscher ihren Flug zum Traume steilen
Und durch Gefährtentum den Ackersmann belohnen.

Wenn ich im Lenz gar schwer mein leeres Feld bestelle,
Und Pferde Ockerknollen vor dem Pflug zertreten,
Geht eine Hündin wedelnd mit, und ihr Gebelle
Besänftigt Weib und Kind, wenn wir uns wo verspäten.

Wie gut ist doch ein Hund! Wie liebeich viele Tiere!
Wie reizvoll zwitschern Vögel ihre Liebeslieder,
Sie sorgen, daß ich nie die Heiterkeit verliere,
Drückt mich die Müh und Lebensgier zur Erde nieder!

Wir schaufeln unser Grab, wenn wir das Land bebauen,
Und weilen schon allein, wenn wir die Furchen graben,
An unsre Armut denken wir dabei mit Grauen;
An mir wird sich die Erde bald schon mühlos laben!

Nein, lieber will ich meinen Leib den Geiern weihen:
Was ich so schwer zu Herz und Hirn emporgetragen,
Das sei mit Leidlustschreien und in breiten Reihen
Von Raubtierleibern, über Alltagsarbeitsklagen,

Gar steil und weit zu Licht und Lichterlust gerissen!
Ich gönne Vögeln meines Leibes Leckerbissen:
Sie mögen keines Körpers Kotgekröse missen
Und siegreich ihr Gefieder immer höher hissen!

Mein Bruder, auch mein Nachbar, denn uns trennen
Grenzen,
Hält schweißbedeckt in seiner Pflugschararbeit inne
Und sucht mein Lied, in freier Nähe, zu ergänzen:
Er will vielleicht, daß sich ein Zeitgespräch entspinne!

Ich horche denn auf eines Bruders holde Worte
Und lasse sorglos meine brachen Schollen schlafen;
Und gehts zur Arbeit, so bestimmen wir am Orte,
An welchem wir uns eben unversehens trafen,

Für andre Frühlingstage noch Zusammenkünfte:
Und abermals allein, betrachte ich, was er erdachte,
Wie brüderlich vernünftig er die Einzelzünfte,
In sich, zu einem Lichtzusammenschlusse brachte!

Er hat wohl recht: wir Bauern schaufeln unsre Gräber
Und sind dem Seemann nur unwesentlich verschieden,
Wir ziehn das Tagwerk kreuz und quer, wie jeder Weber,
Und Lichterstreber sind auch Priester nur hienieden.

Mein Pflug gleicht wahrlich einem blanken Kiele:
Er sprüht die Krumen, wie den Gischt, aus scharfem
Gleise,
Er nähert sich, wie Schiffe, immer einem Ziele,
Doch kehrt er um, verneint er seine Pilgerreise.

Er ist ein braves Fahrzeug, das die Zeit durchsegelt,
Denn nur viel später siehst du Pflugscharfurchen schäu-
men:

Erst wenn der Frühlingssprünge Übermut sich regelt,
Beginnen ernste Felder blumenbunt zu träumen.

Gischtweiße Pracht siehst du zumeist zum Licht er-
sprießen

Und Wellen gleich die Äcker weiß und weit bedecken:
Wir dürfen erst der Pflüge Blütenschaum genießen,
Wenn sich die Arbeitsnachen irgendwo verstecken.

So lockre denn mein Schicksalsboot die trocknen Schollen,
Ists doch, als wäre Lenzgezwitscher eine günstige Brise:

Ich horche, wie in mir die Ozeane grollen,
Und mein Verhängnis übersteigt mich wie ein Riese.

Mein Bruder, ach, du meintest wohl, was ich empfinde,
Und wärest du nicht so weit, so möcht ich dich befragen:
Die Geier, die uns gleich nach dem Verrecken finden,
Sind wohl wie Wolken, die den Tod im Schoße tragen?

Wie oft seh ich sie hoch dem Ozean entragen,
Wie oft die Wogen an der Barke Planken schlagen,
Wie häufig hörst du Geier um Kadaver klagen,
Und was uns unterliegt, kann unsre Frist benagen!

Ein Nachbar ist mir jetzt beim Ackern nah gekommen
Und sagt: »Kein Lenz ist je so zeitlich heiß gewesen,
Der Sommer ist wohl heute morgen schon erglommen:
Zu allen Plagen scheint der Bauer auserlesen!

Wir armen Parsen arbeiten im Glanz des Tages
Und beten, wenn wir uns nach Regenwetter sehnen,
Und dennoch formen Schollen unsers kargen Sonnertrages
Unendliche, im Lenz verbrannte, welke Lehen.

Zusammen könnten wir den Abhang urbar machen:
Die Felder sollten sich bis dort hinauf erstrecken,
Doch müßte Blau aus Pfützen uns entgegenlachen;
Und blieben selbst die Pferde drin im Drecke stecken,

So ging es immerhin beim Pflügen viel geschwinder:
Die grünen Wiesen würden Frühlingslüfte würzen,
Im Kühlen sängen Vögel, und es könnten Kinder,
Durch übermütige Sprünge, uns die Zeit verkürzen!«

»Dann würde ich den Meder nimmermehr beneiden
Und ließ den Fremdling gern in unsrer Mitte, Felder,

In Sternennächten, ihrer Kleinodien entkleiden,
Denn selbst dem Fels entweiden Meder ihre Gelder!«

Dies hat ein Nachbar, der uns hörte, ausgesprochen,
Da sagt der frühere zu mir: »Fürwahr, ich dachte
Gar oft, weshalb hält jener sich des Tags verkrochen,
Und warum steigt er nachts hinab in schwarze Schachte?«

Nun tritt der dritte nah heran, um fortzunadern:
»Fürwahr, wir Parsen, die das Land beackern, darben,
Wir arbeiten in Hadern, und aus unsern Adern
Entsprühn zum Glutengruß jetzt Irans Frühlingsgarben!

Der Meder aber scheint uns nie sein Feld zu pflegen:
Bei Trockenheit sind seine Schollen grobe Knollen,
Wir sehn dort immer Lehm nach einem holden Regen,
Doch weltverborgnes Gold liegt tief in seinem Stollen.«

»Fürwahr!« setzt jetzt der andre Nachbar ein; »wir
sehen

Den Fremdling nur in lauer Mondnacht drüben wandeln,
In blauem Prachtgewand sah ich ihn dort alleine stehen
Und mit dem Eigenschatten irgendwas verhandeln.

Was mag er da Geheimnisvolles einsam machen?
Nach Nebeln, diesen gleich, die jetzt das Licht ver-
schleiern,

Hat er in jener grauen Nacht mit mannigfachen
Handregungen gefahndet; und gleich Riesengeiern,

Warf da, nachdem der Mond sich erst von selbst ver-
steckte,

Der Wolkentroß sich auf die tote Vollmondscheibe:
Es graute Menschen, Tieren, die ihr Schweiß bedeckte,
Ein Schaudern sprühte kalt aus jedem Baum und Leibe.

Der Meder aber, glaub ich, blieb noch aufrecht stehen:
Wahrscheinlich konnte da sein Schatten niedersteigen,
Denn als der eisge Nebelgletscher anfang zu zergehen,
Ein goldner Mondring sich vermochte bleich zu zeigen,

Da schien der Fremde ebenfalls von Gold umspinnen.
Und als der Mond verjüngt den Himmel heiterfegte,
Da schiens, als wäre Licht auf seinem Rock geronnen,
Doch Gold wars, das sein Schatten ihm zu Füßen
legte!«

Jetzt spricht mein nächster Nachbar fassungslos in seinem
Zorne:

»Wir wollen diesen Eindringling nicht länger dulden,
Durch unsre Arbeit sprudeln felsauf klare Borne,
Und salzge Laken sammeln sich in reinen Mulden.

Verschwinden werden bald schon unsre gelben Lehnen,
Aus denen höhnisch blaue Tümpel uns begrinsen,
Drum schwellt des Fremdlings Frechheit meine Schläfen-
venen:

Vertreiben will ich ihn mit seinen letzten Binsen.

Er dient, der Finsternis ergeben, bloß dem Bösen,
Und scheint bei Ahriman gar tapfer auszuharren,
Den Vögeln gibt er kaum von Speiserestgekrösen
Und läßt sich noch, verreckt, dereinst aus Geiz ver-
scharren!

Er krächzt oft Magierformeln wie ein garstger Rabe:
Abra, abra, abrakada, dabra, so fangen
Die Sätze an, und dann folgt rasch ein Fluchbuchstabe,
Und an dem Satzgespinst bleibt gleich ein Erdschatz
hängen!

Wie könnte das in unserm Lande länger dauern?
Er würde lauter Unheil hier heraufbeschwören,
Beim nächsten Vollmond wollen wir ihn schlaue umlauern
Und seine Macht im eignen Bannungsbau zerstören!«

Ich habe selbst im Herzensgrunde Wut empfunden,
Doch fällt mir ein, wie ich dereinst mein Weib erfreute:
Der Meder gab mir einen Stein aus seinen Funden,
Und heute reizt er noch den Neid der Nachbarsleute!

Vielleicht verhexte das Geschenk des Weibes Sinne?
Gewiß ist es seit damals seltner zu erkennen,
Es schmückt sich jetzt viel lieblicher zu unsrer Minne,
Und öfters seh ich seinen Sehnsuchtsblick erbrennen!

Die Glücksgedanken kann es kaum vom Kleinod scheiden,
Auch fühlt mein Weib in mir die Lust an meinen Spenden,
Mein Dasein gibt ihm Kraft, mein Abgang ist sein Leiden,
Doch hält es fest, was ich ihm gab, als Trost in Händen.

Wohl will die Frau vom Manne Dank und Tand emp-
fangen:
Zufriedenheit kann fromm uns zueinanderneigen,
Zumal wenn ihr Geschenkverstärkungen gelangen,
Und nur was sie erhält, empfindet sie als eigen.

Ein Erbteil wird sie leichter als ein Gut verschwenden,
Das still und seltsam sich um ihren Hausstand gliedert,
Sie sucht sich unsre Gunst durch Weigerung zuzuwenden,
Und oft ist ihre Lust, daß sie kein Glück erwidert.

Das alles habe ich gar rasch in mir erwogen
Und möchte, daß der Fremde uns noch Steine brächte,
Dum sag ich auch: »Wir werden wohl zu leicht betrogen,
Wir haben auf des Meders Geld und Beistand Rechte.

Ach, wäre doch mein Bruder jetzt beim Streit zugegen;
Doch seht, er ackert noch allein dort oben weiter,
Er trachtet, nackt wie ich, die Felder gut zu pflegen
Und bleibt bei seiner Arbeit immer neidlos heiter.

Fürwahr, der würde gütig unsern Gast beschützen,
Er sagte einst, die Wälder, die ich urbar mache,
Erscheinen, meine wachen Träume hold zu stützen:
Mir ists, als ob in uns ein Wunderlenz erwache!

Die Kraft, die unter Tags die starken Stämme fällt,
Treibt nachts die reifsten Lichtgedanken aus der Seele.
Das Traumlaub, das mir oft den Sonnenweg verstellte,
Beschattet mich, seitdem ich mich tagsüber stähle.

Mich selber seh ich ernst empor zum Äther ragen
Und Licht und Nahrung stolz, gar froh genießen:
Die Nachtigallen fangen an in mir zu schlagen,
Und immer tiefer will ich sie dabei verschließen.

Mein Bruder, könntest du jetzt selber weitersagen,
Wie du begreifst, daß deiner Nachtigallen Lieder
Nur Antworthfragen auf der andern Klagen wagen,
O kämst du doch ermüdet jetzt zu uns hernieder!

Du ackerst knapp an deines Arbeitsfeldes Grenze
Und tust, was du dereinst in deinem Traum erschautest,
Ein größres Gut umfriedest du mit jedem Lenze
Und schützt dadurch auch Land, das du nicht selbst
bebauest!«

Mein Bruder wirft mit starkem Mannesarm den Samen!
»O seht zu ihm, er wird vielleicht herüber denken:
Damit die Lichtgedanken nie im Tal erlahmen,
Vermag er sanfter Einsicht ihren Traum zu schenken!

Wie jeder Schößling sich mit Blättern leicht beflügelt,
Und wie die Bäume durch das Laub dem Staub entfliegen,
Birgt auch ein Spruch, den er bewußt und kühl erklügelt,
Ursprünglichkeit, Furcht ungezügelt zu besiegen!

Mein Bruder komm, des Meders Geiz soll sich entfalten,
Der stumpfe Wurm, als Schmetterling, im Lichte schwir-
ren;

Aus unserm Haß entschäle traute Taggewalten,
Die unsre Sinne noch als Hirngespinnst verwirren.

Wenn deine Staatsgedanken bald zur Macht gelangen,
Dann ist es recht, daß auch des fremden Ansicht gelte,
Wenn Sonnenlehren einst in unsrer Seele prangen,
Verdienen Medergeld und Werte nimmer unsre Schelte!

Mein Bruder wird euch immer klug und gut beraten,
Und meines Weibes Einfalt ist im Grunde besser
Als unsre wut- und haßerfüllten Männertaten,
Drum schleifen wir jetzt Edelsteine anstatt Messer.

Es soll mein Weib von nun an goldne Spangen tragen,
Der Meder darf Geschmeide mit dem Hammer schlagen:
Wir alle wollen einen Staat zu gründen wagen
Und vor dem Anschlag auf das Alte nicht verzagen!

Die Erde, die wir plündern, ist voll innrer Güte,
Und ob der Mensch auch noch so taub und störrisch wüte,
Erscheint trotz allem doch kein Frühling ohne Blüte,
Und diesmal ist es gar, als ob er sich verfrühte.

Die Erde spendet auch die urgeheimsten Gaben:
Sie will bestimmt, daß wir nach ihren Schätzen graben
Und uns im Alter durch Erspartes freudig laben,
So mag der Sohn es besser als sein Vater haben!«

Jetzt regnet es! Ich kann die großen Tropfen zählen!
Mein Bruder ist schon patschenaß und denkt ent-
schieden,

Sich nimmer lang mit arger Arbeit abzuquälen:
So gönnen wir uns alle heute frommen Frieden!

Wie sind gar sonderbar die Wolken, sonnumspinnen
Und noch so dünn, daß sie den Blauraum kaum verhüllen;
Und doch das Tröpfeln hat so munter schon begonnen:
Zu sanften Wolken mag sich sacht es Nebeln knüllen.

Der Meder hat das Wasser wunderbar gespendet!
Die Tropfen scheinen wie geschmolznes Gold zu gleißen
Von einem Freunde ward der Regen wohl gesendet
Oder er will die Opfer Irans an sich reißen!

Das Nieselwetter sickert mild wie Schweiß hernieder:
Es ist, als ob uns Silberperlen still besetzten:
Die Tiere nicken ein und schließen ihre Lider,
Ach, wenn die Nebel uns in Traumsilber vernetzten!

Noch scheint ja Gold aus unsern Poren sanft zu dringen;
Doch nein, wir fühlen doch ein Himmelsniederrinnen,
Dort oben, wo kann Blaumensch sich zum Lichte schwingen
Und, was um uns sich lebt, mit Irisglanz umspinnen.

Nun aber fängt es lau und lauter an zu regnen,
Und mancher denkt sein Werkzeug sanft nach Haus zu
tragen,
Wem werde ich beim Talwärtsgehen traut begegnen?
Dort scheint mein Nachbar schon die Schafe heimzujagen.

Nun sehe ich die leisen Tiere weich im Schlafe:
Kein Hirt vermag das Vieh aus dem Versteck zu treiben,

Erfaßt die Angst auf einmal alle lieben Schafe?
Die Böcke, auch die Rinder, wollen draußen bleiben.

Wir helfen. Immer dichter klitschts und klatschts her-
nieder!

Mir scheint, daß rechte Kühle auch erwache.
Ein feuchter Samt umschmiegt, als fiebert ich, die Glieder.
Nun steh ich bis zum Knie in einem kalten Bache!

Ich trachte mich in Hast an Ästen anzuklammern.
Ist irgendwo ein Wolkenbruch herabgegangen?
Wir hören Tiergebrüll und Menschenstimmen jammern.
Zu arg die Angst, um auch ums Eigenheil zu bangen!

Was kann ich da im Wasserwirbel helfen, machen!
Ists besser mit den Bächen auf und her zu schwimmen?
Vielleicht gelang ich wunderwo zu einem Nachen?
Enttaucht ein Dach um mich, daran hinaufzuklimmen?

Nun, noch versink ich nicht zu arg! Ich kann ja stehen!
Ich mag versuchen, durch den Bach nach Haus zu waten,
Doch jetzt beginnen böse Nebelfetzen herzuwehen,
Und unter ihnen baumeln Schauderakrobaten.

Die Firlefanzer drängen sich um Schwefelmäuler,
Die scheinen sie voll Geilheit zu verspeisen,
In Schlünden hört ich noch die kleinen Windskindsheuler,
Leicht wimmernd, weggeleckt und eingeschlürft vereisen!

Grad über mir, ein dunkles Sturmwurmungeheuer,
Durch Sumpfdunst aufgedunsen, bricht jetzt Fieberwinde,
Denn dem geplatzten Bauch und Maul, bezahnt mit
Feuer,
Entprasselt nun der Hagel seiner Rumpfgewinde.

Ein Ätherhai will seinen weißen Laich verspritzen!
Doch nein: ein Weibchen ist's, mit kleinen, geilen Eiern!
Ei sieh, sie reiben, ritzen sich an weißen Spitzen:
Ihr Hochzeitsreigen aber bleibt trotz Auftanz bleiern.

Wie sich die Eiswindwirbel schräg herniederwälzen,
Und sie verkrusten blaß an windumhalsten Ecken,
Doch muß der Reif in Hast, nach raschen Takten,
schmelzen,
Und in den Hecken bleiben bleich die Herden stecken!

»Hallo!« so ruft nun irgendwo die fernste Stimme,
Ein Eber grunzt, in einem Wurzelstumpf verschlungen,
»Zur Hilfe, Elender!« schreit jetzt ein Wicht im Grimme:
Rings von Gebraus und von Geräusch bin ich umklungen.

Ich selber wate doch durch Wasser, wie betrunken.
Soeben ist ein Bock, der blökend schwamm, ersoffen.
Was für ein Rumpf ist unter mir im Sumpf versunken?
Ich habe Leichen, treibend, aufgeblaut getroffen.

Die Zeit hetzt schnell. Es ist nicht wert, bei uns zu
bleiben!

Des Übels Unglück scheint mirs, eignen Grund zu fühlen,
Drum läßt sich, was ein Maß in sich umarmt, vertreiben,
Und das Gewissen wird das Grübeln unterwühlen!

Ach, könnte ich den Wahn, ein Ich zu sein, besiegen,
Da die Gefühle doch bei fremden Leiden weilen,
Ach, ließen Zeitsturm, Raumtraum sich in uns durch-
fliegen,
So wär ich frei und könnte auch die Menschen heilen!

Wie kam es, daß ich nicht am Eigenbängen hafte,
Vermags ein Fieber, mich der Umwelt zu verschwägern?

Ich wate in Gefahr, da ich bereits erschlafe,
Ich taste weiter zwischen eklen Schreckerregern.

»Zur Hilfe denn, die Herden werden weggerissen!«
Dies hör ich fremdher eine ferne Stimme wimmern,
Ich fühl so klar, mich soll, wer ruft, nicht missen!
Wir nahen unter Quellenklimmern, Qualentschwimmern:

Durch Flut und Guß versuch ichs, munter durchzu-
kommen,
Und fühle, wie mich Quallen, lau wie Blut, umspülen.
Von goldnen Zitterwischen dünk ich mich umglommen,
Und Salzgeprickel kann die kühnen Glieder kühlen.

»Verfluchter Meder, der das Wetter uns bescherte,
Wir werden dich mit deiner Hexenbrut vernichten,
Wir kennen deiner Erdschätze Zauberwerte,
Und auf Verkehr mit Wichten wirst du nun verzichten!«

Den Fluch vernehm ich schon, und wohl in meiner Nähe!
Ich denke: Habe ich das Leid auf uns gerufen?
Und wer ernebelt mir ein Bild, voll wildem Wehe?
Doch gleich zerfällt, zuerst, was eigne Augen schufen!

Gar fabelhafte, fahle Hagellagen decken,
Wie Klobenroggen, Scharten, Abhänge und Kanten:
Und Menschen, Hirsche spießten sich in stachelhaften
Hecken,
In welche Tiere mit Geweihen fluchzu rannten.

Am Himmel wuchten schwere, plumpe Sturmdunst-
klumpen,
Und bloß ein Schauerknäul, mit blauen aufgeschlitzten
Bäuchen,

Verzieht sich ausgestreckt; und Wolkenbruchrestlumpen
Versucht nun windlila Gefuchtel zu verscheuchen.

Ist über unserm Kopf der gelbe Fleck die Sonne?
Sie will sich eitel, einer Greisin gleich, verstecken
Und lugt oft durch die Schleier, geil wie eine Nonne,
Die beten will, dient sie auch brünstig kecken Zwecken.

Wohl scheint mein Seelenlicht ermüdet zu verkümmern:
In einsam tiefer Dämmerung muß mein Lied verbluten!
Schon glüht ein Abend über ungekannten Trümmern,
Die Tempel werden sollten und verschollen ruhten.

Was kann im Angstschlaf mir ein Wasserwagnis sagen?
Ich spähe aus, was noch mein Lebensodem bändigt:
Ich will den Anruf eines Wellenwesens wagen,
Vielleicht ist meine Pilgerfahrt noch nicht beendet!

Ein Gauch wird scharf aus meinem Raumgeblau gewickelt:
Ich zeichne klar des Zwanges Leibergebnis,
Ich seh auch starr, wie Fischblut durch die Adern prickelt.
Und nun steh fest! Dies wird vom Traum her ein Erlebnis.

Gar schwabbelig ist dieser Wasserwams gewachsen:
Sein Narwalbauch, mit Zitzenansatz, wälzt sich tierisch,
Dum lach ich auch, mich stimmen laxe Wackelfaxen
Und auch sein Wachshautnackenschafhaar gar satirisch.

Er kann kaum atmen, denn das Wasser sprudelt
Ihm siebenstrahlig aus dem Walroßmaule,
Die Schwimmhautpratzen, die er rasch zusammennudelt,
Verschrumpfen mit den Armen knapp zu einem Knaule.

Sein Haupt bleibt bartlos. Doch der Aussatz klettert
Vom blauen Runzelhals empor zur flachen Glatze.

Der Anblick regt mich auf. Ich bin vor Schreck zer-
schmettert

Und sehe, stets violetter wird die ekle Fratze.

Sein Fleisch erweicht zu eitrigen Geschwüren,
Blutwucherungen krampfen sich um braune Lenden,
Jetzt fängt das Tümpelgeistgesicht an, mich zu rühren,
Und traurig ruf ich: »Bruder, kann ich Hilfe spenden?«

Der Wasserplanscher aber bleibt dabei apathisch
Und trachtet nichts am Asthmazustande zu ändern.
Ich weiß nicht, weshalb? Doch er wird mir jetzt sym-
pathisch

Und fängt sich an mit grünen Zünglein zu umrändern.

Ich tret behutsam näher, und ich sehe, seiner Zehen
Mistmuscheln sind verrunzelte und schmutzge Nägel,
Und wunde Wadenwarzen, die sich nahend blähen,
Umkleben bis zur Schlegelhälfte ekle Egel.

Die Schwefelgarben aber, die ihn grell umglasten,
Gestatten mir das Wasserwesen zu betrachten:
Die nassen Schwimmhautpranken, die nach Nahrung
tasten,
Umranken Algen, die die Arme stark befrachten.

Drum platscht er gar so arg im Blattpflanzenmoraste,
Und nun vermag ich auch ganz wahrhaft zu gewahren:
Der Aussatz, der nun schon vom Bauch das Haupt
erfaßte,
Ist ein Geranke blaßerwachter Nenupharen,

Die tags darauf sich, langsam wachsend, rosa färben,
Und in der nächsten Nacht, verblauend, leicht erbleichen

Und tief ermüdet in der Blütenfülle sterben,
Denn liebesschwer versinken sie in ihren Teichen.

Die Kratzkorallen und durch Krampf geplatzten Adern
Vermag ich bald mit klarern Augen zu betrachten,
Beim Bauche staun sich Pampas und Papierbaumhadern,
Die wildzerzaust auch seine Schamteile benachten.

Die Wucherungen, mit den blutgen Wurmgeschwüren,
Erfasse ich als kaktusartige Bulbenpflanzen,
Und auf der Schilfbestände scheckgen Rückgratschnüren
Beginnen winzge Wanzentupfen anzuranzten.

Die großen Eiterknollen seh ich goldgelb stocken:
Vielleicht muß ich mich an den Anblick sanft gewöhnen:
O, schon erkenn ich sie als große Bernsteinbrocken
Mit schönen, unpolierten fetten Ockertönen.

Ich glaub, daß da sich etwas Gotthaftes veränder,
Denn, reich beschwert, beginnt das Wassersein zu sinken,
Doch scheint das Ungeheuer nun ein Fettblatthänder,
Auf dessen Flossen Rosen anstatt Ringen blinken.

Der Rumpf ist ja beinah im Sumpf versunken!
Das Haupt jedoch hat sich mit Gras bebartet.
Die Garstigkeit enthüpft ihm in Gestalt von Unken —
Nun ist er gar als Mensch, ein Mann und blaß, geartet.

Im Tang verstrüppt, versank der Geist bis an die Hüfte!
So ruhn die Schultern auf den weichen Algenkissen.
Mit runden Büffelaugen schaut er in die Lüfte,
Und schweigend wird er in den tiefen Teich gerissen.

Dämonisch ernst verschwanden Hals und Nacken:
Die vorverzopften Bartflechten sind Aderblätter:

Wie glatt und glanzhaft bleiben seine fetten Backen!
Er schlürft. Nun wird der kurze, schwulstige Mund
violetter.

Der Larve Nasenlöcher deckt ein saches Wasser.
Die starren Augen seh ich im Kristalle glänzen.
Verdunkelt sind die hohen Brauen, und ein blasser
Goldbogen schwellt empor, die Flutgruft zu bekränzen.

Ein Weltgeheimnis will sich hier aus uns erschließen!
Ein Zwitter ist ganz mannsgeschlechtlich jetzt entstanden:
Die Weiblichkeit, die abfiel, sah ich rein ersprießen,
Und da verstand ich, was wir tief und einst empfanden.

Die hellen Wellenringe, die sich frei verschlingen,
Die Brauen, Ohren, Nase, Mund und Augen waren,
Erzählen flimmernd von geheimsten Seelenschwingen,
In uns die Schmerzerlösung froh zu offenbaren.

Das Wasser, das ich anstarre, ist klar und strahlend.
Das Geisterauge hat es groß bei uns gelassen:
Die kalten Angstglastgarben, die beinahe prahlend
Entflackern, kann mein rankendes Geträum noch fassen.

Wie tausend Aale bleibt der Wasserfürst verschwunden.
Ein Werk des Heiles wollte er in Flut besiegeln:
Wohl konnt er sich für uns, ich hoffts, schon wo bekunden!
Ich schaue auf. Ganz wach! Und seh den Mond sich
spiegeln.

»**D**en Mann da hat der Mond wahrhaftig angeduselt,
Er steht mit beiden Füßen in der hellen Quelle
Und sieht verdutzt, wie schon der Unkensumpf verfuselt,
He, Held der Feldgespräche, rühr dich von der Stelle!«

Dies spricht nun, hoch im Fisteltone, eine Stimme.
Ich blicke hin und seh jetzt schnell sechs wilde Schimmel
Den Felserklimmen, und ein Wicht peitscht sie im Grimme,
Denn ziemlich hell blinkt rings des Himmels Stern-
gewimmel.

Der Mond jedoch hat sich in Grau gewolkt verzogen,
Drum kann ich nur den Pferdetreiber blaß erkennen:
Jetzt werd ich wohl von Träumen meines Traums betrogen,
Denn warum trachten Riesenrosse durchzubrennen?

Ich sah die Pflugschar nicht am Acker blinken,
Wars Kalkgestein, ein Eisquadrat, das aufwärts jagte?
Ich rief »Hallo!« und konnte kurz nur winken,
Da keine Frage sich aus meinem Munde wagte.

Ich möchte mich zurück zum Wassergeiste wenden,
So wahr und glaubhaft ist sein Wesen durch mich selbst
gedrungen,
Doch ruht der Sumpf nun dunkel zwischen grauen Wänden,
Drum bin ich ihm auch, weiß nicht wie, im Nu ent-
sprungen!

Ein Wolkenknäul verdunkelt schwer und braun die
Gegend.
Die Sterne werden weniger. Der Mond bleibt finster.
Das rauhe Schrein ist drum so breit und wildaufregend.
Und angsthaft lauschend schwank ich fort durch dichten
Ginster,

Im Tale traben lange Schattenkarawanen.
Tief unten hör ich Rosse durch die Schluchten prusten,
Hier Tiergespanne sich am Abhang Pfade bahnen,
Mit Silber scheint der Berg sich steil zu überkrusten.

Das sah ich rasch, da mir der Mond aus Nebeln
Den Eisesblick für einen Augenblick gewährte,
Jetzt aber hör ich nur noch ein Geklirr von Säbeln
Und sehe dennoch keinen Mann mit einem Schwerte.

Ich tappe weiter, und nun wirds noch einmal heiter.
Da merk ich einen Greis, umschlafen noch von Schafen,
Er spricht: »Vertreiben dich vielleicht die bleichen Reiter?
Tritt ein, wahrhaftig, das ist gut, daß wir uns trafen!«

Ich taumle in die Grotte eines Eremiten.
Ich sinke hin an einem heiligen Feuerherde.
Ich hör den Greis: »Wenn Urgefühle mich verrieten,
Empfängt ein reines Weib vielleicht das Kind der Erde!

Astvatereta wird wahrscheinlich jetzt geboren:
Im Schoße einer Jungfrau muß er hold erwachen,
Denn auch geweihten Weibes Holdheit flieht verloren,
Kann purer Samen Lebensglut in ihm entfachen.

Des Parsen Urtrieb ist Erzweigung der Geschlechter!
Drum ist es nötig, daß sich unsre Welt erlöse,
Wir sind der Glut- und Flutenreinheit rege Wächter,
Gesondertheit ist tief im Volk das Religiöse.

Das Weib ist irdisch und der Erde gleich zu ehren,
Der Same, den der Mann hat, seine halbe Habe.
Doch fängt er an, den Leib des Weibes zu beschweren,
So liegt er leichenunrein, wie in einem Grabe.

Des Mannes Auswurf, der das Weib entweihte,
Entleert es wiederum, mit einem Schmerzensstoße.
Doch wie das Weib einstmals aus eines Mannes Seite,
Entsteht der Heiland bald aus einer Jungfrau Schoße!

Vielleicht sind jene Stürme, die ums Leere wühlen,
Die Flutergüsse, niederstrebend im Entschweben,
Die fürchterlichen Flüsse, die den Berg umspülen,
So wilderregt, weil sie das Erdenkind beleben!«

»Wohl mag es sein!« gab ich als Antwort in Erbeben!
»Noch glaube ich, die Nacht bricht heil herein auf Erden,
Doch sehn die erste wir, erschreckt, die Welt durch-
schweben,
Dem Auge trennt sich scharf, was wir vertreten werden.«

Jetzt wühlt der Greis beim Grübeln kraus im Barte
Und starrt mit großen, roten Augen in die Flamme,
Als ob er Antwort aus dem Aufgehusch erwarte!
Mich aber reizt das Rankenspiel vom Glutenstamme.

Die ganze Klamm durchwirbeln grelle Blätterschemen,
Und Schatten wallen durch die Halle des gerechten
Felseremiten, und, bekränzt mit Diademen,
Erstrahlen Stalagmiten ernst wie Marmorflechten.

Jetzt spricht der Einsiedler zu mir: »Anachoreten
Entschließen sich, in einem Gottesohr zu hausen:
Die Erde mag, daß wir in Felsenlöchern beten,
An dieser Muschel hört sie die Geschöpfe sausen.

Die hohe Sehnsucht Irans hab ich hier gebeichtet,
Auch wirkt ich schon, daß Ormuzd Trost und Lob ge-
währte,
Denn Großes, was ihr Parsen frei im Krieg erreichtet,
Durchmurmelte zuerst als Wunschspruch unsre Bärte.

Wir baten alle: Erde, laß uns sorgsam walten,
Du sollst den Priesterstand des Herrscheramts entlasten,
Vom König mögen Götter, was sich ziemt, erhalten,
Wir Weisen aber und die Priester wollen fasten.

Der Leiblichkeit entrückt, kann sich der Geist entfalten,
Drum meiden wir es, bis zur Sättigung zu speisen,
Und trachten, heilige Gerichte einzuschalten,
Als Bettler machen manche Magier Pilgerreisen!«

»Du mildgesinnter Greis, ich will bei dir verweilen!«
Erwidre ich. »Ich liebe dich und diesen edlen Sinter,
Denn hier, wo Steine weinen, hofft mein Leid zu heilen,
Nur in der Tiefe finden Geister keinen Winter.

Mit Tropfsteinen umwolkt sind solche hohe Grotten,
Hier wälzt der Fels gar viele reife Frauenbrüste
Aus sich hervor; Goldmolken sickert reich aus Zotten,
Als ob wohl alles Bernstein überkrusten müßte.

Auch will ich dir von edlen Erdgerichten melden,
Von Wein und von Getreide, um das Volk zu speisen,
Doch brauchen wir zum Steilstieg große Sonnenhelden,
Die uns in alter Erdgewahrung unterweisen.

Der Wein ist pur und gut, hat er sich rein gegoren,
Das weiße Mehl bleibt echter Same des Getreides,
Drum sei das goldne Brot als Heilgleichnis erkoren:
Vom Weltenbesten, Flamme—Same, hat es beides.

Veredeln wollen wir den Parsenstamm durch Nahrung,
Die ferne, unterjochte Länder regsam spenden,
Des Parsen Krieg gilt ehrlich seiner Artbewahrung,
Nun tragen Siege uns zu weiten Weingeländen!

Soviel man kann, mag man zur Läuterung an sich reißen,
Ich will dem Feuer Feindes Habe, Labe weihen,
Denn meine Zähne sperrt das Recht, ins Fleisch zu beißen,
Mein Flammenstamm kann nur im Krieg gedeihen!«

Nun spricht der Greis: »Mein Kind, du siehst im Fieber!
Wohl schmelzt dein Feuergeist die letzten Erdenbänder,
In dir erzuht die Männlichkeit in jeder Fiber,
Doch wirst du leicht zum hitzgen Sonnengutverschwender.

Noch wabbert deine Seele. Deine Kriegsbrunst knattert.
Sie gleicht dem roten Flammenbart, der aufwärts lodert:
Du siehst nicht, wie er rasch im Eigendunst zerflattert
Und ewge Nahrung fordert, die durch ihn vermodert.

Ja! Feuer frißt, als Hungerwurm, in allen Brettern,
Nur stille Seelenglut kann unsre Wutbrunst dämpfen,
Auch du begehrt nur wetternd, Reiche zu zerschmettern,
Und haßt die Nacht mit ihren hehren Wunderkämpfen.

Wie Mondlicht fliegt mein Bart zurück zur guten Erde.
Ich selber fiebre auch, doch meine Lust ist milde:
Sieh, meine Seele liebt die sanfte weiße Herde,
Und sie vergibt selbst Hast und Haß der Kriegergilde!

Den Wein und das Getreide will ich reinlich ehren,
Doch darf sich nie das tolle Volk daran berauschen,
Der Menschheit will ich sie als Gleichnis hold gewähren,
Zuerst jedoch die Erde ernster noch belauschen.

Doch die Orakelantwort ahne ich zur Stunde:
Die Erde will, daß Geister sich in Seelen läutern,
Denn ihre reinste Frucht enthüllt sich nur im Munde
Des edlen Pilgrims und der echten Lebensdeuter!

Und du, mein Sohn, genieße bloß vom goldnen Weine,
Im Augenblick, da du dich froh als Mann erkanntest:
Den Wahrsten bloß durchschaure hold das Feuerreine,
Das sag ich dir, zum Lohn, weil du dich schon ermanntest.

Du zwingst die Erde, deinen Traumrausch zu verlangen,
Hold liebt die Welt auch wohl die Frucht unsrer Be-
kanntschaft,

Wer Bilder sieht, braucht keinen Eindruck zu empfangen,
Das Mannwerk kennt man bald am Mangel aller Land-
schaft!«

»Die Kunst in uns erwuchs noch nie im stumpfen Rudel!«
So rufe ich: »Allein will ich mein Werk vollenden,
Tief wuchtet in mir selbst ein furchtbar dunkler Sprudel,
O Greis, ich zieh von dir, hab Dank für deine Spenden!

Wenn sich der Mann vom Weib als Wesen ausgespalten,
Kann er in sich den Geist vom Leibe unterscheiden,
Und läßt die Seele, als sein Liebstes, über beiden walten,
Und wird am Leib, was sie beleidigt, frei vermeiden.

Wie träg ist Wiederholen, bleibt das Kinderzeugen!
Die Menschlichkeit jedoch dient frei Begeistrungs zwecken,
Der Frau Geheimnis weiß der Flugflucht vorzubeugen:
Zur Wahrung sehn wir Weiber das Geschlecht verstecken.

Vom Rausch, von Erdenfesseln muß der Mann sich trennen
Und mild das Weib, was hindert, in die Kissen legen,
Die Qual der eignen Mängel soll er rasch erkennen
Und schroff verachten, ohne schwankend zu erwägen.«

Das Sausenheim, das Tropfsteinloch des Grottengreises,
Vertausch ich nun mit Sturmgewölk und Regenmähen,
Ich wähle mir den Schloßenschlag des Hagel-Eises,
Statt eines Weisen Bart mit Weltbegeistrungs tränen!

Das prasselt und das gischtet erderfrischend nieder,
Und sieh, das spritzt und plätschert, wie der Stahl zer-
splittert,

Aus Schlitz und über Spitz der reinen Erdfelsglieder:
Und Licht erblick ich, das den Silberguß durchzittert.

Du heilige Himmelstraufe, die den Fels entkleidet,
Die Ackerkrumen vom bebauten Lande spülte,
Und die das Schaf nicht leidet, wo es sorglos weidet,
Dich grüßt der Geist, der sich im Fleisch erwählte.

Du reiner Regen, der das Felsgestein durchschauert
Und mit dem Mondlicht, erdverliebt, sich weiß entladet,
Du Wasserbart, der den Orkan blaß überdauert,
Du letztes Sturmwuchtbündel, wo der Geist sich badet,

O laß mich einst das Unfruchtbar-Erhabne fassen:
Ich kann mein Haus, auch zwangumfassen, nicht be-
sorgen,

Das muß ich Weibern und den Knechten überlassen,
Ich fühle Ewigkeit, und ich vergaß das Morgen!

So wie des Weisen Bart vom Geist herabgeflossen,
Denn in den Augen mag die Seele wohl erglügen,
So hast auch du aus einem Sterne dich ergossen,
Denn nur der Sirius kann so reine Pracht versprühen.

Die Seele wächst nun hier, im herrlich frischen Regen:
Sie öffnet ihrer Feuerblüte Sternkelchflammen
Und läßt sich still von hellen Lichtgeweben hegen,
Sie kann geheimnisvoll vom tiefen Sternkern stammen!

O lichte Himmelsmilch, ergieße dich hernieder,
Umspinn der Urglutblume weiblich keusches Becken,
Berühr der Kelchamphora wabezarte Glieder,
Und sacht wird sie in heilger Furcht zusammenschrecken.

Die Sterne werden mich auf meinem Zug begleiten!
 Alt zieht das Blut zum nimmersinkenden Gestirne:
 Jetzt hört der Wuchtguß auf, der Umblick muß sich
 weiten,
 Und Sterne spiegeln sich im Perlennaß der Stirne.

O dunkle Schlummernacht, wie du uns alle reinigst,
Wie sonderbar und wunderreich du dich betrachtetest,
Mit Sternen glüht die reine Seele still vereinigt
Und staunt, wie sich das lichtlos Leibliche verachtet.

Der Mensch vergißt sein Tun, daß er sich frei vergeb! .
Denn unschuldsrein, ein Kind der Ewigkeit, sind alle. .
Lebst du auch kurz in deinem Schlummerspinngewebe,
So wahrt dich doch das Zeitlose vom Folgenfalle.

290

Mit Kindeseinfalt ruhen eingelullte Seelen,
Wie reine Seen, nach den garstgen Tagesträumen:
Sie spiegeln Sterne, und sie spielen mit Juwelen
Und fädeln Märchen ein und hegen Schicksalsbäume.

O Nacht, das Wunder fliegt auf Wolken um die Erde,
Der Geist erfrischt dich wie der Wind und füllt die Lücken
Und Zwickel jeder jungermeßnen Weltgebärde:
Die Freiheit siehst du urbeglückt ihr Lichtschwert zücken.

Das Mondlicht will sogar das arme Land umarmen.
Erlösung möchte durch die Schönheitsflechten leuchten.
Wozu? Die Erde wird in geiler Brunst erwarmen!
Warum die Feindin mit Geschmeiden rein befeuchten?

»**W**as brütest du, Menschenkind, hilf uns geschwinde,
» Fang an, deinen Acker zum Schutz zu ummauern,
Wo sind deine Pferde, dein Weib, das Gesinde,
Du bist wohl der Faulste von allen uns Bauern!«

Ich schau auf den Rufer und seh einen Wagen,
Von Rindern gezogen, mit Quadern befrachtet,
Bergauf einen traumhaften Halbtrab anschlagen,
Und drauf hockt ein Bauer, der schlau mich betrachtet.

»Ha, Nachbar, Feldredner, erkennst du mich nimmer?«
Dies hör ich: »He, wird denn dein Blick auch schon
trüber?«

Mein Nachbar fürwahr! Ich kenn ihn im Schimmer
Des Mondlichts und laß ihn drum lautlos vorüber.

Im Tal doch vernehm ich beschwörendes Klagen,
Vielleicht hat dort dunkelzu furchtbarer Regen

Die Bergsturzlawinen zusammengetragen,
Ich merk es, weil Menschen geschreckt sich erregen.

Jetzt merk ich ernachbart Gestalten erscheinen:
Bestimmt nackte Männer, die bergaufwärts laufen.
Die Wehrlosen sehn mich, sie wimmern und weinen:
»Du magst uns aus Gnade als Sklavenpack kaufen!«

»Ich brauche wohl Knechte, mein Feld zu besorgen!«
Das geb ich zur Antwort. Das Land, das mein eigen,
Ist goldreich: so hoff ich! Es mißt viele Morgen.
Und ich will mich nimmer zum Staub niederneigen.

»Wer seid ihr?« so herrsch ich die Kerle entschlossen
Schon an. Und erbebend erklären mir jene:
»Die Flut, die sich hoch über Berge ergossen,
Gebär uns für dich, dort am Fuß dieser Lehne!«

Jetzt seh ich die Felsen geherrlicht erstrahlen,
Ein Flammenband prachtvoll die Zacken umglasten,
Dann merk ich, wie Fackeln in Weltbrandspiralen
Erdämmern, da Männer den Sklaven nachhasten.

Sie klimmen am Abhang behend. »Unsre Krieger!«
So ruf ich und kann schon den ersten umarmen.
Das sind Babels Stadtturm- und Zinnen-Erflieger!
»Stoßt nieder!« schreit einer, »und habt kein Erbarmen!«

»Erzählt erst, was hat sich im Tale begeben!«
Bestimm ich; drauf sagt mir der Führer der Stürmer:
»Ein Wunder ists, daß diese Flüchtlinge leben,
Der Regen beschert uns die elenden Würmer!«

»Der heilige Regen!« bestätigen die Gelben,
Denn erdfahl erscheinen die Flüchtgen belichtet:

Ich wende mich ab und vernehme vom selben:
»Wir haben schon längst die Gefangnen gerichtet!

Wir schonten sie nur, um die Geier zu speisen;
Sie lagen bewacht im befestigten Lager,
Die Störrischsten hatten sogar Fesseleisen,
Doch nährten wir sie, denn sie schienen zu hager,

Um einst unsern heiligen Geiern zu schmecken.
Wir dachten sie eben im Tal abzuschlachten,
Da goß es auf einmal an allen vier Ecken,
Es war, als ob Himmel und Erde zerkrachten!«

»Gefesselt!« befahl ich und höre dann weiter:
»Der Wall unsers Lagers ward sturzhaft durchbrochen!
Nichts sah ich. Der Einbruch ward tief und noch breiter,
Und da sind uns flugs die Gefangnen entkrochen!«

»Ich werde sie alle als Sklaven behalten!«
Dies wurde vom Kriegsvolk sofort angenommen:
»Wir haben ein riesiges Reich zu verwalten,
Und Parsen darf niedrige Arbeit nicht frommen!«

Jetzt seh ich im Felsschloß, knapp links gegenüber,
Entzückt eine herrliche Feuererscheinung:
Ich sehne mich hin, doch es wälzt sich ein trüber
Gebirgsbach, als trennte uns schroff eine Meinung,

Wildaufgeregt gischtend und zischend dazwischen.
Zwölf Riesen mit Fackeln stehn hoch auf der Brüstung!
Dort weilt auch mein Bruder: an echtkriegerischen
Gebärden erkenn ich ihn jetzt in der Rüstung.

Er sieht mich und winkt mir nun freundlich abwehrend.
Er späht in die Tiefe. Er gleicht einem Sterne!

Nun trachtet sein Troß, daß er Tod und Not, während
Er niederblickt, schnell aus dem Rückhalt entferne:

Jetzt wittert er sicherlich weltfreie Dinge!
Ich seh ihn tiefinnerlich schrecklich erbeben.
Es ist, als ob Licht rings zu Schwingen erklinge,
Er will sich vielleicht in den Himmel erheben!

Giganten gruppieren verteilt Flammenflügel,
So bilden die Fackeln, zu sechs, eine Spanne;
Mein Bruder bleibt ruhig und führt über Hügel
Die Heerscharen aufwärts, im Augapfelbanne.

Jetzt seh ich gar fernartige Fremdlinge nahen.
Zu mir kommen Greise mit herrlichen Bärten,
Die nackt sind und trotzdem mit Schmuck sich versahen
Und Treiber und Tiere mit Lasten beschwerten.

Sie tragen sonnartige, goldene Scheiben.
Die Weiber erscheinen in gelben Gewändern,
Und Kinder, die munter die Maultiere treiben,
Entstammen wohl bunt den verschiedensten Ländern.

Nun spricht weich ein Greis: »Sieh die Priesterschaft
Babels!

Hier stehn wir von Ria geschützt und gefangen,
Wir suchen Poissona im Schoß des Weltnabels
Und möchten zum Schiffe des Noah gelangen.

Dem Licht sind wir singend entgegengezogen,
Doch leicht wallt kein Volksstamm von Norden nach
Osten,
Drum sind wir dem Gold und dem Gelb hold gewogen,
Auch wir sind Geschöpfe, die nimmermehr rosten!

Wir haben die Sonnensymbole, zum Schutze
Der Freiheit der Welt, in die Knechtschaft getragen,
Doch nun wird es dunkel, und siehe, ich stutze:
Vielleicht kann die Nacht uns jetzt zwiefach arg plagen!

Denn Baal rast vom Aufgang nach Westen und trachtet
Den Lichtschatz auf ewig für sich zu erhalten;
Erjagt er die Räuber, so ringt er, umnachtet,
Im Erdbauche selbst, um die Alltagsgewalten.

Nun sieh, diese Schilde und Weltlichtgeschirre
Versteckten wir tief in den Felstempelkellern,
Hier sind sie jetzt, ach, und ich fürchte, Baal irre
Durch Erdlabyrinth, mit Himmelserhellern,

Und könne die Krönunggeschmeide nicht finden!
Wir haben sie oben nach Osten getragen;
Gestatte darum, daß wir selbst nicht erblinden,
Sie dorthin zu tun, wo sie einst lange lagen!«

Beim Bruder verunglimpft mich wohl mancher Hassler,
Denn alle Verfolger und Peinger sind drüben,
Doch alt bin ich wahrlich und werde nicht blasser,
Doch birgt mir die Grausamkeit Graun und Betrüben.

Ich habe im Kriege zwei Söhne verloren
Und kann die Gefangnen als Sklaven behalten,
Was wollen die tolln, die mordlustgn Toren?
Nur forthauend Köpfe und Töpfe zerspalten?

Jetzt fordern die Tröpfe doch wenigstens Weiber!
»Ihr Priester des Baal, laßt uns liebliche Geiseln!«
So sprech ich: »Und dann, weiße Lichtervertreiber,
Bringt Sonnenschein wieder, sonst wird man euch
geißeln!«

Drauf sagt Baals Umwahnter: »O Parsifürst, glaube,
Wir leben und laben uns nur durchs Erraffen;
Die Grausamkeit juckt dich beim Kauf und beim Raube,
Und auch meine Sinne sind Wachen und Waffen.

Das Weib an sich reißen, das Fleisch geil besitzen,
Das scheint mir der Gipfelknauf aller Entartung,
Das Dasein ist wild, bloß ein Sinnenerhitzen,
Drum freie im Weibe den Keim der Erwartung!

Ein anderes, früheres, leidloses Leben
Wird einst durch die Reize der Weiblichkeit zittern,
O sieh, hier steht Zirbanit, dir hold ergeben,
Vermagst du, ihr Rätsel im Rausche zu wittern.

Fürwahr, ihre Nacktheit ist angstvoll zu schauen,
Ihr Blutfunkelaug' bleibt scheu abgewendet,
Schon bangt jeder Faser, den Leib faßt ein Grauen —
Wo wäre der Mensch, den der Zauber nicht blendet?

Wohl sucht mancher Muskel sich keusch zu verstecken,
Das Fieber der Scham übersprüht ihre Brüste,
Schon müssen dich Flammen der Sehnsucht belecken,
Wo wäre der Mann, der nicht zustürzen müßte!«

»Vertraue ihm nicht!« schreit noch schriller ein andrer,
»Auch ich bin ein Priester und herrlicher Seher,
Ich stamme vom Volke der Niltalauswanderer,
Das Babylon knechtete: ich bin Hebräer!

Das alles war lasterhaft falsches Geplapper,
Ich selbst habe schauernd vom Weltfall gesprochen,
Die Thora ertieft ihn, kein Stamm sagt ihn knapper,
Die Welt hat ein Urfürst in Aufruhr verbrochen.

Sieh Zirbanit hier, die verwerfliche Metze,
Die Scheol aus sich in die Menschheit gespieen:
Jetzt spinnt sie Lichtschleier und Sinnlichkeitsnetze,
Ihr ward seelenschändende Zweckkraft verliehen.

Wer könnte die Tochter der Schlange besiegen?
Auch sollt ihr sie drum keinem Sonnengott opfern,
Ich weiß, was ich sage, sie kann nicht erliegen!
Ich horchte schon oftmals mit Felsgrottenklopfen

In schallenden Hallen, an Wänden und Schlünden,
Und habe die Wahrheit des Daseins erfahren,
Nun will ich sie euch, edle Parsen, verkünden,
Dann könnt ihr uns allen Verdammnis ersparen!

Die menschliche Seele mag nimmermehr sterben
Und trachtet, entleibt, was ihr gleicht, zu umschleichen,
Um flimmernde Wesen dem Ich anzuwerben
Und Gutes und Böses, nach Lust, zu erreichen!

In Zirbanit walten unendliche Mächte!
Sie müßte, geschlachtet, euch alle durchgruseln,
Ihr würdet der Wollust ergebenste Knechte,
Dum laßt sie, in Kerkerhaft, langsam verduseln.«

»Ich kann euch die Antwort, beileibe, nicht sagen,
Mein Bruder nur darf einen Urteilspruch fällen,
Ihr seht ihn dort hehr, hellerleuchtet aufragen!«
So sprech ich: »Ihr mögt euch zu ihm hingeseilen!

Das Reich unsrer Seele, ihm sei es beschieden:
Der Geist hat die Pflicht, zu den Leibern zu dringen,
Er schaffe aus Willkür den Krieg und den Frieden,
Und ich muß die Welt in sein Rechtsbeispiel zwingen.

Ersetzt jetzt den Gießbach, der endlich versiegte,
Nun mögen mich Menschen vom Erzbruder trennen!«
Nun ist mirs, als ob sich ein Greis heranschmiegte,
Derweilen schon Kämpfer den Lichtfels berennen.

»Ich kam aus Milet, um mit dir aufzutreten!«
So lispelt ein Hauch mir geschwind in die Ohren:
Ich sehe mich um und bemerk den Poeten,
Der früher sich unter den Fremden verloren.

»Ich bin erst, du sahst es, den Priestern entschlichen!«
So spricht er jetzt leise: »Ich liebe die Geister,
Die, Einsamkeit suchend, der Lust ausgewichen:
Ich selbst bin ein Weiser und Leidenschaftsmeister.

Der Sieg über Babylon ist euch gelungen,
Das wird euerm Leibe im Frieden behagen:
Die Juden sind tief in das Reich eingedrungen,
Drum kann eure Seele Propheten befragen!

Doch Hellas, mein Land, wird die Selbsteinsicht schärfen,
Von mir kannst du einst noch das Auffliegen lernen:
Und ohne den freundlichen Leib abzuwerfen,
Gelangst du zu Roß bis empor zu den Sternen!

Ihr glaubt an die Engel, die wolkenhoch fliegen,
Und habt Sonnenboten noch niemals gesehen,
Doch konnte ein Mensch sich im Winde schon wiegen,
Denn Bellerophon sah ich himmelwärts wehen.

Aus Griechenlands wonnigen Rebengeländen
Vermagst du umleibt in den Äther zu schweben,
Einst wird dir ein Abend, mit zitternden Händen,
Dort Flügel aus tönenden Goldwellen weben.

Dann fliegst du zu Pferd über inselnde Meere,
Gesehn und gefolgt von geharnischem Heere:
Kein Volk setzt sich feig solchen Helden zur Wehre,
Drum komme, beschwingt durch sonneigene Schwere!«

Ich kann das Gesicht dieses Weisen nicht leiden,
Auch strahlt aus dem Greis eine stachlige Kälte,
Schon will ich, er soll meine Einsamkeit meiden:
Wer weiß, was so jäh meinen Flugtraum vergällte?

Es mag die Taggestalt in mir langsam verdämmern,
Der Eindruck bleibt mit Glut an Seelenecken haften,
Das Traumgeschaute läßt sich gern zum Erzwerk hämmern,
Drum sprüht, Blutflammen, die schon oft Kunstformen
schafften.

Da keine Weite meinen Seelenstern entkräftet,
Will ich die Erde mühsam weiter überschreiten;
Voll Schwermut an den schwachen Wanderleib geheftet,
Wird klar Erfahrnies mich unendlich lang begleiten!

Die Seele mag sich in die Sternennacht versenken,
Doch gilt es, See und Strecken kühn zu überfliegen,
Der Gipfelwechsel regt am kühnsten an, zu denken,
Und das Gedächtnis will ein Zufallspiel besiegen.

Die Sterne müssen wohl die holde Erde lieben,
Denn mit erstaunten Blicken sehn sie fromm hernieder,
Und einge nahen gar, von Sehnsucht angetrieben,
Und blicken fort und fort und senken nie die Lider.

Du rote Welt, die unserm Leib so nah gekommen,
Vielleicht weil unsre Seelen dich herbeigerufen,

Du glühst mich an: was kann dir wohl auf Erden frommen,
Vielleicht die Glutgewalten, die uns freundlich schufen?

O bleibe nur und wolle nimmer erdlos scheiden!
Erschöpfe, nimm das Beste, was uns hier zu eigen,
Für deine Freude wird die Menschheit gerne leiden,
Erscheine, tritt aus deinem hehren Bruderreigen.

Der Erde Inbrunst wirst du schaurig in uns fühlen,
Die Traumlandschaft in mir ist gut und bieder,
Die Erdbrunst kann sich sanft im Waldgewipfel kühlen,
Und jede Krone singt im Winde ihre Eigenlieder.

Priapisch grad befächern sich die schlanken Palmen,
Und männlichsteil erstehn die Bergzypressen,
In ithyphallen Pflanzen kann die Brunst verqualmen
Und nasses Harz aus ihren schlaffen Fasern pressen.

Du Feuerfürst, so steig herab in deine Wohnung!
Ich sehe dich! Du wirst in meinem Traum lebendig:
Nun habe Dank, nimm, was du forderst, zur Belohnung,
Inseelig sprüht ein Feuerglück erzückt unbändig!

Du gelber Held und Erdenfreund, folg dem Gefährten,
Und küre Lebensglut, in kühner Weibgestaltung,
Denn in den Gärten, bunt verheckt mit Flechtenbärten,
Gebarst du Königinnen in der Krönungshaltung.

Sieh, Blütenschleppen schwellen auf besterntem Teppich,
Die Majestäten sind in Eigenpracht gekleidet
Und nur verbrämt mit fremdem, dunklem Eppich:
Das sind die Haine, die das Waldleid ewig meidet.

Du Grüngestirn, das sich behutsam mag erschließen,
Wohl sprüht schon lang dein Prachtsmaragd aus meinen
Leiden,

Hörst du den Bach durch weite Wiesen fließen?
Und um den Tumbler sieh die stummen Trauerweiden!

Das sind verbannte Dienerinnen, die dort weinen,
Ihr Lockenhaar hat ihre Herrinnen verdrossen,
O Mondlicht komm, du sollst den Armen hold erscheinen,
Laß Hoffnungsfunken auf dem Goldgeflecht ersprossen.

Du kannst das Leid der eitlen Dinger leicht verringern:
So komm und kämme sie mit deiner Glitzerbrise,
Berühr ihr Haar mit lichten Fieberfingern
Und schmück mit Silberflocken ihre feuchte Wiese.

Mein trauter Traum, in blauem Trauerkleide,
Auch du laß deinen Edelstein erglitzern,
Still steht ein Weidenkreis allein auf weiter Heide
Und lauscht dem Murrellaut von Rauschrätselbesitzern.

Der heilige Baum ist selbst ein Priester unsrer Erde,
Wie ist der Stamm verkannter Art so stark bebartet:
Versammle drüben deiner Deuter Dienerherde
Und ruf uns auf, wenn mich das Magiertum erwartet.

Du Purpurfunke unsrer Blutkünstinbrunst, flimmre!
Durchwirble hurtig krumme Traumgestaltungshallen:
Genie, erhasch ein Zufallskind, entführ es, zimmre
Der Nacktgestalt ein Fabelheim aus Bernstein und
Korallen.

Der Rhythmus schnelle rasch den Traum ins Leben,
Der Blutpuls öffne tiefste, finstre Wundertüren,
Ein jüngstes Dasein schöpfe frei des Künstlers Herz-
erbeben,
Die freiste Neigung mag er zum Altare führen!

Da seid ihr, Sterngestalten, edle Perserfürsten,
Vom Himmel steigt ihr hehr und steil hernieder,
Ihr fühlt die Seelen hier nach Ruhmesgluten dürsten
Und habt als Götter doch beschwingte Erdstierglieder.

Der Fürsten fünf, die meine Seele angerufen,
Folgt noch ein großer Sonnengott mit goldner Krone!
Doch reift sein Reich nicht aus! Er stampfts mit eignen
Hufen!

Er kommt vom Nord und zwingt den Ost zu kurzer Frone.

Der siebente ist klein und bleibt der Sonne nahe,
Auch er wird seinen Ringlauf, bald erschöpft, vollenden,
Doch was ich selbst berufen durch die Tat bejahe:
Das rote Licht soll Persien groß sein Weltreich spenden!

Fürwahr, nun ist Irans Gewalttag erschienen,
Es steigen ihm sieben Regenten hernieder,
Sie haben verwegene, arische Mienen,
Doch Babylons Prachtstil erschuf ihre Glieder.

Die breiteste Plastik verknüpft ihre Rhythmen,
Die Muskeln durchwachsen sich straff aderastig:
Hier muß jeder Zug sich der Urruhwucht widmen,
Drum ist auch im Stierrumpf kein Ruck zweckhaft hastig.

Die Äthergeburten, mit Landstampfverlangen,
Sind brüllende Büffel, zum Pflügen gerüstet,
Und da sie noch über mir riesenhaft hangen,
Erführe ich gern, was im Windquirl sich brüstet!

Denn Brunst und Lust, Lust und Brunst sind nun das
gleiche:
Wie Milch dringt mein Mutterlaut Menschen zum Ohre.

Wer weiß, ob ich schlicht den Allinhalt erreiche?
Wohl fühle ich Gold und durchschweife Goldtore.

Die Flügel der Könige rauschen herunter:
Die Rhythmen sind deutbar melodisch verkettet
Und streben, statt rumpfkunterbunt, frei und munter
Zusammen und gleiten ins Gleichmaß gebettet.

Nun scheint auch das Volk seine Herrscher zu sehen,
Denn überall ruft man: »Dem Könige das Beste,
Es soll ein Geschlecht ohne Sorgen bestehen:
Dem Throne die Feste, dem Volk bloß die Reste!«

Ich rufe: »Nun kommt, cure Feste zu bauen,
Die Könige mögen in Prunkhallen schweben
Und Schönheit und Größe in Schlössern erschauen,
So kommt, in uns selber die Pracht zu beleben!«

Die Wahl meiner Landschaft gelang uns unendlich!
Mein Bruder zieht drüben mit Priestern vorüber;
Nun ist Persiens göttliche Macht unabwendlich,
Doch Brüder, kein Schicksal der Völker wird trüber!

Die Sonne soll wieder die Schollen bescheinen,
Ihr Lebenswort künden schon hoch holde Priester,
Ich sehe den Bruder die Fremden vereinen,
Dort steht er, hebräische Texte verliest er!

Was wollen die Menschen? Was wünschen wir alle?
Aus uns ein Geständnis, vielleicht unsre Seelen
Ins Übermaß schnellen: dann bleibt, nach dem Falle,
Ein Steinmal, das kann bald vom Flugschwung erzählen!

Der erste Alleinherrscher Persiens betrachtet
Uns jetzt aus der Schwebenhöh würdig und schrecklich:

Nun ist auch im Volk, das nach Königsmacht schmachtet,
Die Urkraft der Regung durch Hegung erwecklich.

Der König erscheint als ein Nachtungeheuer:
Den Stierrumpf umkräuseln assyrische Locken,
Die riesigen Flügel aus klingendem Feuer
Vergolden die Welt als Kometbrockenflocken.

Im Nacken verkrallt, hockt ein Adler und wittert,
Als lebender Helm, noch zurück zu den Sternen
Und kann, wenn ein Goldmeteor niederzittert,
Die Speere des Himmels vom Herrscher entfernen.

Drum jubelt das Volk, und mit Fackeln berennt es
Die Lehnen der Berge und peitscht die Gefangnen;
In Seelen erglüht drum des Brandelementes
Wutwuchtung und leidreich der Wunsch, zu vergangnen

Machttagen von Babylon sternheil zu steuern.
Doch wer hilft? Die siegreichen Perser entzünden
Im Fleische noch tiefer Schmerzfuchteln und feuern
Die Sklaven an, mühsam den Staat mitzugründen.

Die riesigen Augen des Weltherrschers bannen
Die Heerscharen Asiens ins Schrecksal der Knechtschaft:
Sein Blick kann den Weltwiderstreit übermannen,
Denn jeder wird froh, der sein Fronteil nur recht schafft.

Die Pflichtwichte wimmeln herbei und verzichten
Auf Freude und Anteil am Ruhme der Großen,
Du siehst sie verzückt ihren Drangdienst verrichten,
Selbst Felsen fürs Königsschloß bergaufwärts stoßen.

Da schafft eine Mannschaft Kristallkalkquadrate
Auf Wagen, von Ochsen gezogen, zur Stelle:

Jetzt wetterts, als ob uns ein Siegerzug nahte,
Ja! Fackeln verstrahlen vom Tal Tageshelle!

Gefesselte Menschen erblickt meine Seele!
Sie scheinen nach Freiheit und Freude zu lechzen,
Mir ist, als ob schreckliches Heimweh sie quäle,
Doch hör ich sie kaum beim Vorüberziehn ächzen.

Sie schreiten gelassen zur Arbeit und bücken
Entkettet die bräunlichen Leiber hernieder;
Sie werden stumm helfen die Königsburg schmücken,
Doch Schreivögel spreizen ihr grelles Gefieder.

Auch lechzen der Fackeln luftdurstige Zungen
Aus perlendem Dunste nach freierem Äther,
Sie flattern ermattet, vom Kriegslärm umklungen,
Denn bergempor blasen Triumphzugtrompeter.

Wer schleift Elefanten, mit arger Beschwerde,
Aus Indien herbei? Blickt! Die Rüsseltiertruppen
Beschnüffeln ermüdet die glühende Erde
Und schnupfern nach Pfützen, versprengt zwischen
Kuppen.

Die Mädchen, die lichtlila Schleier umglitzern,
Erglügen im Fieber und spähen nach Rettung,
Sie fürchten sich keusch vor den fremden Besitzern
Und scheuen die bräutliche Schicksalsverkettung.

Wohl dürstet die Jungfrau im Perlengeschmeide!
Ich winke ihr zu. Sie begreift mich im Fluge!
Was fühlen wir beide, gemeinsam im Leide?
Ich habe noch Wasser im steinernen Krüge

Und fülle damit ihre Perlmutterschale.
Nun dankt sie mir stumm. Ach, sie schwankt wieder weiter!

Wohin, in die Arme von welchem Gemahle?
Ach, würde mein Bruder ihr Seelenbegleiter!

»Herbei, Babelsmannen, beschafft blanke Platten,
Genug schaler Laster und schmachvoll verpraßter
Glanztage, da Mächte der Männer ermatten!«
Erschallt es: »Ich brauche zum Bau Alabaster!«

Der schwebende König befeilt weiß die Stelle,
An welcher er will, daß die Schloßsäulen stehen:
Er selber erglänzt in lichthellem Stierfelle
Und wird jetzt vom Volke, das da ist, gesehen.

Ich spüre die Reihe der späteren Sieben,
Doch scheint im Gewühl sie kein Auge zu merken,
Der Sturm schreit: »Dem König kann alles belieben,
Er schmecke den Lustkern von Welten und Werken!«

Jetzt treiben schon mehrere Rädermaschinen.
Die Sklaven aus Babel beginnen zu bauen.
Sie können am besten im Hebelwerk dienen,
Auch kann ich sie leicht mit der Aufsicht betrauen.

Sie hatten versucht, Himmelsstiegen zu türmen:
Und ist auch ihr riesiges Luftschloß mißlungen,
So trachtet der Geist doch den Äther zu stürmen,
Zum Bauen die Kenntnis ist noch nicht verklungen!

Es drohn schon erhobene Säulenkolosse.
Kristallkalkpilaster umarmen die Hallen,
In der unser König am Throne, dem Trosse
Der Allstaatssatrapen und auch den Vasallen

Dereinst, nach Vollendung der Festung, erscheine.
Schon kann Alabaster die Hauptwand verschalen.

Die hehre Palastpracht umpurpurt die Steine.
Und mancher Sohn Babels fängt hold an zu malen.

Da kommen die Scharen aus Mesopotamien:
Auch Juden und Griechinnen merk ich darunter,
Da gibts tausend Weiber, auch grausame Lamien:
Kein Teufelsspuk schien uns im Traum kunterbunter.

Wer trägt gar gigantische Harzfackeln aufwärts?
Nun nahen Hetären auf schlanken Kamelen
Und werfen rings Dinge geringfüg'gen Raufwerts
Ins Pack der Begleiter, damit sie nicht stehlen.

Den Hals der Giraffen umarmen Halbaffen,
Vampirkinder wohl, voll von Haar im Gesichte:
Gespenstpanther seh ich aus Fraufratzen paffen,
Und schrägumher schwirren beschwingte Sphinxwichte.

Adonis und Balaat kommen aus Babel,
Ein Priester Phöniziens bringt heilge Smaragde,
Ein andrer die Axt, womit Kain einstmals Abel
Das Haupt, und dann Moses den Kalbskopf zerhackte.

Ja, Belgephor selbst, der priapische Esel,
Der Luftsprünge macht, trachtet Notzucht zu treiben.
Das ärgert die Priester: ihr fremdes Genäsel
Bezeigt es, sie tun nichts als fluchen und bleiben.

Hebräer entragen auf gelben Kamelen,
Darunter vermengt und versteckt Dromedare,
Die wollen sie pfiffig im Zuge verhehlen,
Damit sich ihr Diebstahlgeheimnis bewahre.

Jetzt stößt ein verhöllischer Eber vorüber
Und packt Kindskopflarven im Fluge zum Fraße,

Nun gibt sich, bekommt jeder vier Nasenstüber,
Denn Zuchtstiere brüllen: und frei ist die Straße!

Sie rennen erbrünstigt und roh durchs Gedränge
Und trachten den Anlauf zum Flug zu benützen:
Für einmal genügt ihres Flügelpaars Länge,
Doch muß sie die Brunstwut beim Sprung unterstützen.

Wohl mag eine Spukkuh im Säulenbau kauern!
Was kann gar als Albkalb im Hallenhaus heulen?
Vielleicht läßt des Königs Gemahl sie erschauern?
Denn seht doch, sie springen hinauf auf die Säulen!

Das setzt jetzt ein Klatschen und lautes Frohlocken:
Die Dewas und auch die Assuras umtanzen
Die Knäufel, auf denen die Stierrümpfe hocken,
Ja, Hansa und Naga und Schlangenschlingpflanzen

Beginnen gesteilt ihren Firlefanzreigen.
Die Stierhörnerspitzen umschwirren Giftmücken,
Dann fühlst du der Erde Bul brüllend entsteigen
Und, was uns bedrückte, im Nu überbrücken.

Im Dunkel verschwunden sind alle Gespenster!
Warum war das Bul? Ich schau zum Palaste:
Dort ruhen die Stiere, erglitzern die Fenster,
Mir ist, als ob Wabe die Feste erfaßte!

Die Ized ummanteln jetzt Fervergewänder:
Denn persische Glutgeister helfen beim Werke:
Das war der Steg Tschinwat, und Festungsvollender
Bezwangen die Drushas durch Amschaspandsstärke.

Sie wollen den Turm auf das Herrscherhaus setzen:
O könnte mein Denken Dachdecker bescheren,

Denn seht, hier gelingt nicht das Felsenwegwetzen!
»So helft denn den Weibern Gehilfen gebären,

Ihr geistigen Engel, wir sorgen für Leiber,
Herbei frische Weiber!« so ruf ich begeistert:
»Steh bei, Vohu Manô, betreib Fruchtabtreiber,
Sieh zu, wie der Mensch Weltgeweide stolz meistert!«

Beschaudernde Geilheit erfaßt alle Wichte.
Hier ächzt man aus Lust, und dort kommen schon Wehen!
Wie freut mich die dreiste und wilde Geschichte!
Doch ferneher schleiern auch Peris und Feeen.

In Leibern verkrampft und von Weibern zerbissen,
Vergeß ich kein Pflichttum und schreie: »Ihr Männer,
Zum heiligen Werke, entwimmelt den Kissen,
Herbei, ihr Besiegten und freie Bekenner!«

Die Amescha-Spentas erwarten am Dache
Die Ankunft des alten und frischen Geschlechtes.
Ihouras, ach, macht, daß die Urkraft erwache,
Steht bei, ihr Entscheider des Seelengefehtes:

Das war eine prachtvolle Glastfackelbrandung!
Laut jauchzend umrast Schaum den Saum des Palastes
Und trachtet, die Quadern zur Dachstuhlumrandung
Ekstatisch zu heben. Den Knauf manchen Mastes

Belastet bereits eine Platte. »Schafft weiter!
Noch einmal, o Menschheit, verrenk dich zur Treppe!
Der Rumpfwurm wird weiter, noch brünstger und breiter,
Und werfende Weiber sind rings deine Schleppe!«

Noch einmal und wiederum wuchtet der Strudel
Mit Brandfackelkämmen hinan zum Palaste:

Nun sumpft schon ein Brunstrumpfgenudel, als prudel
Ein Schlangengewirr, sacht vernehmbar dem Taste,

Den Bauch hindurchsurrend, durchsichtig und weichlich,
Hindurch durch die furchtbar befrachtete Menge:
Die Adern starr sichtbar, das Hautgefühl speichlich,
So brummts langsam fort durch die krumme Lurch-
länge.

Vom Urrumpfe spalten sich glasthafte Schlangen,
Und uns, ach mich selbst, schnürt das Alpungeheuer:
Schon sind wir von Hälsen und Armen umfängen,
Da zieht der Polyp mich hinab und speit Feuer!

Doch sausen nun Adler mit Flammengefieder
Herbei, um mich Menschen aus Qual zu befreien,
Umschließt uns doch furchtbar ein Müdigkeitsmieder,
Durchfiebert und schlaff sind die jungen Sturmreihen.

Die Leute gewahren wohl schwach die Glutschlange,
Die leuchtende Adler von hoch her zerhacken,
Sie fühlen bloß, Kühle berührt ihre Wange:
Vom Flügelschlag rührt das, beim Krampfumpfan-
packen!

Doch fühlt auch: die Schlange ist nie zu vernichten!
Die flammende Mähne der Erde gebiert sich
Steil jüngste Spuklurche, die Jammer anrichten:
Ich zähl die Erfluchten, uns würgen wohl vierzig.

Von fernen Weltenden, wo Stürme erwehen,
Erscheinen auch zackig erbrennende Herzen.
Sie wandern. Ja! Heere des Bruders entstehen.
Die werden uns helfen, den Feind auszumerzen.

Wo fließen die Pulse der Welt hold zusammen:
Ein Glaube der Erde umloht meinen Bruder,
Denn Götter, die Inseln und Gipfeln entstammen,
Erschufen verbunden der Seele Lichtruder.

Dort werden die Fackeln einhellig getragen.
Vereint schreiten Perser, Hellenen, Semiten.
Drum können auch Flammen zusammen aufragen
Und strahlend den Anblick von Glastherzen bieten.

Nun fliegen Spukschnuppen zur Rettung herunter:
Und keine verpufft, jung umzucken uns Schlangen,
Und munter umwirbelt ein flügger und bunter
Luftlurchenschwarm Menschen, vom Erdschmerz um-
fangen.

Wo steilher ein Adler die Schlange gebissen,
Entschlüpft ihr ein Vogelkopf, spreizt sie Lichtschwingen,
Und ist drum, vom Himmelsgezücht wild zerrissen,
Ereignet, ein geistiges Sein zu bezwingen.

Drum trachtet die Drachenbrut, Brunstwut zu wecken
Und eigenen Rasseschleim überzuspritzen:
Du siehst schon die Erdflammen geil aufwärts lecken
Und Alpfraß begehrend sich wild überhitzen.

Das ist jetzt das üppigste Hin- und Herhüpfen:
Die Wollust durchzuckt nun den Urrumpf der Lurche,
Ich merk ihn verrenkt, sich noch überverknüpfen,
Und Leib oder Leiche steckt wo in der Furche.

Jetzt streckt sich die Hydra geschreckt und in Geilheit:
Sie hat in den Achseln Kadaver und Platten!
Mein Bruder benützt die priapische Steilheit
Und läßt zwar die röchelnden Menschen ermatten,

Doch reißt er die Würfel empor auf die Zinnen
Und sieht dann die Schlange in sich schlaff versinken:
So siegte der Himmel! Das Fest kann beginnen!
Fast fertiger Dachstuhl, laß Diener uns winken!

Bald bleiben der Bauburg bloß Nachtüberwinder.
Die gräuslichen Erdranschgeburten verrauchen.
Doch halten Glastadler Weibsrleichen noch, Kinder,
Die lebend und schwebend den Urkreis ertauchen.

Ein junges Geschlecht ist berauschend geboren:
Schon legen es Atârgestalten zu Boden:
Die Schroffheit der Rassen verfärbt, weltverloren.
Wo lodert der Sonne ergoldeter Hoden?

Der Jubel wird Trubel. Das Werk muß gelingen!
Der Weltherrscher ist in den Saal eingezogen:
Sein Wesen kann Bäume und Räume durchklingen,
Das Schloß scheint von hohen Geboten umflogen.

Schon nähern sich Gäste der herrlichen Feste,
Doch blieb gegen Osten der Bau unvollendet,
Dort stürzen noch Träume um Trümmer und Reste:
Nur Gold ward vom Würfelgetäfel verwendet.

»Heran denn zur Arbeit, schon gibts keine Schlange!«
So höre ich rufen, und bald dröhnt es weiter:
»Herbei, faule Krabben, was lungert ihr bange?
Zur Arbeit, zur Arbeit, seid fleißig und heiter!«

Da wälzt sich die Menge, verkrümmt, in die Frone.
Schon klettern entschlossenste Kerle behändig
Auf Säulen empor. Und auf hohem Balkone
Wird Alb und auch Mensch, schwups! zum Schmücken
lebendig.

Doch müde und keuchend erreichen die meisten
Die Pforten des Schlosses und stürzen zusammen:
Die Menge kann nie stolzes Sonnenwerk leisten;
Gekrümmte beginnen die Macht zu verdammen!

Da rast ein Umwahnter mit qualmender Fackel
Hinan zum Palaste und schreit traumrauschtrunken:
»Du Alpkoloß Irans, du Weltzwingburg wackel,
Du Sternengekrönter, nun herrsch unter Funken!«

Dem Wütenden stürzt sich kein Wesen entgegen,
Schon folgen ihm Scharen in Aufruhr und stürmen
Die Stufen des Baues; und steil, allerwegen
Beginnen sich schloßhoch die Leiber zu türmen.

Die Tat zur Entscheidung wird hart wahrgenommen.
Mein Bruder zerschmettert vor sich die Rebellen
Und schneidet mit Kraft die schon aufwärtsgeklommen
Durch Schwertschläge rasch von den untern Gesellen,

Den nutzlos gefährlichen, ab: und hoch oben
Vollenden die mutvollen Vordern den Prachtbau!
Jetzt kommen die Gäste, den Bruder zu loben,
Und fordern, daß jeder auf göttliche Macht bau!

Wohl zeigt nun mein Bruder den vornehmen Gästen,
Daß nur Hundsgemeine beim Burgbau erlagen!
Wer räumt die Kadaver, die Gänge verpesten,
Rasch weg? Denn der Hof geht zu Freudengelagen.

Wild jubelt das Volk, und da klatschen Eunuchen!
Die Jünglinge führen die züchtigen Bräute
Von steilen vier Seiten herbei und ersuchen
Den König und schlicht seine Schloßbedelleute,

Sich erst mit den Jungfrauen gut zu vergnügen,
Bevor sie die Gattin dem Mann überlassen.
»Wir möchten uns gern mit den Resten begnügen!«
Erschallt es: »Doch hoch dort im Schloß sollt ihr prassen!«

Die Burg prangt auf Irans gewaltigster Lehne.
Wohl weidet der Geist, der sie schuf, Glücksgefühle
Den Schloßbau entlang, denn nun ruht jede Sehne:
Zufriedenheit birgt hundert Seelenrastpfühle.

Der erste Gewaltherr erstrahlt im Palaste!
Erdeutbare sechs nahen langsam den Hallen:
So wird bald die prachtvollste Himmelsglastquaste
Als Weltherrscher flackernd von oben einfallen.

Am Bergabhang, sternwärts, erglüht die Felskante.
Mein Bruder entzündete dort sechs Herzherde,
Und als ob das Schloß Feuerflügel ausspannte,
Um aufzufliehn, sprüht die iranische Erde.

Schon lang sind die Gäste im Prahlssaal versammelt.
Ich selbst will hineingehn, mich drin zu erfreuen:
Am Eingang gewahr ich, daß etwas da bammelt,
Und düster empfängt mich das Brüllen von Leuen.

O Schrecken! Zwei Sklaven sind dort angekettet.
Wohl krampft noch der eine, die Fesseln zu sprengen
Und schreit: »Ach, ich habe die Freiheit verwettet,
Wer kann noch Blutdürstlinge angstlos bedrängen!

Du Wanderer, gewahr meine Schmach: ich verschmachtet!
Die Schlange kam arg, auch Machthabern gefährlich:
Die Adlerschar wars, die das Menschenleid brachte.
Der Wabewurm bleibt; macht uns Schutzlose wehrlich.

Wohl wollte die Erde die Nachtmacht benützen: —
Du witterst, sie fliegt mit gestirnten Spannen
Dem Urmann entgegen, — um Schwaches zu stützen,
Als plötzlich die Aare zu hacken begannen!

Wohl siehst du die Bergburg, gewaltsam vollendet:
Doch wie zwischen Menschen und Tieren des Lichtes,
Ist nun auch die Freundschaft der Stände beendet,
Das sag ich dir dreist, und willst dus, bericht es!«

Von Schmerz überwältigt, verstummt nun der Sklave.
Er hängt am Pilaster, ein Schaustück der Straße.
Er zerrt an der Last der Palastarchitrave,
Und Muskeln erwuchern zum Kraftübermaße.

Der andre ist schöner: voll Jugend und Anmut!
Er scheint fluchgebunden als Sklave zu leiden
Und schmiegt sich ans Schicksal: du siehst, er gewann Mut
Und läßt still die Striemen ins weiche Fleisch schneiden.

Die Ursicht, sein Erbteil, hier muß sie verkommen.
Sein üppiger Brustkorb beschwert schon die Lenden.
Das Atmen wogt plastisch, oft angstvoll beklommen.
Die Kraftarme fächern in weiblichen Händen.

Euch fleischige Beine, in männlicher Länge,
Scheint weibliche Keuschheit holdwogend zu kreuzen:
Es ist, als ob Seele zur Geistigkeit dränge,
Das Bild ist vollendet und kann dich nicht reizen.

Doch sagt mir der Jüngling: »Gar lang muß ich schmachten!
ten!

Das Wesen der Welt birgt es, Wesen zu scheiden,
Die Sonne scheint ewig nach Trennung zu trachten
Und sammelt die Tränen im Brunnen der Leiden.

Ganz Mann kann der Arier sich jetzt hehr erheben,
Das reine Geschlechtsweib entsinkt seiner Nähe,
Ich selbst muß verachtet den Zwist überleben,
Ich weiß, daß ich mittendrin weiterbestehe.

Um mich zu verleugnen, erzieht ihr Eunuchen,
Ihr Leid muß im Streit der Geschlechter vermitteln,
Ein Kettenglied sind sie: mich mögt ihr verfluchen,
Ich träume mein Ursein und will nirgends rütteln!«

»Ich kann nicht dein Freund sein, mir fehlt das Verständnis
Für Zwittergestalten, mein Ruf gellt nach Reinheit:
Dein Schrei ist im Ohr mir ein Ohnmachtsgeständnis,
Ein Mann sein ist Pflicht und ein Fluch Geschlechts-
einheit!«

Das sage ich, brülle dann wütend hinüber:
»Es darf kein Eunuche das Lichtreich beflecken,
Hinweg mit dem Kunstnichts, kein Weib ist mir lieber,
Als Hunderte unter die Fuchtel zu stecken!«

»Du wagst es, auf Königs Eunuchen zu schimpfen!
Du Hund du, was kläffst du hier zwischen den Säulen,
Du willst unsern würdigen Stand verunglimpfen,
Zurück, Hund, zu Hunden; hier darfst du nicht heulen!«

Das haben jetzt sieben Eunuchen gerufen,
Harbona und Bizta, daneben Mehuman
Und Zethar verfluchen mich eben die Stufen
Herunter, sie zetern: »Den Frechling da tu man

Sofort in den Kerker!« Und Karkas, Abagtha,
Selbst Bigtha bestimmen: »Den Wicht!« — mich — »den
bindet,

Den höhnisch-verwöhnten Geschlechtsmann, den packt da
Und reißt ihm den Stolz aus, bevor man ihn schindet!«

Kein Schimpfen beirrt mich, kein Donnern, noch Fluchen.
Ich schreite empor, doch der Wächter Ginknagtha
Behindert mich dreist bei den Eintrittsversuchen
Und sagt, ganz Verachtung: »Was macht der, im Sack,
da!«

Fürwahr, ich bin dürftig und schmucklos gekleidet,
Schon werd ich aus Türen als Bauer verspottet:
Ein Troß, der mir Stolz und Verachtung verleidet,
Hat rasch sich im Schloßhof zusammengerottet.

Da wandeln Altparsen herüber vom Saale.
Sie tragen Bartlocken und lange Talare.
Das sind meine Nachbarn! Sie wandeln zum Mahle.
Wer weiß, ob ich auch meinen Bruder gewahre!

Sie schmunzeln und sprechen zu mir, halb mit Lachen:
»Mein Freundchen, du wirst nicht zu Hof zugelassen,
Du halfst nicht beim Herrscherpalastüberdachen,
Du hieltest beinah zu den meuternden Massen.

Damit hast du fast unsern Adel beleidigt.
Die Adler beschautest du auch wildgehässig.
Zuerst aber hast du den Meder verteidigt
Und warst bei der Volksamtzuteilung gar lässig.«

Fast platzend vor Lachen, mit grauser Grimasse,
Fährt einer noch fort: »Auch dein Stand ist nicht ehrlich!
Man heischt, daß sich niemand mit Handwerk befasse,
Was Edle auch machen, stets sei es entbehrlich!

Dazu fängst du an, auf Eunuchen zu fluchen,
Und sieh, die Kastraten sind arg staatsgefährlich,
Und du, was kannst du gegen Throne versuchen,
Dein Reichthum und Anhang ist zaghaft und spärlich!«

Nun trubeln die Weiber des Harems zur Rampe,
Und tanzend umsausen sie dumme Eunuchen,
Und eine schreit herzfrey: »Die Buhlin schlampampe!
Wie Falter die Lampe, zum Luftballett, suchen,

So wirbeln wir Weiber um machtvolle Wesen!
Lang schlafen die Mädchen allein in der Kammer,
Doch hat uns der Buhle zur Lust auserlesen,
So tanze ihn aus, deinen brunsttiefen Jammer!«

»Asketen, geht weg, denn ich will mich auslaufen!«
So rufen nun alle. »Du Weiser bist häßlich,
Wir tanzen dich jubelnd im Nu übern Haufen,
Nein, Milde laßt walten, jetzt sind wir vergeßlich!«

Hinüber, vorüber. Der Troß ist zerstoben.
Gewänder entpurpurn geschwind hinter Säulen.
Doch will noch der Haß der Kastraten austoben,
Und einige drohn mir mit knotigen Keulen.

Da winkt rasch ein Parse und zeigt nach der Halle;
Dort lassen die Wächter die Schwungwaffen fallen;
Jetzt zeigt sich mein Weib, bleich, entkleidet, — ich pralle
Zurück, und ich fühle die Fäuste sich ballen.

»Umsonst!« ruft die Hure: »Du mußt mich vergessen!
Hier herrscht Myr Militta, das Weib eitler Geilheit,
Ich liebe es, Lust aus der Schmerzbrunst zu pressen,
Die einzige Tugend hier heißt Schmeichlerfeilheit.

Du hast mich dem Hofe nicht selbst angetragen,
Dafür bleibst du draußen, den Geiz muß man strafen;
Doch ich jauchze weiter; du magst dich beklagen,
Mein Wollusttausch folgt mir vom Tafeln zum Schlafen!«

Jetzt klettert Gewimmel zu Wimpeln auf Masten,
Benachbarte lachen herab von Giraffen,
Erkannte, die einst den Palastadel haßten,
Versammeln sich schlau als Altparsenschlaraffen.

So ist es! Auch Spott, der mich lobt, tobt erfreulich!
So blickt auf das Schauspiel und mich froh hernieder!
Da sagt mir mein Weib: »Du Erinnerst dich, neulich
Umfaßtest du noch meine Brunstfieberglieder,

Und heute verschaffe ich reicheren Buhlen,
Die neugierig alle nach Lustbarkeit geilen,
Die Feinheiten alter Geschlechtspriesterschulen,
Und auch deine Marter kann Qualdurstge heilen.

O laßt mich alleine mein Finstern genießen!
Die Nacht meine weibliche Nacktheit umschließen:
Kein Mädchen kann dunklere Wollust erschließen
Und lüsterner Reiz aus sich selber ergießen.

Ich liebe die Weichheit der Finsterniskissen,
Ich mag der Geheimnisse Brüste nicht missen,
Die Nacht soll von mir sachte Einsamkeit wissen,
Ich hab mich ins dichteste Dunkel verbissen.«

Wer schwenkt Feuerstümpfe? Was klatscht auf den
Masten
Und freut sich am Jubel der Königseunuchen?
Wer läßt Korybanten aufs Schloßpodium hasten?
Die ganze Palastrampe dröhnt von Versuchen,

Sich selbst und das Pack durch den Tanz zu erhitzen.
Wer pufft und was schleift einen Mann mit Prachtmähne?
Das Haremsvolk guckt durch die Hinterwandritzen.
Der rasende Aufrührer tritt auf die Szene.

Nun nahen hieratisch gekleidete Weiber,
Sie tragen Luftschleier, fast zarter als Farren,
Sie folgen, bewacht, dem Palastzeitvertreiber
Und fangen stumm an, auf das Opfer zu starren.

Jetzt fesseln die Henker den schweren Rebellen
Und lassen ihn dann auf die Steinrampe fallen.
Wer peitscht ihn, daß echoreich Schmerzschreie gellen?
Ein Klatschen und Jubel entbucht den Hallen.

Wer naht schon dem Manne, mit flimmernden Spießen?
Auf ihn sind der Grausamsten Blicke gerichtet,
Denn Menschen, die gerne ein Schauspiel genießen,
Sind stockhoch, herum um das Podium, geschichtet.

Wie Sterne im Morgengrau krampfhaft verstahlen
Und starr, fast im Tagpanzer, langsam verblassen,
Erscheinen mir schrecklose Augenlichtstrahlen,
Die fast trachten angestrengt Qual anzufassen.

Den Schrei des Gemarterten würgt das Gezeter
Der Zirbanitpriester, die ringsum sich zeigen,
Und Zither und Zimbelspielkinder, Trompeter
Durchwirbeln der Zirbanit lieblichen Reigen.

Das Weib ist, in Spitzen gekleidet, erschienen.
Ein reizreicher Diener umschmiegt ihre Lenden.
Und Zirbanit zittert. Sie kräuselt mit Kienen
Die Haut des Zerschmerzten: mit fiebernden Händen

Ergreift sie die Krause und zieht sie vom Leibe
Und zwitschert dann leise und sinkt in die Arme
Des Liebesgespielen: sie sieht eine Scheibe
Mit Glutmarterzeichen und drinnen im Schwarme

Der grellen Gespenster des Lieblinges Lippen.
Sie zittert heran an die brünstigen Schwülste.
Sie fletscht mit den Lefzen. Sie fühlt seine Rippen.
Sie beißt und erkneift sich im Jünglingsfleisch Wülste.

Jetzt hör ich vom Mastwald gar fieberhaft lachen.
Dort oben verkrampfen sich geile Gestalten.
Wer merkt noch, daß schwankende Lustbäume krachen?
Ich suche aus Angst mich an Quasten zu halten.

Ich glaube: ich muß nun im Augenblick stürzen
Und fühle so schmerzhaft das Brennen der Sohlen:
Ich mag mir die Lust nicht so kümmerlich würzen
Und höre doch stoßhaft im Schloßhofe johlen.

Wo kommt schon ein Priestertroß hopsend gelaufen?
Mir ist, als ob Rudel Betrunkener nahten:
Das ist der Beschnittnen und Schnittlinge Haufen,
Bloß Seltsame leben in Mönchszölibaten!

Ich wähne, sie schleppen den greisen Hebräer,
Der früher mich ansprach, hindurch durch den Trubel.
Er scheint mich zu kennen. Jetzt tritt er mir näher
Und ruft nun hindurch, durch den Saufbrüderjubil:

»Hazazel, Hazazel, schreckliches Fatum!
Mein Leib treibt nach unten. Wer zwingt mich zum Bösen?
Nun bin ich verloren, denn schlägt je das Rad um,
So läßt sich der Sündenbock nimmer erlösen.

Du einsam verspotteter, wirklicher Priester,
Warum schlugst du Babels Brut nicht schnell in Fesseln?
Du einzig von Jahve, in Persien, erkiester,
Vernimm doch, schon peitscht uns das Keksweib mit
Nesseln!

Dein Bruder sieht weit, doch es fehlt ihm die Steile:
Er hat Irans Reinheit an Babel verraten,
Er ahnt auch im Laster den Lichtkeim zum Heile
Und glaubt an das Urmuß der böartigen Taten.

Jehova jedoch ist der reine Gedanke.
Er ist fast nur Zukunft. Der Erdschmutz sein Ekel!
Er läßt wohl, daß Babel sein Dasein umranke,
Damit sich sein Gestern mit Schlechtem verhäkel,

Er selbst aber steigt hehr hervor aus der Erde.
Ein einziges Volk nur vertritt seine Größe:
Und Zebaoth heißt er, als Herr seiner Herde,
Die Laster und Unkraut, durch Schwert und Axtstöße

Um Jahve her wegräumt: denn wisse, das Böse
Ist überall dort, wo sich Heiden befinden.
Es reicht euch vom Scheitel bis tief ins Gekröse
Der Erde hinab, wo die Teufel sich winden.

Das Gute hingegen steigt nur von Hebräern,
Die eifrig Jehova im Herzen erstreiten,
Den eifernden, irdischen Umvolkvorstehern,
Empor bis zum Schöpfer, zu Urfreiheitsfreiten!«

Wohl wollte der große Hebräer noch sprechen,
Doch schon hat der Strudel ihn sauszu gerissen.
Nur: »Hazazel, Hazazel, wer wird dich rächen?«
Ertönt es noch hinter den Säulenkulissen.

Jetzt strampeln acht wollüstge Panther zur Rampe:
Bacchantinnen tanzen mit nackten Kumpanen,
Rasch folgt jede lachend dem schlankwüchsgen Kampe,
Ein Lampe und Schafe sind da; Ägypanen,

Mit Zitzen am Ziegenhals, sitzen die Tiere
Im Bacchuszug schnuppernd, voll List, auf der Ferse.
Vom Bambusstuhl, prachtvoll im Pampasspalire,
Verbeugt sich ein Dichter und singt seine Verse.

Mit Eselohrbüscheln, mit Flachshaar und Larve,
Umzischeln die Masken den Rhythmenauffinder.
Ein Arschaffenschwanzpanisk zupft auf der Harfe.
Genau gegen mich wischerln spielgeile Kinder.

Da kommt eine reife, fast platzende Traube:
Ein Zugsägypan ists, mit Zitzen und Kröpfen,
Es scheint, daß er gerne beim Wandern erlaube,
Den Brustnektar forsch aus den Eutern zu schöpfen.

Drum hängen sich Tiere an viele Milchzitzen,
Auch Tauben umflattern den Jüngling und gurren:
Ein Urwaldsatyr unterhält uns mit Witzen,
Er schlägt Purzelbäume, erzählt freche Schnurren.

Epheben, mit Schellen an Füßen und Händen,
Belustigen Nymphen durch Luftkapriolen.
Satyrkinder lassen sich unverschämt schänden
Und laufen sogar, große Lümmel zu holen.

Ein Mohrägypan ist soeben erschienen:
Sein Schreivögelwirbel umfliegt laut die Zitzen,
Sein Traubenrumpf könnte ein Volksheer bedienen,
Er sieht sich genötigt, Milch selbst auszuspritzen.

Der Kropfägypan und sein Bruder, der Neger,
Geleiten den weisen Milesier zur Rampe.
Der schneuzt sich, dann sagt mir der Mythenausleger:
»Zieh fort, find ein Weib und vergiß nicht die Lampe,

Denn jetzt bleibt es lange noch finster und traurig:
Du wolltest ja selbst Wichte haarscharf erkennen:
Da hast du: der Nachtkern der Dinge bleibt schaurig:
Und du magst nun säubern, nur wandellos trennen!

Doch ich bin nur hier, auf der Durchfahrt nach Hause.
Ein Gott, der schon einmal in Hellas geboren,
Der Pentheus (wie du, ein ganz dummer Banause),
Einstmals schon zu kostbarem Spott sich erkoren,

Verschwand in der Heimat, vom Feinde zerrissen.
Doch nun ist sein Tag da: gleich wird er erscheinen.
Ich seh ihn als Stern, hinter Pfeilerkulissen:
Er kommt, um die Menschen durch Lust zu vereinen.

Selbst ich, der vernünftige Viereckedenker,
An dessen Spitzkanten der Gott sich aufwetzte,
Bin jetzt ein zufriedener Glanzwagenlenker,
Und, ha! im Genuß, bei Zeus, nicht der Letzte!

O sieh, wie das Mädchen mich heimwärts begleitet.
Ein Knabe liegt oft neben mir auf dem Lager.
Ein indischer Koch, der die Mahlzeit bereitet,
Ist auch da, und bald folgt mein alter Wahrsager!«

Ich weiß nicht, wie's kommt, doch ich muß plötzlich niesen!
Ists der, der mich leiblich und seelisch verschnupfte?
Ein Zimbelschlag folgt gleich aufs Niesen, und diesen
Witzgruß gab ein Kobold, der blitzschnell entschlupfte.

Da kommt hold der Gott mit vollendeten Locken.
Er ward in den indischen Tropen geboren:
O Hellas, bald kann dein Gefilde frohlocken:
Dein Dionys tritt aus den Wonnegoldtoren.

Er selbst hält sein sonniges Antlitz verschwiegen
Und schreitet bedeutungsreif weiter nach Westen:
Er sieht, wie die indischen Kinder sich wiegen,
Und schwelgt in der Seele bei lieblichen Festen.

Dort torkeln Besoffne mit tränenden Augen.
Ein grunddunkles Blau schaut mir traurig entgegen,
Und Kinder, die kaum noch zum Korbtragen taugen,
Verstreuen sanft Trauben auf Dionysos Wegen.

Jetzt kommt auch Triptolemos heimwärts gezogen.
Das Goldkorn, der Weinbau gedeihen auf Erden.
Drum kehrt er zurück, und in wogendem Bogen
Bereist er mein Land, nach den Weltkriegsbeschwerden.

Und himmelhin, himmelher blauen die Trauben.
Der Gott zog vorüber. — Nun bleib ich alleine:
Urstill wird es rings. In den heiligen Lauben
Geheimnisvoll reifen die kostbarsten Weine.

Die griechischen Trauben, voll indischem Feuer,
Durchzuckern die eigenen, glutschweren Säfte:
Sie sprühen mir zu — ach, noch blauer, urtreuer
Erfreut, daß mein Auge sich sanft an sie hefte!

Urtrunkenheit dunkelt aus perlendem Schmelze:
So glühn auch Pupillen mit gleißendem Saume,
Denn wenn ich Gesichter ums Schlummerrad wälze,
Erschau ich oft Trauben von Augen, im Traume!

Wie herrlich die Reben Geländer umlocken:
Der Zug doch ist dunkelnd im Weinlaub verschwunden,
Das Schloßdach umglasten fast goldfrohe Flocken.
Mein Schrei: wird die Nacht noch dereinst überwunden?

Ein Leuchtvogel scheint mit verkreuzten Windflügeln
So glücklich und still über Trauben zu brüten.
Ein Frühfrühling glüht kühn über kühlen Lichthügeln,
Und hold um das Schloß sprossen glückverzückt Blüten!

Mein Weib ist gesunken. Mein Weib ist gefangen
Und schmachtet bewacht im Palast der Kastraten.
Mein Weib! Als Bacchantinnen Tanzlieder sangen,
Vergaß ich dich ganz: ach, ich hab dich verraten!

Mein Weib, höre Weib: ach, zeig dich noch einmal!
Du warst es bestimmt: ach, du hast mich verspottet:
Du trugst auf der Schulter dein untrüglich Weinmal,
Für dich hat das Volk sich zusammengerottet.

Geneigt wird mein Bruder dem Weibe Schutz bieten,
Das arme Geschöpf vor Gelüsten behüten!
Mein Bruder, — ich sah dich, — du warst mit Banditen!
Mein Bruder: du schmücktest die Locken mit Blüten!

Ich sah dich gewiß! Drin im Zug der Bacchanten!
Du nahmst deine Larve rasch ab, und du lachtest:
Ich suchte dich fernab, bei frommen Bekannten,
Und kannte dich nicht, als du Spaßknickse machtest.

Du schrecklicher Gott, was hab ich gesehen!
Du liebest mich trunken mein Unglück vergessen,
Ich trank keinen Wein, dein bloßes Herwehen
Berauschte mich, machte mich weltglutbesessen.

Mein Weib eine Hure, — der Bruder Verräter!
Nein, nein, — wie zu fassen, — nur weg! Einge Schritte!
Nur jetzt Heiles denken: die Schande für später!
Die Schamgewalt her! Schnell: zum erdfernsten Ritte!

Mein Weib eine Hure! Ich stürze kopfüber!
Empor zwischen Ginster: — das Schloß liegt schon tiefer!
Ihr Nebel, steigt auf! Du Nacht, finstre trüber!
Ein Dach unter mich: so blick ich bloß Schiefer!

Mein Weib herzt und küßt meinen Bruder! O nimmer!
So haltet, umhaltet euch, laßt euch verlassen:
Ich werde ein einsamer Felsenzerklimmer,
Doch Keksweib, mein Keksweib, ich mag dich nicht
hassen!

Die Burg liegt in Schlummer, unheilig, tief unten:
Wie muß ich mich wortlos vom Weibe mein trennen!
Nun ruh ich ein wenig: ich lebe nur bunten
Glutfreuden, die steil aus der Sehnsucht erbrennen.

Kastratenpalast und Verlies geiler Weiber,
Du Festung von Persien, erfüllt mit Verrätern,
Du Babel asiatischer Haremszutreiber,
Du Erzsplalt der Sünde, voll Betern, die zeter'n,

O Halle, umstellt von priapischen Säulen,
Nun kenne ich dich: ich seh dich von oben!
Du Giftpilz der Erde, o schlimmste der Beulen,
In dir muß das Übel der Welt wild vertoben.

Die Herrscher, die erdwärts dem Schlosse sich nähern,
Durchschaue ich jetzt mit entschlossenen Augen:
Hehr blickten sie erst aus den Seelen von Sehern,
Doch schlecht scheint ihr Wesen für Iran zu taugen.

Ich will, daß ihr Brunstrumpf zum Glutstumpf verrunzell
Zu Kugeln verkrampft übergelühn sie die Erde:
Erloschen ist schon unser Schloß- und Bergfunzel,
Dahin seine herrliche Flügelgebärde.

Jetzt sind sieben Monde im flimmernden Himmel:
Ich kann ihren Untergang nimmer erwarten,
Den heiligsten doch überwimmeln Gischtschimmel:
Er meidet zu sehn, wie Mondschleichler entarten.

Der erste sank grad in den Hof des Palastes.
Ich kann ihn erhoben im Tiefen gewahren.
Dort ward er zur Ungestalt maßlosen Mastes
Und stirbt nun im Harem, bei Artunzuchtpaaren.

Ganz ausgegeilt, unverschämt, schwelgt er sich fertig.
Der zweite, ein Lüstling, steht steil überm Schlosse,
Das Hofpack besorgt schon, des Einbruchs gewärtig,
Die Jugend für Orgien, zum Krönungszug Rosse.

Erscheine mir, Zarvan Akaran, erscheine!
Und sprich zu mir, Angromainyus der Große!
Verneine mich, Andra! Verneine! Verneine!
Und hüte die Schlange im wollüstgen Moose.

Du bist nicht der Schatten und Spötter des Lichtes,
Die Finsternis bist du, du nistest im Schoße
Der Dinge, du bist die Geburt des Gewichtes
Und willst, daß, was ist, da zu sein sich erbose.

Ich wähne dich bang, und bald kann ich dich fassen:
Erblicke ich sternsteil die riesigste Stirne,
Mit tausend Pulsadern, die Ruh und Glück hassen
Und hämmern und grübeln, daß Gott drob erzürne?

Du selbst bist mit Áhura Mazda verschlungen.
Ihr seid altverkapselt. Du zwingst ihn zu werden
Und ruhest nicht, bis jüngste Geburt ihm entrungen:
Du engst dich und Feinde aus Daseinsbeschwerden.

Du hastest aus Leid, immer andres zu schaffen.
Die Eigenqual drängt dich, die Welt umzubauen
Und schamlos Erfundnes dem Gott zu entrafen,
Du willst auch das Taglicht fünfspaltig durchschauen.

Drum bist du der Allgottheit schlechtes Gewissen!
Die Angst, daß das Weltall für ewig mißlungen:
Du hast das Bewußtsein Ahura entrissen,
Und drum bleibt die Ruhe urewig verklungen.

Die Zwangsreihe bist du von allen Versuchen:
Es schämt sich der Mensch, sich im Kind fortzusetzen,
Drum fangen wir an, auf die Zeugung zu fluchen
Und ehren die Menschen, die Kampfwaffen wetzen.

Wozu denn, was ewig ist, stets jung verbessern?
Wozu, was mißraten, noch fortwiederholen?
Ich rate hingegen: greift forsch zu den Messern,
Bringt um und brennt ab und laßt ab von Idolen.

Fürwahr, ich durchblicke die Pulsaderstürme:
Ach, Angromainyus, du denkst unsern Himmel,
Dein Sorgengehämmer erscheint als Gestirne,
Und nimmer genügt dir das Weltengebimmel.

Wahrhaftig der Satan ragt senkrecht zutage!
Unsagbare Häupter bedrohn mich im Kreise:
Es scheint, daß er Stadtkronen erdmächtig trage,
Die schimmern, als stäke der Mond tief im Eise.

O rings ist der Schweiß um die Erdriesenstirnen,
Die kalte Gedanken durchblitzen, erfroren.
Hier seh ich, steht Babel, die Stadt wilder Dirnen,
Dort oben thront Zion, mit Türmen und Toren!

Dort tief gegenüber erkenn ich die Hallen
Des Herrscherpalastes, vor dem ich gestanden.
Ich fühle, mein Herz, wie die Fäuste sich ballen,
Ich spüre die Wut Satans Schloß rot umbranden.

Was kann noch der Teufelskopf unter mir sagen?
Ich habe sein bleiches Geheimnis erfahren!
Erst lallt seine Zunge, dann leert sich der Magen:
Ich kann nur das Harem, als Speibrei, gewahren.

Nun dehnt sich die Langweile weit durch die Hallen
Und tritt auch leibhaftig als Löwin zutage:
So schlank ist noch niemals ein Tier aufgefallen,
Wohl gleicht fast sein Leib einer endlosen Klage.

Ich kann meinen Ärger nicht heuchelnd bezwingen,
Ich reiß einen Pfeil aus dem Köcher und ziele.
Er trifft, und ich seh ihn ins Schenkelfleisch dringen.
Die Bestie gähnt schrecklich, und Schweiß deckt die Diele.

Jetzt hebt sich das Babelhaupt läppisch nach vorne
Und schiebt unsre Perserburg rückweis beiseite:
Sofort speit die Flut ihrer Weltweisheitsborne, —
Auch ich weiß, ein Geist, daß ich stufenauf schreite.

»Ein größeres Babel aus Glast will ich schaffen,
Doch Ahura Mazda durchkreuzt meine Pläne,
Ich kann seiner Ruhe den Weltwahn entrafen,
Vielleicht weil ich Herrlichkeitsterne erschene.«

So spricht zu mir Angromainyus der Große,
Und dann fährt er fort, die Geburt zu erklären:
»Ich wirke im Flutsturz und Erdbebenstöße
Und mag des Gedeihenden Gegend verheeren.

Drum wälze ich mich, wirr und sonnenscheinflüchtig,
Im Glutbett umher und bin Sonnenbescherer,
Doch bleib ich der Herbst, wild und urstürmesüchtig
Erstürm ich, mit Ungestüm, Burgen: und hehrer

Als Áhuras Pappeln erheben sich Treppen,
Dann schnell in den Äther; das Dach muß mißraten,
Rasch gar zerraschelt der Qualmbau: zu Steppen
Zermalmen die Glutbrüche halmholde Saaten.

Ich habe nicht Hände, um weich zu gestalten.
Der Weltschöpfung lichtweiße Strahlenpracht haß ich.
Ich trachte das Ungetier geil zu erhalten,
Kein Blut, das schwarzrassig ist, schlag und verlaß ich.

Die Fledermausflügel, die dumm meinem Leibe,
Zum Aufflug kaum taugend, geschwülstig entwachsen,
Erbilden in mir, wo ich unruhig bleibe,
Das krause Bedürfnis zu zweckfremden Faxen.

Du selbst wirst, o Mensch, zwischen Sternen zerrieben:
Du fühlst oft Furchtflügel sich wuchtsuchend spreizen,
Du wirst außer Atem zu Lucken getrieben
Und spürst dich durch Luft krumm zum Durchhusten
reizen.

Du prallst vor den Sternen zurück, die das Grauen
Des stahlharten Tages gar bald nicht vertragen,
Du fühlst in der Brust den Furchtausbruch sich stauen
Und Flügel aus Galle bleiweiß um dich schlagen.

Sie fallen wie windarme Segel zusammen
Und reißen dich wirbelrasch rettungslos nieder,
Und ich will zum Selbsteinbruch alle verdammen,
Gewährt mir nicht Áhura Handwerkerglieder.

Gerecht will die Gottheit die Menschengeschicke
Aus Ursachenarbeit behutsam entschälen,
Doch ich, der ich alle ins Angstgarn verstricke,
Laß Magier von Wiederkunftstagen erzählen.

Ganz Babel erwartet damit fatalistisch,
In Saus und in Braus, was Gestirne bescheren:
Mein Wahrsagaltar ist der Weltärgernistisch
Von Gott, dessen Leuchten auch wir Leugner lehren!«

Nun fängt auch das Babelhaupt matt an zu schwanken,
Und machtvoll erloht Zions Goldreifenkrone.
Den Kopf unter ihr furchen Urfurchtgedanken,
Und gleich spricht der Mund mir vom Ende der Frone:

»Jehova, der männliche Herr, mein Bezwingen,
Den einstmals der Bauch eines Königs geboren,
Ist hold noch ein eifriger Folgenverschlinger,
Ein Zeitgott, der Einfall von klügelnden Toren.

Er bleibe ein Vorbild fanatischer Streber:
Und ich, der Vernichter von seiner Erscheinung,
Bin Satan, bin Schöpfung und Schicksalsverweber,
In mir keimt die Hoffnung der Folgenverneinung.

Ich fühle ein Feuer mein Innres durchglühen:
Einst war es mir fremd, doch in Babylons Frone
Empfand ichs so hilfreich: es linderte Mühen,
Entsprühte dem Süden, sprach leise vom Lohne

Der schrecklich geknechteten Kinder der Erde!
Das Feuer sprengt einst unsre Fleischbehangfessel:
Ein Sterben ist Rasten bei Pilgerbeschwerde,
Bald lodert des Weltschöpfers eherner Sessel!

Die Urglut ist ewig, drum stärker als alles,
Was jemals ein Schöpfer in sich frei vollbrachte,
Sie trotzt den Gesetzen des Weltwerdungsfalles:
Es bleibt, was noch niemals zum Dasein erwachte!

Unsterblich sind Götter, aus Furcht vor dem Tode!
In mir aber keimt ein Erglimmen, das Sterben
Erdulden mag. Irrkraut und Wirrholz entrode
Es schonungslos. Steil über Sternen und Scherben

Der Todesnacht soll ich mein Zion erbauen.
Jehova will sieghaft den Haß überwinden.
Mein Wesen umzuckt er; entwolkt ihm das Grauen,
So mag er mein Funkeln im Weltdunkel finden.

Wann glühen Jehova und Satan verschmolzen?
Der Mensch ist der Schatten des eigenen Falles!
Was weiterkeucht, klettert am sonnhohen, stolzen
Erbfolgemast doch in des Glückswiderhalles

Unendliches Reich. Und befreit werfen viele
Aus sich die Gestaltungen zu den Enthaltungen
Der selbst sich vollendenden Welt ihrer Ziele.
Denn Wahl verwandelt sich Wallung zu Waltungen.

Entkommen ins Sphärentum Erben der Meinung?
Allein durch die Deinung gelingt dir die Einung.
Erzweite sich Gott, ohne erste Verneinung?
Ich bin der Verbrecher der besten Erscheinung.

Doch wo? Ohne irdische Menschenbefreiung
Verschwindet mir Ahura. Zwangsgänge engen
Mich bang in die zehnhafte Zahlenanreihung
Von alles verschlingenden Denkellenlängen.

Doch einst tritt das Herrliche vor im Gemüte!
Schon wälzt du dich heil in das Sternengetriebe,
Und furchtlos erschau'n wir die keimlose Blüte
Und fühlen und wissen uns Duft ewger Liebe!«

»**A**us sich ersteht das Wesenswachstum ohne Wüste!«
Das höre ich als Weltgedicht in mir erklingen
Und merke unten rund-verschrumpft die Wucht der
Satansbüste,
Mit selbsterkannten und geprägten Werdensringen.

Ein großes Schlangenhaupt wälzt sich zu meinen Füßen!
Fangtierarme stürzen Bilder, die mein Herz verehrte.
Ich sehe Götter stumm in einem Glutpfehl büßen:
Doch gleicher Glast umrankt schon kaum getrennte Werte.

Mein Stern, ich hab von deiner guten Glut getrunken,
O gib, daß ich auch Krampfgehaltsamkeit erfasse:
Doch tauch mich nicht in Schmutz von Satanspfützen,
Urbruchtunken.
Erhalte die Erhabenheit der Wallfahrt-Rasse!

Unsagbar glüht, was ich von deiner Macht erschaute,
Denn Kraft und Kunst entstrotzen meinen vollen Zornes-
adern,
Du weißt, was meiner Männlichkeit gelang: ich baute
Das Albschloß, ja den ganzen Ararat, aus Quadern.

Heil, Ararat, du Schlummerwort in meinen Werken!
Jetzt mögen alle Spuk- und Höllenhunde klaffen:
Mein Werk, den Berg, wird sich die Menschheit lange
merken:
Heil, Ararat, wo sich die Rassen übertreffen!

Noch einge Blöcke will ich aneinanderreimen,
Mich senkrecht übers Schlangenhaupt zu stellen,
Dabei hilft tief ein Fieberfeuer im geheimen
Und wird mein Dröhnen blitzhaft durch die Wolken
schnellen.

Den Wüstengeist verschütteten die Pyramiden,
Bis die Sahara-Mannbarkeit dem Sand entragte:
Ra hat das Niltal zwar nach der Geburt gemieden,
Doch zeugt der Ararat, daß er im Delta tagte.

Der Ararat krampft sich als Weltgrab steil zusammen:
Ein Pyramidenbau, wie keiner ihn erschaute!
Verkrüppelt auch der Mensch dabei, dem wir entstammen,
Erreicht der Geist die Pracht ererbter Mutterlaute!

Zum Ararat hinan klimmt mühsam der Iraner.
Dem Arier folgt ein anderer Arier, der verkrüppelt.
Voran steigt kühn im Purpur der Geschlechtsermahner,
Wo Blutverlust, als Schmuck, das Bauernwams betüppelt.

Die Kunst kann nur aus unserm Herzblute erfrieren.
Der Geist will seines Fatums Ararat erfliegen.
Gelingt es einst, die Welt mit Glut zu zieren,
So muß, erwußt, der Ararat uns unterliegen.

Hinan, hinan! Iraner, reinigt euch als Männer,
Um Ra-Jehova für die Rasse zu erringen!
Empor zu Gott, ihr tapfern Felsberenner,
Es gilt, die Götzen im Gekröse zu bezwingen.

Du Feuer aus dem Süden, glühe westwärts weiter,
Erfasse auch das Wüstenwesen der Semiten.
Herbei, herbei, ihr tapfern Araratbeschreiter,
Ein freier Gott soll auf der Welt gebieten.

Auch ohne daß die Welt verwüstete, verkrampte,
Kann bloß erschlankt die Seele heil zur Sonne reifen:
Am Ararat wird nie ein Fuß die Saat zerstampfen:
Wir können Gott auch ohne Angst begreifen.

Doch herrsche Gottesfurcht hoch über Weltgeboten:
In ihr allein bewältigt Licht den Schimmel.
Vergißt du sie, so loht aus frommen Sonneloten
Der Racheglast der Ararats mit Graus zum Himmel.

Die Sonnenmacht, die mich zum Licht emporgewoben,
Weil, eingezweckt im Geist, uns Sterblinge geboren,
Vermag ich hold in hoher Ewigkeit zu loben,
Da Geist das Heil im Gottgefühl aus Menschenqual be-
schworen.

Die Wabe will ich frei und weise preisen,
Denn, ein Urewiges, bezwingt sie eitle Maße:
Sie hilft und wirbt um uns auf steilsten Pilgerreisen,
Denn sternenher zum Schweigen lenkt ein Herz die Straße.

Heil, Ararat, wo Adel sich zur Tat bekannte!
Du heilige Urgeburt der Seele und des Geistes,
Auch aus dem Schlangenhaupt brauch ich das Verwandte
Und leiste, freier Feierklang, mein Meistes.

Ich fühle, wie ich mich verzückt verjünge:
Das Hydrahaupt im Absturz muß verrunzeln!
Ich sehe Fratzen, über meine Sprünge,
Vor Spottlust, wieder grün zusammenschmunzeln.

Ein geiles Lachen kann sich frech verflachen:
Ein einzig Maul hält Satan höhnisch offen,
Doch ich laß Kronen über mir erwachen:
Vereinsamt, hört der Teufel auf zu hoffen.

Die Schlangenglut ist in mein Blut gefahren,
Und wabelos verkrümmen sich die Reste
(Nur Lurche kann ich um das Haupt gewahren),
Was fürcht ich noch, begriff ich doch das Beste!

Mein Geist wird still die Ewigkeit erkennen!
Wie konntest du aus Sanftheit hingelangen?
Mein Trieb erreichte das Geschlechtertrennen,
Wobei der Seele Leibesfesseln sprangen!

Ich fühl in mir Gehalt durch Überraue:
Die Ewigkeitsellipse mag sich schließen.
Ich weiß, daß ich nicht Tat noch Tod vertue,
Ich muß zum Untertum zurück im Träumen fließen.

Ich kann Kleinasien tiefgetalt gewahren.
Ein Araratserak ragt mich ins Maßlosferne.
Ach, käm ich los: könnt ich der Zeit entfahren!
Mein Seelensprungfels schnelle mich ins Zelt der Sterne!

Dort mag ein Riesenmeer mein Vaterland benagen,
Wohl scheint sichs wie ein Wurm in Asien einzubeißen,
Doch bald wird Flut, als Lava, aus Vulkanen schlagen,
Benannt, auf See, die holde Weibeswabe heißen.

Um dieses Meer herum muß unsre Seele steuern.
Ja! Hier die Statt, den eignen Geist zu spalten:
Den Feuern winkt ein Kampf mit Wasserungeheuern,
Drum magst du lose Gliederschaft zusammenhalten.

Die runde Raumgestaltung hab ich überwunden,
Seit ich die Flugellipse, Ewigkeit, durchschaue.
Wie fremd umtummelt mich die Flucht von unsern
Stunden,
Da ich befahl, daß Maß der Menschen dumpf vergraue!

Nun herrsche ich als Geist im Raum und fordre mächtig:
»Zu meinem Wissen soll die Welt erscheinen!«
Ein Ruck! ein Riesenrumpf verkrümmt sich mitternächtig,
Und runde Rücken, Buckel wuchten aus den Steinen.

Ich höre über mir die Sterngebote tosen:
Im Orgelton erschallt meine Planetoktave.
Ich merk den Berg sich sprungweise bemoosen
Und deute schon: der klare Raum dient mir als Sklave.

Ein All war tief in mir als Melodie gebändigt,
Ich mag sein Antlitz hart in Falten kleiden:
Mir wird Gehalt von alten Sagen eingehändigt:
Ich kann auch schon, was naht, als Rappen unterscheiden.

Er braust empor und bäumt sich auf! Ich wittre:
Der Hengst, der über Felsen klimmt, braucht Schwingen!
O Süßgefühl: wie ich, durchglückt, berückt, — erzittre,
Wie ernst die Sterne meinen Herzgesang vollbringen:

Er rast, mir nah, empor; und eingefroren
Scheint mir der Weltenbau in seiner Wirbelsäule.
Der Allpalast verblaßt. Ich blick aus Tongoldtoren
Zu Gott! Doch schäumend brausen Lautrauschgäule.

Ich fühle Wahrheit, die das Hirn erkannte:
Entraumung ist in der Musik erfreit das Große.
Und, daß der Rappen meine Maße überrannte,
Vermag, daß ich, was zeitlich ist, heil von mir stoße.

Mit Wut und Wucht stürzt nun Musik sich auf den Rappen
Und überwältigt seine Dauer wechsellüstern!
Und doch: das Roß steilt auf; kann fort nach Atem
schnappen!

Es wiehert wild-beharrlich brunsther aus den Nüstern.

So jauchze ich und schau: der Strauß ist ausgerungen!
Ein Ruf zur Ewigkeit durchdröhnt die Daseinshallen.
Nach Freiheit schnuppert nun mein Gaul aus guten
Lungen,
Und aus den Schultern hör ich Fluggesänge schallen.

Mein Roß hat sich an Glutmusik in Rausch getrunken.
Ich sehe kühn die hellen Lenden rhythmisch hold sich
regen
Und braune Flecken auf dem dunkeln Grunde prunken:
Ich spüre mich, ein Hauch, auf meinem Gaule auf-
wärtsfegen.

Den Erdschlund unter mir besiegt die eigne Steilheit!
Ein Satanslachen kann ich noch im Schacht gewahren,
Mir wirkts wie einer Dirne Grinsen, wenn die Geilheit
Sie nochmals packt, weil Fremdlinge sich mit ihr paaren.

Mein Roß wird rühmlich, kühnst ins Raumlose empor-
getragen,
Und es entwischt den Schlangen, die es dreist umzischen:
Als Flügel kann uns die Musik hoch überragen,
Und Schweiß scheint Hautfleckle sanft wegzuwischen.

Die Steilheit ist, der Zeiten Leiter endlos überwunden.
Auf blondem Rosse konnt ich Sonnen stolz entjagen.
Vom Leib befreit, mag holde Seele fromm gesunden:
Ich lasse mich vom Isabellenpferde tragen!

Die Sonnenhöhe sprüht vom Wonnenschoß zum Rosse,
Das erdentrückt musikgeführt nach oben wuchtet.
Mein Weib? Verdonnert! Tot oder enttollt in grober
Gosse.

Entschluchzt ihr nie ein Ruf der Glut, die in ihr schluchtet?

Mein Weib, mein Weib, ich habe dich um Licht verlassen!
In einem Harem mußt du alt in Schmach verschmachten.
Des Leibes Lüstern soll den Seelenstolz verprassen,
Du wirst im Sterngeschmeid den Geist durch Brunst um-
nachten.

Zu dir, zu dir, mein Weib, will ich durch Wolken reiten,
Um deine Freiheit werd ich fern zum Falle fegen!
Musik, versuch dich sturmsteil auszubreiten
Und laß mein Roß durch Nacht sich weibwärts regen.

Ein Stern hat irgendwo sein holdes Herz erschlossen,
Sein volles Seligsein in unsre Welt ergossen,
Und ein Komet aus ihm flammt auf mich zuge-
schossen,
Des Pferdes Schwingen sind geschmolzen, fast zerflossen. —

Doch loht des Bodens Ode noch aus meinem Rosse,
Als zwei Kometenflügel, stolz empor zum Himmel:
Ja! Asiens Prachtkristall entsteigt dem Parsenschlosse
Weiß, erdbefreit und lichtbeschwingt: entführt vom
Dichterschimmel.

Empor, empor! Es reißt im weißen Schein vom Rosse
Ein Stern der Ewigkeit sich los vom Erdgewimmel:
Als Perseus flieg ich, gleich dem leichten Pfeilgeschosse,
Ein Lied: gelockt vom Urlaut, hoch im Sterngebimmel!

Empor, empor! Der letzte Fels glitt überwunden!
O stürzt, von meines Hengstes hellen Wunderhufen
Zertrümmert, Weltentiefen, deren Schauderwunden
Glutblutend steil um Heil und Hilfe rufen.

Wie frei! Ein stilles Ich der Eigenheit entbunden:
Zermahlt der Grat! Vom Ararat die harten Stufen.

DIE ALEXANDRINISCHE PHANTASIE
(WEIHNACHTSTRIPTYCHON)

Ich schwebe in des Pferdes hellem Flügeltale,
Im Schwingenzwielichte verzückter Symphonieen,
Empor durch Gottes hehre Sternenkathedrale.

Ich lasse sacht den Geist die Mutterflucht vollziehen
Und lehne, selbst ein Hauch, so wie der Wind am Segel,
An meinem Pferde, um dem Lande zu entfliehen.

Wie Glutrubine flimmern ferne Erdblutkegel:
Und Kepheus Herzgranat scheint langsam mir zu nahen:
Astral erhalte ich die kalte Weltallregel.

Hold bodenlos erfahr ich Taten, die geschahen,
Urausbrüche der Ewigkeit, im Rhythmus rascher Zeiten,
Und geistig mag ich den Geschlechterspalt bejahren.

Doch weiß ich auch: ich muß dereinst noch erdwärts reiten!
In der Sahara habe ich das Weib verlassen,
Und wieder soll ich es auf Sonnenpfade leiten.

Zwar macht ein Wasserungeheuer mich erblassen:
Wie kann ich seine Speichelleiblichkeit durchdringen?
Versagt bleibt es dem Geist, das Naß fest anzufassen!

Mein Freiheitstag muß aber dennoch fromm gelingen:
Ich werde ewge Lebensketten tief erkennen
Und mich, versinnbildlicht, mit Menschlichkeit ver-
schlingen.

O Kepheus, lasse mich in deinem Kreis erbrennen
Und, selbst ein Stern, die Menschenseele klar durchschauen,
Auch du wirst dich von Kassiopeia nie mehr trennen!

Schon soll dein Weib eurer Urewigkeit vertrauen:
Die Wabe hat es sacht, vor aller Flut, gereinigt,
Nun mag die Frau sich still den Thron erbauen!

Fünf Erzgestirne glühn im Weib, als Bild vereinigt.
Hoch grüßt ein Feuerdreieck zwischen Wasserzeichen.
Der Flutenspuk, durch holdes Edelsein gepeinigt,

Sucht nun das hehre Wunderbildnis zu erreichen
Und wälzte sich als Mittelmeer zwischen die Länder,
Um unsern Zug zur größten Schönheit einzudeichen.

Andromeda, ich löse deine Seelenbänder!
Du mußt, was deine Mutter stolz versprach, uns halten,
Doch zage nicht, ich nahe dir als Wabewerkvollender.

Als Amon-Ra wird Jupiter die Welt verwalten:
Die Wabe hat den selbstgeeihten Gott durchklungen,
Sein Denken muß Athena ewig jung gestalten.

Jetzt blitzt die Parthenogenese unbezwungen
Um Jovis Stirne, aus unheimlich tiefen Runzeln!
Sein Haupt umdonnern alle Götterdämmerungen.

Auf Tümpelkaulquappen und Grottenspukrapunzeln
Kann bald Andromeda vom ewgen Throne schauen,
Der Wasserunhold stirbt, und Pan hört auf zu schmunzeln!

Mein Pegasus, ich will dir gut, aus Mut, vertrauen.
Mein Wesen werden Menschen erst im Tod verstehen,
Und Seelen, die mich liebten, muß mein Stern vergrauen.

Ich bin so fern von jenem Stern, wo Winde wehen,
So weit, so weit, von allen Weltdurchbrückungsleiden:
Der Geist ist frei und rein von fremden Schicksalsehen!

Ich weiß, wie Sonnen lauter braune Sternlein weiden,
Die ewig blumenhaft und kindlich Leben trinken
Und sich mit dem Geschehen treu und traut bescheiden.

O Gott, o Gott, o laß mich sanft in dir versinken,
Und weise mir, wie Menschen dich fortan begreifen,
Wie wird dein ewges Wesen sich verirdischt schminken?

Mein Geist kann leibbefreit zur heiligen Wahrheit reifen:
Ich fühle, wie die Wesen sich durch tiefe Wabe
Emporverwandeln, wenn sie westwärts weiterschweifen.

Zum Mittelsterne schwebt mein Pferd im stillen Trabe:
Dort, wo das Glück mir leise Ursendung geworden,
Steigt einst die Menschheit aus dem Araratnachtgrabe.

Ein Lichtumarmungsschein erstrahlt so froh im Norden:
Ihn wird die Schöpfung einst ins volle Wesen schließen;
Soeben kann die Wabe Asiens Strand umborden!

Die Urglutbrandung wird sich nie ins Meer ergießen,
Die Wabewogen ballen sich verklärt zusammen,
Den Heiland hehr zu spenden, den sie hold verhiessen!

Die Arier, groß geschwängert durch die Erdschacht-
flammen,
Verstanden hoch am Ararat die Ra-Semiten,
Die aus Arabiens Wabebachland stammen!

Die Seelen konnten sich in Irans Steilgebieten,
Zu einer einzigen, mit einem Gott, vereinen:
Jetzt wird der Herr streng unsern Trumpf, den Held,
verboten!

Der Heiland aber mag in Jahves Land erscheinen!
Ich fühle ihn so frei im Jungfrauschoße hüpfen,
O wäre ich ein Mensch: aus Andacht möcht ich weinen!

Ein Gott erscheint, die Menschheit herrlich zu verknüpfen!
Die Tat erschließt uns ihre knotenden Gedanken:
Ein Seelenflug muß seinem Ruhe-Ei entschlüpfen!

Des eingepreßten Sternes Panzerball wird schwanken,
Die Lava nun den Allerlösungsschrei versprengen,
Versöhnungsreben können bald die Welt umranken!

Der Erdkern will sich ernst zum eignen Sein verengen.
Ein Kindeswesen kann den Stern als Wort erfüllen,
Denn seine Glut muß er zum Unschuldherzen drängen.

Nun mag die Wabe sich in Runzelmuskeln knüllen,
Das Kind wird doch die Augen auf zur Mutter schlagen,
So muß sein Stern sich hold geheilter Welt enthüllen.

Er mag vielleicht die Erde urher überragen:
Noch fühl ichs nicht! Schon seh ich Engel sich begrüßen,
Doch leise beim Umarmen mit den Flügeln zagen.

Sie wissen wohl: der Heiland wird für Sünder büßen!
Sie lassen sanft die Schwingen ineinander fallen
Und wollen so, verwandt, ihr Walten sich versüßen.

Ich spüre wahlvertraut ein wahres Wabewallen:
Durchfiebert bin ich tief von leisen Sternemächten
Und höre Gott: Gebote! durch mein Wesen schallen,

Kristallenzu, Geratungen sich klär verflechten:
Die Trennung der Geschlechter, die ich streng vertreten,
Damit die Parsen ihre Artungstat vollbrächten,

Gibt dem geeinten Gott, zu dem wir eben beten,
Die Macht, sich dreifach, aus sich selber, zu entfalten,
Denn Jahve spricht auf Zungen junger Streitpropheten!

Den Wasserkampf hat sich die Gottheit vorbehalten
Dann auszuringen, wenn der Allumfasser Mendes
Am Mittelmeer erscheinen kann, um sich zu spalten.

Die Menschheit spürte alt die Macht des Felsgeländes,
Das um das vorgewälzte Wasser sich belebte,
Denn Gott erdachte selbst das Kap des Raffkraft-Endes!

Ich zittre jetzt, als ob die Erde tief erbebe.
Es ist im Weibe die Dreifaltigkeit entstanden:
Ich weiß nun, daß ich kühn im heiligen Geiste schwebte.

O Gott, der Mann in uns wird dieses Meer umranden,
Am Anfangswege weiterschreitend, mich verlassen,
Das gute Feuer bald ohnmächtig branden.

O Gott, o Gott, wie kann die Menschheit dich erfassen?
Sie steht am Meer und trachtet dich einst einzuholen,
Du aber warfst sie ab und scheinst sie, frei, zu lassen.

O Gott, wir alle seien dir durch deinen Sohn empfohlen,
So lasse uns, am Ursprungspfade, dich erreichen,
O zeige dich am Meer, auf tausend Rettungsmolen!

Herr Zebaoth, du läßt dich nimmermehr erweichen,
Du schreitest weiter fort zum ewgen Ruhesterne,
Entgottet muß der Mensch zu deinen Füßen schleichen!

Du strenger Gott, du bist den Menschen Schreck und Ferne,
Und heute hilft uns noch die Glutbrandung am Strande,
Drum hast du uns auch deines Sohnes wegen gerne:

Doch bald liegt dieses Land gar wabebach in Schande.
Wird anderswo der Mensch zu klügerm Glutmaß reifen?
Und stammst du strenger dann als Ra aus Asiens Sande?

Der Leib, den unsre Seelen leidreich weiterschleifen,
Wird, abermals verflucht, der Satansmacht verfallen:
Wie bitter schwer ists, ein Zerstümmeln zu begreifen!

Mein Weib, wie löse ich einst deine Sklavenschnallen?
Du armes Wesen wirst verdammt, verkauft, verderben:
Gar furchtbar sind des Wasserdrachens Brandungskrallen.

Ich möchte gleich um dich, du Wabereiche, werben,
Den wahrsten Augenblick will ich mit Hast erhaschen,
Denn fühl ichs doch, nun liegt das Harem rasch in Scher-
ben!

Mein eigener Flug kann mich auf Fahndung überraschen:
Werd ich vom Heiligen Geiste selig fortgetragen?
Ist das ein Reich, in dem sich Lust und Last abwaschen?

Ich kann durch Wabe, anstatt Flammenwolken, jagen
Und scheine abermals, zu Roß, herabzufallen:
So werd ich Ländergipfel stürzend überragen!

Da naht ein Stern. Sein Blau kann meinem Traum gefallen.
Wie konnte er so plötzlich goldigschön erstrahlen?
Ich grüß dich, Bruder in den heiligen Lampenhallen.

Du ziehst mich an mit deinen Wurfspiralen:
Du zitterst, denn du Trauter willst mich näher haben:
Du spaltest dich? Dir bangt in tausend Fieberaalen:

Nun weiß ich traumlos auch mein Machtgehaben:
Ich schwebe in des heiligen Geistes Urhauchschwinge
Und kann die Welt mit meinem Wabeatem laben!

Damit die Menschheit wiederum zur Gottheit dringe
Und ihr Gesetz erfüllen könne, schwebt am Meere
Der Geist unsrer Dreifaltigkeit, dem ich entspringe:

Er überreicht uns mild und friedlich Gottes Lehre
Und kräuselt seinen Taubenflügel auf den Wellen:
So fühl ich hold vom Wunder, das ich miternähre.

Am großen Mittelmeere sprudeln heilige Quellen!
Schon ringeln sich für uns die beiden Weltteilschwingen,
Und dort, ein Herz wird bald das Gottesreich erhellen!

Du Pulslicht du, du Pharos, laß dir Botschaft bringen:
Ich nahe dir als Flügelhauch des Heiligen Geistes,
Nun laß uns fügsam um die Gotterkenntnis ringen.

Ich falle schon! Und du, mein Gott, verzeihst es!
Ich will das Weib für dich, du Sterngebieter, retten,
Vielleicht, mein Heiland, leiste ich durch dich ein Meistes.

Die Leuchtturmfühler fangen an, sich sanft zu glätten.
Wohl scheint die See gar hohe Wogen aufzugischen.
Ich höre ein Geräusch von fernen Menschenstädten:

Mir ists, als ob sich Rufe in die Sänge mischten
Und meines Pferdes Flügelsymphonien lähmten.
Nun wirts, als ob sie Dunkellurche schrill durchzischten.

Ich werde jetzt empfunden — und von unverschämten
Erdkeuchern abermals in einen Leib getrieben:
Ists doch, als ob Geschreie meinen Sinn verbränten!

Schon wieder fühle ich die Welt sich krumm verschieben.
Mir scheints, daß ich Geburtsrufe um mich vernehme.
Wohl seh ich Schemen, die ver mummt zerstieben,

Doch steh ich drauf bewußt und fest im Stoffsysteme!

Da rast ja ein rastloser Haufe zum Hafen.
Gewimmel Menschen erklimmen die Molen.
Was gibt es, daß heute die Leute nicht schlafen?
Das gafft in die Prachtnacht und freut sich am Johlen.

Das Feuer am Pharus erstrahlt majestätisch
Und sprengt Scharlachglast auf die nahen Gestalten:
Er scheint fast ein hungriger Brandopferfetisch,
Vor dem laute Priester ein Nachtfest abhalten.

Das Ufer erklimmen rings Wutgeiferkämme.
Und Zischgischtegebilde, die schräg niedertraufen,
Bespritzen das Zankpack der Stadthafendämme,
Doch kühlt keine Traufe die Schaulust vom Haufen.

Das Meer aber wütet und sprudelt so mächtig,
Als wollten die Wogen Grundwunder entrollen.
Opalschleier hüllen den Pharus oft prächtig,
Beim Aufschäumen, ein, und sind haschrasch verschollen.

Jetzt kann ich genau ein paar Sätze erfassen!
Man heult, halb zum Späße: »Wir lassen uns taufen,
Doch laß uns, du Heiland, kein Schauspiel verpassen,
Wir wollen dem wandernden Sterne nachlaufen.«

»Du Judengott, fremder Geheimnisaushecker,
Verspritz, wenn du kannst, deine Sommernachtfunken!«
Schreit eben ein Kopte. Man wird immer kecker.
Und ganze Volksgruppen sind toll und betrunken.

»Schafft Raum!« herrscht der Hauptmann der Stadt-
sykophanten,
»Und laßt den Gelehrten den Vorfall erklären!«
Nun seh ich ein Männchen, als Darmspekulanten
Und Deuter von Zeichen, den Haufen belehren:

»Der Löwe hat lange kein Wasser gesoffen
Und litt einen Monat an schlechter Verdauung,
Erst heut fiel sein Bauchrest, drum könnt ihr auch hoffen,
Es sei nun vorbei mit der Schnuppenanstauung.«

Verwundert beklatschen die meisten den Weisen
Und wünschen sich Glück zu dem Staatsastronomen.
Nur einer ruft vorlaut: »Das mußt du beweisen!«
Ein andrer: »Verstopfungen sind böse Omen!«

Gleich hat man den vorwitzgen Einwurf berichtigt,
Die Schreihälse werden von Wachen geknebelt,
So hofft man, die Volksmenge sei nun beschwichtigt,
Und droht: »Wer sich vortut, wird niedergesäbelt!«

Jetzt drängen sich Weiber, in roten Gewändern,
Unhaltbar hervor und beginnen zu schreien:
»Matrosen aus allen menschspendenden Ländern,
Begleitet uns, laßt euch das Heil prophezeien!«

Entschleiert beginnen die Weiber zu tanzen
Und, brünstig aufbrüllend, die Brust zu enthüllen.
Die Schranzen versuchen zwar rasch mit Stahllanzen
Den Ausbruch der weiblichen Mannsucht zu stillen,

Doch sind die Matrosen, samt allen Passanten,
Bereits in den bacchischen Platztanzen gerissen —
Und eine kreischt: »Alle wir heilandsgesandten
Lustleiber verkünden den Christ zwischen Kissen!«

»Halt ein!« ruf ich auf: »Du beleidigst den Vater,
Den Sohn und den Heiligen Geist durch dein Sprechen!«
Schon seh ich darauf einen Weiberberater
Sich rasch durch die Schreisarabande Bahn brechen.

Da steht er: ein üppiger Jüngling, und redet,
Mit Tränen im Auge und Trauben am Haupte:
»Verwerflich die Seele, die Christum befehdet,
O lobe den Gott, der mich huldvoll umlaubte.

So laß doch die Glut in das Weib überfließen,
Im Schoß deiner Frau deine Freude ersprießen:
O komme in Christo die Ehe genießen,
Weh dem, der sich wollte der Liebe verschließen!«

Schon schluchzen, ja schnalzen und lachen die Leiber
Der beiden Geschlechter, vermengt, auf der Erde,
Doch habe ich selbst für den Geilheitseintreiber
Bloß eine, doch spruchsichre Abwehrgebärde.

Da spricht jener Jüngling verheißungsvoll weiter:
»So lasse dich heute am Christtag bekehren,
Zu Weihnachten bleibe bei uns und sei heiter,
Du sollst deine Seele dem Heiland bescheren!

Es ist heut wie damals ein Glücksstern erschienen,
Zwar leider, ins Dunkel gescheucht, bald verschwunden,
Doch Gott ließ ihn leuchten, dem alle hier dienen,
Er mag sich uns wahr durch ein Wunder bekunden!«

Nun wallen die Weiber in Purpurgewändern
Empor aus dem Brunstpfuhl und singen im Chore:
»Du Sieger und großer Vertreiber von Schändern
Des Tempels von Zion, eröffne die Tore

Des ewigen Reiches, voll Huld, diesen Heiden.
Und Ronach, du Weib in Jehova, erscheine:
Erlöse die Frauen von Unreinheitsleiden,
Damit sich einst Knodek mit Ronach vereine.

O Spiritu Sancta, erfülle die Zeiten!
Dem Jünglinge sei nun die Maid ebenbürtig!
Das Weib steht noch höher, — als Mutter bei weitem —
Drum sieh, schöner Fremdling, mein Peplon entgürt ich. »

Drauf werfen die Weiber den Purpur zur Erde
Und drehn sich frenetisch und kreischen unbändig:
Und andere schüren das Feuer der Herde,
Und Mädchen entjungfern sich höchst eigenhändig.

Doch blenden mich so wilde Fackeln und Feuer,
Daß tiefschwarzes Dunkel und furchtbares Grauen,
Als Nachthintergrund mit dem Weltungeheuer,
Dem Wut-Ursamajor, allein, niederschauen.

Ich sage fanatisch: »Ihr Huren und Memmen,
Ihr dürft die Dreieinigkeit nimmermehr nennen,
Den Fluchausspruch brauch ich in euch nicht zu hemmen,
Ihr werdet gar bald eure Glutbrunst ausrennen.

Die Wabe der Gnade mag bald am Gestade
Dort jenseits der Heiligen-Geist-See entflammen,
Dann tanzt hier fürwahr keine Ronachmänade,
Denn Jahve wird grade Altasien verdammen!«

Jetzt wirft sich mir Papias ekstatisch entgegen:
»Ich habe einst Simon den Magier gesehen,
Auch der zog mit Helena frei allerwegen,
Und nie ist dem Paare ein Unheil geschehen.

Und mein Protoplastevangelium wird immer,
Solange das Weltall besteht, einzig gelten,
Erfäßt du es nicht, nun gut, um so schlimmer
Für dich: unsre Gegner sind hier schwach und selten!«

Doch siehe, es wagt sich kein Mensch mir zu nahen,
Hingegen zerfleischen sich selber die Horden,
Fürwahr, nie war klarer, daß Wunder geschahen,
Als da! Und ich sage: »Glutwogen umborden

Soeben das Ufer vom riesgen Nordmeere:
Und seht, eure Leiber durchgischtet die Geilheit
Der prachtvollen Wabe: hier wirft alles Hehre
Aus sich einen Rauschschaum und prallt vor der Steilheit

Der Wasserwand abermals einwärts ins Glutmeer
Der schrecklich erregten, gehetzten Volksseele:
Und bald wißt ihr niemand, vor furchtbarer Wut, mehr
Was gut sei zu glauben und recht zu erwählen.

Es kam einst durch Erdbraus der Stamm der Ägypter,
Aus Westen, herübergeschleudert: und Isis
Ward damals schon tief aus der Glut umgekippter
Felsriesen, im Krampfaugenblicke der Krisis

Und Volksgottkatharsis, samt Chnum aufgelesen:
Doch schwand sie bald wabebang hin: selbst in Theben,
Dem Glutursprung näher, verstand man ihr Wesen
Kaum mehr als im Delta, nach jenem Erbeben.

Doch als Indias Wabe das Niltal erfaßte
(Der Tag kam auch da, in sein Lichtsein zu schauen!),
Da saht ihr, daß Ra, Ptah samt Amon erblaßte
Und suchtet aus Glut Pyramiden zu bauen.

Der Stammarts-Erinnrung ist Isis entstieg,
Und wiederum ward sie in Tempeln gefeiert:
Und alle die Weiber, die tanzend sich wiegen,
Ob nackt, ob in Purpur, ob lieblich verschleiert,

Sind heute die Priesterschaft dieser Brunstfürstin!
Ihr opfert die Griechin: die Christin hingegen
Sucht Jesum und ruft schrill, es dürst ihn
Nach leiblicher Liebe, und will sich aufregen!

Doch ist solche Wildheit ein Branden von Gluten,
Bald wird sich Rausch jenseits des Meeres zerstreuen,
Das Urfeuer nimmer aus Märtyrern bluten,
Der Heiland sich drüben des Sieges erfreuen!«

»O sage,« fällt Papias mir rasch in die Rede,
»Hat Ino von Thalamae solches verraten?
Ich gebe nicht viel auf ihr Tempelgerede!
Verplapperte Isis den Zweck ihrer Taten,

Gestand dir Vulkan seine tückischen Ränke?
Du hast wohl in Memphis im Tempel geschlafen!
Dort träumt einem oftmals, für Opfergeschenke,
Im Arme der Gottheit, von furchtbaren Strafen,

Mit denen die Nemesis jeden Feind züchtigt —
Doch glaube nicht dran, das tun dumpfe Theurgen:
Ich kenn einen Magierschlund, tief und berüchtigt,
Dort zeigte mir Simon sein Weib in zehn Burgen!«

Gar traurig sagt Papias dann weiter: »Erfahre,
Auch ich bin dereinst fromm und Bischof gewesen
Und lag für die Christen schon starr auf der Bahre,
Doch konnt ich durch Simon noch einmal genesen.

Dann ward ich gar heimlich ins Niltal getragen
Und hörte von Simon, was Christus bedeute;
Dann fing ich an, selbst meinen Geist zu befragen,
Und was ich ergrübelte, glaub ich noch heute.

Es sucht sich, was liebt, fest zusammen zu halten,
Doch Wachstum zum Lichte bedingt die Askese:
Man soll sich ins Dasein voll Brunst lauter schalten,
Denn bloß die Enthaltbarkeit schafft die Auslese.

Doch wisse, das Feuer, das Christum erzeugte,
Strahlt heute urheiter ins Antlitz des Lichtes:
Der Fluch, der das Weib vor dem Mann herabbeugte,
Verblich mit dem Schimpf unsres Liebesverzichtes.

Die Kette der Liebe ist wieder geschlossen:
Das Weib kann die Gottheit im Manne berühren,
Schon ists durch den Heiland zu ihm aufgeschossen
Und darf auch, aus Liebe, um Seelenlust küren.

Das Licht und die Erde sind freundlich verbunden:
Der Mann wird das Satansweib schamfrei umfassen,
Denn wahrlich, die Schlange ward frei überwunden,
Jetzt darf jeder Engel an Jahves Hals hangen.

Die sinnliche Liebe bleibt himmlisch gereinigt:
Das Fleisch ist dereinst von den Toten erstanden,
Denn Sünde und Tod, schon seit Adam vereinigt,
Entknotet die Heilkunst aus teuflischen Banden.

Der Gott, der im Manne die Erde beschreitet,
Hat sanft durch den Sohn seine Frau angezogen:
Der Sohn ist der Phallus, und sieh, ihn begleitet
Das Weib, das uns brünstig um Eden betrogen!«

»Es lebe der Phallus!« beginnen im Chore
Die Weiber zu singen: »Nicht sind wir vernünftig,
Wir dienen dem Phallus, als Fallmeteore,
Es lebe der Phallus, nur er herrscht zukünftig!

Wir loben den Sohn des lebendigen Gottes,
Das Glied, das uns süß mit dem Manne vereinigt,
Wir führen ein frommes, gottseliges, flottes
Brunstdasein, und wer uns bedroht, wird gesteinigt!

Wir feiern die Nacht, da der Heilstern erschienen,
Wir lieben die Sterne, die zitternd ersterben,
Wir gleichen den blumenumschwärmenden Bienen
Und wollen um Wollust und Schlummerwohl werben.

Wir wirbeln, dem Winde gleich, wild um uns selber,
Wir baun in die Mitte die Sehnsuchtsaltare,
Und packt uns ein Schwindel, durchzuckt uns ein gelber
Brunstfunke, damit sich die Lust offenbare,

So fallen wir Mädchen, wie Schnuppen, ins Dunkel
Der männlichen Seelen: und nachtschwarze Haare
Bedecken die Leiber, ein Seelengefunkel
Und endloses Küssen vereinigt die Paare!«

»Ihr Weiber, ihr Weiber!« beginn ich mit Strenge,
»Ihr dürft nicht den Heiland mit Isis verwechseln,
Aus Jesu strömt Freiheit und keine Brunstenge,
Ihr Hexen laßt nimmer das Zapfenkreuz dreheln.

Hinweg mit den Kapseln und Abraxasgemmen.
Ihr seid nur des Bacchus verruchte Mänaden.
Wohl ist meine Pflicht, eure Unzucht zu hemmen,
Um nicht Christi Fluch auf uns Büßer zu laden.

Und du, alter Papias, verlotterter Schwärmer,
Ich habe noch nie dumpf bei Götzen gelangert
Und bin doch an Ehrfurcht, an Einsicht nicht ärmer
Als du und wer schwärmend nach Weltweisheit hungert.

Du weißt wohl, der Heiland braucht keine Asketen
Und haßt die gewaltsamen Brunsteruptionen.
Das Fleisch ist ihm gleich: der Tod kanns zertreten:
So frönt ihm, vermögt ihrs, die Seele zu schonen!

Doch seid ihr ihm ähnlich, fast brunstfrei geboren,
Gelingt es euch leichter, den Geist zu ernähren,
Doch heillos für Gott, tief dem Ur-Ich verloren,
Sind Seelen, die niemals ihr Selbstfremd begehren.

Ihr weilt ohne Zeit, euch als Wesen zu halten,
Ihr dürft, was euch eigen ist, ewig durchfühlen:
Drum trachten die Jahre, das Gut zu verwalten,
Und laßt nicht die Wünsche im Wechselspiel wühlen.

Das Weib ist gerettet! Doch ernster und schwerer
Bleibt Freienden noch seine Seelenerhaltung.
Verrucht ist der Leichtsinn: drum Weib, der Verklärer
Erwartet von dir geistenteilte Leibspaltung.

Vergeßt nicht, Jehova wird ragend noch strenger,
Doch hold durch die Liebe des Sohnes gemildert,
Ihr selbst wärt gewiß froh die ersten Anfänger
Des Menschengesundes, und seid schon verwildert!

Ich weiß wohl: die Wabe in euch schäumt zu kräftig
Empor, um die Gnade von Jahve zu fassen,
Hier brandet das Feuer aus Indien gar heftig
Und muß schal, statt Gott zu umarmen, erst prassen!«

Jetzt scheint ein Tumult ringsumher zu entstehen.
Ich greife zum Schwert, um mich leibhaft zu wehren.
Doch mag sich der Tanz um Entschwundenenes drehen,
Denn alles fängt an, sich im Ruck umzukehren.

Ich sehe im Freudenkreis lichtblaue Schatten,
Dann nackte Gestalten, mit Schlangenglastfackeln.
Was schleicht da herbei? Ach, das sind Wasserratten!
Was gibts da? Der Mastenwald fängt an zu wackeln.

Jetzt faß ichs: der Mob will die Christinnen rauben.
Schon hör ich die Weiber und Fleischräuber kreischen.
Wohl mag mancher Mann eine Jungfrau aufklauben
Und glaubt dreist, er darf seine Helena heischen!

Ich lasse den Menschenknäul raufen und pfauchen:
Die Wut wilder Weiber wird stumm und auch schneller
In fremden und kälteren Ländern verirauchen:
Ich bin ja doch selbst solcher These Aufsteller.

So bleibe ich da und beschau mit Behagen
Das spaßhafte Schauspiel der raufenden Frauen,
In tausend Bauchlagen und auch Unterlagen,
Die schnaubend mit Fäusten aufs Räuberpack hauen.

Doch fängt ihre Wut langsam an zu verschnaufen.
Ich merke es rasch an den lüsternen Mienen.
Jetzt scheinen die lichtblauen Mäntel und Haufen
Von Leibern wie Wellen im Spiel mit Delphinen.

Das fletscht und verschlängelt sich hin zu den Schiffen.
Und alte Mänaden, die niemand bedrohte,
Entschließen sich rasch zu Gewaltübergriffen
Und packen Epheben und stürmen die Boote.

Schon treiben bewimpelte Schiffe am Meere,
Und Glastleiber flimmern, ein Spuk, auf den Masten!
Wo weilen im Hafen die Wächter zur Wehre?
Das Räubervolk braucht nicht auf Molen zu hasten.

Jetzt sind wohl die Barken schon tauentzäumt draußen.
Gar wunderbar glitzern die bunten Schiffslichter.
Ich höre auch stilleher Seebrandungsrauschen,
Denn weg ist das schrill aufgeregte Gelichter.

Gar prächtig und grell freun mich Maststernentänze.
Ich träume mit ihnen, ein ferner Beschauer!
Doch fort sind auch bald alle Sträube und Kränze,
Nur dort glimmt, o Schauer, gestirnt der Kentauer!

Nun stürmen aufjauchzende Jünglinge wütend,
In nilgrünen Hüllen, hinüber zur Düne:
Nur einer hat Glück, einen Schützling behütend,
Verwünscht er die Flüchtlinge, kündigt er Sühne

Und furchtbare Strafen für alle Schrecktaten
Dem Schiffervolk an, das die Frauen fortraffte.
Die anderen fangen jetzt an zu beraten,
Obs Zauberkraft gibt, die Barken rasch schaffte.

Wer zweifelt, beginnt dreist auf Christum zu schimpfen
Und schreit, er sei schuld, wenn das Diebsvolk verrohte,
Und würden die unzüchtgen, flüchtigen Nymphen
Nicht wieder zurückkehren, gäbs Christentote!

Ein Wunder geschieht: Haufen heidnischer Weiber
Entspringen Bordellen, Brautzimmern, Kemnaten,
Und geißeln sich selbst und die bleichen Zutreiber,
Aus Wut auch die Gatten, zum Schlusse Soldaten.

»O Weihnachten, Weihnachten,« kreischen sie heiser,
»Dem Heilande sind wir in Urlust ergeben!«
Jetzt naht aus dem Tempel Serapis' ein Weiser
Und sucht die Besessenheit klug zu beheben.

Schon stürzt sich ihm Papias, verrückt fast, entgegen
Und schreit: »Môab, Agok und Ackhab, Phalaris,
Ich traue dir nicht, denn du nährst dich vom Regen:
Bekränz dich mit Reben: an unserm Altar iß!

Nur dann kann ich glauben, was du prophezeitest,
Es müsse das Kreuz, unten ferne im Süden
(Wahrscheinlich weil du die Kabale bereitest),
Dahinschwindend leuchten und endlich ermüden.«

Da lachen die Weiber im Chore und singen:
»Für uns ist der Heiland am Kreuze gestorben,
Nie wird dir ein steileres Wunder gelingen,
Drum wirst du auch nie wie einst Jesus umworben.

Der Heiland verzieh unsre fleischlichen Sünden,
Er liebte das Weib, das die Ehe gebrochen,
Er ließ durch Maria sein Mildsein verkünden,
Erlaubte auch keiner, auf Keuschheit zu pochen!«

Jetzt schwingt wild der Magier den Stab der Beschwörung
Und sagt: »Durch die Kraft dieser klaren Smaragde
Erlöse ich euch von des Juden Betörung,
Den damals auf Golgatha Todesangst packte!«

Da schreien die Weiber, als wären sie eine:
»Es sagte der Heiland, zum Vater gewendet:
Dein Wille geschehe, o Herr, nicht der meine!«
Da denkt sich der Heide: Wer hat sie verblendet?

Dann ruft er: »Im Namen von Dis und Diana,
Durch Jupiter Stygius, Erhalter der Geister,
Erscheine vor mir, Apollon von Tyana:
O Göttin der Nacht, zeige gleich meinen Meister!«

»Was rufst du mich, Priester des Jovis Serapis?«
Durchdringt eine Stimme die zitternde Menge.
»Du halbe Gestalt, du Vernunft nur vom Apis,
Was wärest du ohne die Stiernabelstränge?

Du hängst ja an ihm, du gespaltnr Kentauer,
Und wagst es alleine, den Christ zu besiegen,
Ich kauerte lange im Volk, auf der Lauer
(Man kann es bezeugen), im Saus herzufliegen!«

Kaum zeigt sich der Greis unter uns, auf dem Plane,
So kreischt auch schon Papias: »Ich weiß, prima vista,
Durch Christum und Christam (ich sprech nicht im
Wahne),
Du bist Adonai und Merkur Trismegista.

Abraxas, Kaulaka, das bist du, das krächz ich,
Du selbst und der Priester betrügst niederträchtig,
Sechshundert ist jener und du sechsundsechzig,
Nun, Astaroth, hast du es ab! Und nun räch dich!«

Da singen die Weiber und treten uns näher:
»Wahrhaftig, der Heiland vollbrachte acht Wunder,
Auch heut gab er Manna für uns Manichäer,
Sein Blut wurde Glut, und wir alle sind Zunder!

Drum sollt ihr ihn preisen, euch frei um ihn scharen,
Doch Luzifer nimmer, noch Jupiter dienen;
Nun möchten wir gerne von Isis erfahren:
Drum sprich, Apollonius, wie bist du erschienen?«

»Das war Goëtie!« sagt nun rasch der Befragte,
»Die hilft mir aus Zeit und aus Erdkreisbezirken,
Just kam ich aus Ländern, wo eben es tagte!«
Dann lispelt er listig: »Der Stier wird gleich wirken!«

Drauf wird er von Papias voll Wut unterbrochen:
»Nach Mitternacht ist ein Komet wohl erschienen,
Der hat allen hier in die Augen gestochen,
Wir blickten empor mit verwunderten Mienen,

Doch wars nicht die Sonne, verächtlicher Schmäher!
Zwar wird sich gar bald unsre Weltnacht erhellen,
Dann leuchtet das Lamm, und wir treten ihm näher,
Doch dich mag ein Engel in Satans Schlund schnellen.

Die Nacht ist nur einmal am Tag angebrochen,
Das war, als der Heiland am Kreuze erblaßte,
Da haben die Felsen die Untat besprochen,
Ich sah, wie die Bäume ein Schüttelfrost faßte.

Ich sah, wie sie plötzlich die Seele verhauchten,
Um nackt, wie das Kreuz, in das Dunkel zu ragen:
Fürwahr, die Dryaden und Faune verpfauchten,
Wahrhaftig, aus Jesu allein wird es tagen!«

Da singen die Weiber: »Für dich Hierophanten
Ists eigen, die armen Dryaden zu hassen,
Für alle, die Simon und Helena kannten,
Mags wahrhaft nicht leicht sein, dein Wesen zu fassen.

Der Wind ist vom Himmel herniedergestiegen:
Zwei Füllhörner haben ihn ganz ausgegossen,
Man sah weiße Wolken vom Jordan auffliegen,
Die haben den Jesusberg plötzlich umschlossen.

Wohl schien eine Grotte das Kreuz zu umstarren,
Denn dort war die holde Weltmystik vereinigt,
Man sah, ohne Atem, das Drama beharren:
Dann plötzlich war jeder im Weltall gereinigt!«

Nun ruft Apollonius: »Warum, Simoniten,
Ist Jesus allein vor den Juden erstanden?
Ich selbst spreche hier und zugleich in Gebieten,
In denen soeben zwei Erzgötter landen.

Die Füllhörner aber, die Simon gesehen,
Sind jene, die Könige häufig gewahren;
Sie können zumal in Ägypten erstehen
Und scheinen die Stadt vor Gefahr zu bewahren.

Ein solches entragte der Erde am Tage,
Da Prinz Alexander das Weltlicht erblickte,
Genau in entgegengesetzter Strandlage
Entflammte der Brand, der Diana erstickte.«

Nun sage ich selber: »Ihr seht nur das Leuchten
Der äußeren Ringungen irdischen Waltens,
Doch menschhafter will es mir wahrhaftig deuchten,
Den Weltgrund des ethischen Menschenverhaltens

Genau zu durchschauen und sittlich zu streben:
O seht, diese Weiber, die niemand belehrte,
Verkünden den Heiland und kennen sein Leben,
Fürwahr das ist wunderbar: folgt dieser Fährte!

Die Welt muß sich selbst durch den Tod überwinden,
Der Geist wird allein ohne Ende bestehen:
Was starr bleibt, soll einstmals entsinnlicht verschwinden,
Was aufwächst, mag langsam zu Gott übergehen.

Die Pflanzen versuchen bereits auszuhauen,
Doch kann nur das Sinnbild in Eden bestehen,
Die Tiere, die bloß als Versuche enttauchen,
Läßt Gott in den einzelnen Menschen aufgehen.

Die alten Barbaren, bei denen die Sinne
Beinahe die vollste Gefühlswelt erwählen,
Sind selten vortrefflich für himmlische Minne,
Drum muß sie der Trubel der Rassen durchspülen.

Ein Wink nur aus ihnen kann Gott sanft erfassen,
Doch wird alte Artung ihr Nachgeschlecht retten,
Jetzt will dieses Meer uns nicht weiterziehn lassen,
Drum zerren die Seelen an Fleisch und Skeletten!

Die Trennung ist lange im Geist vorbereitet,
Doch nun will der Geist seine Raumfesseln sprengen,
Und da unser Leib nicht im Kinde fortschreitet,
So muß, was sich schuf, sich aus Zeitrhythmen engen.

Ein großer Versuch, ohne Kinder zu zeugen,
Sich selbst durchzusetzen, ist wahrlich gelungen:
Vor Christi Geburt muß die Menschheit sich beugen,
Da hat unser Meer Asiens Wüste bezwungen.

Fürwahr, was wir alle in uns hehr empfinden,
Ist Heiliger Geist und wird bald herrlich siegen:
Die Dinge, die wirksam im Sinn sich verbinden,
Sind stumm dazu da, vor dem Geist zu verfliegen.

Wie ehern aus Sonne das sterbliche Wesen,
Im wirksamen Ich, seine Sonne umklammert,
Von Reichtum und Sünde, vom Tod zu genesen,
Die schlecht, daß der Geist ob der Niedertracht jammert.

Was frei schon, wie Christus, am Wertschöpfer haftet,
Das wird seinen Leib außer sich faulen sehen:
Ihr Weiber, was froh ihr dem Fleische entrafftet,
Das Wunder in euch, wird ins Lichtreich eingehen.

Das Göttliche hielt sich in Wasser und Wabe,
Als Seele im Heiligen Geist fortzuleben.
O seht, seine herrlichste, himmlische Gabe,
Den Heiland, der Geist hat ihn uns hold gegeben.

O seht, dieses riesige Meer ist der Speicher
Des Geistes und Deich des Fleischpfades,
Es macht unser Dasein begeisterter, reicher
Und schwellt unsre Seelen hervor aus dem Hades.

Es kann uns wie Nebel zum Lichte erheben!
O hört, wie es brandet: es möchte uns taufen!
O hört doch: es singt uns vom ewigen Leben!
O seht, wie die Salzsäume laut niedertraufen.

Das Meer, dem die Wellen sich weit überlaufen,
Das rastlos, unendlich Urasien umbrandet,
Das aufprallt, als schrie es: wo sind denn die Haufen
Zum Taufen, die fiebernd und satt hier gestrandet?

Das Meer da, das ward eine machtvolle Taube,
Die hat eine Jungfrau in Reinheit geschwängert:
Das Meer und die Wabe in uns sind der Glaube,
Aus dem unsre Einsicht zu Gott sich erlängert!«

»Wahrhaftig!« sagt Papias: »Das war eine wahre
Erhabene Jungfrau, die Jesum geboren.
O laßt, daß ich das, was ich sah, offenbare,
O horcht doch, wozu hätten Menschen sonst Ohren!

Ich war in Bethanien: da winkte vom Himmel
Ein leiblicher Stern, den ich niemals gesehen!
Im Traume erschien mir der herrlichste Schimmel,
Da war ich entschlossen, auf Wallfahrt zu gehen.

Ich pflegte am Wege Gespräche mit Leuten,
Die staunend die Pilger ums Wunder befrugen,
Denn Magier erschienen, das Zeichen zu deuten,
Und einige sah ich, die Weihbecken trugen.

Und als ich im Finstern zur Stelle gewesen,
Betrat ich den Stall mit der Wanderlaterne
Und sah, wo die Jungfrau des Kindes genesen,
Ein eigenes Zwielight und Spiel winzger Sterne.

Der Herr war verschnürt: ganz in Windeln gewickelt,
Und glich einer Mumie. Die furchtbare Mutter
Durchschaute mich huldvoll. Wie hat das geprickelt:
Da gab ich verlegen dem Maultiere Futter.

Die Gänsehaut hatte mich ganz überlaufen.
Ich konnte nicht länger beim Christuskind bleiben.
Es trieb mich hinaus zum gewohnten Volkshaufen:
Noch konnte ich niemand das Große beschreiben.

Ich weiß wohl genau: ich gewahrte die Nase,
Die Ohren der Jungfrau, ganz frei von Gehängen:
Ihr Blick aber brachte mich so in Ekstase,
Daß edle Geschmeide ihr Traumbild umdrängen!«

»Heil Weihnachten, Weihnachten!« singen die Weiber:
»Der Heiland sei heute auf Erden gefeiert,
Gelobt seist du Papias, du Heilbotschaftsschreiber,
Du hast uns das Weibheitsgeheimnis entschleiert.

Das Christkind ist selbst in Ägypten gewesen,
Nur wenige haben es damals gesehen,
Doch hab ich die Schrift eines Priesters gelesen,
Der sah die Familie am Nilstrande gehen.

Des Nachts schliefen Mutter und Kind unter Palmen.
Stets waren die Bäume von Sternen durchleuchtet.
Der Vater bedeckte das Kind sanft mit Halmen,
Sonst hätte der Tau es am Morgen befeuchtet.

Heil Weihnachten, Weihnachten! wollen wir singen,
Das Weib und das Fleisch hat der Heiland gerettet,
Wir selbst werden Gottes Befreiung vollbringen:
Er träumt noch, in schreckhafte Seelen gebettet!«

Nun spricht Apollonius: »So laßt mich doch sprechen,
Zu lange schon haben die Christen gewettert,
Und wär ich nicht da, unsre Gottheit zu rächen,
So hätte euch Jupiters Arm schon zerschmettert.

Ihr Frauen zumal seid verführt und verblindet,
Nie hat euch ein Magier am Jordan gerettet,
Hingegen die Isis fürs Weib sich verwendet:
Vom Staat Alexandria seid ihr gerettet.

Kein Theraphim ist zu euch niedergestiegen.
Der Kampf war gewaltig. Es gab viele Tote.
Kleopatra konnte die Mannheit besiegen:
Ihr nennt sie, im Volksmunde, heute die Rote.

Zu Hathor blickt auf, zu der Totenumworbnen!
Sie trägt auf dem Kopfe die Sonne mit Hörnern,
Das sind Loderseelen der leiblich Verstorbnen:
Als Äur ersteht sie urewig, aus Körnern.

Ihr Ododem sprengt alle Samen und Eier.
Sie ist das Mysterium der Weltphiladelphien.
Sie spinnt Isis' sinneverwirrenden Schleier
Und will euch zum Rechte der Weiblichkeit helfen.

Als Arrinoë überwand sie die Feindschaft
Der beiden Geschlechter und liebt ihren Bruder:
Seitdem das Geschwisterpaar Leben vereint schafft,
Beruft es beruhigt das Weib ans Staatsruder.

Auch trinkt jetzt der König die Milch seiner Schwester,
Wie diese den Samen des Bruders empfangen:
Der Nilfürsten Doppelreifkrone sitzt fester,
Seitdem auch die Weiber zur Herrschaft gelangen.

Ihr Weiber, fürwahr euer Undank ist gräßlich!
Ihr folgt jenem Mann, der die Fleischlust anklagte,
Der selbst seine Mutter, als wär es nicht päblich,
Auch sie einzuladen, vom Festmahl wegjagte.

Bei Gott, ihr versteht nicht den Bau der Geschichte:
Ihr glaubt eitlen Gauklern und dreisten Aufrührern,
Doch Isis geht bald mit der Welt zu Gerichte,
Dann stürzt sie euch, samt euren keuschen Verführern!«

»Daduchas, du mußt unser Unglück verhüten!«
Beschwören die Weiber den heidnischen Meister.
»Du magst gegen Priester und Aufrührer wüten,
Doch uns zeig die Macht deiner schwirrenden Geister.

Es sollen die Toten Serapis' auftauchen,
Den Weibern, im Krieg um die Herrschaft, zu dienen:
Wir können sie gegen die Christen gut brauchen:
Ist Jesus nicht irgendwo plötzlich erschienen?

Du Licht der Hermetik, wir wollen dir glauben,
Doch lasse uns früher zu Weihnachten taufen,
Du darfst mich der Festtage nimmer berauben,
Man liebt es sogar, andre Namen zu kaufen!«

»So fahret denn hin, ihr verlorenen Seelen!«
Beginn ich, gefaßt, zu der Menge zu sprechen:
»Ihr mögt euch, der Königin gleich, Namen wählen,
Der Haremsgeist fängt wieder an auszubrechen.

Nie wird euch der Priester zur Lichtheimat weihen,
Da bald tiefste Geister Ägyptens entweichen,
Ich selbst will das Weib aus dem Kerker befreien
Und werde dereinst euch die Manneshand reichen.

Erfahret jedoch: Gott verpönt die Kabale,
Nur unreine Geister umflattern Erdleiber:
Das Fatum steht da, und die Zukunftssignale
Gibt Gott, wann er will, durch prophetische Schreiber.

Ein Brand wird das alte Serapium wegraffen,
Denn tot ist die große Gelehrtenmethodik,
Die Menschheit sei frei und soll unbewußt schaffen.
Das Buch vom Geschieke, und sei's auch noch so dick

Als jenes der zehn urgeschiednen Sibyllen,
Ist wert, daß die Wutglut von Gott es versenge.
Diktirt ist dergleichen vom garstigen Willen,
Sich selbst zu verachten und stets auf die Strenge

Der Weltallgesetze die eigenen Fehler
Und selbst unsre Schuld, da zu sein, abzuwälzen.
Ich selbst bin ein Wunder und Normenvermähler,
Doch ihr seht Mirakel bei Magiern auf Stelzen!

Mein Tag ist ein Kunstwerk, das manches bedeutet,
Das Wissen von jenen hingegen ist Fläche,
Ein Götze, der alle fünf Jahre sich häutet,
Wo ich hart im Gegensatz weltum absteche.

Ich spreche gar klar: ich bekenne die Geister
Und glaube an Gott und das ewige Leben,
Doch sagt nie die Zunge: so ist er und heißt er,
Ich will mich nur wirksam zum Ursprung erheben.

Mein Weltgesicht wird aber später ein Weiser,
Als Gleichnis bestimmend, verstehen und deuten:
Fürwahr; als den umsichtgen Zeitfelsbereiser,
Bewegt die Vernunft mich, die Glocken zu läuten.

Ich fliege auf Strahlen des Lichtergeheißes,
In mir, zu mir selber zurück oder weiter,
Denn was meine Inbrunst bewältigt, wer weiß es?
Mich selbst aber stimmt dieser Urlichttrieb heiter!«

»So trachte denn du, die Natur nachzuahmen,
Die kann sich Gott selbst atheistisch auslegen!«
Erwidert der Magier. »Ich will nicht erlahmen,
Durch Geister den christlichen Sinn auszufegen.

Ihr schreitet wohl fort: stets in Torkelquadraten
Bewegt euer Geist sich, dem Leibe gleich, weiter,
Das kann mir zwar klar eure Mannheit verraten,
Doch langweilig wird mir seit einst diese Leiter.

Es drängt euch stets, einzeln für alle zu handeln,
Bedenkt dieses Wort, denn auch das ist quadratisch:
Ich selbst bin genialer und will nur lustwandeln
Und diene dem Volk weder laut noch asthmatisch.

Mein Wesen ist voll einem Kreis eingeschrieben.
Ich geh nicht bedacht, denn ich fahr durch das Leben.
Ich will nicht mein Werkzeug nach rechts und links
schieben:
Ich kann mich auf Blasen ins Traumreich erheben.

Mein Wesen besiegt, wie ihr seht, leicht die Weiber,
Die sind ja zum Rollen am besten geschaffen.
Zwar bin ich ein Gaukler, ein Kunstübertreiber,
Dafür aber mag mancher Mensch mich begaffen.

Ich fang meinen Anhang an laut zu verhöhnen:
Das schadet mir nichts, denn ich kann etwas bieten:
Das Weiberpack mag sich auch daran gewöhnen:
Nun staunt, denn die Kirche geht rasch aus den Nieten!«

Es zeigt sich jetzt Apammon selbst auf dem Platze.
Der Herr Alexandrias trägt goldne Kleider.
Es folgt ihm, zum Schutz, eine riesige Katze,
Und neben ihm schreiten die Staatshalsabschneider.

Da sagt Apollonius: »Nach Osten, von Westen,
Wie einst Alexander, der Sonne entgegen,
Ziehn weise Monarchen, dann stürmen sie Festen:
Auch Apammon scheint solcher Sitte zu pflegen!

Er wird sich zum Sonnentorrichtplatze wenden.
Das Od, das nach Westen drängt, wühlt er wie Krumen
In Goldwirbeln auf, und es muß ihm Glück spenden,
Und überall blühn ihm am Weg Ruhmesblumen.

Auch Cäsar war groß, als er ostwärts Krieg führte.
Sein Spießbürgerfeldzug in Gallien war peinlich.

Doch als er Kleopatra selbstherrlich kürte,
Da gabs kein Lateinertum! Gar nichts war kleinlich!

Ich liebe die Geister der Großen auf Erden:
Ich bin bloß ein guter Theurg, und ich sagte,
Ich sei auch ein Magier und habe die Herden
Sofort angezogen, denn niemand noch wagte

Der Macht Demiurgos' entgegen zu treten!
Dafür aber geb ich ein Schauspiel wie keines:
Da kommt schon der Apis mit Priestern, die beten:
Nun faßt die Gewalt dieses Wesenvereines!

Der Apis besitzt abgetrennt sieben Köpfe:
Das sind jene Priester: davon drei Kastraten.
Für sich sind sie alle bescheidene Tröpfe:
Verbunden, beraten sie Apis' Staatstaten.

Wahrhaftig, ein Weltmikrokosmos wie keiner
Geht eben zum Stadtheptastadion spazieren:
Auf Erden ist gar nichts geschlechtsloser, reiner,
Als hier die Vernunft von den Tempelzuchtstieren.

Es gleicht das Mysterium hermetischer Ehen
Genau dem Spektakel der Stierpriesterzwitter,
Wohl darf sich ein Weib hier mit Buhlen versehen,
Doch hatte sie stets, ist sie tot, ihren Ritter!

Drum, Weiber, herbei und vermählt euch Soldaten,
Und Bursche, von mir knapp im Bann festgehalten,
Herbei nur, herbei, denn der Plan ist geraten!
Kein Blut ist geflossen! Der Feind ist zerspalten!

Nun also, nur munter den Stierleib vertreten!
Ihr werdet noch Jungfrauen, gleich Bereniken:

Im Hades versteht ihr die Anachoreten
Und werdet wie diese recht zimperlich quieken.«

»Heil dir Berenike, Anassa, du Keusche!«
So höre ich Stimmen im Apiszug singen.
Dem Hymnus verschwistern sich Liebesgeräusche,
Die rings aus den Türen und Strandbüschen dringen.

»Zur Bühne, zur Bühne, herüber zur Bühne!«
So hör ich den Magier noch herrschhafter zetern:
»Daß niemand sich heute zu fehlen erkühne,
Ich selber gehöre zu Hadesvertretern.

Rhaeotis und Bruchum, vertauscht die Bewohner:
So wirf, Mareotis-See, Aale und Fische
Hinüber ins Mittelmeer, statt monotoner
Sumpfmuscheln bekommst du dann feuchte und frische!«

Wahrhaftig, gar prachtvolle Schlangen umzischen
Die Lüfte. Zwei Füllhörner schütteln Lichtblüten
Und Sprühbüschel nieder. Und wie sie erlischen,
Entstülpen sich glühende Überflußtüten.

Da lachen die Weiber und sagen: »Soldaten,
Der Sieg der Serapis ist groß und vollständig,
So macht es mit uns, wie zuvor die Piraten,
O tragt uns nach Hause, wir freun uns unbändig!«

Da klatscht Apollonius und schreit sich fast heiser:
»Herbei, geile Weiber, wohl warten die Buhlen
Und führen euch heim, wie es Zeus und der Kaiser
Befehlen, wozu gäb es sonst Venusschulen.

O, seht nur das Schauspiel der Glanzakrobaten.
Die Schlangen Serapis' umklettern Glastmasten.

Da platzen auf einmal achttausend Granaten.
Das ist ein Mirakel: was trägt diese Lasten?

Heil Apis, entführe die weibliche Seele:
Noch mögen die sieben Vernunftteile warten,
Bis jedem sich eine im Himmel vermähle,
Für jetzt scheint das Jungferntum arg zu entarten!«

Ein prachtvolles Schaustück entzückt meine Blicke:
Auf Flammengerüsten, zur Rechten und Linken,
Steht beiderseits Atlas, die Welt im Genicke,
Vulkan aber scheint durch die Wabe zu hinken.

Der Zerberus will sich ins Mittelfeld stellen
Und fängt flammenschnaubend an, Brand anzufachen.
Ich höre ihn plötzlich aufgellen, laut bellen,
Und drauf, als das Echo, der Weiber Brunstlachen.

Nun huschen Glastpanther im Nu von den Masten:
Panischen erklettern sie rasch wie Eichkätzchen.
Vom Himmel herab fallen blasse Glastquasten.
Und Affen am Seil machen Spiele und Mätzchen.

»Fürwahr, Alexandria kann etwas bieten!«
Vernehm ich die Stimme des Magiers, noch einmal:
»Die Götter sind riesig als Wahrheit und Mythen
Und reicher ihr Festtisch, o Jesus, als dein Mahl!

Das Wappen der Stadt kann sich prachtvoll behaupten:
Der Adler, der helle Verstand, hält Blitzschlangen,
Die einst die Titanen dem Lichtherrscher raubten,
Jetzt wieder mit mächtigen Krallen umfängen!

Das ist unsre Sonnenvernunft, im Besitze
Des stygischen Lichtes: Gespenstergewitter

Entknistern aus jeglicher Isisfelsritze.
Uranus entzischt, unser Adlerlurchzwitter.

Der furchtbare Fluch auf das Dasein verflüchtet.
Den Werdesturzspalt kann Vulkan überwinden.
Ich selbst, der den Spuk der Hekate gezüchtet,
Kann jetzt und für immer vom Delta verschwinden!«

Gar prachtvolle, schlanke Mänadengestalten
Erhalten sich schwindelfrei über Gerüsten,
Licht-Ibisse schlitzten die Glanzgewandfalten,
Und Flimmermilch sprüht aus den üppigen Brüsten.

Nun tragen gewandte und ganz nackte Knaben,
In Körben, rings Purpurglutäpfel zu Frauen,
Und diese verteilen die schaumreifen Gaben
Den Erdengestalten, die starr hinaufschauen.

Unglaubhafte Vögel umflattern die Stangen,
Auf denen die gelben Gesellschaften stehen.
Sie haben Gesichter mit Fieberwahnwanen
Und scheinen sich immer mechanisch zu drehen.

Das Licht dieser wechselnden Feuerwerkszene
Verdunkelt im Hintergrund alle Sternbilder,
Nur eines besiegt auch die Flammenfontäne:
Der Herkules glüht trotz der Riesenlichtschilder!

Beständig verfärben sich jetzt die Seiltänzer.
Nur einige Luftturner schwenken Prachtfackeln.
Wo sind die geschwänzten Ringsumsichscherwenzer?
Da fängt schon ein Flammengerüst an zu wackeln.

Die Masse um mich ist apathisch geworden;
Die Weiber allein wollen Lustlieder lallen.
Sie sind nun schon schwach in die Hände von Horden
Von Schiffern, Soldaten und andern gefallen.

Die Springkinder machen dort hoch Purzelbäume:
Und blendende, lebende Schwebekulissen,
Mit Männern auf Recken, bewegen die Träume
Der Dusler, die huckend den Schlummer vermissen.

Gar mancher liegt scheintot, in Ohnmacht am Damme
Und läßt sich von keinen Erschrecknissen wecken,
Im Halbschlaf platscht einer im Brackwasserschlamme,
Und immer noch siehst du sich andre ausstrecken.

Was mag mit dem Papias, im Grunde der Dinge,
Geschehn sein? O seht, er ist gänzlich verwandelt!
Es ist wohl, als ob er nun langsam verginge.
Was hat ihn gepackt, daß er einsam verhandelt?

Er selbst ist ein Strauch, dem die Seele entfahren.
Er sieht dabei geisterhaft aus: unaussprechlich
Erscheinen oft Schemen, die Augen gewahren:
Er dünkt sich dämonisch und ist bloß gebrechlich.

Jetzt braucht mir vor keiner Ermenschung zu bangen:
Apathisch sind alle, nur ich werde stärker.
Bloß Schmachtende starren empor zu den Stangen:
Dort scheint es, die Seele entsprüht ihrem Kerker!

»Du saftige Dattel!« schnalzt Papias ganz nahe
Und schmeckt durch und durch eine Frucht auf der Zunge:
»Du siehst, wie ich Gott in uns allen bejahe,
Denn spuck ich, befreit er sich flugs aus der Lunge.

Verdau ich, so pfaucht er aus meinen Geweiden.
Als Dattel belebt ihn mein schmeckender Gaumen.
Du glücklicher Fruchtgott, jetzt kannst du ausscheiden,
Ich leck dich noch auf, von dem klebrigen Daumen!«

Nun schluckt er und spuckt er und tut wohl zufrieden,
Er glaubt die Weltseele am Schlund zu bekunden:
Nun ist er schon wieder, — und diesmal entschieden
Vollständig vom Schauplatz des Daseins verschwunden.

Die Menge entswirrt mir. Ich bleibe alleine
Und horche voll Lust auf das Wuchten der Wogen.
Nun nahen wohl Weiber im Fackelnachtscheine,
Ich habe sie ungewußt an mich gezogen.

Ich sehe und zähle. Es sind ihrer sieben.
Sie scheinen zu Christum bekehrte Jungfrauen,
Sonst wären sie, aufgezählt, niemals geblieben,
Nun suche ich sprechend ihr goldnes Vertrauen:

»Ihr seid wohl die lieblichen Schwestern und Bräute
Der Kirche, die Jesus für würdig gehalten,
Die Macht der Magie zu entziehen, die heute
Die Christengemeinde so schlundhaft gespalten.

Gesteht eure Zweifel und beichtet die Leiden:
Ich selbst habe heute aus Hochmut gesündigt
Und kann Magierkunst von Brunst unterscheiden,
Zum Priesteramt hat mich der Heiland ermündigt!«

»So sei denn begrüßt, und gelobt sei der Heiland!«
Erwidern die Weiber einstimmig: »O sage,
Wann kommt Jesus wieder, und wann wird sein Freiland
Der Seele erscheinen, wann schwingt er die Wage?«

»Ihr Weiber denkt nicht an die Zukunft der Dinge,
Erleuchtet euch,« sprech ich, »euch selbst zu erkennen!
Tut Gutes, daß Jesus euch heilhaft durchdringe,
Und trachtet schon da, Leib und Seele zu trennen.

Ihr Schwestern in Christo, o könnt ihrs ertragen
Und seid ihr für Gott, für das Weltheil erkoren?
Ich habe euch fürchtbares Kommen zu sagen,
Ihr seid vielleicht bloß für die Marter geboren.

Der Heiland braucht Geister, um endlich hienieden
Der christlichen Kirche den Sieg zu erfechten:
O seht, erst als Märtyrer könnt ihr in Frieden,
Wie Erzengel, freisprechen, ächten und rechten.

Die Seele muß frisch aus dem Glauben enttauchen,
Dann hat sie wohl Kraft, um für Jesum zu streiten,
Ihr müßt, aus dem Marterbett, jenseits auftauchen,
Doch hier schon den Weg der Bekehrung beschreiten.

Ihr Schwestern in Jesu, unsagbare Leiden
Erwarten uns Christen: ich seh euch zum Tode
Geführt, unter furchtbaren Qualen verscheiden:
O Gott, o Gott, schon das Blut vom Synode!«

»Heil Weihnachten, Weihnachten, selige Wonne,
Für Jesum zu sterben!« beginnen die Frauen
Im Chore zu singen: »O Wonne der Nonne,
O Sonne der Toten, o Bronnen der Lauen,

O Jesus, wir wollen für dich alles dulden!
O Gott, der von uns alle Sünden genommen,
O sag, wie viel Tote wir alle dir schulden,
Wir loben dich, Gott, der im Herzen erglommen!«

Nun singe auch ich: »Heil Weihnachten, Weihnachten!
O Gott, wie der Leib deines Sohnes im Schoße
Des Weibes behutsam bewahrt war, so trachten
Wir alle das Lamm sanft vor herbem Verstoße,

Vor Bangen und Sünden in uns zu behüten.
Das Blut deines Herzens, das tief uns durchtränkte,
Die Blüten der Unschuld, die in uns erglühnten,
Die Wahrheit, o Herr, die dein Wesen verschenkte,

Wird nie uns des Henkerknechts Blutbeil entreißen.
Noch stärker wird einst unser Glauben im Kerker.
Wir werden dich, selbst im Verlies, noch verheißen,
Wir werden dich preisen: aus Tür und aus Erker

Wird, Heiland, dein Name zum Menschen hindringen.
Und schwarz eingemauert, bekehren wir Steine:
Sie werden uns Antwort der Heiligen bringen,
Dann singen die Toten und wir im Vereine!«

Bleich schweben jetzt durchs Heil erhellte Engel stille
Herbei, um hold mein Nachtgesicht zu klären.
Ein Friede quillt aus blauer englischer Pupille,
Und Christi Schmerzen spiegeln sich in ihren Zähnen.

Sie stehn, so fern mein Staunen reicht, in bleichen Reihen,
Wie Pfeiler einer Nebelkirche streng beisammen.
Die stolzern scheinen weiche Scheine zu beschneien,
Bei andern mag das Licht vom eignen Herzen stammen.

Die weißen Engel bringen frische Stengellilien
Von Himmelswiesen für die keuschen Kinderseelen
Und singen lieblich ihre Hymne an Cäcilien,
Die zartern tragen Prachtzibarien voll Juwelen.

Ein goldner Pollenstrom entflockt aus allen Kelchen,
Und aus den Erzgefäßen nebeln Glitzertränen.
Nach welchen Tütenblüten oder Wehmutsquellchen
Der Schicksalsschalen darf sich bang die Seele sehnen?

Ich ahn es kaum und darf kein Glück zu wissen haben,
Der Anblick solcher Pracht ist schon so voll Erfahrung,
Denn was ich fühle, kann mich gleich bei Geistern laben,
Und wahrlich, wahrlich, da gebricht es nicht an Nahrung.

Hab ich die Sinne wohl? Ist dies noch Lichtgeflimmer?
Noch kann ich Katharinas Marterrad gewahren!
Ihr Jungfraublut durchstrahlt mich wie Rubinenschimmer,
Und Rosenduft mag uns den Leib hold offenbaren.

Hart als Granatenstrahlen, hell wie Bernsteinschnüre,
Dann oft als wunderbarste Glutrubinendrusen
Durchschauern mich der Heilgen Blutgeschwüre:
Die Wärme ihrer Farben drängt sich an den Busen.

Dufthauche, wie von Heliotrop und von Reseden,
Umspielen meine frischbelebten Fieberschläfen:
Die Lippen küßt ein reiner Kindermund aus Eden;
Wo wärs auf Erden, daß sich solche Reize träfen!

Ich höre traut die sieben Weiber leise singen:
»O sanftes Lamm, der Schwingenstier und Flügellöwe
Vollbringen es, bis hin zu deinem Licht zu dringen,
Und ich umflattre deinen Strand wie eine Möwe.

Ein altes Bangen läßt uns nie zu dir gelangen:
O Herr, laß mich die Furcht auf Erden überwinden:
O Jesus, meine Pilgerfahrt hat angefangen,
O laß uns, Christe, tief den Martermut empfinden!«

Nun bilden ernst die Engel sieben Dornenkronen;
Aus goldnem Od sind sie so sonderbar geflochten,
Sie scheinen aus Zitringen oder Chalzedonen
Mit Disteln drin, und oft mit Blutlichtdochten,

Die leise glimmen, sacht und wunderbar gestaltet.
Als Meeropalhalbkugeln voller Chrysoprase,
Als Quallenhaupt, aus dem sich eigne Glut entfaltet,
Versinnbildlicht sich mir die Marterparaphrase!

Die eine meiner lieben Glaubensfrauen
Nimmt Abschied wohl von ihren trauten Schwestern?
Für sie fängt nun das Geisterreich an zu vergrauen.
Sie hört nicht mehr den Strom von Gottes Sternorchestern.

Schon heißt sie Katharina jetzt, die Keusche!
Sie will zur Pilgerfahrt die Erde fromm betreten.
Sie mischt sich unter Menschenbrunst und Sinnesräusche,
Doch folgt sie unten bloß den großen Heilspropheten.

Jetzt höre ich die Schwestern, wieder sieben, singen,
Und sehe auch zugleich, was ich als Lied vernehme:
»Maria, laß dir unsre Schönheitshuldung bringen,
Wir preisen dich in deinem Schmerzensdiademe.

O Jungfrau, als du uns den Heiland hast geboren,
Da gab der Himmel seinem Kinde Lichtspielen,
In Bethlehem hat er die Säuglinge dazu erkoren,
Es waren jene, die Herodes' Wut verfielen.

Der Erde raschentraffte Kinderseelen mußten
Dem menschengewordenen Gottessohn zur Seite stehen,
Auch heute merk ich, wie sie die kaum durstbewußten
Bettbengelchen als Tändelengelein umwehen.

Zu Weihnachten umstehen sie im Purpurscheine,
Im tiefsten Innerlicht des ein'gen Marterblutes,
O Gnadenjungfrau, dich, du holde und du reine:
Nun segnet uns dein Kind, auf deinem Schoße ruht es!

Es ist so bleich wie du. Ihr scheint ein Mondgebilde.
Des Kindes Röte wird vom Engelkreis vertreten.
Aus dir, o Mutter mit dem Kind, strahlt Silbermilde!«
Auch mein Gesicht erblaßt, nach roterwogtem Beten.

Ich singe mit: »O Jesuskind, du kannst nur Güte
Aus deiner Mutter Apfelbrust fürs Weltheil trinken:
O Jesuskind, daß dich der Herr für uns behüte!
Aus deinen Augen seh ich beßre Sonne blinken!

Maria mit der stolzen Siebenperlenkrone,
Im Schleierkleid aus keuschen Menschenherzgebeten,
Du herrschst im Mondlichthermelin am Liebesthrone,
Dein Schimmerwellenpelz verwebt sich mit Kometen!«

Jetzt tritt aus der Gemeinschaft, der ich selbst entspringe
Und die ich rings um mich in tiefem Strahl gewahre,
Ein Heiliger mit einem Amethystenringe,
Ein Bischof, auf mich zu und sagt: »Erfahre:

Ich bin das Wesen Augustini. Wisse
Von deiner Sendung mir und dir im Geist gegeben:
Altafrika samt Asien fallen Abgrundrisse:
O Bruder, beide müssen wir darob erbeben.

In Alexandria und in Karthago haben
Des Vaterlandes Gnadenflammen ausgeflackert:
O weine nur, vermögen Tränen dich zu laben,
Bald wird der Heimatstrand vom Antichrist beackert.

Wohl wird das nordische, gottlose Rom, als Festung
Der ganzen Christenheit, dereinst die Welt bezwingen,
Im Süden wütet dann die heidnische Verpestung:
Das Kreuz muß dennoch klar zu allen Herzen dringen!«

»Ich bin ein Prinz aus Kappadozien und beweine
Die ganze Erde, die Natur, die Gott verfluchte!«
Entgegne ich: »Und nicht allein Altasiens Haine,
Es dauert mich das Weib, das Fleisch und die verruchte

Handarbeit; selbst das Tischlerbeil von Christi Vater
Wird lange noch, wie ich es weiß, verachtet bleiben:
Der Heiland war so gut; für alle Dinge bat er!
Auch Baal-Zebub konnt er aus Beseßnen treiben,

Doch seinem Vater folgend, läßt er noch entgeistert
Und heidnisch unrein viele Welt zurück in Sünde:
Wahrscheinlich, daß der Tod, vom Menschen einst ge-
meistert,
Vor Gott und ihm ein leibliches Verdienst verkünde!«

»Mein Bruder, du und andre Helden sind berufen,
Von ihren Ungeheuern die Natur zu säubern:
Die Krumen, die sie trotz des Kreuzes jung erschufen,
Sind schuld daran und drum verflucht, von Ruheräubern

Als Geisternebeln, Alpgestalten arg gepeinigt
Und selbst besessen noch zu sein!« entgegnet bitter
Karthagos heilger Sohn: »Auch wird der Mensch ge-
steinigt,
Der sich zum Licht bekennt, als Kreuz- und Heilandsritter.

Du weißt, du wirst den Wasserdrachen einst erschlagen,
Dem Ungeheuer, das den Menschheitsweg verlegte,

Sofort, kaum daß der Tag erscheint, zu nahen wagen,
Da sich dein Wesenwerden einzig dazu regte!

O Bruder mein im Geiste! Siehe die Gemeinschaft
Des Christenadels, bald wirst du ihr angehören:
Und da der Mensch sein Werk mit Geistern im Vereinschafft,
So wird er gotther jedes Götzenbild zerstören.

Dereinst vergibt der Heiland unsre Erdensünde!
Dann mag das Fleisch der Toten auferstehen:
Jetzt öffnen sich für dich die alten Grabesschlünde:
Das Gnadenwunder wird sogleich im Fleisch geschehen!«

»Wahrhaftig, Gott, mein Gott, jetzt bin ich Mensch
geworden!

Aus tiefster Tiefe ist mein Leib emporgestiegen.
Mich fröstelt, Herr! Ich habe Furcht: man kann mich
morden!

Man haßt mich da, o lasse mich als Mensch entfliegen.

Jetzt bin ich nicht ein Geist, der sich mit Od behaftet,
Um plötzlich als ein Meteorstrahl zu erscheinen:
Ihr Menschen, die ihr mich beim Sturz begafftet,
Nun bin ich ganz wie ihr, so kommt, euch auszuweinen!«

Ich merke keine Heiligen, um mich, im Kreise.
Ich sehe, nur ein Mensch, die Sterne rings am Himmel.
Doch Augustinus zeigt sich sonderbarerweise:
Wahrscheinlich tritt er bald ins menschliche Gewimmel!

Ich höre ihn: »O laß dich, Mensch, vom Schweiß waschen.
Du hast voll Tapferkeit fürs heilige Kreuz gestritten,
Du ließest dich von keinem Feinde überraschen
Und hast für Jesum, schon vor ihm, gelitten.

Die Tränen, die du weintest, sind zu Gott geflossen.
Im Geist, mit uns vereint, wirst du die Erde schützen.
Das sündge Weib und seinen brünstgen Fleischgenossen
Darfst du, vor Gottes Thron, voll Güte unterstützen.

Die Freiheit aller, auch der Schwachen, sollst du fördern,
Daß jeder, froh, dem Gottessohne Ehrfurcht zolle.
Ich übergebe dich, zum Zweck, den Christenmördern
Und taufe dich katholisch: Georg, Sohn der Scholle!«

Ich bin ein Christ und schwebe auf dem Ätherpferde,
Wie einst, empor in hehren Traumesweiten,
Wo es nur Geister gibt und Gottes ewge Herde.

Ich lasse mich beim Flug vom Glutgefühl begleiten,
Das mich erhob, als ich noch Geist im Fleisch gewesen:
Und sehnsuchtslos verwinde ich in mir die Zeiten.

Ich konnte meines Menschengreisentums genesen:
Ein ewig Kind, das Schicksal, wenns mit Helden tändelt,
Erlaubt mir sanft, im lila Siegelbuch zu lesen.

Ich weiß, warum es die Entwachsenen gängelbändelt,
Die Morgensorgertorheit haßt wie eine Räude,
Und freue mich, zu sehn, wie schnelles Trugglück pendelt.

Fürwahr, das Jesustum ist eine Weihnachtsfreude!
Ein tiefer Christ kann nur als Kind zu Grabe gehen,
Und schön ist bloß der gläubgen Seele Traumgebäude.

Nun lasse ich die Zwillinge in mir entstehen.
Ich liebe diese Heiden, die die Mutter rächten:
Sie werden einst, wie alle Toten, Christum sehen.

Doch ferne schon gehören sie zu hohen Mächten,
Die ewig sind, um Menschenseelen still zu leiten;
Amphion hält die Lyra sanft in seiner Rechten,

Und Zethus scheint das Völkerschicksal zu begleiten.
Sein Spiel setzt leise noch, was rhythmisch ist, zusammen
Und schenkt uns Kampflieder, für Gott, den Herrn, zu
streiten.

Ich wähne nun den Feuerkranz, dem wir entstammen!
Der Krebs verleiht dem Mond so reinen Klang am Himmel,
Er ist die Leier für den Sang der Silberflammen!

O tief am Horizonte blinkt sein Sternengewimmel:
Erhabne Engel, die das Gute uns erhalten,
Versternt mir sichere Zügel für den Lichtsturmschimmel!

Das Lyraspiel der Zwillinge verklärt mein Walten,
Doch der Medusenblick ist ihre Flammenfratze,
Muß ich die Macht des Abgrundes entfalten?

Schon packt den Pegasus des Löwen Sternentatze,
Im Himmelsblau erglüht uns Vollblutlust, zu leben:
Ersteilter Norden schluckt die Tropenglut der Katze.

Mein Gott, ein Christ muß über Sterne dich erheben,
Die Weltenflammen folgen dir als kleine Geister:
Ein freier Mensch braucht nicht an ihrer Wucht zu kleben.

Durch Sterne stark wirst du zum Erdgespenstermeister
Und kannst durch ihre Hilfe Berge tief entweiden,
Doch packt den Magier Angst: Geheimschleier zerreißt er!

Nie soll ein Vollgereifter unter Erzgier leiden:
Wie könnt ihm, streng im All, ein Zwischenfall geschehen?
Das Ich, ein Stern, wird über Seelentum entscheiden.

Nun seh ich freie Engel ohne Bahnen wehen,
Ob ich das Licht, das sie erleuchtet, leis ergründe?
Auch ihr Gesetz bleibt fremd, durch das sie urbestehen!

Noch ferner blicke ich in Tiefen, Himmelschlünde:
Da glüht unendlich hehr die Jungfrau mir entgegen.
Steil vorgewälzt liegt Afrika, das Land der Sünde.

Ich sehe Gipfelgreten mir den Weg verlegen.
Der harte Atlas hält die Jungfrau krumm in Banden:
Ich weiß, noch darf die Weibesseele sich nicht regen!

Den Heidenlanden kam das Gnadenlicht abhanden,
Dort wird Empfindung, knapp nach Zahlen, abgewogen,
Kein kühner Freiheitsrausch kann da aus Seelen branden!

Ihr Gott, auch unser Gott, verläßt sie rot im Bogen,
Sie streben nordwärts, tief zum Herzensherrs zu dringen,
Doch schreckreich bleibt er uns, durch Nahgewalt, ge-
wogen!

Des Mittelmeeres Lindwurm muß mein Speer bezwingen!
Der Geist, der dieser See entweht, wird ewig bleiben,
Da wir die Taufe aus der Heiligung empfangen.

Das Übel aber, durch das Meer, will ich vertreiben:
Das Weib im Norden sei der Schamwabe teilhaftig,
Sie mag sich Seelen, keinen Schleiern einverleiben!

Des Heidenweibes Fleisch ist reizend, reif und saftig,
Ein Nebelschleier brünstger Glut und zarter Reinheit
Bedeckt dich, armes Haremsweib: doch ich entraff dich

Den Klauen deines Wurmes: die Geschlechter-Einheit
Erbündelt sich im größten Volk, das Weib zu küren,
Des Harems Riegel sperren Starrsinn und Gemeinheit.

Ich wähne Wege, die mich leicht zum Weibe führen:
Ist doch die Frau beseelt schon sanft emporgestiegen,
Ich hoff das Heil der Zueinanderkunft zu spüren.

Das Recht zu lieben wird sich an die Achtung schmiegen,
Das Weib soll ehrenvoll den eignen Mann erwählen,
Wie mag es gehn, in Geist Geschiednes abzuwiegen?

Angelika, du Engelskind, von Glutjuwelen,
Von brünstgen Küssen überdeckt, bedrückt, genichtet,
Der Nonnenhülle soll dein Schleier sich vermählen:

Angelika, mein Herz hat nicht auf dich verzichtet!
Ich komme, Weib, mein Weib, und werde dich befreien,
Schon heben Schleier sich, die still das Meer verdichtet.

Ein Meer, voll Salzgeschmack, umdroht von Wüsteneien,
Wird gleich der Geist und leicht die Seele überwinden,
Statt Schleiern mag Erwabung Wesen weihen.

Im Norden soll der Mann die Gottheit in sich finden,
Des Weibes Seele eng an seinen Kraftstamm schmiegen,
Denn was die Nacht getrennt, will sich das Licht verbinden.

Einst werden die Geschlechter sich nicht tief bekriegen,
Die Scham, die tiefernährte, aber muß verbleiben,
Denn Wabe mag die Wangen weiter überfliegen.

Ein Mensch soll sich die Weibesseele einverleiben:
Hat doch der Mann sie weich ins Weib gebettet
Und sich gefreut, zu fühlen, wie die Keime treiben!

Vor Mannes Rauheit ward der Mann durch Scham gerettet.
Sein Kleinod kann er sacht vom Weib zurückempfangen:
Der Heide aber hat den Seelenschatz verwettet.

Der Menscheng Geist muß um das Meer herumgelangen,
Die Wabe voll im Norden aus dem Boden schlagen,
Und ich befreie dann das Weib aus jüngsten Spangen.

Dort wo die Wogen Sepharat und Afrika benagen,
Wo Herakles dereinst des Atlas Last getragen
Und heute noch der Name und die Säulen ragen,

Dort, Liebe, will ich Stiche in den Drachen wagen.
Des Südens Feuerblüten mögen überspringen:
Das Weib kann frei sein, und auf Erden mag es tagen!

Das Menschenwerk soll alt den Sternen zu gelingen;
Auf Wanderschaft, die Wabe wabbre aus dem Boden,
Vom Mittag fort, den Norden fordernd zu bezwingen!

Wo bald die Wabewellen sich zusammenroden,
Beginnen Seher wohl, Angelika zu kennen,
Und im Langued'oc besingen sie die Hofrhapsoden.

Wird nicht das tiefste Tageslicht wie Scham erbrennen?
Die liebsten Sternlein scheinen sanft schon zu ermatten.
Der Bau vergraut. Das Licht will leise Hüllen trennen.

Angelika, ich schaue blasse Schleierschatten,
Durch die noch Prachtgestirne herrlich dirzublinken,
Und Spitzen ragen kalt empor aus glatten Platten.

Ich muß, mein Herz beschließt es, frei herniedersinken!
Das Meer ist still. Es spiegelt mir das Bild der Schlange.
Nun Mut, Gemüt! Gefahren und ersuchte Taten winken!

Der Himmelsturz bis zu dem Drachen scheint mir lange!
Wie sich die See verringelt und zum Kopf vermindert:
Sag, Ungetüm, ward dir vor meinem Geiste bange?

Angelika, vermag ich deine Pein zu lindern,
O kannst du mich im Taubenflügel fern gewahren?
Der Sieg ist mein: kein Lindwurm wird die Tat verhindern.

Der weiße Tag, der naht, mag dich vor Leid bewahren,
Dem Geist des Heiles ist ein Wesenswerk gelungen,
Ich habe tausend Jahre tief in ihm erfahren.

Der Wind scheint hurtig veilchenfrischem Meer ent-
sprungen!

Ein Flimmerpanzer überschimmert die Gestirne:
Wie hold mein Hauch der Huldigung hoch hingedrungen!

Vom Atlas her bedroht uns manche Zornesstirne.
Ihr Kleinod will mir die Sahara vorenthalten.
Und was für Purpur rieselt über Zinkenfirne?

Ist das die erste Morgenglut auf den Basalten?
War das die Wabe, die erwacht, um auf die Spitzen
Hesperias heil zu springen: Braus der Urgewalten?

Ich weiß nur Traum, doch staunt mein Blick, daß Lichter
blitzen
Und dann zerwirbelt in der Finsternis verschwinden,
Nun, Glaube, muß dein Arm das Drachenblut verspritzen!

Dort sich die Silberschuppensee, verkrümmt, sich winden,
Zwei Sterne, die sich licht drin spiegeln, fast wie Blicke,
Mich anblinzeln und dann, geblendet, schnell verschwinden.

Da steht Angelika. So gelb! Eng fesseln sie die Stricke:
Wann hat der Wurm sie nackt an blaue Nacht gebunden?
Nun sieh mich, Kind; o daß mein Anblick dich erquicke!

Wohl könnte unsre Bloßheit deine Scham verwunden:
So bleibe denn im Schatten schwerer Dattelpalme,
Versteck dich unter dunkelblonden Fruchtrötunden.

Jetzt seufzt das Meer. Die Welle fletscht. Die Drachenqualme
Umwallen mich. Im Walde ächzen nahe Wesen.
Ein Hauch entzuckt aus sanftem Blatte, sachtem Halme.

Das ist der Kampf, zu dem der Herr mich auserlesen!
Dem Geiste stemmen Wind und Mitleid sich entgegen:
Doch die Natur will junger Unschuld frei genesen!

Ich selbst erkämpfe sie mit hartem Urlichtdegen.
Ich zücke ihn: der Weltstaub zeigt die Flimmerschneide.
Schon spritzt die Drachenmilch hervor: ein Silberregen

Entquillt und säuselt aus dem Lindwurmeingeweide
Und gleicht dem Naß am Stamm der abgebrochnen Feige!
Noch rasch, daß ich das Tier des Schuppengurts entkleide:

Wie Mondblech schwimmt er fort. Ich selber aber steige,
Dem Lichtspeer nach, hinab und stech im Saus noch
tiefer:

Das Blut huscht auf. Nun, Drache, gehts mit dir zur Neige!

Der Lurch ist tot! Doch rinnt ihm Blut noch aus dem
Kiefer.

Der Mut, das Fremde anzugehn, hat Wert! Das Siegen
War leicht entliehn. Mir scheint, den halben Kampf
verschlief er.

Die Scharlachlaken fangen an rasch zu versiegen.
Die Dattelpalme hat ein Hauch der Frucht entlastet,
Und heiter soll sie, steil im Wind, die Krone wiegen.

Angelika, mein Blick hat sacht aus Scham getastet.
Wie kann ich, nackt, vor dich, entblözte Jungfrau, treten?
Zum Glück ist früh der Wald mit Glastqualmen be-
quastet.

Gerüstet bin auch ich, denn Sprühwinde umwehten
Mich zart: mein Leib ist weich mit Spiegeltau bekleidet.
Und du, o Weib, des Wurmes Milchperlen besäten

Den Leib dir, wurden Schleier: Glast hab ich entweidet,
Denn Drachenschaum begann dein Fleisch bald sanft zu
fassen.

Nun seh ich dich, du Unschuld, die ihr Lämmlein weidet,

Mein Gruß dem Weib: ich werde dich voll Scheu verlassen!

ROLAND

Der letzte Himmelsstern beginnt sich zu ereifern,
»Die Nacht wird sich nicht lange mehr zu weichen
sträuben!«

So spricht der Nachhut Hauptmann jetzt zu seinen Pfeifern:
»Drum fangt zu spielen an, den Nachtspek zu betäuben!«

»O Herr!« sagt einer von den Heerzugsmusikanten,
»Ich will ein Siegerlied, die Christenhymne, spielen,
So wie es heißt, daß Heiden sich zum Heiland wandten
Und die Moscheen rings in unsre Hände fielen!

Der Tag, der anbricht, sieht das Maurenheer geschlagen:
Bald sinkt die bleiche Mondscheinfestung der Kalifen,
Doch gegen Mittag läßt die Nacht Gespenster ragen,
Und Träume scheu ich nicht, die ihrem Leib entschliefen!

Die Flammenhähne, die auf Allahs Häusern rauften
Und sich die Zunderfetzen aus den Krallen zerrten,
Die einen Weltentag verkündend, bleich verschnauchten,
Verschafften mir den Einblick zu den Spukkonzerten.

Das Schandpack Satans sah ich prachtvoll überglastet,
Rasch über Zacken, wie im Wald die Affen, tanzen.
Von Grat zu Grat hat manches nackte Paar gehastet,
Mit Firlefanzern schlossen Weiber Fleischallianzen!«

»Das, was ich sah, war furchtbar,« sagt ein andrer Spieler.
»Die Dulzaina wurde viel und wild geschlagen,
Wie Waldgebraus entauschte ihr Gesaus, doch vieler
Verhexter Menschen Stimmen schienen durchzuklagen.

Die Eulenschreie einstger Heidenweiser schrillten
Durch dumpfes Schweinegrunzen christlicher Vampire,
Die Rom verstieß; und ekle Hexerwitwen drillten
Sich drinnen ein, und Kuppler bildeten Spaliere.

Um Baal-Zebub selber wimmelten die Wichte,
Und manches Weib von Stand war da mit ihrem Schraten.
Bestimmt verlor der Leib von seinem Fleischgewichte,
Denn Diebsgesindel wirbelte zum Galgenpaten.

Agaras kam mit Chax im Priesterkleid und taufte
Die liederliche Unzuchtbrut aus seinem After,
Und als sein Segen aus den Eingeweiden schnaufte,
Da sank die Täuflingsschar sogleich um sechzig Klafter.

Marchozias, Sabnak, Furfur, Ipes, Malphas brachten
Das Weib Glasialábolos vor unsern Kaiser,
Der sprach: »Ihr werdet nimmer lang nach Freiheit
schmachten!
Mein Zepter ist der Schicksalsuhr Sekundenweiser.«

Da jauchzte Áamon, und aus der Taufspukjauche
Schrie Gómory: »Was fletscht jetzt Zabans Hasenlippe?«
»Die Pest! Den Vtermord!« so unkte es: »Ich tauche
Als Kröte auf!« Und Weiber schrien: »Filippe!«

Da gab ihnen gleich Gáab eine schmutzge Kröte,
Und alle geiferten, indem sie sie zerrissen:
»So wie ich dich, verrenktes Sumpftier, töte,
So täte ich das lieber dir, — du Urgewissen!« —

»Hei!« ruft jetzt ein Soldat: »Die Wachtfeuer verstummen,
Die Flammenzungen fuchteln unvernnehmbar weiter,
Die Geister aber wollen sich noch nicht ver mummen
Und treiben dreister selbst ihr Spiel, als Besenreiter!«

Wahrhaftig über Felsenspitzen fliegen Zwitter:
So Schatten, Halbgestalten, wie aus Grau und Galle.
Ja, ja, das ist ein andres Schlachtenungewitter:
Was jener Spuk ist, scheint mir eine Wahnsinnskralle.

Verfolgt mich jetzt der große Teufelsungedanke,
Nachdem die Sorge um den Morgen mich verlassen?
Ich glaubte doch, die ungeheure Weltnachtschranke
Wird nimmermehr, in sich zerrüttet, bang erblassen!

Das Schloß, der Harem unten ließ mir keine Ruhe.
Aléktryomantie zwar gab mir gute Zeichen,
Doch ich besann mich fort, wie ich es eben tue:
Nun endlich aber weiß ich, daß die Heiden weichen.

Ich habe heute nacht auch tapfer dreingeschlagen.
Die Burg muß fallen, doch die Weiber sollen leben,
Das war mein Wunsch: und — Roland — durfte nicht
verzagen,
Die Flammen sollten sich vom Männertrakt erheben!

»Horch, Roland, horch doch, höre, wenn Trompeten rufen!«
Was ist denn das! Hei, nochmals wagen es die Heiden,
Hervorzubrechen! Stampft sie mit den Pferdehufen!
Ich reite vor, daß alle Streiter mich beneiden.

Versinke, ekler Mohr, dich andern schlag ich blutig!
Das blitzt nur so! Sind das da Augen oder Splitter?
Ihr Funken, stiebt! So merk es, Feind: der Christ ist
mutig!

Eunuchen, sterbt, es übertrumpft euch heut ein Ritter
Erbarmungslos und toll! Wie, ist mein Schwert magne-
tisch?

Der Feind verdirbt, wird auch sein Heerzug länger.
Ich kneble euch, ich stürze euren Lasterfetisch,
Da habt ihr es, ihr dreisten Frankenlandbedränger!

Haut ein, auch ihr, ich bin euch vor um zwanzig Männer!
Ein wuchtger Schlag! Ich bin allein: das ist nicht schade,

Denn rings ist nichts, als gottverlaßne Fluchbekenner:
Mir hilft der Herr, mein Pferd selbst überkommt die Gnade!

Die Flammen rascheln rasch aus allen Mauerscharten,
Wie Blut entsickert Glut den offnen Schmelzgeschwüren,
Auch flattern Feuerfledermäuse roter Arten
Aus Sprühglastnestern, wo sie ihre Glutbrut schüren.

Versinke, Burg, du Herd der Schlechtigkeit auf Erden,
Du Festungsturm, wo man die Weiblichkeit begraben,
Bordell, in dem die Laster sich als Herr gebärden,
Du Haremswand, brich ein, ich will die Rache haben.

Du schwarzer Hund, steht noch dein Dach, so kracht
dein Schädel!

Du Dreckbrut du, auch du verreckst durch Säbelhiebe!
Das trifft des Feldherrn Herz, spricht, ist der Christ
nicht edel?

So merkt es denn, wie sehr ich euer Springblut liebe.

Rings um mich her verspritzt ihr es, ihr hundert Hunde,
Und sollt, ein Hauch, im Höllenloch die Huris küren!
Gar rührig fließt das Blut aus meiner Vollbrustwunde:
Das schwächt mich nicht, erst spreng' ich die Festungs-
türen.

Selbst drinnen noch vertilg ich euch, Saharakatzen,
Ich fürchte nichts, es hilft mir, schützt mich Christi Segen!
Was Roland, Roland! weg mit diesen Heidenfratzen,
Zur Kasba darf mir niemand klug den Weg verlegen.

»Horch, Roland, horch, du selber hast Pardon versprochen,
Wirk nicht allein, du Held, die Festung ist gefallen!«
Ich horche auf, doch höre ich das Herz nur pochen,
Dann fangen die Fanfaren an, laut zu erschallen.

Gesiegt hat Christus, unser Herr! wir danken, beten
Zu ihm, der diese Burg in unsre Hand gegeben.
Jetzt tretet ein, ihr Christenheere, mit Trompeten
Verkündet Sieg, laßt Schallkometen sich erheben.

Ein schöner Tag! besetzt die Festung, die Gefangenen
Schafft fort! ich selber geh zurück ins Lager.
Den Harem laßt! Den schleier- und den schamverhangenen
Beherrscherinnen einen Gruß vom Alleswager!

Ich reite fort: mein Kaiser ist bestimmt zufrieden.
Man jubelt rings. »Heil, Roland!« hör ich rufen:
»Ein Heilandsstreiter, wie du bist, lebt nicht hienieden!«
Das weiß ich wohl, ich steige noch auf Ruhmesstufen!

Doch jedem Sieger folgt ein Zwerggespenst beständig,
Die Sonne ging rasch auf: der Kleine will mich packen!
»Heil, Roland, Heil!« Mein Schatten wird lebendig.
»Hoch, holder Held!« Soldaten hockt er schon im Nacken!

Vor diesem Zelte wird der Kaiser mich empfangen.
Da steht er hehr: sein Spuk verrenkt sich kleinlich,
spöttisch.

Ich fühle nun in mir ein stilles Seelenbangen.
Sein Schatten platzt, lieb ich den Kaiser auch abgöttisch!

Der Kaiser spricht: »Ich fühle, wie mein Herz sich weitet,
Du mußt in ihm, am Schlachtfeld, deine Ruhstatt nehmen!«
Im Perlenteppich, den die Sonne ausgebreitet,
Verkrampfen glatte Schatten sich wie Silberschemen!

»Du hast dich«, sagt mir Karl, »wie Gabriel geschlagen!
Es gleicht dein Wesen einem vollen Sommermorgen,
In dir ist keine Furcht, kein Tadel, kein Verzagen,
Wie warm du bist, so klar und ohne Wolkensorgen.«

Gesellen, vollerwogt zu ihrem Sein und Schaffen.
Doch ich, mein Oheim, bin bloß eine Adlerfeder.
Ich kann und will mich nicht dem Schicksalshauch
 entrafen
Und werde nie des großen Geistes Widerreder.

»Du frommer Held!« sagt Ganelon: »Die Sarazenen,
Der Drache, den der Heilige durch dich besiegte,
Beginnen sich nach Christi Leib und Blut zu sehnen,
Marsilius selber, der uns stets bekriegte,

So wendet euch an Karolus, er möge gnädig,
Wie ihr es immer wart, den Feind verschonen.
Die holde Tochter des Kalifen ist noch ledig,
Sie mag mit Roland bald in Zaragoza thronen!«

404

Ihr alle seid nur meiner Herrlichkeit Trabanten!
Selbst Roland muß, dem Monde gleich, sein Licht erborgen.
Von Rom, wohin sich diese Mohren flehend wandten,
Empfängt sein Traum, wie alle Dunkelheit, den Morgen.

Ich selber aber bin der Tag, die Macht, das Leben.
Mein Silberhaar ist Winterschnee der Pyrenäen,
Der Bart die alten Gletscher, die zu Feuerreben
Die Frische ihrer ewgen Jugend munter wehen.

Mein Haar, mein Bart sind auch des Frühlings Guterblühen,
Die weiße Fülle, die ein fruchtbar Jahr verkündet,
Mein Wollen Flüsse, wo sich Flotten vorwärtsmühen,
Und mein Gemüt das Meer, in das die Weltflut mündet!«

Fanfaren melden jetzt die Ankunft der Gesandten,
Sie stehen mit gefangnen Heiden noch beisammen,
Und alle Rassen, die sich taub zu Allah wandten,
Sind da, ob sie aus Asien oder Tanger stammen.

In Purpur nahen blasse Perser. Ihre Bärte
Sind schwarz und schwer und scheinen sie herab zu zerren.
Mit ihnen gehen gelbgekleidete Gelehrte
Und gleich daneben splitternackte Berberherren.

Den Turban tragen auch die schlankgewachsenen Mohren:
Wie strahlt ihr Augenpaar! Es glänzen ihre Zähne.
Jetzt kommen auch Mongolen aus den Festungstoren,
Und selbst ein Blonder folgt, mit großer Löwenmähne.

Gefesselt sind die meisten: wen'gen kleben Flecke
Von Schmutz und Blut am Feldzugskleid, in dem man
streitet.

Ob hoch, ob nieder, jeder Dickwams, jeder Recke
Hat seinen Negerzweig, der ihn umsonst begleitet!

Ich selber habe meinen Mantel umgeschlagen
Und mag somit jetzt dem Dreiviertelmonde gleichen.
Was kann ich tun, daß mich die Schatten nimmer plagen?
Den Mittag in der eignen Tiefe ganz erreichen!

»Gesandte des Marsilius, eure Unterwerfung
Braucht ihr mir nicht zu melden, kommt und fleht um
Schonung:
Mein Urteil über euch erfährt keine Verschärfung,
Rebellen, in der Kasba nehm ich meine Wohnung!«

Das sagt der Kaiser. Und die heidnischen Gestalten
Sind wie vom Schlag gerührt und stürzen wimmernd nieder.
Doch endlich kann sich einer wieder aufrechthalten
Und spricht im Ruckbesitze seiner armen Glieder:

»O großer Herr, das Schwert allein darf nicht befehlen!
Drei Monde nur laß uns durch Geistliche belehren,
Dann werden wir das Heil aus eignem Drange wählen,
Das Kreuz und dich allein in unsern Ländern ehren.

Laß Roland hier, magst du nicht selbst in Spanien weilen,
Er kann bei uns die schönste Königstochter freien.
Und sie mag dann getauft des Landes Plagen heilen,
Gibt deine Wunderhand der weiblichen die Weihen!«

»Ihr Paladine, ihr Gesandten, meine Kinder!«
Sagt Karol ernst: »Sprecht eure Wünsche aus, ich höre!
Auch eure Ratschläge bringt vor, ich bin kein Blinder,
Der ohne Freisicht zuläßt, daß man ihn betöre.

Doch merkt euch dies: was meine Lippen ausgesprochen,
Bleibt wahr und recht, ist einwandfrei, für euch geheiligt!
Was ratet ihr, soll ich ganz Spanien unterjochen?
So sprecht, ihr seid mit Leib und Seele dran beteiligt!«

»O großer Herr, gestatte, daß wir uns bewähren!«
Ruft Ganelon: »Wir fürchten nichts im eignen Lande,
Laß uns den Bischof hier, die Heiden zu bekehren,
Verzagtheit ist des Franken allerärgste Schande.«

»Nun!« flüstert Nemo, Bayerns Fürst in meiner Nähe,
Daß ich es kaum vernehme, zu des Kaisers Ohren:
»Dem Roland kannst du vollauf trauen, ich gestehe,
Dem Ganelon nicht ganz: er hat an Wucht verloren!«

Ich trete weg und höre dennoch Nemos Worte:
»Laß Roland hier zurück und kehr dem Land den Rücken,
In Deutschland gärt es abermals an manchem Orte,
Dort müßt uns noch ein allerkühnster Feldzug glücken,

Bevor wir großen Frieden unserm Reich bescheren.
Unheimlich bleibt der Rhein: Gebirge, feste Grenzen!
Die Pyrenäen stehn und werden Schutz gewähren,
Doch in Gefahr sind die Ardennenresidenzen!«

»O Magne!« sage ich: »So lasse mich alleine,
Gib deinen Segen mir, und Gott mag mich beschützen:
Ich bleibe gern in Spaniens holdem Sonnenscheine,
Bloß Olivier, der Gute, soll mich unterstützen.

Dann streite ich mit Durendal, dem edlen Schwerte,
Mit Hauteclaire steh Olivier mir froh zur Seite.
Und Marchegai, sein starkes Pferd, ein Schlachtgefährte,
Befreunde sich mit Veillantif, das ich bereite.

Dann ziehn wir in den Herbst hinein! Das Reisig,
Das dick die Erde deckt, zerknickt am Wege.
Schon schwitzt das Pferd, der Wind aber wird eisig,
Und immer ists, als ob ein Reh sich wo bewege.

Die gläubgen Tannen bleiben grün und überleben
In ihrer Unschuldwucht den Fall des alten Laubes,
Ihr Wesen ist erstaunlich frommes Sicherheben.
Sie fühlen: Herr, du sagst: auch du bist gut, ich glaub es!«

»Wie frei«, ruft Olivier, »erscheint mir solch ein Leben!
Mein Kaiser, lasse uns zurück in diesen Tälern,
Wohl wagt der Heide kaum, sich rächend zu erheben,
Durch Christum heilen wir ihn mild von Fluch und
Fehlern!«

»Mein Olivier!« so spreche ich mit Herzensfreude:
»Wir müssen dann nach Flüssen und nach Gründen spüren
(Aus edelsten Gesteinen türme ich Gebäude),
Um Aude, deine Schwester, würdig heimzuführen.«

»Turbin!« sagt Karol nun: »Verschweigst du deine
Meinung?
Du Kirchenfürst, wie glaubst du, würde Rom jetzt raten?
Du weißt, ich bin kein Freund von Furcht und Wunsch-
verneinung,
Doch zaudre ich, mir ahnt von grausen Waffentaten!«

»Mein Herr!« sagt da der Bischof frei zu seinem Kaiser:
»Vernunft und Vorgefühle muß ein Christ verneinen,
Den Krieg zu Ende führen, halte ich für weiser,
Doch unnütz würden etwa tausend Mütter weinen!

Vertrauen wir dem Kreuz. Du magst die Heimat grüßen.
Ich bleibe hier und will in Frieden Heiden taufen:
Viel besser jetzt, als in der Hölle einst zu büßen,
Drum laß uns Mannen, um mit Abtrünnigen zu raufen!«

»Gestrenger Kaiser!« sagt der vornehmste Gesandte:
»Du kannst dein Heer, wenn du es willst, im Lande lassen,

Die Franken seien hier daheim, nicht als Verbannte,
Wir werden nimmermehr die Christenstämme hassen!

Dem Ganelon, der uns versteht, sind wir verpflichtet,
Er wird uns immer mehr mit seinem Volk verbinden.
Auch Roland hat schon manchen Maurentrumpf ver-
nichtet

Und mag die Herrschaft nun auf Männerachtung gründen!
den!«

»Fürwahr, ein großer Freudentag ist angegangen!«
Ruft Olivier: »O großer Herr, wir flehen alle,
So laß die Hand bald die erbangte Frucht erlangen,
Doch was du sagst, ist gut: tu, daß es uns gefalle!«

»Dem Vater wird der Abschied schwerer als den Kindern!
So bleibt denn hier!« sagt Karol sanft: »Ich werde
scheiden.

Bloß Nemo soll den Schmerz der langen Trennung lindern,
Auch Ganelon kommt mit, ich mag ihn hier nicht leiden.

Nur eines haben Herz und Geist sich vorbehalten:
Ich ziehe heim, doch folgt ihr gleich, wenn ichs bestimme!
Mein Machtentschluß ist heut zum erstenmal gespalten:
Ich wähne Sieg und Glanz, doch seh ich auch das Schlimme!«

O Gott, jetzt heißt es, vom geliebten Kaiser scheiden!
Ich werde ihn voll Glaubenskraft und Mut vertreten,
O Gott, ich kann verschiedne Stimmung unterscheiden,
So hilf mir, Herr, ich fleh zu dir in meinen Werkgebeten.

O Herr, der Drache hat sechshundert giftige Zungen
Und viele tausend, abertausend falsche Augen!
Mein Seelenblick hat meinen Feind erkannt, durchdrungen:
Er steht so grad und kann zu keiner Tugend taugen.

Mein Herr, du wirst dein Werk am besten schützen!
Ich fürchte keinen Feind, auch kann ich nimmer helfen.
Der Kaiser sprach sein Wort, kein Einspruch dürfte nützen,
Nun hängt vor mir, ihr Drachen, Teufel, Elfen!

Jetzt reicht mir Nemo scheidend seine Hand. Ich fühle
Von ganzem Herzen: »Lebe wohl!« das ich ihm sage.
Dem Kaiser trânt das Auge, düstre Abschiedsschwüle
Bedrückt uns alle, doch ich fürchte keine Klage.

Mein Olivier, auch du bleibst stark, du bückst dich nieder
Und läßt vom Kaiser dich umarmen und erheben.
O Ganelon, dein Kuß ist mir — warum? — zuwider:
Nicht fühl ich mich in Freundschaftsinnigkeit erbeben.

Dein Reichtum ist mir fremd. Die grünen Edelsteine
Durchfrösteln mich. Opale lachen geil wie Greise.
Auch Kröten gelb und fahl, falsch sind Topasenscheine:
Doch das ist Spaß! ich wünsch dir eine gute Reise!

Mein Kaiser, nun empfang ich deinen Weihesegen!
O weine keine Kleinodien zurück ins Innre.
Die Lippen, die sich sanft auf meine Stirne legen,
Sind schwer, weil ich mich an die Taufe sanft erinnre.

Fürwahr, wir haben uns nun tief durchglückt vernommen.
So gehe, Herr. Dein Zwerggespenst wird dich begleiten —
Das meine bleibt bei mir, es muß mir eben frommen,
Doch volle Sehnsucht wird uns zueinander weiten!

Es leben die Quellen, sie rascheln und rauschen:
»So trinkt doch, erschöpft uns, um Menschen zu taufen,
Ihr seht uns das Wasser, die Namen vertauschen;
Wir warten als Schnee, um als Bach fortzulaufen!

Wir gleichen als Flüsse der christlichen Lehre,
Die bald alle Sünde der Welt überwindet,
Wir rasten erst ferne, im ewigen Meere,
In dem Gottes Himmel sein Spiegelbild findet!«

So singen die Christen und ziehen mit Zweigen
Erbühenden Glühens des Südens herüber.
Ich sehe sie kühn über Felstürme steigen
Und wünsche, ach, würde ihr Lied nimmer trüber!

Jetzt bringt Olivier aus dem Wald einen Falken
Und sagt mir: »Mein Freund, den da hab ich gefangen!«
Ich blick auf den garstigen Nachtschattenschalken,
Der knapp sich dem Mann hintenan angehangen

Und sage: »Mein Freund, unser Ruhm kann sich mehren,
Gar bald schickt uns Karol nach Spanien Gesandte
Und fordert, wir sollen zurück zu ihm kehren,
Da Frankreich sich hier in ein Wirrsal verrannte!«

»Nun gut, wie es sei!« ruft nun Olivier munter:
»So wollen wir heute noch streiten und reiten.
Und steigen wir dann in die Heimat hinunter,
So soll uns der herrlichste Weltruf begleiten!«

»Drum lassen wir«, sag ich, »für heute das Jagen:
Es bangt mir nach Wahrheit und christlichen Taten,
Ich kann nicht den Sabbat des Landes vertragen,
Auch wars, als ob tanzende Schatten uns nahten!

Turbin, der den Kaiser drei Meilen begleitet,
Wird bald wieder da sein und langsam beginnen,
Das Maurenvolk, das jetzt dem Kreuze zuschreitet,
Mit Beispiel und Lehre dem Heil zu gewinnen!«

»Ich sandte schon Boten, die sollten Propheten
Und Priester der Stadt Zaragoza mitbringen!«
Berichtet mein Freund: »Ich will wetten, die beten
Zu Sternen und Steinen und herzlosen Dingen!«

»Wir streiten für Christum, so glühn unsre Seelen.
O zückten sie, sprühten sie flammende Zungen!
Wir wollen die Braut unserm Heiland vermählen.
Die Braut ist die Kirche!« wird munter gesungen.

»Nun hör, Olivier, eine seltsame Jugend
Entkleidet sich plötzlich der täglichen Träume:
Denn sieh, ich entsinne mich urkeuscher Tugend,
Ich weiß eine Mutter und Träume und Bäume!«

Erzähl ich. »Wo war das?« fragt rasch mein Genosse.
»Daheim, irgendwo in entschlummernden Zeiten:
Entnebelter Menschen, verschwommener Rosse
Entsinne ich mich, auf belichteten Weiten!«

»Wohl wispeln die Wipfel, auch sprechen die Sprudel,
Es lispelt der Wind, wo die Lichtlerchen nisten,
Nun fiepst eine Ricke und sucht ihren Rudel,
Drum knistern die Zweige, — doch schweigen die Christen!

Aufs Blatt geht der Damhirsch, das Rind auf die Weide,
Der Tod folgt der Sünde, der Schlechte den Sternen,
Dem Monde der Tolle, — noch trotz bloß der Heide!«
So höre ich Stimmen sich singend entfernen.

»Ich selber weiß ferne und liebliche Lieder,«
Erzähle ich weiter; »die Mäher der Mutter
Berichteten ängstlich und doch immer wieder
Vom Kobold Merlin, einem Spender von Futter.

Einst blühten die Wälder und glühten die Felder,
Ich hörte im Dickicht die Rehkitzen schmälen,
Wohl zirpten und quiekten die Regenanmelder,
Da wollte ich mich von den Wohnstätten stehlen.

Auf einmal erschallten im Walde Weltlaute!
Was stöhnte wie Holz und erdröhnte wie Eisen?
Unglaublich wars, was da mein Auge erschaute:
Ich sah mich von Reitern im Harnisch umkreisen.

Es kann nur der Satan, so schien mirs, so lärmern!
Von Teufelgepolter erzählten mir Schnitter,
Doch braucht ich mich kaum um fünf Männer zu härmen,
Ich wünschte, ich schlänge ihr Rüstwerk in Splitter!

Doch als mir die Reiter fast nahe gekommen,
Da dachte ich: Ehrfurcht! Denn Engel sind diese.
Nur Gottesgesandten mag Sonnenpracht frommen!
Rasch kniete ich hin vor dem Glanz auf der Wiese.

Zur Huldigung konnte doch Gott selber nahen!
Da sprach gleich der schönste der glänzenden Reiter
Zu denen, die ferner mich Knaben kaum sahen:
»Das Kind ist erschrocken, drum reitet nicht weiter!«

»Erschrick nicht, mein Kind!« ward ich sanft angeredet.
Ich sagte drauf: »Nein, denn Gott bist du, der Gute.«
»Ich bin nur ein Ritter, der Böse beredet!«
Sprach jener: »Drum sei dir auch munter zumute!«

»Ein Ritter?« Ich fragte und dachte: Ein Ritter!
Was ist das? Wie schön muß das sein! »Herr, o wär ich
Wie ihr so ein Ritter, dann trüg ich ein Gitter:
So nehmt mich zu euch, denn ich bin gar gelehrig.«

Doch ward ich befragt: »Sahst du eben fünf Reiter,
Mit drei jungen Damen?« Jetzt weiß ich die Frage,
Doch damals bedünkte mich andres gescheiter,
Ich griff und ich frug nach dem Panzerbeschlage.

Die Lanze, der Schild, alles schien mir gewichtig.
Und wieder befragt, wollt ich selber nur wissen.
Das fremde Begehren, wie schien es mir nichtig,
Ich wurde fast wild, ich war tief hingerissen.

Vom König erfuhr ich zum Schluß, der zum Ritter
Kann schlagen! Ich lief zu der Mutter, die weinte,
Als ich mich beklagte, daß sie einen Schnitter
In mir, nicht den herrlichsten Ritter vermeinte.

Sie hatte den Gatten, die Brüder verloren
Und hielt mich drum ferne von Krieg und Turnieren,
Doch da mich der Zufall zum Ritter erkoren,
So zog ich von ihr und den lieben Waldtieren.

Ich sah meine Mutter dann nimmer im Leben.
Wie sollte ich weiter mich ihrer entsinnen?«
»Du sprachst mir noch nie von den Schleiergeweben!«
Sagt kurz Olivier: »Jetzt denke ans Minnen!«

Fanfaren melden uns die Ankunft der Gesandten.
Gefangne, Geiseln, stark bewaffnete Trabanten
Des Ostmonarchen kommen stolz auf Elefanten,
Als Vortrab weiser Staatsrepräsentanten.

Damastgewänder, Schleier, Sklavinnen und Affen,
Gestickte Seidenkissen, Wollstoffe, Eunuchen,
Geschirre, Schmuck, Kyneden, Lampen, Prachtkaraffen
Sind aufgehäuft, das Schönste sich herauszusuchen.

Ein Lasttier bringt eine Moschee mit Sternjuwelen,
Mit Goldkometen und auch drehbaren Planeten.
Sie hält vor uns. Und ihren innern Rätselsälen
Entsteigen sieben reichgeschmückte Weltpropheten.

Jetzt spricht der Älteste der Weisen uns zum Gruße:
»Es wollte Olivier, daß wir vor euch erschienen,
Da nehmt, was euch gefällt von unserm Überflusse
Und sagt nur, kann ich, Abdur Rahman, sonst euch dienen?«

»Der Kaiser mag Tribut und Abgaben empfangen!
Bist du getauft, so magst du unser Heer beschenken.
Mit euren Lehren weiß das Herz nichts anzufangen,
Doch sprich mir, wenn du willst, von deinem eignen Denken!«

Beginne ich. Worauf der Heide mir erwidert:
»Du reiner Tor, du Sonnenheld, der sich verdunkelt,
Du hast wohl manchen tiefen Himmelswunsch befiedert,
Doch wähnst du nicht, was als Vernunft und Einsicht
funkelt!

Vom gleichen Schicksal sind wir beide hier getragen:
Es muß der Mohr den Christ, der Christ den Mohr ergänzen.
Der Kampf, mein Sohn, ist wie das Wechselspiel der Wagen,
Kein guter Tag, o glaube mirs, wird uns erglänzen.

Auch was uns schlecht bedünkt, ist in euch aufgespeichert,
Was nicht der Franke mag, in mir sieht ers vereinigt.
Der Krieg bringt Not, doch er ist es, der uns bereichert,
Vom andern will man das, wofür man oft ihn steinigt.

Doch glaubt mir, Christen, jene bleichen Weltschreckwesen,
Die oft gespensterhaft die ganze Nacht durchtanzen,
Aus beiden Lagern hat ein Zwang sie aufgelesen,
Und selbst der Tag verscheucht sie nicht aus ihren Schanzen.

Sie sind die Schuld, der dumme Haß von allen beiden,
Und drum das Unheil, das da droht, uns zu verschlingen:
Wir achten euch als Schriftbesitzer, doch als Heiden
Verketzert ihr uns, statt uns christlich zu bezwingen!«

»O sprich!« erwidre ich, »was sind die Tanzgestalten?
Sind sie aus Fleisch gewalkt? bloß Blasen? böse Träume?
Entsteigen sie als Geister dunklen Felsenspalten?
Bewohnt der Troß der Demeter verhexte Bäume?«

»Phantome sind es, unsre böse Vorbedeutung,«
Werd ich belehrt; »nichts ist an ihnen noch leibhaftig:
Gespenster, Zeugen scheinen sie der Seelenhäutung,
Längstüberwundenes, das unser noch teilhaftig:

So wie die Starrnatur durch Wellen und durch Zacken
Sich ewig weiß in Maß und Einheit festzuhalten,
So muß das Geistige durch Hexen, Huckepacken
Und Buckelkobelde sich ineinander halten.

Was da noch walzt, ist unerhaschbar, qualmig, spukhaft!
Doch einstmal quirlen Menschen in dem Hexentrubel,
Und was der Druck von unten schafft, das wird dann
schluckhaft,
Samt aller Würde eingeschlürft vom Höllenstrudel.«

»So haben diese Geister keinen eignen Schatten?«
Entschlüpft mirs rasch: »Und können deshalb über-
purzeln?«

»Das da sind Schattenmassen,« heißt es, »ohne platten
Gefolgschaftsschatten und auch ohne Sturzwuchtwurzeln.«

»Mein Herr, nach einer Mustrung geilen schon die Weiber,«
Quickt jetzt ein Männchen, zu dem Sprechenden gewendet.
Und wirklich, richtig spricht der Haremspackzutreiber:
Die Nymphen wetzen sich, durch Eitelkeit verblindet.

Sie scheinen fast ob unsres Zwiegesprächs zu lachen,
Denn unnütz dünkt es sie, nicht bloß an Lust zu denken,
Ein wenig ungeduldig sind auch ihre Wachen,
Und darum trachten sie den Blick aufs Fleisch zu lenken.

»Nun, Roland, schenke diese Weiber den Soldaten,«
Sagt Abd ur Rahman schlagfertig und doch verlegen:
»Dir will ich, Held, zu einer Neigungsheirat raten,
Für Fatimé wirst du die reinste Liebe hegen.«

»Geschlechterumgang ist mit Heidinnen verboten!«
Erwidre ich: »Und läßt sich Fatimé auch taufen,
Befreie, schütz ich sie vor ruchlosen Despoten:
Ihr Jungfraudasein wird dann rein und stolz verlaufen,

Doch eine Fränkin nur will ich als Weib erküren,
Nicht bloß, weil ich mich schon verlobt habe, gelobe
Ich solchen Treusinn meinem Blute durchzuführen,
Auch sonst bestände ich die Brunstverlockungsprobe!«

»Nein, Roland, Fatimé, das Weib der Weiber, einigt
In bleichem Leibe, was die Erde Hehres spendet!«
Erwidert ihr Prophet: »Sie ist durch Glut gereinigt,
Die Weißheit ihrer Haut hat Spaniens Tag vollendet.

Ich sah sie nur in einer Nacht, als sie erwachte,
Und bin auch damals knapp in ihren Hof getreten,
Ein wunderbarer Sternenhimmel überdachte
Das Wesen Welt, aus dem Gebete zu ihm wehten:

Da rührte sich das Weib, der Türe gegenüber.
Ich sah den Rumpf allein und weder Kopf noch Füße.
Ich bin kein Lüstling und kein wüster Wutverüber
Von Wagnissen, damit ich mir die Nacht versüße:

Ich blieb gebannt dort vor der Kemenate stehen.
Die Nacktheit dieses Weiberleibes war unendlich.
Ich sah die Liebe ihrem Busen sanft entwehen:
Das Schicksal, das ihr Bauch vergrub, schien unabwendlich!

O hätte ich die Sohlen, das Gesicht gesehen!
Doch nein, im Sternenlichte regten sich die Glieder,
Dann blieb sie still und ließ den Schlaf mit sich geschehen:
Sie glich der Milchstraße! Ich kniete draußen nieder.«

»Fürwahr!« ruft Tip jetzt, ein Eunuch, »das Weib ist
prachtvoll!
Was ich dir rasch zur Auswahl zeige, ist Gesindel,
Als Preis für Fatimé verlangt ich einen Schacht voll
Von Edelerz, und glaube mir, es wär kein Schwindel!«

»So viel Dukaten, als am Himmel Sterne glänzen,«
Ruft Kip, ein anderer Kastrat, »müßte man zahlen!
Ich durfte manches Mal um sie herumscherwenzen:
Ich sah sie einst im Bad, nicht sag ichs, um zu prahlen!«

»Ihr fetten Kerle ihr,« ruft Olivier, »erzählt, was ihr gesehen!
Sagt, Hämmlinge, wie könnte sie euch auch gut schmecken?
Entblößt sie mir, durchs Wort, vom Kopf bis zu den Zehen,
Doch dürft ihr nicht das saftge Mittelstück verstecken.«

»O Herr!« ruft Tip sogleich, »Ihr mögt mir freundlich
glauben,
Wenn auch Kastrat, besitz ich dennoch einen Kiefer,
Kann ich ein Weib auch nicht der Fleischfrische berauben,
So bin ich doch im Dienst nicht blindes Ungeziefer.«

»Und voll Ästhetik gar«, fällt Kip jetzt ein, »sind beide!
Wir Haremswachen hören morgens keine Hähne.
Die Herrin ist der Tag! Glüht unsre Augenweide,
Auroren gleich, des Weibes Leib — gleißt die Fontäne

Im Vorhof, bald und langsam schlafen auch die Sterne!
Von Fatimé allein mag ich den Strahl empfangen.
Die Ampel selbst erblaßt vor ihrer Nacktheit gerne,
Und auf den Marmorträumen glimmen Tageswangen!«

»Wie eine Tropfsteingrotte ist die Kemenate!«
Kommt Tip dem Kip zuvor: »Aus Alabasterbrüsten
Ergießt Frühmorgenmilch sich auf Brokatornate
Der Standeswachen, die sich ihrer Würde brüsten!«

»Jawohl!« ruft Kip, »wie man erst früh die Meeresstürme
Der fernen Nacht erkennt, am Gang der Wogen,
Verrät der Atem Fatimés, ob ihre Träume Türme,
Ihr Sehnsuchtsbann ein Christenherz zum Fall bewogen!«

»Durch eine Laube dringt das Licht zu ihrem Bade,«
Sagt Tip, »ein Spitzenhemd aus zartverzackten Schatten
Umschlingt des Leibes Weichheit bis hinab zur Wade,
Die Füße aber zündeln fast aus blanken Platten.«

Und Kip fährt fort: »Der warme Himmelschaut ins Wasser,
Erst überträufelt er den Leib wie kühle Trauben,
Doch dann, ach dann, wird er ein Lachopalverprasser:
Er kann die Wanne allen Wonnestaubs berauben!«

Und Tip meint rasch: »Ich will die Flechten noch erwähnen:
Fast honigbraun umgaukeln sie den blassen Nacken,
Mit Schildpattkämmen müssen Mohrrinnen sie strähnen,
Und alles Haargeschmeide rahmen Bernsteinzacken.«

Ein Kirchenlied klingt tief, zu tief mir zum Herzen!
Ein klarer Choral wird im Walde gesungen.
Turbin muß es sein, denn es ist »Tal der Schmerzen!«
Der liebste Gesang meines Bischofs erklungen.

Nun lauschen die Christen. Schon horchen die Heiden.
Hat jemals ein Lied so den Menschen erschüttert?
Die Seele entschwingt sich aus irdischen Leiden,
Verachtet den Tod, der die Aasgeier füttert.

Mir ist es, als stiegen die Tannen hernieder,
So hehr und so mächtig erzittern die Stimmen!
Das ist das Leid Christi, mein Lied aller Lieder:
Ich sehe die Strophen den Himmel erklimmen.

Wir lauschen vollendeten Heimatsgeschichten:
»Hold preist dich die Schöpfung, mein Gott, den wir loben.
Der Schnee schmilzt, und lichterloh grünen die Fichten,
Denn Sommer wirds oben, am Firne dort oben!

Der Himmel entwölbt sich aus Höhen noch höher,
Und birgt er als Gipfel mein Flehn, unser Bangen,
So wünschte mein Herz: ach, entweht er, entflöh er,
O könnte er, Herr, bis zu dir hingelangen.

Betrübt sind die Engel, wir sehn ihre Tränen
Frühmorgens den Sündenpfuhl Erde benetzen.
Nur wenige sind wir, die Gott tief ersehnen,
Und groß ist des Heilandes Schmerz und Entsetzen!«

Wahrhaftig, das sangen erhabene Tannen,
Nun werden sie bald in das Tal niedersteigen,
Dann mag sich die Christenheit heilwärts ermannen:
Erbarmen, ihr Tannen, umwallt uns im Reigen!

»Das Jahr ist erwachsen!« erschallt es: »Im Bache
Versiegt schon das Wasser, doch oben wirds Sommer!
Der Tag sagt zur Felsöde: träum nicht, erwache!
Und alles lebt Gott zu, — der Mensch wird nicht frommer!«

Entsteigt euern Gipfeln, ihr christlichen Fichten,
So kommt, wie ein Pilgerzug, furchtbar hernieder,
Kommt, wuchtige Riesen, zu nichtigen Wichten,
O lehrt uns der Urwelt unendliche Lieder!

»Herr Zebaoth, der du die Wälder erdachtest,
Die keusch sind, so unschuldsvoll, nur Gott zu finden,
O lasse auch uns, die du wandelbar machtest,
In sich Gott erschaun, ihrer Welt zu erblinden!«

So singt man, und Männer entwirbeln den Wäldern:
Wie Fallobst der Stammbäume, seh ich die Krieger,
Die morgen verhauchen, sich tiefum in Feldern
Verlieren: o harre, Wald: Wald — Zeitbesieger!

Beschwert durch den zwerghaften Hintermannsschatten,
Erleichtert durch Kränze und duftende Zweige,
Erscheinen nun Menschen, als Sänger auf Matten,
Das wimmelt und drängt sich auf stufendem Steige.

Turbin wird nun sprechen, vom Muß gebeugt, handeln,
Dabei auch für mich Strahlen Schicksal enthüllen.
Ich sehe ihn steil mit der Priesterschaft wandeln,
Was will unser Kaiser, was mag sich erfüllen?

»Gelobt sei der Herr Jesus Christus!« ertönt es,
»Der Kaiser, o Freunde, schickt hold seinen Segen!«
Ich liebe Turbin, denn sein fröhlich getöntes
Organ hört sich an wie ein Fastenzeitregen.

Ich sehe dabei auch den Lenz froh ersprießen.
Ich fühl ein Erblühen in treuen Gemütern.
Noch welkt und verdirbt keine Seele, ergießen
Sich Jesu Heilslehren aus hohen Lichthütern!

Er spricht: »Meine Kinder, viel Schlimmes erspäht ich,
Gespenster mit Buckeln und wackelnden Bäuchen!
Seitdem ich vom Kaiser zurückkehre, bet ich,
Gott möge mir helfen, den Spuk zu verscheuchen!

Ich wurde erhört, und ich dankte der Fügung,
Im Augenblick, als ich die Heiden gewahrte,
Dafür, daß dem Kreuze gebührend Genügung
Erspricht, da Gott Täuflinge rings um euch scharte!«

Ich sage: »Turbin, arge Schlachtgreuel nahen!
Ich freue mich schon, für den Heiland zu kämpfen.
Die Geister, für die künftige Dinge geschahen,
Versuchen im Vorblick die Schrecken zu dämpfen.

Sie sandten die Heiden, damit du sie taufest,
Auf daß sich die Hölle nicht allzusehr fülle:
Doch geht Christi Schiff gut und hält jedes Tau fest,
So kümmert kein Spuk uns, kein Nachtsturmgebrülle!«

Nun spricht Abd ur Rahman: »Es hat uns der Kaiser
Drei Monde Bedenkzeit und Lernfrist beschieden.
Auch mich dünkt, Geduldung macht besser und weiser:
Übt Freundschaftsverkehr vor dem bindenden Frieden.

Betrachten wir denn diese atmenden Tage
Und suchen wir, einig, den Spuk zu vertreiben:
Verschwindet er, glaubt mir, gelingt eine Sage,
Die waldwundertraurig als Lied uns mag bleiben!«

Turbin zürnt: »Ihr Heiden, Bedenkzeit gewährte
Der Kaiser, ich weiß es, doch einzig die Taufe
Kann helfen, den Spuk zu vertreiben: Gelehrte
Des Korans, springt zu, daß kein Schaf sich verlaufe!

O seht, unsre Lehre, ein Glaube der Gnade,
Verträgt keinen Aufschub und keine Bedingung.
Schon mahnt uns der Heiland, durchmanche Tanzschwade,
Ans Lehramt und auch an Bekehrungserzwingung!«

Da meint Abd ur Rahman: »Nein, Herr, denn viel besser
Als Ihr kenn ich beider Geschicke: den Sternen
Entlehn ich mein Wissen: ein Strauß bis aufs Messer
Mag kommen, bevor wir Gepsalme erlernen.

Doch lese ich oben, noch strahle auf Erden
Ein Ding, nur ein Stein, den die Engel uns ließen,
Der könnte aus Kriegen von Streit und Beschwerden
Uns retten und allen die Freiheit erschließen!

Die Boten der Gottheit erflogen die Reinheit
Der himmlischen Heimat, vom Licht hingezogen,
Sie glühen mit ihr in erblumender Einheit,
Doch hüten den Stein wir, bleibt Gott uns gewogen!«

Turbin ruft: »Verrucht ist das Gucken zum Himmel!
Ein trügerisch Blendwerk, der Schein, nach Gesetzen
Zu leben! Was Wissenschaft, schmeckt bloß den Schimmel
Und Krankheiten, die heile Dinge zersetzen.

Den Raum könnt ihr messen, den Zufall erweisen,
Was Weltschranken sprengt, in Gesetzesränke drängen,
Als Sünde, ums Eigengrab, zeitzählend kreisen,
Dem Tod zu, stets Übel an Übel anhängen,

Doch leuchtet durchs Kreisen die Ewigkeit Gottes.
Die Tat ohne Augenblick: Reue und Taufe,
Entreißt unsre Seele dem Weltsitz des Spottes,
Der kärglichen Kenntniss der Sachen im Laufe.«

»So tauft, wer sich taufen läßt, wir ziehn von dannen!«
Sagt kurz Abd ur Rahman: »Wir suchten den Frieden,
Doch fanden wir alberne Wortbruchtyrannen,
Für uns sind drei Monde drei Monde hienieden!«

»Halt ein, Abd ur Rahman, du fahre zur Hölle!«
Ruft nun Olivier: »Doch die andern verbleiben:
Zuförderst die Weiber, denn wahrhaft sonst schwölle
Der Sündenpfluß gar zu arg an. Euer Treiben

Im Harem ist gottlos. Unwürdig selbst eurer!
Wir lassen nicht wieder die Weibheit entweihen.
Turbin, tauf die Frauen: ihr Heil sei uns teurer;
Wir wollen uns kennen, bevor wir sie freien.«

»Verrat, Schurkerei!« rufen laut tausend Heiden;
»Ihr Christen seid Schufte! wo bleiben die Pakte?
Ihr wollt unsre Schätze! Wie könnten wirs leiden!
So sind eurer Handlungsart kurze Extrakte!«

Ich dröhne hinein: »Das Schwert wird uns zeigen,
Wer hier der Verräter ist: einzig Ordalien
Entscheiden den Rechtsstandpunkt. Ihnen nur neigen
Die Christen sich immer, nicht Tanzsatanalien,

Die ihr aus der Erde, durch Unzucht, gegeistert:
Wir hassen euch, freche und garstge Barbaren.
Wir ächten dich, Mann, der den Höllenspuk meistert:
Fahr hin, dich mit Walddarven heimlich zu paaren!

Erstick im Genusse mit Brunstsalamandern,
Doch nimmer verbiete du, Gott anzuflehen:
Er möge heut abend das Schlachtfeld durchwandern
Und helfen, daß Tausend zum Heile eingehen!

Ich werde für euch, wie für mich, bald verbluten.
Für dich sei mein Schwert, das dich umbringt, gezogen.
Wie kannst du uns Duldung von Unzucht zumuten,
Ist morgen doch Hoffnung in Gott schon verflogen.»

Ich höre ein Seufzen durchs Heidentum fluten.
Wie klingts an mich an! Wohl verfolgt eine Richtung.
Ein Fluchtuten ist unter Fluchttunichtguten:
Ihm nach aber stürzt eine Erdgeistverdichtung.

Ein furchtbarer Greis überwindet die Menge.
Den schneeweißen Bart überflimmern dicht Tränen.
Aus Wuchtaugen fuchtelte ihm List und Lichtstrenge.
Die Glieder sind klein und dabei strack an Sehnen.

Nun ruft er: »Entsetzliches Schlachtengetümmel
Wird, ach, bald die Starken und Schwachen weggraffen!
Der Muselmann lauert, der christliche Lümmel
Durchschaut ihn und greift zu den Waffen!

So packt lieber Weiber, entführt sie den Hütern,
Zu schwer inseln Leiber im Ursee der Seele:
Drum wühlt Wucht und glüht Wut in beiden Geblütern:
Das Weltschicksal heischt, daß sich Buntess vermähle.

O Mann und Weib, tretet euch geistlich näher!
So laßt nicht die Schlacht unter Männern entflammen!
O tut mir, dem Seher, nicht schmerzreich noch weher,
Da alle doch Gott, unserm Vater, entstammen!«

»Wer bist du, wie heißt du, wem dienst du im Himmel?«
Fragt rasch Olivier diesen fremdartigen Alten:
»Vielleicht hintertreibst du das Schlachtengewimmel,
Vermagst du bald Heiden dem Heil zu erhalten.«

»Du fragst, wer ich bin? Was ich glaube und heiße?
Haha!« faucht der Greis: »Hier fällt Babel zusammen!
Den Juden beschimpft mich! Ich bins und verbeiße
Die Leiden, die alt meinem Glauben entstammen!«

»Du Zeuge der Wahrheit der christlichen Lehre,«
Ruft hurtig Turbin, »so lasse dich taufen,
Denn sieh, dann gewinnst du das Heil, deine Ehre,
Du mußt auf der Wanderfahrt endlich ausschnaufen.«

»Du lügst, denn du irrst dich!« erwidert der Fremde:
»Die furchtbare Wahrheit, vernimm sie und bebe:
Das Welttal durchschweif ich, sieh da, in dem Hemde
Und Leibe, durch den ich am Irdischen klebe!

Zu Gott, der Ureinheit, muß unser Volk leben!
Doch wann kann das sein? da doch ahnende Geister,
Aus Hochmut, am Ich und der Zeitlichkeit weben.
Wann kommt der Messias, der herrlichste Meister?

Bis dann bleibt dem Geist unsre Rückkehr zum Leibe.
Erinnerungsfrei kommt der Mensch immer wieder:
Ich selbst bin Gespenst, und ihr seht, ich verbleibe
Auf Erden und habe als Mensch meine Glieder.«

»Wir haben seit Adam wahrhaftig an Gaben
Gar manche«, sagt rasch Abd ur Rahman, »verwandelt,
Vielleicht auch vernichtet, wir haben zum Laben
Der Kranken verschiedene Heilkräutlein verhandelt.

Auch du, alter Jude, bist elend verwittert.
Doch sag, überkamst du von Adam die Schale,
In der noch der Saft langen Daseins erzittert:
Verrate, was nimmst du am Tage zum Mahle?«

»Hebräer,« ermahnt unser Bischof, »Hebräer,
Du kommst aus dem Heidenland, dort hast du Brüder,
So bringe die Abtrünnigen Gott sorgsam näher:
Die Welt ist verrucht und zerirrt glaubensmüder!

Du weißt wohl, du darfst noch im Irrtum beharren!
Wer blind ist, dem kann Gott das Augenlicht schenken.
Doch Heiden sind starrköpfige, lichtscheue Narren,
Die selbst aus der Schrift ihr Gesetz herausdenken!«

»Ich weiß nichts! Mein Fuß hat am Sinai geblutet.
Es stach mich dereinst am Hymet eine Hummel.
Ich weiß nichts! Ich wurde vom Mahlstrom umtutet
Und bleibe nur Jude und dumm beim Weltbummel.«

So spricht nun der Alte und lacht und wagt weiter:
»Was wollt ihr denn wissen, ihr Flachlandbeschauer,
War je euch der Ursturm ein guter Begleiter?
O sprecht, wart ihr einst Pyramidenerbauer?

Ich weiß nichts! Doch seht, ihr seid vieles gewesen!
Ich musterte damals umgrämt euren Dünkel.
Ihr wart selbstgefällig-einfältige Wesen
Und schlüpfet auch später aus finstern Weltwinkel.

Das Jüngste Gericht wird euch endlich erleuchten.
Erst dann gibt es friedsam ein Wiedererkennen.
Einst wird euch so mancher bekannter bedeuchten,
Ihr werdet ihn Mutter und Kind endlos nennen.

Ihr werdet erschauen Geburten im Fleische,
Beschneidungen, Taufen und heidnische Sitten.
Ich weiß nichts! — doch eines gewährt, was ich heische:
O laßt meine Meinung für nun unbestritten!«

Wie früher durchgellt uns ein furchtbarer Schauer.
Ein Seufzer entschleppt schrill den sehenden Alten.
Uns wird gar, als ob er im Lärm sich verkauer,
Ich sah kaum, wie Fäuste sich krampfhaft aufballten!

Da flucht nun Turbin: »Heide, laß die Versuche,
Durch Spuk uns und Zauber zur Furcht zu verleiten:
Du stehst im Verrufe und Magiergeruche,
Du darfst solche Trugwege nimmer beschreiten!«

»Was wollt ihr?« sagt drauf Abd ur Rahman im Zorne:
»In unserem Lager gibts keine Hebräer.
Als Zauberer hab ich euch lang auf dem Korne.
Daß ihr Hexerei treibt, weiß Schwätzer und Seher.

Übt lieber Gerechtigkeit! Laßt eure Künste,
Dann mögt ihr euch klug dreiste Tapferkeit schenken!
Und braucht keine Feinde durch Kriegsfeuersbrünste
Und Auftritt von Juden mit Spuk zu bedenken.«

»Fürwahr, das ist furchtbar, ihr spottet der Christen!«
Ruft wütend Turbin: »Der Spaß darf nicht dauern,
Ihr wollt euer Recht schlau und ruchlos erlisten,
Doch sollt ihr vor ehrlichem Wandel erschauern!«

»Ihr Priester, zieht heim!« ruf ich laut: »Geht von dannen,
Es sei euch die Freiheit zu irren gelassen,
Doch schuldlose Wesen, so Weiber wie Mannen,
Verbleiben, damit sie die Heilkraft erfassen!«

Verrat, Schurkerei! hör ich Volkshälse kreischen.
Die Leidenschaft scheint jeder Zucht auszureißen.
Was hilft Ruheheischen: ich seh, es zerfleischen
Bereits ein'ge Weiber die Wachen und beißen

Sich wütend zurück einen Weg zu den Heiden.
Umdroht uns nun Morden und gräßliches Schlachten?
Mein Blick kann Geplänkel im Tal unterscheiden.
Fanfaren erschallen, die heißt es beachten!

Zwei Boten des Kaisers erscheinen und sagen:
»Hiermit sei dir, Roland, mein Wollen beschieden:
Den Frieden verwirf, ohne Schlachten zu wagen:
Im Schicksal der Zufall sei sorglich vermieden.

Verrat droht! Drum folge mir gleich mit dem Heere.
Und hör ich dein Horn mich von ferneher rufen,
So weiß ich, ihr streitet: dann wißt auch, daß Speere
Sich nähern und merkt immer klarer das Trampeln von
Hufen!«

Ich rufe: »Sofort alle Heiden entlassen!
Bei furchtbarer Strafe darf niemand mehr raufen.
Der Kaiser verbietet uns, Blut zu verprassen.
Ich führe euch heimwärts, ihr waghalsgen Haufen!«

Es ist mir peinlich, meinem Zwerge nachzusteigen.
»Solang er mich verfolgte, war der Spuk erträglich,
Doch so scheint man dem Boden gradezu leißeigen:
Mit einem Zerrbild ist selbst Heldenfreiheit kläglich.«

»Fürwahr, wir sollten dort im Walde rasten!«
Erwidert Olivier: »Wir werden heute abend kämpfen,
Es mag sich Spanien unserer Daseinsfracht entlasten,
Es ist, als läge das Gebirge knapp vor Krämpfen!«

»Auch du, mein wackrer Freund, beginnst nun gut zu sehen.
Das freut mich!« sage ich: »Ach, könnten wir schon
handeln.

Fürwahr, es liegt der Wald, die stille Welt, in Wehen,
Die Franken aber seh ich fast im Tal lustwandeln.«

»Ach, hätte jeder sich ein Heidenweib genommen!«
Meint lachend Olivier: »Wie hätten sie's getrieben!
In mir ist auch, was einer Liebe nennt, erglommen,
Hätt ich ein Liebchen nur, wir wären blind geblieben!«

»Ob uns der Berg«, ein Krieger rufts, »jäh überrumpelt?
Wie faß ichs, sind das Moslems, die uns kühn umzingeln,
Erscheint ein Spuk, der auf dem Eigenschatten humpelt,
Vielleicht nur Würmer, die sich über Felsen ringeln!«

»Herbei, herbei!« ertönt der Braus im Frankenzuge:
»Wir sind verraten, alle Schluchten spucken Schurken.
Ein feiger Kämpfe lugt aus steiler Felsenfuge!
Die Turbane entwuchern feistgereift wie Gurken!«

Kein Ordnen meines Heeres könnte noch gelingen,
Drum dreingehaun und schnaufend Mut zur Wut erhitzen,
Bleibt mir als einzge Art, den Sieg doch zu erringen:
Hallo, da seh ich hundert Hellebarden blitzen.

Nun hat schon Olivier schlank seinen Grat erklommen.
Er ruft: »Fürwahr, wir sind von Ganelon verraten:
Des vollen Ostens Schildersonnen sind erglommen,
Die Heiden, ihre Rosse, starren in Brokaten.«

Die großen Kriegstrompeten höre ich erschallen.
Die schönsten Rüstungen erglügen in der Ferne.
Ich wähn auch eines Volkgewolks Nachobenwallen:
Das sind Erheldbare aus tiefstem Heereskerne!

Auch Olivier sieht Fels und Feind, die finster nahen.
Er ruft hinab: »Die Erde speit die Edelsteine,
Die wir erträumten, aber niemals strahlen sahen:
Wie klar! Die Heidenschaft erprahlt im Mittagscheine!«

Da lachen meine Franken, und ich lausche sagen:
»Bei Gott, für solche Beute lohnt es sich zu streiten.«
Nun rufe ich: »Ihr dürft euch euer Glück erjagen
Und kämpfend schon den Greisenfrieden vorbereiten.«

Nun stürzt sich Olivier herab in unsre Mitte
Und ruft: »Ich habe Heiden, Heiden, rings gesehen,
Noch nie gewahrte ich so viele Fröner böser Sitte,
Wir müssen kühn den alten Prüfungstag bestehen.«

Da sagen meine Franken: »Niemand wird sich schämen,
Weil er nicht froh zum Tode hat für Gott gefochten,
Wohl mögen Weiber sich um den Ernährer grämen,
Weil wir im Feindgefels nicht feig zu fliehn vermochten!«

Doch meint nun Olivier: »Du mußt um Rettung tuten!
O blase doch ins Horn, der Kaiser kann uns hören!«
Drauf sage ich: »Was wagst du da mir zuzumuten,
Muß ich denn meinen Ruhm, durch einen Ruck, zerstören?«

»So blase doch ins Horn, ganz nahe sind die Franken!«
Sagt wieder Olivier. »Das will ich nimmer tuen!«
Erwidreich beherzt: »Mein Mut beherrscht sein Schwanken:
Im Blute schlummernd werden bald die Heiden ruhen.«

»O laß doch Olifant, dein großes Horn, ertönen!«
Sagt nochmals Olivier. »Wie könnte das geschehen!«
Erwidre ich voll Zorn: »Soll mich mein Volk einst höhnen,
Weil ich für Gott versäumt, in Gott fromm einzugehen?«

»Montjoie!« hör ich nun hold den Ruf der frohen Franken.
Wir kämpfen beieinander, können nicht verzagen.
Für meine Tapferkeit wird mir süß Frankreich danken.
Hier liegt ein Heide schon, ein andrer dort erschlagen.

Soll gar mein Ahnenland durch mich an Ruhm verlieren?
Und meine Mutter einst sich ihres Sohnes schämen?
Das fürcht ich nur. Mit meinen wackern Kavalieren
Befehd ich Allahs Heer, samt allem Spuk und Schemen.

Mein Olivier, du raufst schon wie ein durstger Tiger,
Du hast wohl sieben Schädel mit dem Schwert zerspalten!
Du scheinst mit Hauteclaire der allerschönste Krieger:
Auch Durendal birgt Wunder alter Schlachtgewalten!

Turbin ermuntert auch, zu Pferd, zu mutgem Ringen,
Beredt verspricht er uns Vergebung aller Sünden.
»Montjoie et Saint-Denis!« Den Ruf hör ich erklingen.
O Gott, o laß uns hier ein Christenreich begründen!

Ich fäll dir mit dem Schwert das Haßgezücht der Heiden;
Du Schwarzer, teufelsrot sei du und reif zum Braten!
Beschnittnes Pack, ich kann dir Hand und Haupt be-
schneiden!

Dich, Alter, spieß ich uaf: dein Bauch ist feist geraten.

Turbin hat nicht das Wort zum Herzen dir gefunden,
Ich will mir diese Burg mit meinem Schwert auskratzen.
Vereitre du aus gelben eklen Schenkelwunden.
Und du da magst aus Wut auf grausem Schlachtfeld
platzen.

Im Bache staun sich steil gar blutge Roßkadaver.
Kaum gibt es eine Pfütze, Heiden zu ersäufen.
So füllt sich froh die Bucht, daheim in meinem Hâvre
Erscheinen Frachtenflotten fremd zu Tausch und Käufen.

Wie herrlich meinem Heer als Sieger ich erscheine:
Es kann kein Gott aus Licht an Helle je mir gleichen!
Wir wetzen niemals Spuk dumpf über Eckensteine:
Aus Purpur schlepp ich bloß als Schattenmantel Leichen!

Mein Licht empfängt auch Olivier, dem Monde ähnlich,
Auch er ist blond und schlank, gar tapfer, wenn ich rase,
Nur wünscht er Schlachtgetümmel nicht so freiheitsehnlich,
Und wenn er muß, beschirmt er seine feine Nase!

»Du wolltest nicht ins Schlachthorn stoßen!« hör ich rufen:
»Ich hab dich tief gewarnt, wir werden alle fallen!«
Ich habe keine Antwort: bloß vor Thronesstufen
Darf einst der Freunde Blut unendlich rot aufwallen!

Die Feinde sterben hin, wie Sperlinge im Winter.
Gar mancher zeigt bereits den Arsch in Pluderhosen.
Doch Finsternis wolkt hoch, ein Spuk steckt wohl dahinter:
»Du bist verwundet, Roland!« hör ich, Wirbeltosen.

Den Kaiser überraschen jetzt die Mittagsschrecken.
Wie Heuschrecken umtummeln ihn die Blutbachlarven.
Beim Berg Sankt Michael kann sich die See aufrecken,
Von selbst ertönen dort die Glocken und die Harfen.

»Zurück, mein Freund, du kannst das Heidenheer nicht
schlagen!«

Durchdringt mich jetzt die Stimme von Turbin. Ich lausche
Nicht hin und drauf. Ich schau in Xanten tausend Plagen,
Dort ists, als ob der Rhein aus altem Bette rausche.

»Das ist ein Rachetag!« erschallen tapfre Stimmen.
Ich selber aber rase, kann gar deutlich sehen,
Wie fern im Grimme Wellen Frankreichs Strand er-
klimmen:

Wohl ahnt man in Calais die Schlacht der Pyrenäen.

»Mein Roland, stoße doch ins Horn, damit ich komme!«
Das ruft mein Kaiser klar aus meiner armen Seele.
Ich aber weiß, ob mir sein Nahen heilvoll fromme:
Ich sehe in Burgund nun Spuk- und Luftkrakeele.

Schon wird es finster um uns her. Die Mohren kann ich
Nur noch an ihren blanken Waffen ernst erkennen,
Denn aus dem Blutbachsumpfe steigt ein Abendkranich,
Mit rotem Schopf und Krallen, die wie Lohe brennen.

Wohl sausen Pfeile rings, auch klingen unsre Lanzen.
Ich weiß, ich weiß wohl klar, daß ich noch weiter töte,
Doch jetzt umschwingt mich eine Wucht: im Rosenkranze
Vom Schlachtgesicht geschieht mir eine Schönheitsröte.

»Du bist verwundet!« sagt mir sanften Freundes Stimme,
Und Silberfrische spüre ich auf Blut und Stirne.
Ich blick empor: was klimmt, als ob die Sonne glimme?
Noch wach ich wahr und folgeforsch dem Taggestirne.

Auch strahlt mirs klar: das kämpft und stirbt! Dort
bringt man Tote:
Die tapfersten Gefährten sind für Christ gefallen!

Mein Olivier froht auf, als ob sein Ende drohte.
Nun sage ich: »Ich lasse gern das Horn erschallen!«

»Zu spät, mein Blut! Turbin ist schon vom Roß gestiegen,
Um die Verwundeten noch eilig zu versehen!«
Sagt Olivier: »Gar manchen, die im Grase liegen,
Genügt ein Halm, um heil zu Jesu einzugehen!«

Fürwahr, der Bischof schreitet zwischen seinen Leichen.
Ich selbst bedarf des Trostes und muß weiterstreiten.
Nun kenne ich das Herz: ein Stern gestrahlt auf Streichen.
Mein Blut erfunkelt Glut, zum Heil der Heidenheiten.

Ein Pfeil hat Olivier im Herzenskreis getroffen.
Ich spring aufs Roß. Turbin ist da mit Seelenlabe.
Froh mag nun Olivier auf Gottes Gnade hoffen,
Auch mir reicht er das Heil, bevor ich weitertrabe.

Du Strolch, du hast vielleicht den edlen Freund verwundet,
Ich hau dich rot und tot, noch kann ich weiterfällen!
Auch dir sei kurz die Frist im Blutfleisch abgerundet:
Zur Hölle denn mit euch satanischen Gesellen!

Ich blicke auf: Was hat uns Schicksal zugetragen?
Es stöhnt Turbin in seines Herzenssprudels Blute.
Bei Gott, ich stoß ins Horn, das ist ein Schall voll Klagen,
Wie wird dem Kaiser mein, der eignen Brust zumute?

Mein Gott, mein Gott, ich töte fort: ich weiß, ich rase!
Wie kann ich mir des Abendmahles Kraft erhalten?
Mein Gott, ein andrer Hieb, nun blutet meine Nase.
Ich haue noch, doch schal sind fahle Flachgestalten.

Ich reite in roter Gewandung zum Grale.

Da steht Montsalvage, aus den Steinen erleuchtet.
Was glüht dort im Saale? man sitzt wohl beim Mahle.
Die Bäume sind Träume, mit Perlen befeuchtet.

*

Ich schlage um mich her und treffe blasse Schatten:
Ich hasse euch, ihr leibhaftigsten Wuchtgesellen;
Ihr schient so stark und deckt als Leichen blutige Matten,
Bloß um den treuen Schatten läßt kein Leib sich prellen.

*

Die Wahrheit erbaut schon im innigsten Wesen:
Ein irdisches Feuer beflügelt mein Dasein,
Ich kann alte Echtheit aus Zweifeln entlesen:
Mein Ursprung greift rings in das urfreie Maß ein!

*

Umhautetheiten, die wie Flattermäuse schwärmen,
Zerschleiße ich mit heilig hehrem Richterschwerte,
Das heitre Blut verspritzt ein Stich aus Stinkgedärmen:
Ihr fleischgewalkten Menschen habt bloß Satanswerte.

*

Das Tal, das sich schwarz unterm Burgbau verschluchtet,
Wird böse und furchtbar genannt, sei gemieden!
Es hat sich am Kreuzigungstag eingebuchtet:
Ist nun das Gewissen und scheucht meinen Frieden!

*

Ihr alphaft Gestalteten schlaft bald erschlagen;
Von Roland durch Gott, für den Kaiser bezwungen.
Den Gralwächtern kann ich, zum Schwur befugt, sagen:
Der Geist ist in Blut, das nun leuchtet, gedrungen.

Halunken, sterbt: ihr habt den Kaiser feig verraten,
So nehmt dafür den Lohn von seinem Erzvasallen!
O Gott, du berufst mich zu christlichen Taten,
Ich rette das Schloß, einst dem Zauber verfallen!

*

Die Sonne ist lange schon untergegangen.
Nach Châteaumerveille ist mein Freund abgezogen.
Er darf dort am Mund junger Heiden hängen,
Doch bleibe ich bloß meinem Weibe gewogen.

Ich weilte schon da. Einst im Traume geschah es.
Ich frug nicht den König, was heilt deine Leiden?
Ich dachte gar gierig, ein prachtsäliges, nahes
Geschick meinem Weibe und mir zu bescheiden.

*

Ihr schattenden Gestalten müßt wie Rauch verschwinden,
Ihr Heiden wagt es, euch vor meinem Sinn zu mehrern,
Doch seid ihr kaum, könnt nie für diese Welt erblinden:
So stürzt und löst euch auf, ihr kennt nicht Christi Lehren!

*

Ich harre: wann darf ich durchs Gralgitter gehen:
Im innersten Dunkel entflammen, erstehen
Glastherzen, die Gott für den Menschen beflehen.
Nun prunken auch, glühen die Eispyrenäen.

Ach, Blut liegt im Schnee. Alte Gletscher erglimmen.
Mein Herz, das Gemüt, unsre Liebe weilt ferne.
Der Glanztag ist fort, aber Erdgluten klimmen
Hinan, still hinan, und ich folgte so gerne.

Das Blut hoch am Himmel, die Glut auf dem Eise
Erfüllen mit Wehmut die einsamen Seelen:

Mein Weib, ach, mein Weib, nun erscheine so leise,
Wie Urglut und Ehrfurcht vor Gottes Befehlen.

Im Glauben erglügen die eisstarren Riesen.
Ein herrliches Weib ruht, in Blutschnee gekleidet,
Im Nachtschloß und träumt mich, zur Welthut gewiesen.
Ach Weib, du vergißt, wie mein Fürstenherz leidet.

*

Entferne dich von mir, so grauser Schattenritter,
Dem noch ein Zwerg nachhumpelt, Sonnenunsinn du.
Ergeben tust du, doch ich trau dir nicht, Trachtzwitter:
Ich bring dich um, da liegst du, bist vielleicht ein Hindu?

*

Mein Weib, sage Weib, warum muß ich dich minnen?
Als du mich ersahst, bist du schamrot verschwunden.
Ich hab dich zur Hochzeit, o holdes Entsinnen,
So rosig im Ampellicht wiedergefunden.

*

Auf einmal kommt ein Feind, — ich hatte endlich Frieden!
Was, zweie seid ihr? Und dazu noch Kopfputzdiebe!
Ihr Spuk, bleibt, fremd und feig, vom Christen doch ver-
schieden,
Was ihr nicht stehlen könnt, empfängt: zwei Franken-
hiebe!

*

Mein Weib, ohne dich tret ich wund vor die Ritter
Des Grales, beim Mahle, im prachtvollen Saale.
Mein Weib, steige auf aus dem Urglutgewitter,
Erstrahle, entwalle dem Flammenportale.

*

»Du fieberst, Roland, und nun wirst du bald verschneiden!«
Dies hör ich wohl und fühle eine leise Frische.

Ich blicke auf und spüre heiße Tagesleiden.
Mir ist, als ob Turbin den Schweiß der Stirn abwische.

Er ist es, denn er spricht: »Wir werden beide sterben.
Wir siegten, denn die Heiden sind vor uns geflohen.
Du rastest, und du jagtest toll uns in Verderben,
Doch mag ich dir nicht bös mit Höllenqualen drohen.

Du schlugst zwar eben noch zwei Franken fiebernd nieder.
Und wärest du nicht selbst gestürzt, ich lebte nimmer.
Ich schließe dir, mein Freund, die Sündenaugenlider.
Dein Totschlag ist verziehn: erblicke Gnadenschimmer!«

*

Als Parzival kann ich zum Gralsaal gelangen.
Da flammen entfernt all die Heilsaftpokale.
Mein Weib darf mich wahr und erstrahlend empfangen.
Mit Durendal kam ich, als Kampfpreis, zum Grale.

Nun soll dieses Schwert alle Schwachen verteidigen!
Ich mag, um ihr Leid, Jesu Arme befragen.
Mein Bann trifft die Falschen und forsch die Meineidgen:
Kommt, Knaben, ich mag euch zu Gralrittern schlagen!

Entsetzlich! Das da sind nur Blutdurstgespenster.
Sie lösen sich auf, hoch im Schlundkuppeldome.
Die Wahrheit ist da! Ein Grab gradumgrenzter
Erzwecknisse, Wecker erregter Phantome
Ist alles! Bald schließt sich mein Sonnausblickfenster,
Denn langsam erstarren die Araratgnome.
Jetzt legen die albernern Kämpen die Trachten
Matt ab und sind alle fürwahr zum Erbarmen.
Kastrat, alter Magier, zum Brandschatzen, Schlachten

Bezahltest du Mannen: dein Schatz gab den Armen,
 Die dir, reicher Lacher, den Harem bewachten,
 Für Qualen, die Nahrung. Mit Überkraftarmen
 Beschützten sie dich, stürzten Tannen: und Reiser
 Nur brachten sie heim, um sich müde zu wärmen.
 Für dich fochten Heiden. Ich selbst und ein Kaiser,
 Wir standen stark ein, mit Gehirn und Gedärmen!
 Jetzt stürzt du ins Nichts, du ein Zaubrer und Weiser:
 Der Tartarus klafft und besteht auf Scheinschwärmen!
 Was bleibt? Hölleneinsicht? Verschweig es dem Toten:
 Ein Halbalp von mir strahlt geschmackgar beim Mahle.
 Wo gar nichts zu sagen ist, wandern die Boten.
 Unleiblich, erhielt ich die Gunst, beim Gemahle
 Zu thronen, und bloß von den loderndsten roten
 Gefühlen erleuchtet, besitz ich Opale,
 Rubine, Smaragde, unfäßbare Werte.
 Die Tragik ist furchtbar! Was harrt von den Hadern
 Im Jammertal aus? Sind dort unversehrte
 Gebilde, die aufstehn? Durchschwärmen sie Adern
 Glutflüssigen Bluts? Durch Umfleischung beschwerte
 Gestalten, wie Schatten und Grundungesichte,
 Verschrumpfen zu einer. Verkrüppelte Wichte:
 Der Nachsteiger aller fällt leibhaftig nieder.
 Der Klumpen wird fest. Vom Bauchhauptgewichte
 Aus spreizt er, entrecken sich Steh- und Greifglieder.
 Das Wappen Thrinakrias stürzt im Zwielfichte
 Des Grabschachtes ab: und nun steht er schon wieder,
 Als spanischer Staatszweig, ganz stramm auf den Beinen!
 Es lächelt das Männchen: am besten bewährte
 Somit sich der Schatten! fast will es mir scheinen,
 Als ob sich die Schönheit nie menschlich verzehrte!
 Was sollte ich sonst von dem Wahrheitspuk meinen?
 Mir ist, als ob etwas den Fuß mir versehrte!

DREI EREIGNISSE

Es fließt die Rhône herbei, mit ihren breiten Wogen:
Fast wirbellos, voll von Vertraulichkeit ihr Strom.
Von Rossen wird ein Floß den Fluß hinaufgezogen:
Mit roter Kappe kauert drauf der Mittagsgnom.

Wie herrlich flimmern doch die ungestümen Fluten!
Ein immer leiseres Ereignis schäumt empor:
Ich höre ferne blöken, Glocken tönen, tuten;
Vor mir hier zittert silberhell ein Pappeltor.

Drei junge Mädchen merk ich, die am Ufer spinnen.
Gesprächig regen sie die Hände und den Blick.
In Unschuld aber ruht die Seele: ihren Sinnen
Genügt ein Schlankheitseindruck, ohne ein Geschick.

Ihr Mädchen, freut euch frei an schmucken Kriegsgestalten,
Doch, daß ihr euer Sein durchschaut, das gebt nicht zu!
Laßt schlichtes Jungferntum nicht durchs Bewußtsein
spalten,
Nur eine Unschuldsfrucht bringt dann das Weib zur Ruh!

Ich bin auf grellen Abweg und in Traum geraten!
Im goldnen Korn ist irgendwo ein Wind erwacht.
Die reifen Ähren glühen reife Sprühdukaten,
Aus Goldstaub überfunkelt sie die Mittagspracht.

In weißem Festkleide erscheinen jetzt drei Reiter.
Der Pferde Füße bleiben ganz verdeckt vom Korn.
Es sieht so aus, als wäre keiner ein Begleiter:
Drei gleiche Gottesstreiter sinds, mit Kreuz und Sporn!

Ich trüge gerne selber solche Rüstungsstücke.
Der Mantel mit dem roten Achtzackkreuz ist schön.
Wohl ist es Zeit, daß ich mich grüßend niederbücke,
Denn nah, am Pfade, höre ich das Eisenkleidgedröhn.

»Katharer sind wir!« sagt ein Mann im Kampfgewande:
»Und du? gib klare Auskunft, wer du bist?«
»Ein wandernder Scholar aus dem Barbarenlande«,
Erwidre ich, »und auch ein nimmermüder Christ!«

»Fürwahr, auch wir sind tapfre Heilandsstreiter
Und hassen jenen Gott vom Judentestament!
Der Böse herrscht auf Erden!« spricht der Ritter weiter:
»Und rein wird, wer das Weib und seinen Schreck nicht
kennt!«

»Für die Geschlechtlichkeit ward uns der Tod zur Strafe,
Und ungeschlechtlich ist der Heiland, der nicht starb:
Ich ahne meinen Tod, wenn ich ein Weib beschlafe,«
Erwidre ich, »und weiß, wie ich den Sarg erwarb.«

»Bist du ein Schotte?« fragt ein Ritter, springt vom Rosse.
Er drückt mir fest die Hand und ist dann rasch verstimmt.
»Nein,« sage ich darauf, »ein Alemannensprosse!«
Und sehe gleich, wie jedes Auge grimmig glimmt!

»Was willst du, schlauer Häscher aus des Kaisers Landen?«
Fragt einer barsch: »Wirt töten dich, wenn du nicht sprichst!«
»Entschuldigt, Herr, ich habe nicht den Gruß verstanden!«
Erwidre ich: »Doch schlecht ists, wenn du mich erstichst.

Die Scholle selbst hat meine Glaubensart geboren.
Die Christusflamme grünt und blüht aus jedem Blatt.
Ich bin nicht einer von den römisch trocknen Toren,
Für die der Heiland Gott nicht überwunden hat!«

»O Bruder, sagst du wahr und fromm, so sei willkommen!«
Spricht jetzt ein Tempelherr, im Herzen tief erfreut:
»Die Reinheit ist durch Heilandshuld in dir erglommen:
Du sprichst nur aus, was dir der Geist gebeut.«

»Die Wahrheit ist die Flamme, die wir lallend ahnen,
Die unerfaßbar ewig nach Gestalt verlangt:
Sie kann uns an verwandte Reinheitsbahnen mahnen,
An Rasse«, sag ich, »oder Zucht, nach der uns bangt.«

»Das ist der Augenblick der Waldanachoreten,
Geschlechtstöterin ist Christi Freinatur!«
Erfahr ich wohl: »In Helden, die zum Heiland treten,
Verblaßt der Sternenahnen klare Spur!«

Der Erde Tat als Flamme sei nun ausgesprochen:
Als dumpfes Ziel erkürt sie auch Gewühlsgefühl!«
Sag ich: »Die Zukunft liegt dem Volke in den Knochen,
Doch weiß es nicht, womit das Blut sich sauber spül!«

»Man haßt uns, weil wir Christi Tat aussprechen,
Denn das Verlangen aller, da ist es getan!«
Werd ich bekehrt: »Noch will die Welt mit Rom nicht
brechen,
Der Gaue Urbegehren schäumt dadurch als Wahn!«

»Ein heilger Sinn ist jedem dummen Sträuben inne,
Durch Krieg und Trutz nur hält die Ordnung stand!«
So meine ich: »Der Geist, die Furcht und Christusminne
Erglimmen in der Menschheit Angstsahasand!«

»Doch du tritt in den Orden ein, du bist berufen:
Sei Bruder uns und trage streng das Streitgewand!«
Ist Aufforderung: »Wir kennen einzig Altersstufen,
Als Greis, seist du zum Großmeister ernannt!«

»Es kann der Mantel euren Schatten nicht bedecken.
Auch ihr bleibt wandelbar und heiligt eine Zucht!«
Das sprech ich aus: »Verrenkte Spottgebärden strecken
Sich von euch weg, verkündet ihr die Irrtumsflucht!«

»Du darfst nicht glauben, daß wir uns des Körpers schämen,
Mit Leibeskräften führen wir den Geisterkrieg!«
Ein Ritter meint: »Voll Wucht ist unser Trutzbenahmen:
Sprich, trittst du bei, sonst ringe um den Schemensieg!«

»Ich sage kurz, mein Wesen sucht nach Schaulustruhe,
Die Stille selbst birgt einen Lebenspriesterschein!«
Ist mein Bescheid: »Ich ruhe, wenn ich stumpf mittue;
Drum sage ich entschlossen: meine Herren, nein!«

Der Löwe Galliens liegt am Rhônestrome in Schlummer
Und träumt von Raubzügen, die er bei Nacht voll-
bringt.

Am Tag ist er ein Schnarcher, Spinner oder Brummer,
Da alles drin von Räderwerken widerklingt.

Das ist das Stadttor mit dem Leu und Lilienwappen!
Ein ganzer Jagdzug geht daraus mit Lärm hervor.
Die Pferde drängen sich. Die Hunde bellen, schnappen.
Der Troßvogt spaßt. Der Schloßnarr kratzt sich hinterm
Ohr.

Der Jagdzug, auch der Staub, — die Schatten sind vor-
über.

Da steht ein Gasthaus, wie in Deutschland, knapp beim
Turm.

Ein Lämmel kriegt vom Wirte seinen Nasenstüber;
Ich kehre ein, ich fühle dich, mein durstger Wurm.

Ich trete lieber in das dichtgefüllte Zimmer,
Da hebt ein Schatten stets den andern Schatten auf.
Dafür gibt es Gestank! Pour moi ist das nicht schlimmer,
Ich nehme diesmal ihn als malerisch in Kauf.

Ich rufe: »Wein her, Wirt, ich kann Euch bar bezahlen,
Denn edel bin ich, wenn auch durstig wie ein Frosch!«
Man schreit: »Tout de suite!« da sich Soldaten jetzt
empfehlen:

»Monsieur le Chevalier sans peur et sans reproche!«

»Soldaten habt ihr wohl genug in euerm Lande!«
Beginne ich zur Wirtsfrau, die mich flink bedient.
»Ihr seid ein Deutscher wohl, und vom Gelehrtenstande?«
Fragt sie mich aus: »Ich sahs, als Ihr im Tor erschien!«

»Ei freilich!« meine ich: »Sagt, habt Ihr was dagegen?«
»Ach nein, vor kurzem war der Kaiser unser Herr!«
Spricht rasch das Weib und ruft: »Hier gibts wohl
deutsche Degen?
So kommt doch her und laßt Geplänkel und Geplärr!«

Von einem Tische, wo ein Weib aus Streitsucht weinte,
Erhebt sich nun ein junger prächtiger Soldat,
Der zwar der Wirtin Frage mit dem Kopf verneinte,
Sich aber artig einen Platz bei mir erbat.

»Ich war bei euch und habe Teufel dort gesehen!«
Beginnt er: »Sagt, ob diese Hexe Euch gefällt?
Sie wird Euch ihre Brunst und Liebe eingestehen,
Sie hat sich oft zu fremdem Wandervolk gesellt!«

»Den Teufel saht Ihr? Sprecht, wie habt Ihr ihn ge-
funden?«

Befrage ich den Söldner lachend und erstaunt.
»Aus der Erinnerung ist mir das beinah entschwunden,
Doch ich erzähle es!« sagt der Soldat gelaunt.

»In einem Wirtshaus, irgendwo in Deutschlands Norden,
In einer großen Kaufmanns- und Soldatenstadt,

Ist mir das Glück, wie ichs erwähnt, zuteil geworden:
Ich weiß, wie mich das Schauspiel hergenommen hat.

Nun weiß ich es! Betrunkne Zecher schwätzten, stritten
An einem wohlbesetzten Tisch! Ich blieb allein.
Auf einmal balgten sich, entfuhrn oder ritten
Zwei Spießgesellen unter uns, zum Dach, herein.

Der Schreck war gar nicht arg. Ich lachte wie die meisten,
Der eine war schon alt. Der andere hatte Bart.
O, ich erinnre mich! Die Lumpenbrüder kreisten
Um uns herum, voll Spottlust von gar eigner Art.

Sie sprachen viel von Liebe, mehr von guten Weinen,
Und saßen plötzlich wo am wohlbesetzten Tisch.
Sie schienen Kraft mit wahrem Anstand zu vereinen,
Und wollten sie's, entzischte irgendwo ein Wisch.

Ein Höllenwein quoll aus dem Korke unsrer Pfropfen.
Darob erboste sich kein einzger Trinklochtropf.
Sie konnten schrill an allen Kellerpforten klopfen,
Und oftmals sträubte sich, zum Juxe bloß, ein Schopf.

Der Bartlose war Satan selbst: ich kann es schwören!
Der andre schien nur sein Kumpan und Mensch zu sein.
Die Ösen nestelten aus unsern Hosenöhren:
Aus Flaschen, Spiegeln, guckten Weiber nackt herein.

Haha, wir freuten uns, wir schwelgten fast und lachten
Und dachten uns, da gibts bald einen Sabbattanz!
Wir taten so, als ob wir uns daraus nichts machten.
Nur einer sprach: Du glaubst, ich sehe nicht den Schwanz!

Er kicherte verschmitzt mit spitzen Zwinkerblicken.
Ich hörte gut, was er da sprach von seinem Sitz:

Du kennst die Sitten wohl, die sich für Menschen schicken,
Doch hinten hat dein Kleid einen verflixten Schlitz.

Und leise fuhr er fort: Dein Schwanz ist mir wohl sichtbar!
Die Natter auf der Kellerstiege merkt man schon!
Dein Steiß ist sicherlich nicht ganz gesichtsbar,
Doch schweige ich, gibst du ein Weiblein mir zum Lohn!«

»Was du da munkelst,« fahre ich dem Söldner in die Rede,
»Ist alt, ein Märchen schon, doch immer taucht es auf.
Die weisen Männer, Ketzer, wohl mit Rom in Fehde,
Umforschen uns, erfreuen sich oft beim Seelenkauf!«

»Wie, sagt, das glaubt Ihr nicht, braucht Ihr Erlebnis-
daten?«

Schreit frech und wirr das Wirtsweib, das im Winkel
spricht.

»Wir sind zu dreien. Trau der Wildkatz, dem Soldaten,
Du hinkendes und hektisch bleiches Milchgesicht!«

»Ich schleife meinen Fuß aus Müdigkeit, Frau Wirtin,
Doch Ihr habt recht, denn meine Seele scheint mir lahm!«
So fällt mirs ein. »Laßt ab, Ihr Hexe, Ihr verwirrt ihn!«
Glaubt der Soldat: »Da er voll Unschuld zu uns kam!«

Da lacht das Weib und sagt: »Kommt, Satans Schwanz
betasten!

Haha, mein Mondkalb, antwortet mir doch, Ihr wollt?«
Ich sehe beide an und fühle Geilheit glasten.
Ich merke auch, wie gräßlich er die Augen rollt.

Drauf schlägt das Weib dem Mann auf Brust, auf Schulter
Und ruft: »Der Schurke da, der flog schon einmal mit,
Das ist ein wohlgeschulter, zur Ausfuhr eingelullter
Gesell von Baal-Zebub. Sprich, keck war unser Ritt!«

Der Söldner fängt schon an in wilder Brunst zu stöhnen
Und nickt der jungen Hexe schwül und lüstern zu.
»Das nächste Mal fährst du mit einer andern Schönen,«
Verspricht sie uns, »heut abend salbe ich die Schuh!

Elf Brautstandhexen kommen auf elf Satansenkel,
Doch sagt, gefiel euch nicht die Lust bei Sonnenschein?
Von dir mag ich den Mund, bei dir die Muskelschenkel,
Ich lechze Mensch, ganz Mensch, ja weniger zu sein!«

Bald grölt wer vor dem Haus. »Das sind die Johanniter!«
Schreit wild das Weib. Doch sind wir alle rasch gefaßt.
Der Söldner hastet auf. Ich seh, den Degen zieht er.
Ich faß nach irgendwas und packe einen Ast.

Gesindel das, Verteidiger verdammter Pfaffen,
Durchzuckt mich Wut, und schon erschlag ich einen Mann.
Da geben uns fünf andere, im Nu, zu schaffen,
Doch jeder von uns beiden tötet, was er kann.

»Du Hund, vermaledeiter Galgenvögelröster!«
Durchloht es mich, und vor mir röchelt ein Soldat.
Der andre ist nicht feig, zwei Fleischpilger erlöst er.
Weh dir, du Hexenschinder, der mir naht!

Ich habe ihm das Häscherhirn jäh eingehagelt.
Stürz um, Spion von Rom, verfluchte Fehlgeburt.
Ihr hättet Christum ebenso ans Kreuz genagelt,
Wie ihr mit freien Ketzern gestern erst verfuhr.

Auch dich erschlag ich, dicker Führer feiler Rotten!
Du hast wohl einen Mann, für eine falsche Mark,
Bereits lebendig irgendwo, um Prägerlohn, gesotten,
Und baumeln ließst du manchen schon für einen Quark!

Da liegen jetzt sechs Weltbürger, von uns erschlagen,
Und es beschnupern Hunde, wie berauscht, ihr Blut.
Die Schuld von vier Mordtaten muß ich selber tragen,
Derweilen auf dem andern nur die Halblast ruht.

Wir sehn uns an: das waren eigentlich Soldaten!
Ich zucke mit der Achsel. Mein Gefährte spricht:
»Nun desto besser, keiner kann uns mehr verraten,
Und uns verfolgt man, ganz bestimmt, für die da nicht!«

Jetzt stürzt auf einmal eine Wölfin aus dem Keller.
Juhei, die Hunde kläffen auch schon hinterher.
Das rennt und bellt: das flüchtge Tier läuft aber schneller.
Die flinksten Köter kriegen es wohl nimmermehr.

Doch meinem Spießgesellen scheint das nicht geheuer,
Er sagt und kratzt sich gar bedenklich hinterm Ohr:
»Der Ausriß unsrer Huldin kostet uns noch teuer,
Doch die Verfolgung machen uns die Hunde vor!

Doch was, das schadet nichts, wir sind zwei wackre Degen.
Halt, sag, du bist so derb, magst du kein Landsknecht
sein?«

Doch ich erwidre, ohne lang zu überlegen:
»Nein, nein, mein lieber Hiebgenosse, nein doch, nein!«

Es streckt die Rhône sich nach unendlich großer Ferne,
Und wie ein Dunstgebilde sonnt sich dort Lyon.
Mit deinem Wasser, Glanzstrom, plaudre ich so gerne,
Hier hüpfen Zufälle den Lichtscherz-Kotillon!

Mit Sternen überschüttet, sprühen Wellenbrüste
Zu vielen Mittelwirbeln rhythmisch leicht heran.

Hier ist es mir, als ob ich wild aufjauchzen müßte,
So kräftig hält mich diese Lustigkeit im Bann.

Da spielen Fische mit der Luft und haschen Lichter
Und zeigen mutwillig die weiße Schuppenbrust.
Da tanzen Launen, lachen Wasserschallgesichter:
Hier ist die Lust für uns zu furchtbar unbewußt.

Ach Wasser, deine Klarheit kann ich nicht vertragen.
Du wähnst es ja, ich bin zu fragwürdig und lahm.
Du bringst mein Bild, dem Schatten gleich, in lange
Lagen:
Weiß Gott, woher mein Haß gegen Verrenkung kam!

Ich wandre weiter, weiter, wie mich Träume treiben.
An meinen Wünschen hält mich was, — doch keine Hand!
Allein mag ich mit meinem Wassergeist nicht bleiben,
Denn da empfind ich mich zu stark am Jenseitsrand.

Da kommen Johanniter, die will ich befragen!
Wonach? ganz gleich! wenn ich nur überhaupt befragt!
»Wollt ihr mir keinen Weg aus dieser Schäumnis sagen?«
Entträumt es mir; »sie quält mich schon den ganzen
Tag!«

»Was Ihr da sprecht, ist uns, verzeiht, nicht ganz ver-
ständlich.

Wir können nur Französisch und dazu Latein.
Daß wir sonst nichts gelernt, bedauern wir unendlich!«
Meint freundlich einer: »Doch Ihr dürft nicht böse sein.«

»Im Wald ist man bei uns so höflich bloß mit Dieben,«
Erwidre ich, »vor mir habt aber keine Angst!«
»Besorgt sind wir, doch Furcht, das wäre übertrieben!«
Ist ein Geständnis: »So sage denn, woran du krankst.«

»Da ihr mich duzt, so sprecht ihr wohl mit meinem Schatten,
Mit meinem Kleid, und was mich sonst vor euch beschützt!
Der Mut, der euch entsank, kommt wieder euch zustatten,
Doch nichts scheint rasch wie saubrer Anstand abgenützt;

Das Wams, zu dem ihr sprecht, deckt besser meine Blößen,
Ist es auch arg geflickt, als wäre ich ein Narr:
Die Seele schirmt es doch vor plumpen Mönchsverstößen!
So ich: »Und gibt mirs Recht, daß ich beim Spaß beharr.«

»Ihr seid mir wohl im Land der Witzbolde geboren,
Das wissen wir nun doch, obschon wir es nicht sehn!«
Erwidert einer flink. »Ich laß euch ungeschoren,
Mit Faust und Witz,« mein' ich, »wenn wir zusammen-
gehn.«

»Gibt es bei Euch zu Haus auch Ketzerei und Hexen?
Erstickt man dort so forsch wie hier den Graus im Keim?«
Derart befragt, verfall ich noch den Folterfexen:
»Es heißt, der Teufel sei im deutschen Land daheim!«

»Was Ihr da sagt, das kann ich wahrhaft gar nicht glauben,
In Spanien und in Frankreich ist es furchtbar arg!«
Gesteht man mir: »Wir sehen Hexen Kinder rauben,
Denn reines Menschenfett braucht's Pack zum Sabbatquark.

Man nimmt auch Wolfswurz, Hexenkraut und Kot der
Schwalbe,

Dazu noch Mohn und Blut von einer Fledermaus,
Das kocht man aus und walkt es dann zu einer Salbe
Und schmiert die Scham damit und fährt zum Dach hinaus!«

»Was ihr da alles sagt, scheint mir beinah wahrscheinlich!«
Entstottert mirs: »Ich habe heute viel erlebt:
Und sei ein solcher Vorgang auch verrückt und peinlich,
So möcht ich dennoch sehn, wie sich ein Mensch erhebt.«

»Das wird geschehn!« gesteht ein Mönch: »Bald wirst
du staunen!

In diesem Walde geht es eben schrecklich zu.
Man brüllt da, tanzt, das übertrifft selbst Tollhauslaunen.
Hier gibt ein Teufel tausend Weibern keine Ruh!«

»Miau, miau!« Ich höre einen Chor von hundert Katzen.
»Da horcht einmal!« raunt ein Begleiter mir ins Ohr.
Und »Miau« und »Miau«: das pfauchen Weiberfratzen,
Und alle kratzen sich und kriechen platt hervor.

»Im Namen der Dreifaltigkeit, Satan entweiche!«
Beschwört ein Mönch schon diese wildbeseßne Schar.
Doch nur ein einziges Weib sinkt hin wie eine Leiche,
Und bei den andern bleibt es schrecklich wie es war.

»Miau, miau!« so miaut das schon auf manchem Baume.
Die Weiber klettern grad wie Wildkatzen hinauf,
Doch ein'ge stürzen ab und wälzen sich im Schaume,
Der ihr Gesicht bedeckt, und manche packts im Lauf.

Unheimlich das! da zuckt ein Weib zu unsern Füßen.
Wir heben es rasch auf und lauschen, was es lallt:
»Wir müssen hier für unsre Wüstensünden büßen,
Weil wir uns wütend in die Fürstin eingekrallt!«

Miau, miau! und laut miauend nahen tausend Frauen
Und reiben sich an unsern Beinen schnurrend an.
Das Weib aber stöhnt weiter: »In Bubastis Palmenauen
Bekam ich, selbst als Katze, einen echten Mann.«

»Jetzt aber kriegst du wohl nur einen Koch der Hölle?«
Fragt schlau ein Bruder vom lateinischen Spital.
»Ganz kalt ist er, ach, wenn sein Muskel selber schwölle,
Ich zerre, wärme ihn!« ruft sie; »doch er bleibt schall!«

»Rasch packt sie an: sie hat den Satanspakt gestanden!«
Ruft im Triumph der kluge Johanniter aus.
Man knebelt rasch. Nun liegt sie da in Häscherbanden.
Doch das ist lange nicht das Ende des Miaus.

»Ihr Pfaffen, wahrlich, ihr versteht euch auf das Heilen!«
Entfährt es mir: »Ich sehe, daß sich keine wehrt!«
»Es werden Brüder überdies herübereilen,«
So heißt es; »alle sind im Teufelszeug gelehrt!«

»Der Satan scheint mir eher aller Schatten!
Und diesen,« sage ich, »den schneidet ihr nicht los!«
»Der Schatten ist der Narr, den wir im Sarg bestatten!«
Erwidert man: »Der Teufel ist ein starres Los.«

Miau, miau! die höchsten Bäume sind erklommen.
Und hörbar pfaucht es im Gezweig: »Wir lieben euch!«
Ich aber denke mir, bevor noch Mönche kommen,
Schlag ich mich lieber plötzlich ins Gesträuch.

»Wir fünf sind genug, wozu noch andre Brüder,
Ich helfe«, wage ich, »beim Heilen gerne mit!
Ich fürchte nichts: und wißt, ich bin ein nimmermüder
Verfolger von Mitaufliegern beim Sabbatritt!«

Miau, miau! Noch wetzen sich die Weiber stärker.
Wenn nur die Wölfin mich, geilschnuppernd, nicht um-
kriecht,
Sonst sitze ich des Nachts allein im finstern Kerker,
Mir scheints, daß einer schon bei mir den Satan riecht.

»Du Katze aus dem Tartarus, dich will ich heilen!«
Mit diesen Worten werfe ich mich auf ein Weib:
»Wir binden dich mit unzerreißbar festen Seilen,
Sogar die Seele, wisse es, knapp wie den Leib!«

»Ihr seid kein Pfaffe, ach, Ihr könnt mich ganz verstehen!«
Entlallt es jetzt dem Mund der Frau, die nicht mehr
miaut.

»Ich darf nicht«, sage ich, »wie Gott die Gründe sehen,
Und du hast sündhaft dich dem Satan anvertraut!«

»Wenn Ihr vergebt, so will ich gerne alles beichten,«
Fleht weich das Weib. »Es sei der Seele dein verziehn!«
Verspricht ein Mönch. »Als wir den Sabbathberg erreichten,«
Gesteht sie ein, »befahl man uns, vor ihm zu knien!«

»Das Himmelreich steht deiner armen Seele offen,
Doch diesen Leib, der einmal schon den Satan barg,
Könnte der Böse doch noch zu erobern hoffen,
Drum liegst du«, heißt es, »dir zum Heil noch heut im Sarg.«

Fürwahr, ich bin verblüfft! die Künste dieser Brüder
Sind trefflich, von ganz eigentümlich großer Art.
Ich war ganz krank, ich zuckte schon, doch so ein rüder
Machteingriff in das Übel hat mich heil bewahrt!

Miau, miau! und wieder miau! Und ohne Ende
Miauen ringsum tausend Frauen frech und laut.
Ich packe eine: »Willst du, daß ich Gnade spende?
Du hast mich«, ruf ich, »früher lüstern angeschaut!«

»Du warst doch«, schmunzelt sie, »mein furchtbar stren-
ger Buhle!«

»Ergreift mich!« ruf ich fast. — Ich hab es nur gedacht.
Vorbei mein Leben, ja vorbei die Heilkunstschule,
Durchzuckt es mich! — Man hat sich übers Weib gemacht

Und fragt: »Wann hast du Unzucht mit dem Mann ge-
trieben?«

Nun werde ich zu ernst von Augen überwacht.

»Am Nil sind wir allein im stillen Hain geblieben!«
Ich atme auf: »Er hat«, ruft sie, »mich umgebracht!«

Gerettet bin ich! Und nun sagt auch schon ein Bruder:
»Ob dieses Weib beim Sabbat war, ist ungewiß!
Vielleicht besucht es nachts ein grabentfahnes Luder,
Drum hört, beim Foltern forscht nach dem Vampir-
herzbiß.«

Miau, miau! Schon wehrt sich keine Frau. Das Miauen
Und Schnurren dauert fort. Wer fängt sie alle ein?
Mit tausend Brüdern füllen sich die blauen Auen:
Und dunkle Kutten nahen uns in Doppelreihn.

»O Jungfrau,« singt der Chor, »nun sende deine Gnade!
Durchglühe, Holde, das verstockte Sünderherz.
Entzücke uns zur Beichte, denn um jede Schwade
Ists schade hier, wallt aller Staub doch himmelwärts!«

»Ihr Brüder, hört, ich muß euch jetzt in Hast verlassen,
Ich kann kein Zeuge solcher Sünderflüche sein!«
Entrutscht es mir. »Du darfst nicht die Verirrten hassen!«
Erwidert wer: »Du sollst dich unsrer Heilkunst weihn!«

Miau, miau! so höre ich noch weiter miauen.

»O Jungfrau,« singt man, »mach uns durch das Feuer
rein!«

»Nein!« sage ich bestimmt: »Zu furchtbar ist mein
Grauen!«

Für diesmal kneife ich noch aus und rufe: »Nein!«

Der Atem der Natur, der Wind, die Phantasie der Erde,
Erträumt sich Götterwolken, die nach Norden wehn.
Der Wind, die Phantasie der Erde denkt sich Nebelpferde,
Und Götter sehe ich auf gradem Berge stehn!

Ich atme auf, und Geister drängen sich aus meinem
Herzen

Hinweg, empor! Wer weiß, wo sich ein Wunsch erkennt!
Ich atme tief: ich sehne mich, — und Weltenbilder
merzen

Sich in mein Innres ein, das seinen Gott benennt.

Natur! nur das ist Freiheit, Weltall-Liebe ohne Ende!
Das Dasein aber macht ein Opferleben schön!
O Freinatur, die Zeit gestalten unsre Werkzeugshände,
Die Welt, die Größe, selbst die Überwindungshöhn!

Ein Wald, der blüht, das Holz, das brennend, wie mit
Händen, betet,

Wir alle fühlen uns durchs fromme Opfer gut.
O Gott, o Gott, ich Mensch habe alleine mich verspätet,
Wie oft verhielt ich meine reinste Seelenglut!

Im Tale steigt der Rauch, als wie aus einer Opferschale
So langsam und fast heilig, überm Dorf empor.

Ich weiß es wohl, die Menschen opfern selbst von ihrem
Mahle,

Da eine Gottheit sich ihr Herdfeuer erkor!

Ich glaube fest an Gott und an die ewge Gnade!
Jungfrau Marie, auch dich, o Mutter, liebt mein Herz.
Du bist in mir ein Traum und eine Wehmutslade:
Voll Demut lege ich vor dich die Furcht, den Schmerz.

Jungfrau Marie, der Tau der Ähren ist dein Schleier.
Die blonden Felder sind dein goldnes Sonnenhaar.
Die Liebe meiner Mutter deine Weihnachtsfeier,
Und meine Unschuld, Mutter, ist dein Weihaltar.

Jungfrau Marie, ein Mittagsfeld ist deine Stirne.
Dein Auge mein Verstand, der jeden Wunsch durch-
schaut.

Die Brauen sind ein Adler über jedem Firne:
Aus deinem Mund erlausche ich den Mutterlaut.

Jungfrau Marie, die Bauern hier im Tal sind Schwaben.
Aus deiner Kehle klingt ein Heimatwort so wohl.
Der Blütenwald ist nur die frömmste unsrer Gaben,
Von deinem Halsband jedes Dorf ein Karneol.

Jungfrau Marie, der Heimat Schutz sind deine Hände.
Dein Herz ist die Vergebung meiner schweren Schuld.
Und deine Schultern sind des Juras steile Wände,
Denn fern von welschen Menschen fühl ich deine Huld!

Wenn ich im Tal, zerknirscht, bald für das Übel büße
Und liebe Gott und meinen Nächsten so wie nie,
Jungfrau Marie, dann fühl ich deine heiligen Füße.
Und grüße dich: ich liebe dich, Jungfrau Marie!

Das ist mein Heimatwald. Ich liebe alle Bäume.
Ich kenne diese Räume.

Sie wuchten, kuppeln ihr Geheimnis zu.
Sie sind ja alle, alle, lauter grüne Träume.
Ach, wie ich gern da säume:

Hier lege ich mich einst zur Ruh.

Ich schlummre ein und ruhe gut unterm Holunder.
Da schau ich tausend Wunder!

Da lieg ich ohne Rock und Schuh.
Mich decken Spitzenfarne zu. Was brauch ich Seiden-
plunder!

Mein Schlaf ist ein gesunder.
Ein Bächlein sprudelt mich zur Ruh.

In Frankreichs weiten Auen kannte ich gescheite Frauen.
Wird sie mein Auge nochmals schauen?

Die eine sinnt wohl, was ich tu!
Doch die ist weit von meinem Traum, ich konnt ihr nie
vertrauen:

Sie hat so dunkle Brauen!
Nun mache ich die Augen zu.

Ist das die Sonne, sind es Augen, die mich wecken?
Ein Mensch mit rotem Bart und Haaren sieht mich an.
Ich will ihm meine Rechte gleich entgegenstrecken.
Ich sage ihm: »Grüß Gott!« Das ist ein heilger Mann!

»Willst du in meiner Grotte ein paar Wochen wohnen?«
Sagt mir gar sanft der Mensch im Einsiedlergewand.
»Ich glaube, edler Freund, das würde sich wohl lohnen!«
Erwidre ich. Und da erfaßt er meine Hand.

»Wir sind schon da, auf hundert Schritte liegt die Klause«,
Sagt mir mein Wirt, den ich jetzt still und gut beschau.
Er ist ein Riese und bestimmt im Wald zu Hause,
Sein Antlitz zwar so rauh, sein Auge himmelblau.

Es trägt mein Rotbart eine dunkelbraune Kutte.
Jetzt bleibt er stehn, bestimmt hat er sich festgeheckt.

Ja, er befreit sich schon aus einer Hagebutte
Und sagt: »Sieh, wie der Wald mich liebt und neckt!«

»Hier duftet es so gut nach allen Waldesharzen,
Und Beeren gibt es,« sag ich, »wie ich nirgend sah!«
Ich seh, mein Wirt hat das Gesicht ganz voll von Warzen,
Und viele, viele Fliegenpilze wachsen da.

»Nicht wahr. Wir halten ein paar Tage recht zusammen!«
Ermuntert mich der Klausner, und ich juble: »Ja!«
Ich staune: Felsen seh ich wie erstarrte Flammen.
Doch hinterm Heckendickicht lodert es beinah.

Da wohnt der Einsiedler: Ach, das ist wirklich niedlich,
Da weiden Rehe hinter einem Bohnenzaun.
»Nicht wahr,« sagt mir mein Mann, »hier ist es friedlich?
In dieser Grottenklausen hoff ich zu ergraun.«

Da trägt jetzt eine Eberesche Prachtkorallen!
Wonach? Ja, nach Zyklopen duftet unsre Schlucht:
Bei Gott, nun fühl ich wohl, da kann es mir gefallen!
»Ein Eichkätzchen, ein Fuchs!« ruf ich: »Plumps eine
Frucht!«

»**M**ein liebes Kind,« sagt mir mein weiser Held und
Lehrer,
»Ich mache dir jetzt meine Einsicht offenbar.
Der Schritt nach Norden wird den Menschen immer
schwerer,
Und auf sein Wollustopfer stürzt der Sonnenaar!

Verstand und Kraft, die sich im Manne furchtbar paaren,
Empfinden, ahnen Gott, der in der Seele lebt.

Den Wandel bannend, zählen wir nach Erdenjahren,
Der Schein jedoch vermutet, was uns nie entschwebt.

Der Herrgott selber wächst mit unsern Sonnenkräften,
Und anders, ohne Unterschied, in jedem Glied!
Mir ists, als ob die Völker Pilgersegel reiften,
Obwohl der Odem sie, durch Gegenwinde, schied.

Die Erde, unsre Lebensglut, was unbegonnen,
Der Dinge Frist, das Nichts, sind voll von Deutlichkeit.
Oft ohne Urspruch! Sprudel nie! Nur Flut von Bronnen
Und dem Gedanken eine holde Bräutlichkeit.

Doch Christus ist die Ruhe Gottes und der Dinge.
Er ist das ganze Ja und das bejahte Nein,
Der Ursprung, der nur kreist, daß er sich jung erringe:
Er blüht ihm Heil und überglüht der Sterne Schein!

Die Gnade ist kein Sinn, kein Sein, sondern bloß Einheit.
Sie ist das Leid der Gottheit, das sich offenbart:
In unsern Seelen aber schmerzbefreite Reinheit,
Die Liebe im Geschöpf, die sich ums Urweh schart.

»Ich selber sterbe!« hat die Gottheit ausgesprochen!
Wir wissen wohl, einst endigt unser altes Weltenleid:
Soeben stirbt ein Stern, Schmerz hat sein Herz gebrochen,
Und ruft uns ewig: »Tote, ach, wie schön ihr seid!«

Auch Gott ist eine Glut. Die Gnade ist sein Glühen.
Der Heiland hat sie über seinen Tod verneint.
Mit der Erfüllung müssen wir uns nordwärts mühen,
Denn dort ruht sie noch tief, versteinert, rein verneint!

»Nicht wahr, du Meister,« sage ich, »der Gottheit Ende
Ist nur ein Bild, wie aller Tod und Ungeburt.

Wir wachen, wirken nicht, der Geist der Gegenstände
Tritt unter uns und heißt: ich bin, was ihr erfuhrt!

Das Chaos gibt es nicht: es kann sich nie gebären!
Die Gnade ist und muß darum lebendig sein.
Gott sündigte, um uns Erlösung zu gewähren:
In Ewigkeit bleibt selbst der Tod von Sünde rein.«

»Mein Kind, das ist der Geist, den Christus dir ver-
sprochen!«

Erwidert mir mein sorgenloser Gottesmann:
»Er ist aus unsern Seelen herrlich ausgebrochen:
Jetzt lebt der Gott, den sich der Mensch dereinst ersann!

Bald werden wir ihm keine Tempelräume schaffen,
Auch Christus wird nicht mehr als Heilsgestalt bestehn.
Er kann sich voller Menschlichkeit dem Bild entrafen
Und urlebendig in den Weltgeist übergehn.

Der Geist in der Dreieinigkeit ist auferstanden:
Der Lebensgott und Christi Gnade sind nur er.
Die Einheit hören wir aus unserm Herzen branden,
Durchs Anderssein ergründen wir sie nimmermehr!«

»Warum sprichst du vom Glühen und von Gottes-
flammen,

Ist auch das Feuerelement bloß ein Symbol?
Ein Bild scheint mir ein Keim, dem Taten frei entstammen,
Und heute«, sag ich, »fassen wir bereits ein Wohl.«

»Mein Kind,« spricht nun mein lieber Meister, »jedes
Gleichnis,

Das tausendfach erweht und ewig furchtbar wiederkehrt,
Ist hier im Ich und nicht im Weltenwuste das Verzeichnis
Undeutbarer Wahlwahrheiten, die man verehrt.

Was Gott geschaffen, war zur Daseinshaft gestaltet:
Leibhaftig hat der Geist sich in die Nacht gesenkt,
Und jedem Weltgedanken, der das All verwaltet,
Durch seine Bildwucht erst die Lebensform geschenkt.

Denn glaube, Sonnenstrahlen sind bloß Gottes Arme,
Mit deren Schwung er Wesen zu zermalmen droht,
Doch seine Hände werden weiche Luft, und warme
Leibhaftigkeiten schafft der Tag durch Selbstgebot.

Seit jeher glühte Christus in der Nacht der Erde:
Aus jeder Blütenschönheit, die aus Liebe starb,
Im Abendwind, in reicher Dankbarkeitsgebärde
Des Baumes, der am Tag sein Feierkleid erwarb:

So sanft im Reh, daß durch den Blick der Jäger zagte,
In allem Kindeslachen war er hold erwacht!
Der Heiland ist der Mensch, der in der Menschheit tagte,
Und Christus hat die Tat der Erdmutter vollbracht.«

»Da er ein Mensch war, wollen wir die Menschen lieben
Und ihn verehren, wo man seinen Nächsten schätzt.
Es ist uns«, sage ich, »sein Fleisch und Blut geblieben,
Der Geist hat unsre Leiblichkeiten festgesetzt.«

»Mein Kind, schon naht das Ende der Gewaltaskese,
Von Keuschheit ward uns Selbstzucht hintermacht,
Mir ist bestimmt, daß unser Weib des Fluchs genese:
Des Fleisches Auferstehung«, sagt er, »sei vollbracht!

Gewahrsagt ward im Inderland von einer Nympe:
Der Mann steige dereinst zu Gott allein bergan.
Das Weib entsinkt ihm da, im eignen Fleisch und
Schimpfe,
Doch auch der Tag erscheint, da er sie freien kann.

Wohl hat der Mann sich einst vom Weibe ganz geschieden,
Aus Freigeschlechtlichkeit die Welt nicht mehr gekannt!
Doch stürzte er: und wieder wandeln wir hienieden!
Nun rächt die Erde sich: wir sind dem Weib verwandt.

Wir Menschen treten uns gar fristenfern entgegen.
Der Mann, der jetzt die Frau über sich selber setzt,
Empfindet, daß er nach den steilen Wanderwegen
Das Weib, das sorglos schlief, sonst nimmer würdigschätzt,

Mit ihm die Kraft des Geistes furchtlos zu erfahren:
Und glaube mir, viel Männlichkeit durchtränkt die Frau,
Sonst könnte sie die eignen Tiefen nicht gewahren:
Nie träfe sie der Mann am Wanderwunderbau!

Kämost du, mein Kind, nach ein'gen hundert Jahren wieder,
So wärest du nicht mehr des Weibes Kavalier,
Es käme als Gefährtin freier Töchter nieder
Und hülfe dir!« Da frage ich: »Das Weib in mir?«

»Mein Kind, du sollst nicht bloß das Innigste verstehen!
Denk auch,« erfahre ich, »was dich am Tag erfreut!
Gefährlich ists, in Wissenswehmut zu vergehen,
Und Pflichterfüllung, daß man Uerkenntnis scheut!«

»Von Spaniens Klippen, wo die letzten Mauren hausen,
Über Sevilla und Toledo braust ein Sturm!
Ihn tanzen sich Gespenster, Hexen und Banausen,
Und siehe,« sage ich, »mich ziehts gar arg zum Wurm!

Wie freudvoll wärs, mit einer Metze mich zu drehen,
Ja, im Besitz von Weibern will ich untergehn.
Im Taumel fühlt ich eisigtief die Pyrenäen:
Lieb Frankreich könnte meiner Lust nicht widerstehn!

Von tausend Teufelinnen durch die Luft getragen,
Entleerten wir uns allesamt über Toulouse!
Das wäre wildes, gottverdammtes Lusterjagen:
Nein, nein, mit keinem Weibe wandre ich zu Fuß!

In meiner Freude will ich wie die Eulen fliegen:
In einer Nacht zehntausendmal vom Riff zum Rhein.
Die Ehe hasse ich und das Zusammenliegen:
Ich will ein schöner Träumer meiner Sünde sein!«

»Wohl würde wilde Sabbatsunzucht dich anwidern,
Du nahmst«, erfahre ich, »daran noch niemals teil.
Die Welt läßt sich nicht heilsam ineinandergliedern,
Denkt jeder nur an seine Lust und nicht ans Heil.

Die Glut der Sinnlichkeit kann selten frei erglimmen:
In Indien und im alten Rom, da hat das Meer
Vermocht, die Rhythmen der Familie klar zu stimmen,
Doch Brunst macht heute weibertoll und wonneleer!«

»Das nächste Mal jedoch will ich zum Sabbat reiten!
Daß ich ein Sünder bin, o Meister, weiß ich wohl.
Doch was die Sünde ist, darüber läßt sich streiten,
Was man so nennt,« erwidre ich, »ist ein Symbol!

Durch jeden Schritt und Atemzug sät man Zerstörung.
Als unser Schöpfer übel tat, war ich dabei.
Doch, daß ein Mord schon Sünde sei, das bleibt Betörung:
Das Leben ist die Sünde, Gott haßt bloß das Ei!

Aufjubeln heißt, die dumme Niedertracht vergessen.
Die zehn Gebote sind ein eitel Staatsgeschäft.
Zum Sabbat fliegen, heißt sein Ungewicht ermessen,
Und teuflisch ist man nur, weil man den Flug nachäfft.

Der Satan trachtet seinem Gott schrittweis zu gleichen,
Den dummen Teufel drum, der nachahmt, nenn ich
schlecht.

Der Spiegel selbst, der Neid, die Sucht, Ruhm zu erschleichen,
Und das Geschlecht ist schlecht, solange es ein Knecht!

Ich aber trachte keine Rotznase zu zeugen:
Dem Schöpfenden sind Dienst und Zufallspiel ein Graus.
Ich will mich nicht vor Gott und seiner Prüfung beugen
Und schaffe gut, wie das Genie, aus Gott heraus!

Mein Weib ist weich und frei. Mein Zweites ist meineidig.
Und unsre Lust gellt jungen Jubel in die Welt.
Wie gut ist Luft: kein Pfuhl mir so geschmeidig.
Sag, Baal-Zebub, ob dir das Dreiblatt wohl gefällt!

Ein Hagelball sei unsre Sommernachtmatratze,
Die hält uns frisch, und nimmer dampft der Weiber
Schweiß.

Im Winter deckt der Föhn mich zu mit meinem Schatze:
Ein Geist bin ich und liebe leichtes Traumgeschmeiß.«

»Mein Sohn, knie nieder und empfangе meinen Segen!
Du reizt dich oft zu grausen Sabbatträumen auf.
Ich weiß: dein Sündenüberblick ist kühnverwegen,
Und drum erlaubt auch Gott nicht deinen Heilsverkauf!«

Das höre ich und fühle Hände auf dem Haupte,
Und dann: »O Herr, bewahr ihn vor dem Tatentschluß!
Nur du, sein Schöpfer, weißt, was ihm die Heimat raubte:
Mein Kind, nun ziehe fort, das war mein Abschiedsgruß!«

Die Blätter lächeln, Wicken kichern keusch vor Freude,
Das nenn ich so, weil ich den Wald ja nicht versteh!
Natur, erklärst du dir mein blaues Traumgebäude?
Erkennst du dich in mir, du treues, scheues Reh?

Du fliehst mich wohl, du gleichst wahrhaftig meiner Seele:
Fliegt auf, ihr Vögel, fliegt! Ich schlage auf den Strauch:
Hei, hui, herbei, davon! doch stumm bleibt meine Kehle,
Dahin, ganz still dahin ist der Betrübtheit Rauch.

Ich stehe starr, im lauten Walde und alleine.
Entwurzelt sich in mir ein junger Wesenstraum?
Was ahne ich? Ich weiß nur, daß ich innig weine:
Aus Trauerkränzen überbaut sich groß ein Baum!

Ihr Siegerzweige könnt euch in den Äther strecken,
Ach, eure urbewußte Stummheit ist zu stolz!
Ihr fühlt die Wurzeln, die euch unbeugbar erwecken,
Ihr seid erfaßter Saft im ungebrochnen Holz.

Unscheinbar, wie aus Überdruß, tragt ihr die Zapfen.
Die Eichel kündet euern kleinlichen Verfall.
Bleibt wurzelstark, packt immer andre Waldstandstapfen.
Beharrt, als aller Unschuld sterbensfreier Wall.

Wie nackt und arm empfinde ich des Daseins Schande!
Wie dumm, wenn unser Wurzeln, lustbewußt, aufzuckt.
Der Tod verfolgt uns für gebrochne Stammbaumbande,
Der Urwald ist es, der um Wanderwesen spukt.

Ach Wald, mein Dasein faß ich hier als Kraftgedanken,
Beim Wandern aber rauschst du über mir als Traum.
Ach Wald, ich weiß, daß wir die Einsicht dir verdanken,
Mein Leib ist bloß ein Schatten, und ich selbst bin Baum!

Nur der Bach kann lachen. Nur die Nacht kann lachen.
Es ist ja bei Kindern fast immer nur Scherz.
Nur wer liebt, kann aus Liebe sich wirklich was machen,
Und wer singt, dazu singt, nur der kennt den Schmerz.

Nur der Maiwind kann tanzen. Welche Maid will nicht
tanzen?

Meine Maid mag nicht tanzen. Meine Maid hat kein Herz.
Nur die Luft ist so lustig: und drum nimm deinen Ranzen
Und denke, du liebst, — und dann liebt dich der Schmerz.

Ich weiß das Lied von einem Wichte,
Eine so einfache Geschichte:
Er war das Launenkind vom März
Und hatte wie der Mensch ein Herz.

Sein Vater war vielleicht die Kälte,
Drum kriegte er von allen Schelte;
Wenn seine Mutter Windsbraut blies,
So hieß es, daß sie ihn verstieß.

Auf einmal kamen laue Winde.
Die Spechte klopften an die Rinde.
Da hüpfte auch des Wichtes Herz,
Doch trieb mit ihm die Freude Scherz.

Er sah die Schwalben Nester bauen,
Das Frühjahrsgrün auf alten Auen,
Ganz einsam blieb nur er, der Wicht,
Und rief: Noch blüht die Linde nicht!

Bald kam der Blüentraum der Kirschen,
Im Wald das Kalben von den Hirschen.

Auf einmal schlug die Nachtigall:
Und horch, man horchte überall!

Das Wichtlein blickte hin zur Linde,
Sie rauschte kaum im leisen Winde.
Warum wohl die sein Traumbild war?
Wer weiß: sie schien ihm wunderbar.

Mit Blitz und Donner kam der Regen,
Um auch die Rosen wegzufegen.
Da fürchtete sich lieb der Wicht,
Es blieb sein Herz im Lenz so schlicht!

Die Mutter fiel ihm ein im Sturme.
Er blieb mit einem Regenwurme
Im Nassen oder gar versteckt.
Dann ist sein Freund, der Wurm, verreckt.

Auf einmal gab es keine Winde.
Verblüht war aber auch die Linde.
Gar blutig lachte noch der Mohn,
Da starb der Wicht an Leid und Hohn.

Hätte ich ein Fünkchen Glück, wäre alles anders!
Wollte blauer Tauwind hold meine Segel schwellen,
Blitzte gleich durch mich der Geist eines kühnen Landers,
Und ich müßte nimmermehr mich ums Mehr zerquälen.

Wäre wenig anders nur: hätte ich ein Fünkchen Glück,
Träumt ich nicht voll Brunstgewalt in die nackte, kalte
Nacht,
Denn ich fühlte mich im Weib bis in meinen Grund zurück:
Würde je mein Graun getilgt, hätt ich keinen Sturm durch-
wacht!

Wüßte ich, warum ich fromm, daseinsscheu und seltsam bin,

Ahnte ich, weshalb um mich nirgends grünes Glück gedeiht,
Hätte dieses kleine Sein plötzlich schrecklich vielen Sinn!
Nirgendsfände ich den Zweck, und ich stürbe doch vor Leid.

Dennoch höre, Erde, mich: ich bin auch ein Kind von dir!
Erde, ach, ich liebe dich. Liebe ist mein Erdensang.
Erde, liebe deinen Sohn, wie die Pflanze, wie das Tier!
Erde, warum bin ich hier liebesarm und totenbang?

Hätte ich ein Fünkchen Glück, hielt ich rein das Glück!
So ist oft mein Traumgesicht wild auf Lust erpicht.
Alles bleibt in mir Versuch. Nie gelingt ein Stück.
Sing ich das, so glaube ich, daß mein Herz mir bricht.

Mein Herzog, mein Herzog, ich bin überwunden:
Mein Herzog, mein Herzog, o schweige, vergib!
Du starbst doch am Kreuze, so laß mich gesunden,
Ich schüttle mich, rüttle: und Staub bleibt im Sieb!

Mein Herzog, mein Herzog, ist das deine Gnade?
Mein Herzog, du hast mich zu plötzlich gepackt!
Du knickst mich, ach, laß mich am Schmerzpilgerpfade:
Vor Gott und vor mir geh ich barfuß und nackt!

Mein Herzog, was tat ich, was hab ich begangen?
Schon vor der Geburt, Heiland! schlugst du mich lahm.
Du ließest mich furchtbar nah zu dir gelangen,
Daß Schwindel, Verzweiflung bald über mich kam.

Nicht daß ich vier Menschen, wie ich bin, getötet,
Nicht das, großer Herzog, betrübt mich zu Tod.

Ich bin ob der Untat urplötzlich errötet,
Und damit genügte ich deinem Gebot!

Doch ohne die Tat wärst du niemals erschienen,
Ich hätte mich nimmer so furchtbar erwählt!
Mein Herzog, ich seh dich, nun muß ich dir dienen:
O hätte als Sklave ich nie mich gefühlt!

Die Tat ließ im Herzen den Urtag ergrauen:
Jetzt leuchtet in mir sanft und sonnig das Lamm.
Mein Herzog, ich mag nicht so tief hinabschauen:
Mein Herzog, du heilst nicht, das trübt noch den Schlamm!

Mein Herzog, du bist das Gespenst aller Gnade:
Ich hab dich als Sünder und Schöpfer erkannt.
Nun sage mir, wie ich der Qual mich entlade:
Nur wer dich durchschaut, sei, dir gleich, arm genannt!

Denn Reichtum, mein Herzog, ist Freiheit! kein Elend!
Und du bringst dich selbst in den Schöpfungen um,
Ich habe, das Heil und die Einsicht erwählend,
Mich furchtbar verflucht: Gott, o wärest du stumm!

Mein Herzog, mein Herzog, als Hiob erkannte,
Wie leidreich und arm Gott der Demütge ist,
Da war es sein Herz, das zum Schöpfer sich wandte:
O schlage mich, Herr, der du selbst Glück vermißt.

Mein Herzog, mein Herzog, du triffst mich zu schrecklich!
O sage, warum du in mich dich vergrubst.
Du wußtest, ein Mord sei im Krüppel erwecklich,
Und suchtest, bis du den Triumphschrei anhubst.

Mein Herzog, mein Herzog, du hast mich vernichtet.
Mein Herzog, was hilft dir ein einzelner Christ?
Jetzt triff mich: ich habe mich selber gerichtet!
Du blätterst: — wo Einsicht so tief an mir frißt!

* * *

» Was ist ermüdender als gut zu Mittag essen?
Nun, teure Freundin, tue, was mein Blut erfreut.
Du hast genügend lang gefräßig stumm gegessen,
Du weißt, daß sich mein Herz vor keinem Teufel scheut.«

Kaum sag ich das, so horcht die Buhlin auf und zwitschert:
»So lassen wir für heute den Nachmittagsspaß,
Doch wenn die Venus hoch am Osterhimmel glitzert,
So führ ich dich zu aller Wollust grausem Übermaß.

Die Türme Speyers kannst du gut von hier gewahren.
Rasch rutsch ich hin und bin zur Dämmerung wieder da.
Dann wollen wir zusammen durch den Schornstein fahren:
Nachts treibt der Satan allerhand Allotria.«

»Das ist ein Zufall!« ruf ich: »Wahrlich eine Freude!
Ich forsche, frage rings im Elsaß und der Pfalz
Nach einer Sabbatbraut: neun Monde schon vergeude
Ich nutzlos wandernd, sprich, hast du das Satansschmalz?«

»Ich will es hurtig für die Auffahrt zubereiten.
Aus Speyer«, hör ich, »bring ich was mir abgeht mit.
Es fehlt mir Uhu-Blut, Fünffingerkraut und Kleinigkeiten
Wie Katzenkot, die nötig sind als Salbenkitt.

Gestocktes Kinderfett liegt hier in meiner Truhe:
Du kennst die Beeren doch vom Nachtschatten genau?
Klaub sie heraus. Du bleibst allein. In aller Ruhe
Besorg das Amt: nach Sellrie halt ums Haus Umschau.«

»Ich bleibe nicht, ich will mit dir hinein nach Speyer!«
Erwidre ich: »Mit meinem Schatten wird mirs bang.
Fürwahr, ich fürcht mich wenig vor der Teufelsfeier,
Doch dieser lange Alp-Halunke macht mich krank.«

»Ich tummle mich. Entwisch mir nicht. Ich komme wieder!«
Sagt rasch das Weib: »Willst du Priäl zum Zeitvertreib?
Orolas, Chax und Botis singen Wollustlieder,
Und Buar schlüpft in einen jungen Weiberleib.«

»Ich bleibe nicht, ich bleibe nicht, ich will nach Speyer!«
Erwidre ich: »Mein Schatten macht mich seelenwund.
Kein Teufel ist mein irdischer Gespenstbefreier,
Der Satansschatten da verfolgt mich wie ein Hund!«

»So laufe, was du kannst, und hole, was ich brauche!«
Sagt mir das Weib: »Beim Katzenstein wohnt Eligor,
Auch Ix, die Hexe mit dem Fuchspelzbauche,
Die gibt dir alles, zeigst du diesen Zettel vor.«

»Verflucht!« ruf ich: »Du kommst nicht mit! der dumme
Schatten
Begleitet mich und ist so schnell wie ich am Ort.
So hager als er ist, er kann doch nie ermatten,
Stets ist er da, bei Wollustgrauen, Scham und Mord!«

»So humple fort!« schreit forsch das Weib: »Ich habe Eile.
Beim Sabbat bleibt der alberne Geselle weg.
Mit Volak machst du, bis ich elf zähl, eine Meile,
Und wenn du wiederkommst, so hol ihn dir im Dreck.«

»Hallo! juhei! ich tanze heut mit einem Weibe!
Ich laufe hurtig!« rufe ich: »Sonst huscht ich stets
Den Butzentanz mit einem Traum, statt einem Leibe:
Mir scheints, der Haß gegen den Schatten da verräts!«

»So laufe denn,« keift laut das Weib: »Ich hole Otze
Und mache Quark, bevor der Ostertag verglimmt.
Dann wirst du sehn, wie ich dem Römerherrgott trotze.
Komm bald zurück, heut abend luderst du bestimmt!«

O Dom du! — Was ist das? Wie furchtbar! entsetzlich!
Gespenster umwirbeln dich schattenhaft blaß.
Sprecht, seid ihr auch Spuk? Denn ihr scheint unverletzlich,
Doch selbst eure Hagerkeit dünkt mich zu kraß!

Da sagt mir ein Bürger, den Blick unter Tränen:
»Ein gräßliches Unglück umnachtet die Stadt!
O sieh diese Schlünde, die aufgeklafft gähnen,
In die sich die Tanzschar hier eingekerbt hat.

Heut ist es ein Jahr, seit der Wirrwarr begonnen.
Es rief eine Hexe: Der Sabbat stockt da!
Gleich hat sich der furchtbare Wuttanz entsponnen.
Der Rhein ist der Wall! schrie sie auf! Dann: Hurra!«

»Wahrhaftig,« erwidre ich, »sind das da Leute?
Doch sehn sie die Welt nicht. Ihr Blick ist zu starr.
Es sind ja, vertrocknet, nur Knochen und Häute:
Ein Schatten ist dicker als so ein Tanznarr.«

»Blick hin, diese Leiche dort tanzt ohne Arme.
Sie war einst die Tochter des Küsters vom Dom.
Der Vater beschwor sie und packte die Arme.
Ihm blieben die Arme, das Kind diesem Strom.

Noch wirbeln sie weiter. Ein Jahr ist vergangen.
Kein Bischof, kein Segensspruch bändigt die Wut!«
So schluchzt er: »Sie haben kein Ruhe-Verlangen,
Dreitausend aus unserer Stadt sind es gut!«

Die Kleider sind Fetzen, das Fleisch faul wie Hadern:
Ein Gnom schleppt wohl taumelnd die Toten dahin.
Gar schwarz ist das Blut, wie ich denk, in den Adern.
Das schaufelt und schabt schon in Gruben tief drin.

»Das Grab, das da klafft, ist nur Schatten auf Schatten.
Die stets gleichen Massen zerkratzen den Grund.
Die Schatten tun«, sag ich, »das Amt schwerer Platten,
Und glaubt, unser Wegbruder wetzt sich oft wund!«

Der Bürger ist weg, und ich schau auf die Puppen.
Das sind dürre Mumien mit lebendem Haar.
Sie tanzen und fallen, wie zuckende Schnuppen.
Oft grinst schon ein Loch, wo die Nase einst war.

Die Flechten in Wirrnis durchknistern wohl Läuse:
Ha! Würmer zerfressen den furchtbaren Spuk.
Ein Zahnlückenmund klafft als Schneckengehäuse,
Und siehe, der tut einen grausen Schaumschluck.

»Wir wollen den Dompfropst hier drinnen verscharren.
Der Tod hat ihn diesmal als ersten erlest.
Selbst heute, am Ostertag, schiebt man den Karren!«
So spricht man: »Denn wißt, er ist schrecklich verwest.«

»Man zieht ihn nicht, sondern man wird ihn nur tragen.
Scit Ostern starb niemand, nun ist es ein Jahr!«
Erzählen sich Bürger: »Doch seht, wir beklagen
Die ganze verdammte, wildtanzende Schar.«

O Schauder, schon bringen acht Nonnen den Toten,
Im offenen Sarg, mit Kapuzen ver mummt:
Sie kommen von oben! Acht Schattenvorboten
Sind furchtbare Phallusse! Horcht, was man summt:

»O Herr, gib der Seele des Erdpilgers Frieden
Und fege dann, Feuer, was Makel ist, weg.
Schon büßte die Seele, in Schande, hienieden,
Nun fege uns, Feuer, den letzten Schandfleck!«

Jetzt tanzen die Leichen noch rascher und grauser
Und sperren dem Leichenzug, wirbelnd, den Weg.
Da ruft eine Stimme: »Der Propst war ein Knauser
Und auch im Gebet für die Tanzmumien träg.«

Ein Pater erhebt seine Hände und bittet:
»Ihr Schatten des Vorhöllenfeuers, macht Platz!«
Doch nutzlos, der Tanz wird nun roh und entsittet!
Schon macht ein Gespenst auf den Sarg einen Satz.

Dann bricht eine Nonne ermattet zusammen.
Die armlose Leiche zeigt grad auf den Turm,
Da kreischt es: »Wir wollen uns donnernd verdammen,
Wir läuteten nicht, dafür naht nun ein Sturm!«

Entsetzlich ist jetzt der Lebendgen Erregung!
Das flucht und das betet, macht Zeichen und schreit.
Ein Dompfaff versucht eine Irrtumsauslegung,
Jetzt packt eine Leiche, die tanzt, eine Maid.

Nun endlich erdroht dumpfes Totengeläute.
Gleich macht auch der Tanzspuk dem Leichenzug Platz.
Ganz langsam verstummt das Geheule der Leute:
Es endigt der Leichen entsetzliche Hatz.

Alt dröhnt nun der Brummbaß. Schnell klingeln die
Glöckchen.

Es legen Verreckte sich knirschend ins Grab.
Drei tote Blondinen erheben die Röckchen
Und wirbeln dann grinsend ins Ringloch hinab.

Jetzt geht es zu Ende! Bald haben wir Frieden!
Vom Dom her ersummt schon der Totengesang.
Da liegen sie alle, die tanzend verschieden,
Doch gräßlich erhebt sich der Leichengestank.

Ein furchtbarer Rummel durchdonnert die Ruhe.

»Die Pest!« heult der Volksmund: »Die Pest, seht die
Pest!«

Ich weiß nicht, warum ich verzweifelt mittue.

Auch ich schrei: »Die Pest, seht zu Christi Hilfsfest!«

Ich weiß nicht, was soll die Erbitterung bedeuten.

»Die Juden und Ketzer verpesten das Land,

Wir wollen die Hexen verbrennen und häuten!«

Das kreischen die Schreier, vor Angst wutentbrannt.

Da läuft schon ein Haufe zum Stadttorgefängnis

Und fordert, bei Hinrichtung Zeuge zu sein.

Der Wache erblickt ihre wilde Bedrängnis,

Der Hauptmann kommt rasch mit dem Mob überein.

»Sie sollen verbrennen, wir wollen sie schinden,

Die Ketzer und Fremden verbreiten die Pest!

Verräter zertrennen, Gedärme aufwinden,

Das wollen wir!« wütet man vor dem Arrest.

Gewühl schafft das Scheiterholz emsig zur Stelle.

Wer ruft und was droht: »Gebt die Hexen heraus«?

»Das brennt schon!« ruft hurtig ein Foltergeselle.

Rot wuchtet Wust auf, und schon folgt der Applaus.

Ich weiß nicht warum, doch ich schrei wie besessen:

»Verurteilt ist keiner, drum wartet noch zu!«

Ich habe mich angstlos zum Einspruch vermessen.

Das Pack ruft: »Die Ketzer!« und läßt mich in Ruh.

»Ihr Römlinge!« schrei ich: »Verdammte Verräter,

Verbrennt lieber Mönche! befreit unser Land!«

Da sagt mir ein Nachbar: »Das machen wir später:

Der Satan reicht Pfaffen und Hexen die Hand!«

Ich rufe: »Ihr Schurken, ihr grausamen Schufte!«
Da huscht schon das Feuer lebendig empor.
Mir ist, als ob jemand mich böswillig puffte,
Doch dringt sonst kein Schimpf gegen mich an mein Ohr.

Die Flamme wirft rostrote Schnuppen von Schatten,
Die tanzen wie wahnsinnig steil um uns her.
Die Wabe pfaucht auf. Das Gericht geht vonstatten.
Schon naht uns ein Zug. Das Gefängnis ist leer.

Erst kommen die Nonnen und singen im Chore:
»Herr Jesus, verzeih deinem sündigen Kind!
Maria, empfang' im Welttränenflore
Die Seelen, die bitter und böswillig sind!«

Die heiligen Schwestern sind wandelnde Schatten.
Die Schemen daneben hingegen sind wahr.
Es sind das da Irrwische, Augenblicksratten:
Ja, Fledermausschwärme erblick' ich sogar.

Man singt: »Deine Gnade kann alles vergeben,
Auch Ketzern und Hexen, die Jesum verflucht.
Selbst wo sie vor Menschen das Haupt frech erheben,
Hast du ihre Demut, o Heiland, verbucht.«

»Mama, ach Mama!« wimmern rasend die Armen.
»Mama!« nur »Mama!« brüllt die Sündopferschar.
Die Scharfrichter halten sie stark an den Armen.
Die Flamme pafft auf, und es sträubt sich das Haar.

Es singen die schwarzen Gestalten: »Ihr Gnaden
Des Himmels, ergießet euch über die Welt;
Es brachten die Ketzer uns furchtbaren Schaden,
Der Mensch hat verziehn, will der Heiland Entgelt?«

»Mama, ach Mama, lösche den Wutsalamander,
Den roten, den drohenden Unhold mach tot!«
Man klammert sich schreiend, ganz Angst, aneinander.
»Mama!« nur »Mama!« schluchzt der Mensch in der Not.

Das Wort hat den Mann aus dem Weibe erhoben.
Nun stürzt uns die irdische Leiblichkeit nach.
Fast werden wir Zwitter! Die Brunstgluten toben.
Der Geist sträubt sich auf und verdammt unsre Schmach.

Das Volk singt: »Sie brachten den Streit und das Fieber
Und fuhren zum Sabbat! wir hatten die Pest!
Die Menschen verziehen: wir wissen, o lieber
Herr Jesus, daß du keinen Sünder verläßt.«

Man packt seinen Scharfrichter, halst ihn und bittet:
»Nur leben, nur leben, im dunkeln Verlies.
Die Mauer ist schwarz, ach, der Ausweg verkittet,
Mama, hilf, Mama, da uns Jesus verstieß!«

Jetzt steht schon, so schattenlos, mancher im Feuer.
Ich hör fast kein Brüllen der bratenden Schar.
Das Volk hier am Platz wird zum Wutungeheuer,
Sogar den Mamaschrei nimmt niemand mehr wahr.

Da schrei ich: »Die Wabe entwallt dem Vulkane!
Das da ist des Ararat Allflammenkranz:
Ihr opfert Zehntausend im Strafabaßwahne
Und seid nur des Ur-Fatums blasser Abglanz.«

Es flammen die Ketzer. Es singt das Heer Christi:
»Qui Mariam absolvisti!« Und: »Mama!«
Hallt es noch laut: »Quondam mihi spem dedisti!«
Gehts weiter, und Wahnschatten flattern mir nah.

Da schrei ich: »Wir nahen dem Araratkrater!
Wir wachen und wandeln durch Wabe und Glast,
Denn Glut nährt das Drama im Alltagstheater,
Und alle hat Weinwut und Wahnwitz erfaßt!«

Man packt mich beim Arme. Ich werde geschlagen.
Man schreit: »Diesen Fremdling zerbleut und verbrennt!«
»Ich sah ihn bei Kolmar, vor etlichen Tagen!«
Durchschreckt michs: »Er zeigte sein Klumpfußtalent!«

»Der Ararat spukt noch. Ihr kreuzigt Zehntausend,
Wie Gott es«, so schrei ich, »der Menschheit befahl!«
»Mama, ach Mama!« kreischt man fort, und wildbrausend
Entfachen rings Flammen unsagbare Qual.

Wer fesselt mich, reißt meine Kleider in Fetzen?
»Der da hat vor Schatten, vom Sabbat her, Angst!«
Spricht feixend ein Bürger von früher. Entsetzen
Erfäßt mich. Er lacht: »Daß du Gnade erlangst!«

»Mama, ach Mama!« schrei ich laut mit den Scharen
Von blassen Gestalten, die Jesus bestraft.
Was zieht und wer zerrt uns an Armen und Haaren?
Ich rufe: »Wacht auf, die ihr weltwandernd schläft!«

Der Schatten der Obrigkeit macht große Possen:
Am Erdboden zeichnet er Schnurren voll Witz.
Doch mich hält der Vorgnom zurück: mit zehn Rossen
Bringt keiner mich fort, da ich schattenfest sitz.

»Bemüht euch nicht!« ruf ich; »mein bleischwerer
Schatten
Beschützt mich: an ihm zog ich selber mich lahm!
Doch seht, meine Sühne geht ehern vonstatten:
Ich lodre als Mensch, denn ich brenne vor Scham!«

Ich weiß wohl: ich durfte kein Weiberfleisch kennen!
Nun werd ich davor durch den Henker geschützt!
Ich prahlte, ich wollte zum Hexenfest rennen
Und habe die Unschuld im Traum abgenützt.

»Du Zauberer!« schreit man und tut mir zuleide,
Was nur eines Scharfrichters Roheit vermag.
Doch ich und mein Schatten, wir halten uns beide
Mit Blutwurzeln fest, ja, ich fühl keinen Schlag.

Jetzt ruf ich auf einmal: »Ach, laßt mich auf Erden!
Ich schlürfe die Farbe als himmlischen Kuß.
Ich lebe, begreifend, ein Künstler zu werden.
Ach, schwärzt meine Seele nicht furchtbar mit Ruß!«

»Mama, ach Mama!« so entschluchzt es Verirrten
Auf Erden, in loderndem Büßergewand.
Mir ists, als ob Schmerzpfackeln nah uns umschwirrten:
Ich weiß, in ein Maß ward das Leibleid gebannt!

»Das Erdrund war niemals so ruhig wie eben.
Es spuckt nur der Berg, wenn ihr Ketzer erwischt.
Doch bald wird das Innre der Welt wild erbeben,
Dann werdet ihr mild, denn der Glutsturz erlischt.

Der Ararat aber wird Weltgericht halten!
In euch ward die Wabe durch Selbstmarter stark.
Die furchtbar verhaltene Glut kann Erdspalten
Weit aufreißen: Satans Welt fällt in den Sarg!«

Das rufe ich laut, — und mein Schatten ermattet.
Acht Scharfrichter schaffen mich lahmen Mann fort.
Ich werde jetzt bald in der Sonne bestattet!
Ich falle ins Licht: das Erdgerank dorrt.

»O Sonne und Erde, ihr seid unzertrennlich!
In mir, großer Lichtvater, bist du das Weib,
Das Erdaugen liebt. Doch erkenn ich dich männlich,
Als Teil dieser Erde und Meister im Leib.

O Sonne!« so bet ich, »du scheinst nur so ferne,
Doch allgegenwärtig durchglühst du mein Sein!
Du Erde wächst samend weit über die Sterne,
Du grübelst in mir dich ins Weltall hinein!

Mama, ich umhalse dich wahr in den Flammen.
Macht rasch! rasch! Mama, ach Mama, welches Leid!
Wir brennen. Mein Schatten und ich sind zusammen.
Wie's wahnsinnig Schmerzflocken rings auf mich schneit!

Macht rasch! rasch! Mama, ach Mama: wie ich rase.
Nur rasch! rasch nur, Rauch her: wischt Schmerz ab,
wischt weg!
Nur rasch, ach, Brandfalter umflattern die Nase.
Nur Rauch, Rauch, ich brauche rasch Rauch im Versteck.«

Entsetzen. Die Glut würgt hervor im Vulkane!
Ich liege im Schachte und werde verbrannt.
Im Ararathals braten Sabbatkumpane,
Und ich bin im Tartarus fest tiefgebannt.

Doch bald pfauchst du nimmer, du letzter Titane!
Den Krater verscharrt die rings wachsende Wand.
Sofort ist im Tode das Erdleid vergessen:
Die Schmerzen der Brandwunden fasse ich kaum.
Ich hatte mich, sterbend, zu glauben vermessen,
Die Seele entfliehe als Taube dem Raum.
Doch nein, zwischen Araratfelsen und Pässen,

Gewahr ich noch immer den innersten Traum.
Ich bin doch nicht tot? Bloß mein Tag ist erstorben;
Ich atme und qualme so lustig dort fort.
Mein Leib wird von glühenden Bräuten umworben:
Der fiebernde Schmerzbaum jedoch bleibt verdorrt.
Das blühende Blättergefühl ist verdorben:
Mein Wesen beruht nun bewußt auf dem Wort.
Entsetzlich! wir sterben, und Spuk muß bestehen!
Was wirbelt wo grauenhaft krampfhaft ins Sein?
Ich sehe, wie Schatten sich wahnwitzig drehen
Und plötzlich dem Scheine Weltwahrheit verleihn.
Wo Helden und Ketzer im Urstaub aufgehen,
Hockt noch ihr Verfolger am Grenzmarterstein.
Sie holpern und hopsen: und einer packt alle.
Ein Rauchmeteor stürzt vom Gratkap herab.
Ein Mensch ists! Er trifft mich beim Falle
Ins Araratgrab. Doch scheint er mir schlapp!
Sein Wahnsinnsgelächter durchgellt die Felshalle.
Da liegt er! Mein Schatten! Er säumt mich gar knapp.
Jetzt steht er vor mir; gar erbärmlich und hager:
Der nordische Narr, der uns nachschleicht und packt!
Er ist es! Des deutschen Gemütes Erbplager!
Der Grübler und Nachrichter, der sich abhackt.
Er naht mir, als garstger Kadaverbenager.
Da gibts keine Frage: er ist es kompakt!

DIE AUFERSTEHUNG DES FLEISCHES

DIE APOKALYPSE

Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!
Das Nordlicht strahlt aus vollem Liede,
Schon ist die Nacht mir untertan!
Verdrießlich wird mir dieser Friede,
Der Freiheit opfre ich den Wahn!
Die Künstlichkeit, durch die wir uns erhalten,
Den Ararat, wird meine Glut zerspalten!

Der Adam sei zu Grab getragen,
Und übrig bleibt sein Weltinstinkt.
Der baut sich auf aus tausend Marmorsagen:
Ich selbst, ein Schatten, der zur Arbeit hinkt,
Vermag bloß um den Ahnen tief zu klagen,
Da er durch mich, im Schacht, um Fassung ringt.
Das Grab, das er sich aufbaut, ist sein Glaube,
Daß ihm Vergänglichkeit das Urbild nimmer raube!

Ich fühle, stolzer Erdevater,
Dein Leid, das die Gesetze sprengt:
Ein Drama denkst du im Theater,
Das tausendstufig dich umdrängt.
Du atmest Freiheit aus dem Krater,
Der furchtbar sich zusammenengt:
Auf deine Grabesruhe trachte zu verzichten,
Dann wird dein Herzensstern die Welt belichten!

Ich selber bin ein Freiheitsfunke,
Das Gleichgewicht ertrag ich nicht!
Hinweg mit dem Erfahrungsprunke,
Ich leiste auf ein Grab Verzicht!
Die Gnade schäumt im Urgluttrunke
Als Übermaß ins Weltgericht;
Doch das will ich mit meinem Schatten halten,
Ich träume euch, befreite Erdgewalten!

Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan.
Mein Hirn ist eine Funkenschmiede,
Das Werk der Umkehr sei getan!
Kein Friede klingt aus frohem Liede,
Mein Wollen wird zum Weltorkan.
Das Atmen schaffe klare Taggestalten,
Die kaum erschaut, den Ararat zerspalten!

DIE LUSTSEUCHE

Wie klimmt die Sehnsucht nach der Erdenfreude,
Aus meinem ganzen Wesen, hin zum Licht!
Dort wandle ich durch weite Traumgebäude,
Als ein maskierter, eigenmächtger Wicht.
Ich führe blasse Mädchen traut zum Tanze,
Und die Verachtung der Moral ist mein Gericht!
Ich heirate in heiterm Festsaalglanze:
Erst kenne meinen Leib, dann das Gesicht.
Ich gebe mich nur halb, doch nehme ich das Ganze!
Du andre Maid, mir gut zu sein, ist deine Pflicht.
Umarme mich beim bunten Maskenfeste!
Solang du jenem folgst, behalt ich dich in Sicht!
O schönes Kind, die Liebe ist das Beste,
Das unsre Muttererde uns geschenkt,
Komm fort mit mir, sonst sind wir noch die letzten Gäste,
Komm, schlanke Maske, in mich eingehängt:
Komm aus dem Saal der Spötter und der Neider.
Sieh, wie mein Atem hin zu deinem Munde drängt.
Wir haben beide weiche Atlaskleider;
Aus deinen Ärmeln schwillt das warme Fleisch.
Mein Kind, sieh her: es zittern schon die Fibern beider!
Von meiner Stirne, Mädchen, tilg den Schweiß!
Auf deinem Busen fühl die Lippenwunde.

Wie kommt es: deine weiße Haut ist kalt wie Eis?
Der letzte Rausch geht erst von Mund zu Munde.
Mein Kind, wie furchtbar wird dein Unterleib!
Du hinkst! Bist du mit einem Teufel gar im Bunde?
Du bleibst im Kleid: ich bitte dich, verbleib!
Umschlinge mich! Du hast am Arm Geschwüre?
Wie du verstumpfst? Fürwahr, das ist kein Zeitver-
treib!

»Du ekles Tier willst, daß ich dich berühre?«
Ich bin verblüfft. Das Mädchen hats gesagt!
Ich weise diese Maske wütend vor die Türe.
»Die Öffnung ist zu klein!« spricht nun die Magd.
Sie hat an Wucht und Krankheit zugenommen.
Ihr armer Körper ist von Fäulnis gar benagt.
»Ich werde wohl dein Fieber überkommen!«
Seufzt nun das Mädchen — mit dem Trommelbauch.
»Nein, Scham für dich ist scharlachgleich in mir er-
glommen!«

Kaum sag ich das, so fühl ich ihren giftgen Hauch.
Sie windet sich vor Schmerz und fletscht die Zähne,
Die ihr entfallen, und dann pfaucht sie: »Fauler Gauch!«
Ihr Haar, das mich umschlang, sind falsche Strähne!
Nun sage ich: »Der Satan ist im Spiel:
Du hast ja eine Ringelnatter-Rückenmähne.«
»Sei still!« spricht sie; »du reitest einen Stiel!«
Da reiße ich die Larven wild herunter.
»Der Tod!« kreischt sie, der das Profil zerfiel.
Statt ihres Atlaskleides hält ein bunter
Bauchaussatzgürtel sie rot eingeschnürt.
Nun rufe ich: »So eine Braut stimmt einen munter!«
»Ich wurde krank, als du mich kaum berührt!«
Gibt sie zur Antwort mir. Und ihre Füße
Sind hufbeschlagen, wie's für Teufel sich gebührt.
»Entschuldge,« sag ich, »daß ich dich begrüße;
Ich gehe fort, doch trifft dich keine Schuld!«

»Wie!« schreit sie; »willst du, daß ich für dein Laster
büße?«

»Pfui, Buhlerin!« ruf ich, voll Ungeduld.

Da krampft sie sich an mich und schreit: »Verräter!«
Ich komm nicht fort. Und furchtbar wird nun der
Tumult.

Wir werden scheinbar beide aufgebläht.

Der Teufel weiß: war ich zuvörderst krank?

War sie es früher schon, und ich erst später?

Wir stehn bestimmt lang im Zusammenhang.

Wir bilden einen schrecklichen Kentauer.

Die Beine regt der nämliche Gedankengang.

Von unsern Stirnen rinnt der Schweiß der Schauer.

Sie fürchtet mein zerfressenes Gesicht:

Und ich bin ihr erschreckter Totenkopfbeschauer.

Wir haben unser Zwitterdinggewicht

Und trampeln furchtbar auf mit unsern Hufen:

Und Finsternis entwuchtet nun beim Tageslicht!

Wir sind zu einem Schreckgericht berufen.

Wir müssen tasten, da wir gar nichts sehn.

Doch wo wir rühren, wecken wir nur Wehmutsrufen:

Um uns will das Gestöhne nicht vergehn.

Wir können unsern Lustflug nur vermuten.

Wir mögen uns vielleicht in Schicksalskreisen drehn!

Ach, werden wir Unselge einst verbluten?

Wir greifen bloß, um endlich still zu sein,

Und wünschen nur, daß wir in einem Grabe ruhten,

Doch das geht furchtbar über Stock und Stein:

Wir hören unser Dunkelsein verfluchen.

Wie konnte unsre Lust uns solchen Schreck verleihn?

Ich will hier anzurennen doch versuchen:

Im Wahnweh kreischt jetzt eine Stimme auf!

Doch alles fühlt sich an, als wäre es umrindet.

Die Sinnlichkeit nimmt den Verheerungslauf,

Drum sind wir auch durch den Genuß erblindet!

Da pack ich schuldlos wieder einen grauen Knauf:
Ich fühl das Opfer, das sich ächzend windet.
Was soll ich tun? Ich rase fort und fort.
Ich weiß, daß auch das Weib das gleiche Graun empfindet.
Gott spricht aus uns bestimmt ein Richterwort!

DIE GIER

Durch die Vernunft mag ich das Menschenleid besiegen.
Es schwelgt mein ganzes Wesen im Erkenntnisraum.
Ich will die Wildniszweige auseinander biegen,
Die tausend Zufallseinfälle beacht ich kaum:
Sie alle sind traut durch Natur mit mir verbunden,
Doch nirgends faß ich ihren klaren Ausdruckssaum.
Ich schau in hellgestirnte Urvernunftrotunden.
Ich baue mir, aus tausend Träumen, Tempel auf:
Und da vernehme ich im Sange alte Kunden.
Erplanung, Wahrgestalten kennt das Hirn zuhauf.
Doch sind sie bloß die Spinnen menschlichen Geredes
Und ändern gierend kaum den stillen Dingverlauf.
Wohl manches Weltsystem ist tief, doch ich befehl es,
Wenn es den Menschen nicht zur Erdbeherrschung lenkt.
Ich suche in mir selbst den Standpunkt Archimedes':
Ich sehe, wie mein Lebenspendel ruhig denkt,
Und das Vernunftbewußtsein laß ich dabei schweigen:
Ja, da erfaß ich, wie es vom Verstand abschwenkt:
Jeder Begriff ist meiner Wesenart leibeigen!
Er bebt, wie es im Geist mein Tiefgewicht verlangt.
Doch schwingt er oft noch fort, wo Einsichten entzweigen
(Da ist es, da im Spalte, wo die Seele schwankt,
Wo ich versuchen muß, den Ursprung zu erkunden),
Um dieses Dunkel seh ich, daß sich Hoffnung rankt.
Mein machtvoller Verstand, du magst dich klar abrunden
Und sagen, was ich fördern soll, um tief zu sein:

»Mein Bruder, aller Dienstbarkeit bist du entbunden!«
»Nun so erforsch in dir«, spricht er sogleich, »den Stein
Der Philosophen! Raum und Kram mußt du beschaffen
Und auch die Glut deines Gemütes dazu leihn!«
»Was ich an eitler Habe kann zusammenraffen,«
Geb ich zur Antwort, »hol ich dir sogleich!«
Da lacht er: »Her den Tand, bald gibt es keine Pfaffen!«
»Den Ehring nimmer: nimm den Stein ohne Vergleich!
Das alte Kruzifix noch kann ich leicht entbehren:
Hei, wie das glückt, ich schaffe frei ein deutsches Reich!«
Jetzt spricht er: »Teurer Bruder, lasse dich belehren,
Im Kampfe gegen Rom ist viel noch nicht genug,
Dir wird der Fürst wohl einen Zuschuß kaum verwehren!«
»Da er mir Landvermessungsarbeit übertrug,
Besitze ich aus seinem Schatz tausend Dukaten:
Befrei ich ihn damit, so ist das kein Betrug!«
Kaum sag ich das, so wird er gleich zum Advokaten:
»Gib her, du hast den Mut, ich den Verstand!
Uns wird der Zukunftsstaat gerecht und rasch geraten!«
Wie wunderbar: kaum ist das fremde Geld zur Hand,
So helfen uns schon krause Kobolde und Gnomen,
Aus freier Warte überschau ich Ackerland!
»Ringsum bemerkst du wohl die Besserungssymptome,
Du bist beliebt, treib selber jetzt die Steuern ein.
Diplome«, sagt er, »schaff in dir wie die Phantome!«
»Nein!« schrei ich auf: »Ich wehre mich, ein Schalk zu
sein!«

Der Philosophendom entschwindet meinen Sinnen.
Es pendelt der Verstand, ich pack ihn: »Du bist mein!«
Er fühlt bestimmt, er kann mir nimmer klug entrinnen.
Er ruft: »Gelöst ist nun ein großes Weltproblem.
Was nur Erscheinung ist, erfaßttest du von innen!«
Rein steht er neben mir. Ein Sternendiadem
Verweilt auf seinem Haupt, durch die Bewegungsringe,
Die ich besehe! Er ist herrlicher als ehemals.

Er spricht: »Du sahst die Last der sinnlichsten der Dinge:
 Was auf der Erde feststeht, dreht mit ihr sich fort.
 Was frei wird, sucht, daß es die Linie sich erzwingt,
 Und trachtet, tangential vom Erdberührungsort,
 Zu dem es noch die Achsenschwungung mitgetragen,
 In andre Bahnen einzugehn, und zwar sofort!
 Die Erde kann es dann sogleich erjagen.
 Das ist, was man den Fall der Gegenstände nennt
 (Vom Pendel kannst du immer den Beweis erfragen!).«
 »Ja,« sage ich, »das kommt, weil alles vom Moment,
 Da es dem Land entfällt, in seiner letzten Richtung
 Zu bleiben sucht und sich vom Achsenschwunge trennt!«
 »Die Erde stürzt auf ihre Dinge. Die Vernichtung
 Der Einzelheit«, spricht er, »ist eingezirkt ihr Zweck!
 Durch Unterscheidung aber schafft der Geist Erdichtung!«
 Ich aber rufe: »Trotzdem rühr dich nicht vom Fleck!«
 Doch als ich zu ihm sprach, da war er wo entglitten,
 Und schon gebärdet er sich über mir gewandt und keck.
 Den Dom von früher seh ich Irdisches verkitten.
 Die Hilfspespenster, Notphantome sind nun da,
 Und er, der sie nicht merkt, beherrscht sie unbestritten!
 Ich seh genau: ein Glückszufall ist wieder nah.
 Er wird, was sich bereitet, ganz naiv begreifen:
 Brav, mein Verstand, verachte du die Kabbala!
 Der Fürst tritt vor. Ich sehe das Verhängnis reifen.
 Er zeigt ihm, von der Warte aus, was ihm gelang:
 Er kann dem Prinzen einen Ring vom Finger streifen!
 Ich hasse seine Habsucht, diesen niedern Hang,
 Das Gold den andern für Gedanken abzunehmen:
 Doch hält sein Tatendrang mich ganz in Bann und Zwang.
 Was kann ich tun? Wie soll ich seine Spannkraft lähmen?
 Es winkt der Fürst: und Schmuck und Bücher schleppt
 man her.

Ich muß mich seiner Unverschämtheit blutsam schämen.
 Er blickt nur auf das Gold: mich sieht er gar nicht mehr.

Die Buchstaben beginnen hin und her zu tanzen,
Und zwar auf mir hopst nun das winzge Wimmelheer.
Er liest im Buch. Da ordnen sich auf mir die Wanzen.
Er sieht in mich, und er versteht den letzten Satz.
Ich diene ihm nur halb zur Herstellung des Ganzen.
Antik und nackt erscheint zumeist ein Buchstabfratz,
Doch deutschen Aufputz trägt, was der Verstanderschaute,
Und unermüdlich dauert die Umkleidungshatz.
Auf einmal hör ich mir verwandte Laute.
Ja, Menschen sind es, die zum Fürsten dringend flehn,
Er möge rasch zerstören, was mein Bruder baute:
Die Steuern sind zu hoch (man muß es eingestehn!);
Doch er lacht höhnisch auf und ringt mit Witz und Blitzen
Den Aufruhr nieder, — und der Prinz läßt es geschehn.
Jetzt seh ich ihn auf einem weißen Pferd aufsitzen.
Die Eheringe nimmt er noch den Leuten ab,
Die sich verzweifelt nun ihr Festgewand aufschlitzen.
Das Roß trägt einen Harnisch. Furchtbar ist sein Trab.
Der Reiter wirft rings Eisenspinnen in die Menge.
Die picken Beutel auf. Einer entrutsch ich knapp.
Ich seh das Übel, das ich als Verstand versprengte:
Mechanisch flinke Eisenfluggebilde schwirren
Ins Volk. Und ihre Rüssel von beträchtger Länge
Durchbohren manches Herz. Und Gifthauche verwirren
Die Hirne der Verzweifelnden, die Gott verläßt.
Man hört den Reiter überall vorüberklingen.
Fürwahr, mein Bruder haust viel ärger als die Pest,
Denn er zerbricht Gewissen, anstatt Kerkerleiber!
Dem Christentum gibt er im heiligen Reich den Rest.
Er wird Tyrann und auch zugleich ein Geldeintreiber.
Polypenartig, weh, begreift er diese Welt.
Er ist Zutreiber, Pesthauch und Rezeptverschreiber:
Auf bares Geld hat er das Erdschicksal gestellt!

AUFRUHR

Die Freiheit will ich. Und mein Wesen wird ein Bauer.
Ich geb den Wunsch nicht auf: ich spreng' die Kultur!
Ich kämpfe hoffend gegen Hitze, Flut und Schauer:
In aller Trauer steh mir bei, Natur!
Den Glauben laß ich mir durch keine Kirche rauben,
Denn er vertieft in mir, beim Furchen, seine Spur.
Fliegt auf, um mich, huihei, ihr meine wilden Tauben:
Schlau, steil und strack, steigt auf, aus euerm Nesterloch!
Dann hockt der Jäger nutzlos hinter Dornenlauben,
Ich mag dich, Welt, nicht, doch mein Feld, das lieb ich
noch!

»He Nachbar!« rufe ich, »teilt Ihr mit mir den Grund?«
Der Einfall schon entfacht in beiden Zornesflammen.
»Mein Bruder!« ruft er, »uns vereint ein stummer Bund.
Was du auch brauchst, von mir sollst du's empfangen,
Den letzten Trunk noch führe ich von Mund zu Mund!«
»Das weiß ich!« sage ich; »doch lange kanns nicht langem;
Der Adel und die Pfaffen sind der Freiheit Tod.
Der Knecht wird schlecht bezahlt, der Landmann auf-
gehangen.

Ihr Überfluß, ihr Wissenskram bringt unsre Not!«
»Unsre Gesundheit«, ruft mein Nachbar, »ist ihr Grauen!
Genug der Worte: sän wir weiter Wein und Brot!«
Ich aber will bei mir die Saat der Freiheit bauen.
Mein einziger Genosse bleibt ein Dohlenschwarm.
Ich mag sein Kommen und sein Immermehrverblauen.
Gelt, Luftbettler, wir bleiben immer stark und arm.
Doch wehe jenem Fant! wir brauchen keine Steuern:
Kommt er mir nah, so fühlt er meinen Arm!
Das ruft: »Man will das bißchen Leben noch verteuern.«
Nur zu, nur zu, nur weiter auf den Ritter los!
Bald werden wir in seinem Felsenhorst einfeuern.
Man reißt ihn jetzt vom Roß. Schon kriegt er einen Stoß.
Ich höre ihn von evangelischer Freiheit quieken,

Nun stellt er sich durch seine Afterweisheit bloß.
Er fragt: »Seid ihr lutherisch oder Katholiken?«
»Zwischen zwei Übeln wähle ich das größere stets!«
Mein' ich: »Wir bleiben päpstlich brave Kirchenküken!«
Nehmt schnell die Vogelscheuche meines Selleriebeets.
Ich setze sie aufs Pferd, samt andern Kramgeräten,
Und zünde alles an, laut unseres Felddekrets!
Die Grafenmähre gleicht jetzt einem Tagkometen.
Sie wiehert fürchterlich. Entsetzlich ist ihr Schmerz,
Und gelb und blau schlägt man den Schloßpropheten.
Fürwahr, das war ein rechter derber Bauernscherz!
Doch was geschieht? Des Pferdes Flammen werden Flügel!
Das Roß steigt auf! Gar fürchterlich pocht mir das Herz!
Der Tand verbrennt! Tritt niemand in die Feuerbügel?
Den Aufruhr schnaubt das Roß. Und ringsum wird es
Nacht.

Gar steil erhebt das Roß sich schon, hoch über Flur und
Hügel.

Die Flamme ist in allen Herbergen erwacht,
Und zwischen Burgen zischen Blitze hin und wider.
Ja, auch im Felsschacht hat das Schlachtpferd Glut
entfacht:

Am Himmel glüht des Rachegeistes Lichtgefieder.
Nach Norden steigt es auf. Zum Richter wird der Mord.
Kommt, Brüder, singen wir der Freiheit Feuerlieder!
Geprüft wird Ort für Ort. Erfüllt wird Wort für Wort:
Verbrannt die Burg der Schulden, erkannt das Urgedulden.
Es weilt des Heiles Hort, das Satansseil verdorrt.
Die Glut der Unschuld wuchtet aus den Mulden.
Dem Krieg, der wüten muß, entbiete ich den Gruß!
Das Blut am Himmel ist mein eign'ger Freiheitsgulden!
So ruft aus voller Brust: »Jamjam hiscit Flammeus!«

DER TARTARUS

Das wiehert und wimmelt, das schlingt Wirbelschlipse
Und sucht seine Ohnmacht in Fassung zu bringen.
Das Bild, das ich sehe, gleicht stockendem Gipse.
Was wird sich dem Staub und dem Wasser entringen?
Das da sind die Pferde der Apokalypse!
Die Dünste verklingen. Glutschwingen zerspringen.
Das Untier dort kenn ich: es ist meine Stute,
Die packt und zerfleischt alle Lasterbundrudel.
Sie speist sich mit faulem, verdorbenem Blute
Und sorgt, daß die Hure die Welt nicht besudel.
Ich fürchte, ihr schreckliches Leid überflute
Mein Grab noch, als gischtbleicher Leichensturzstrudel!
Fürwahr, tausend Tote entkollern den Särgen.
Die Hufe der Stute zerknicken zu viele.
Kein Raum ist mehr rings in den Erdfriedhofbergen.
Der Tod übernimmt sich! Da springt eine Diele
Im Dome empor! Eine zweite! Gleich Zwergen
Erstehen die Väter der Kirche! Jetzt sind wir am Ziele.
Gespenster entrecken sich schrecklich den Gräbern.
Verrauchten der Drangsale bildliche Fluten?
Umgeben von wirklichen Erdlichterstrebern,
Verdunstet die Stute in Eigenblutgluten.
Luftlarven mit furchtbaren Rachedurstlebern
Vertilgen die Giftbrut in drei Urminuten.

Jetzt rennen zwei Hengste noch schneller ins Leben.
Ich sehe sie Leiber und Leichen zertreten,
Die Gräfte sind wieder so voll wie soeben,
Kadaver jedoch, die sich ringsum verspäten,
Erbrechen die Särgе, um selber, umgeben
Von Blechdeckeln, sich in ein Grab einzukneten.
Der Tod hat sich selbst voller Wut überwunden:
Die Wucht seines Einbruchs belebt die Verreckten.

Ich sehe die Menschheit des Übels gesunden:
Gefährten des Elends, die Flecke bedeckten,
Erstehen im Grab, ohne Ausschlag und Wunden:
Da stehn sie nun frei von ererbten Defekten!
Es wüten die schrecklichen Hengste noch immer.
Ich schaue ihr Herden-ins-Totenreich-treiben.
Doch gräßlicher noch sind die Gräberentklimmer,
Die Würmer und Schlaf aus den Hohlaugen reiben.
Der Ararat wankt! Grauses Sterbegewimmer
Ertönt von Entsetzten, die selbst sich entleiben.
Auch mich läßt der Schreck vor dem Ende erbleichen:
Das letzte Gericht will ich nimmer begreifen.
Vom Ararat stürzen schon einzelne Leichen,
Die knapp erwacht Sterbeflut hinter sich schleifen.
O, könnte ein Wille den Fallschwall eindeichen!
Ein Traum aber muß in sich selber ausreifen!
Das siebt durch die Zacken: das schwimmt zwischen
Zinken:

Der Todesstrom stürzt von zwölfstöckigen Höhen
Herab in den Schacht. Tausend Schaumleiber blinken.
Das sind keine Leichen. Das sind Körperböen!
Sie könnten ihr Leben aus Wutfluten trinken,
Selbst wenn alle Wesen den Gräbern entflöhen!
Der Ararat kann seine Leichen nicht halten:
Er speit sie aus dunkel verrammelten Schluchten!
Das wimmelt in kargen versteckten Bergspalten
Und muß dann herab in den Dunkelschacht wuchten.
Das da sind des Weltfiebers Wahnwitzgewalten,
Die abermals unseren Wunschstern befruchten!
Das da sind Wahrschatten: das da Grabkalfakter!
Hier stürzen Nationen herab in den Krater:
Der Leiberfall hat Kataraktbachcharakter.
Da zischeln Schaumlaster. Da pfauchen Haßkater.
Und dort gießt es Menschen, wie menschlicher, nackter
Kein Richter sie jemals gesehn, noch ein Pater.

Der Fall von Millionen Lebendgen und Toten
Muß sausend mein furchtbares Schluchtgrab verschütten.
Ich seh, wie sich Gischtanekdoten verknoten
Und stolze Gemüter beim Absturz zerrütten.
Jetzt ists, als ob Fall-Lustbegierden auflohten!
Hier wütet das Drama der Burgen und Hütten.
Hernieder und immer noch tiefer hernieder,
Herab in den Erdschacht will Zischgezücht fallen,
Drum pressen die Leiber ihr Lichtgischtgefieder
Ganz eng an die Glieder, um abwärts zu wallen.
So sacht wie ein Traum, ohne Flugschuh und Mieder,
Mag da jedes Wesen verwehen, verhallen.
Das schlägt an mein Grab an. Ein Schaumweib kommt
näher.

Schon stürzt eine wuchtige Leiberlawine.
Es werden mir gleich stumme Fleischaufersteher
Das Taglicht verkürzen. Schon rollt die Gardine
Ganz nahe heran, und um mich, Zwielightseher,
Ists nunmehr getan, wie ichs längst schon verdiene!
Was soll das? Es zeigen sich vor mir jetzt Leiber!
Ich selber, ich selbst, bin vom Strom fortgerissen.
Es trägt mich ein Goldbett. Als Sturzübertreiber
Erstreben wir wieder ein hohes Gewissen!
Wir schwimmen empor unter wogende Weiber
Und werden dann frei zwischen Wahlhindernissen!
Ich fühle mich freier ins Leben getrieben:
Es hebt mich und hilft uns das Feuer der Erde.
Ich sehe sein Gold aus den Grundschluchten sieben.
Besiegt ist der Lichtseele Kerkerbeschwerde:
Wir dürfen vor Gott unsern Leib wieder lieben,
Dem Fleisch wird vergeben, daß Weltfriede werde!
Wohl siebenmal konnte ich lebend Leib wechseln
Und darf mich nun abermals menschhaft bekleiden;
Das Fleisch umgebären, statt Rechtsformeln dreheln,
Sich selbst für die Fleischfluchvertilgung entscheiden,

Den Bruch mit der Furcht vor zehn Beelzebubwechsell:
Das heißt Auferstehung aus Sterblichkeitsleiden!
Ich rolle im Golde und bin knapp fast oben;
Ich kann noch die Formen in Kaumheit erfassen.
Wir hören schon Nordsee den Weltberg umtoben
Und fühlen die Brandung der Südglut in Rassen,
Die hoch um den Pol ihre Freiheit geloben.
Der Geist unsers Heiles hat Leiden erlassen!

Es naht nun die Aussaat des Adams der Reife.
Wir wollen ersammelt den Lichttribut zollen.
Schon bilden Lebendig und Tot eine Schleife,
Um nackt das Geschlecht vor dem Tag aufzurollen.
Ich weiß, daß ich frei meinem Nachtgrab entschweife;
Noch trägt uns Millionen ein Erdglutenwollen!
Das Meer, das ich sehe, ein Acker dem Geiste,
Tobt wütend heran, um den Erdfels zu stürzen.
Mein Wesen, das lange den Glutberg bereiste,
Fühlt plötzlich den Aufflug sich traumleicht verkürzen.
Viel tiefer im Traumkreis treibt nunmehr das meiste,
Und Eiswinde spüren wir Übelluft würzen.
Ich ahne mein Weib traut in geistiger Nähe.
Ich fühle: du bleibst mir unendlich verbunden.
Im Daseinsblick, da ich das Grab übersehe,
Wo wärmliche Völker ihr Wesen bekunden,
Durchbebt mich das Wissen, wie nah ich dir stehe!
Mein bleibst du im Geist und in Erdenluststunden.

Der Tartarus klafft. Wir erwachen im Schachte.
Verwolkt ist der Himmel. Die Frommheit nun tot.
Gebote, durch die uns der Tag sonnwärts brachte,
Verkümmern, verschrumpfen! Die Innenglut loht!

Das Nordlicht erscheint uns. Es stammt aus dem Schlunde.
Wir werden nicht steil in die Höhe geführt:
Die Rätsel verschwinden. Der Mensch selbst bringt
Kunde:
Es hat uns der Geist aller Gründe gekürt.

Bald wird uns die Nacht aus dem Tartarus steigen,
Dem Nordmeer der Sturm aus dem Grunde entfliehen,
Das innigste Licht sich am Himmel verzweigen
Und Jesu Geburtsstern mit Urglut umziehen.

Schon wuchtet das Dunkel, mit Sturmwut geträchtigt,
Am grauen, die Watten umbrausenden Meer.
Der Geist ist zum Flug über Schlünde berechtigt
Und wittert aus Menschen voll Schwebebegehr.

Auch wagen schon Fledermausriesen durch Wogen
Des Windes, von westlichen Ufern, den Flug
In Fernengebiete. Aus schweifendem Bogen
Entschmiegte sich dem Abendsaum sausend ein Zug

Von Fliegegebilden, die Gruben geboren:
Des Tartarus Schatten sind langsam erwacht.
Sie formen sich oder sie gehen verloren.
Schon waltet auf Wollen und Wogen die Nacht.

Ich mochte den Mond ewgen Lebens gebären:
Im Seelenschein hab ich sein Walten erfaßt.
Er glich einem Auge. Durch Nebel von Zähnen
Erschien er mir schimmernd. Dann ist er verblaßt.

Es dunkelt so heilig! Wir werden gesunden!
Ach Nacht meines Innern, verfinstre die Welt!
Verwundert euch, Wesen: Geburten bekunden
Die Ruhe, die weite Gebilde entschwellt.

Eröffnet euch, Herzen: die Seelen entfluten!
Ein silbernes Schwärmen durchschweift meine Nacht.
Ideen, die weit in mir, unsichtbar, ruhten,
Erscheinen nun, über uns, schimmernd und sacht.

Die Nacht, ach, die Nacht wird den Tag überfliegen.
Die Nacht unsrer Sehnsucht durchdunkelt die Welt.
Wir fordern Geburten. O Meer, tausend Wiegen
Erwählen die Winde. Bald kommt unser Held!

AUFERSTANDENE!

Die glühenden Wünsche des Südens umbranden
Das dunkelnde Nordmeer. Frenetische Frauen
Enthüllen die Brüste in Brunstsarabanden.
Die Küste umrauschen Gelüste der Auen.

Dem Grabe zu Leyden entreckt sich Johannes!
Die Weiber von mondflutumkräuselten Ländern
Bezaubert der Tatengedanke des Mannes.
Der tote Prophet wagt es strandwärts zu schlendern.

Der Abend ist nahe. Die Wahnschatten trachten
Sich rasch noch in Stahlpanzer starr einzukrusten.
Das Schnarchen der Drachen in nachtschwarzen Schachten
Vereinzelt sich klarer, und Glutlurche pusten:

Die Mannschaften hasten, die Tat zu erhaschen.
Des Weibes Vollendung beschleunigen Rhythmen
Der Nachtschlachten, die uns nun bald überraschen,
Am anderen Strande erwartet uns Whitman.

Es kann euch, ihr Frauen, das Dunkel umgrauen
Und langsam den Fledermauswirbel verringern;
Dereinst werden Nachtfalter traumhafter Auen
Zu leise versurrenden Höhenerzwingern.

Und eiserne Meervögel schleudern sich nächtlich
Urbald über eiszugekrustete Flächen.
Dann blickt der gebändigte Nordschein verächtlich
Auf Längen, die unseren Flugaufbruch schwächen.

Im leibhaften Dunkel verschwindeln die Wege.
In herrschenden Seelen vernebeln die Zeiten;

Uns seien die Rhythmen der Innigkeit rege:
Ihr harrt und ihr horcht auf ein nahendes Schreiten.

Es wird das geweissagte Weib, überm Eise,
Die Frauen durchdämmernd, das Weltgeschick meistern.
Ihr seht es schon oft, auf verwegener Reise,
Die Schleier der Dinge auf einmal entgeistern.

Wir fürchten uns noch vor der Nacht der Gedanken,
In der unsrer Leidenschaft Urkunden bluten,
Sich Wesengewitter aus Seelen entranken,
Lebendig verschwendend den Urstern vermuten!

Ihr Frauen, in euch mag die Traumesbraut grauen!
Die Heldin erscheint in den Seelenlichtttüren.
Und Raubvögel suchen die Nacht zu durchschauen:
Der Mann wird das Weib einst im Freiheitschein küren.

ÜBERRASCHUNG

Durch Pinien lustwandelt der Mond, durch Glyzinien!
Ein blauendes Wasser bringt blauere Blätter.
Sein Windhauch verwiegt und verschmiegt alte Linien,
Das raschelt und scharrt wie von Rosengekletter.

Es scheint, daß der Flieder mit Blüten sich brüste.
Er wogt seine Düfte, fast atmend, ins Freie.
Es ist, als ob alles mit Hauchen sich küßte,
Damit sich die Lust bloß durch Tausche verleihe.

Auf einmal verwirrt mich die traumblaue Bleiche,
Doch sehe ich plötzlich ein Wunder erstrahlen:
Umschimmert von einem kristallklaren Teiche
Erblassen und trinken Gestalten aus Schalen.

Schon ziehts mich hinüber, wie heimwärts zu Brüdern.
Ich platsche ins Wasser. Man lacht mir entgegen
Und schöpft meine Ringwellen, reicht sie den Müdern,
Und plötzlich beginnen sich Mädchen zu regen.

Ich schwimme so leicht, wie beflügelt, zum Eiland
Und fühle mich dann in verwandelten Landen.
Dort heißt es: den Traumstrand versprach uns der
Heiland:

Wir sind in euch selbst, unsern Gräbern, erstanden!

Ich sehe geadeltes Bauernvolk lachen.
Und einer sagt: siehe, so lohnt sich die Mühe!
Es freut uns, das Mutterland urbar zu machen,
Kommt, führen wir Büffel! geht, füttert die Kühe!

Ich bin doch zu Hause und glaube mich ferne.
Mag sein in der Vorzeit. Vielleicht bloß am Nile!

Dort steigt man in Berge, ich folgte so gerne,
Doch zeigt mir ein Priester gesonderte Ziele.

Er spricht: »Wir erbauten dereinst Pyramiden
Und trachteten stark, uns in Quarz zu vergraben,
Doch dann ward ihr Wesen zum seligen Frieden,
Durch den wir uns wieder ins Dasein ergaben.«

Wahrhaftig, dort steigt man für Erz in die Erde!
Auf einmal erwachen am Boden Kamele.
Nein, Erdhosen sind es mit Reckungsgebärde.
Man sprengt unterirdisch: das ist ihre Seele!

Der Nilfriede, Nilliebe wirken hienieden.
Hieratische Ruhe durchdämmert das Leben.
Es hat uns der Aufbau von Steinpyramiden
Gar spät unser Grundwurzeln wiedergegeben.

Es spielen rings Kinder auf silbernen Leiern,
Zumeist sanftgebräunte, schwarzäugige Dinger,
In leise verirdischten Mondschimmerschleiern,
Und Licht überspringt ihre spielenden Finger.

Nun darf ich die Kaiserin traumhaft gewahren.
Sie führt ihren lieblichen Sohn zu den Bauern
Und trägt einen Lotos verklärt durch die Scharen
Behertzter Gemüter, die sprachlos erschauern.

Man winkt mir, dem mächtigen Weibe zu nahen.
Ich fühle, es wird mich ihr Wesen befragen.
Ich fasse den Mut, was sie meint, zu bejahen.
Da senkt sie die Blume und fängt an zu sagen:

»Das da sind die Wahrzeichen fürstlicher Güte.«
Nun frage ich, da ich geblendet bin: »Welche?«

Da sagt sie: »Das Glühwürmchen über der Blüte,
Der blauende Tautropfen unter dem Kelche!«

Jetzt glückt noch der Fürstin das gütigste Lächeln.
Es schimmert in mich, zu den innigsten Bildern.
Schon kann seine Klarheit Gespinnste verfächeln,
Um sanft mein Erleiden durch Zartheit zu mildern.

Nun kommen die Boote allmählich nach Hause;
Es ziehn schon die Fischer viel schimmernde Netze,
Voll Beute und Tang, aus dem Wassergebrause:
Und gleich überwimmeln sich strandher die Plätze.

Die Weiber erscheinen mit mondbleichen Sicheln,
Die Mädchen gar häufig beladen mit Gänsen.
Man kichert im Finstern, beginnt sich zu sticheln,
Doch Bauern erhellen den Traumplatz mit Sensen.

Auch helfen Matrosen mit mondweißen Fischen.
Die krümmen sich zappelnd wie Sicheln zusammen,
Und überall schimmern, entwischen und zischen
Gebilde, die leise und bleich sich entflammen.

Doch hocken noch stumme Gestalten am Strande.
Die wollen den Mondfisch, den Vollmondfisch, haschen!
Doch ich wandle langsam, zum Fang außerstande,
Und weiß wohl, es wird mich noch viel überraschen.

Am Ufer der Träume erzählt mir die Seele
Das Lied meiner leidenden innersten Stimmen:
Ich will, daß der Wind alle Sehnsüchte schwelle,
Damit meine Sagen ihr Tagen erklimmen.

Ägyptische Rätsel, erdämmert im Schwärmer!
Thebanische Mädchen, umzaubert uns wieder!

Ihr Starrheitssymbole, der Wind weht schon wärmer
Drum Unterweltnumen, durchzieht unsre Lieder!

Der tropische Glutenfluß faßt sich im Leben.
Astrale Gestalten, ergreift euch in Bäumen!
Die menschliche Seele, ein Fieberentschweben,
Entflattre, entwurzle sich blätternd in Träumen.

Ihr Pflanzen im heiligen Urfriedensgarten,
Begeistert erscheinend erwirksame Reiche!
Die Sterne und Quellenberauscher bewarten
Den Lotos der Seele im traumblauen Teiche.

Orkane am Styxe, durchwittert die Seher!
Chimären, beginnt im Gegrübel zu nisten!
Schon kommen uns zwitschernde Kindslarven näher,
Als ob rings Gespenster ihr Segel-Ich hißten!

Du Wesenheit spiele: erspiele dir Bilder!
Erklimme uns Lieder in Mondgeisterzonen!
Du Mildheit in mir, werde immer noch milder:
Entschaue Äonen, die Gott bloß betonen.

DER BAUM

Es spielt der Wind mit vielen tausend nassen Blättern,
Sie alle winken immer wieder anderm Wind,
Und Waldeswalzer höre ich im Schatten schmettern.

Auch meine Weisen singen, weil sie windwild sind!
Und viele Lieder wimmeln, wie die winzgen Bienen,
Um jeden Trieb, der sich der Blumungsglut besinnt.

Der Mut zu werben ist mir Sterblichstem erschienen:
Durch Zweige perlend, taut mein Uerkünden auf,
Und seiner will Vernunft, wie Bienen, sich bedienen.

Es horcht der Wind. Denn um zu horchen harrt sein Lauf.
Im Baum erlauscht, als Traumhauch, er sein lautes
Rauschen.

Drum lauscht: es überbrausen Meere sich zuhauf!

Es will, als Baum, die Erde sich am Baum berauschen.
Und was im Traum erweht, wird auch ein eigner Traum,
Denn Träume können uns samt Träumlichem belauschen!

Verwurzele dich in mir, du Traum von meinem Baum!
In meiner Ruhe nisten stumm die Sehnsuchtslieder,
Singt doch die Stille durch die Wurzeln bis zum Saum.

Die Wurzeln greifen fern in die Ergebung nieder!
Wie ist die Stille tief! So tief wie sie entschlief!
Doch in der Krone gibt der Baum den Norden wieder.

Er folgt dem Wind. Er wird, was ihn als Baum berief.
Er stürzt die Liebe in die witternden Geschicke.
Er wirbt um sich und wirkt als Traum urbaumhaft tief.

Du Baum, ich weiß, wie ich als Dickicht mich bestricke.
Du bist von Liebe übertoll, ja liebestoll!
Du liebst, o Baum, was ich als du in mir erblicke.

Und »Du«, nur »Du's«, erlausch ich, wo ich rufen soll.
Das Dunkel aller Ruhe kennt das Du der Dinge!
Drum ist die Welt so holder Wonneworte voll.

O Sonne, horche, wie ich in der Krone singe:
Der hohe Norden stotzt von mordendem Verstand,
Das Land aber hat Gold für Sternenschmetterlinge.

Ihr Dünkelwichte, Dinge im Vernunftgewand,
Es wickelt euer Himmelswink euch aus den Wicken.
Die Schlingen fallen ab: es nagt der Fragebrand.

Wahr schlagen Wagnisschlangen auf zu Weltgeschicken!
Der Urwald leuchtet in das goldne Weltenwohl:
Es glaubt der Baum! Und lauter Witterwipfel nicken!

Der Baum umwurzelt seiner Ruhe Wesenspol:
Er schützt die Nester, schirmt das Schmerzens-Ich der
Tiere,
Denn jedes Blatt ist großer Duldung Erdsymbol.

So wirkt, daß nimmer sich ein Wirkungswink verliere!
Die Tiere aber sind schon mehr als Wimmerwind.
Sie irren sich ja nicht. Sie schwirren um das Ihre.

Entwirrt euch schier! Das Winzigste ist weltgesinnt!
Und horcht in eurem Baum aufs Morgen freier Meere:
Du große Sonne, wie genau ein Tag verrinnt!

Der Baum ist hoch. Er füllt schon alt die Wesenschre.
Klar über ihm begeistert sich ein Sternenkind
Und lauscht der Leidenschaft der Werdensschwere.

Wie viele Rehe weinend schon gefallen sind!
O Sternenkind, bewahre ihre Seelenträne
Und mache uns im Wandel harmlos und gelind!

Der Wesen Schüchternheit, die ich im Wechsel wähne,
War einst ein Blatt, ein Tier, das du zu Tod gehetzt:
Und alles Land entflammt als eine Wahnsinnsmaähne.

Im Namen der Verzweifelten, Welt, sei entsetzt!
Birg, Erde, jeden Todesschrei in Lichtgebeten:
Im Baumesnamen, säume nicht! es glüht das »Jetzt!«

Der Erde Wahnwitz brennt durch Winde, die entwehen:
Er ist ein Urwald, der sich flammennackt beseelt.
Hier stirbt man nicht! Die Tiere schimmern in Kometen!

In Riesenschweifen werden sie hinausgeschwellt.
Sie können kalt in alten Nächten plötzlich tagen,
Denn kein Gewissen hat den Weg zu sich verfehlt.

Die Wanderschaften, die den Menschen warnend tragen,
Erfüllen alle Nordheiten mit Seelenbrunst,
Und Tiere wittern aus den jungen Glanznachtsagen.

Zu eignen Wesenheiten reift die letzte Kunst.
Die Lebensechtheit kann sich nur ekstatisch fassen,
Dort überm Weltbrandwahnwitz dämmert stumme Gunst.

Gedanken fangen an, mit kalter Glut zu hassen.
Der Traum vom Baum verschlingt sich in den blauen
Räum;
Es singen Sternenkinde in den Flammengassen

Und nisten schuldlos in der Ruhehuld vom Baum.

DUNKELDÄMMERUNG

Was sagt auf einmal warnungsblaß im Wesen:
»O Mensch, beherrsche deine Überflüsse
Und glaub, daß man in mir verzichten müsse!
Ich nenne mich: ich bin die Welt gewesen
Und muß nun schreckensbleich verwesen.
Ich fühle mich, durch eure Vollbrunstküsse:
Mein Leib sind eure Niedertrachtsentschlüsse:
Ich würge und kann dennoch nie genesen.

Weil grundgebrochen, wirke ich als Lüge!
Ich mag meinen Gehalt zusammenklammern
Und bin nur, wo ich Zwitterdinge füge.
Ich laure, in Gewissensbruchentstammern,
Auf aller Wuchereien Dirnenzüge
Und werde Ich in allen Lasterkammern.«

Was warnt mich da? Was hat mich ausgesprochen?
O Leib, beschütze mich vor tiefsten Lüsten:
Ich bin dir oft im Traum zu weit entkrochen!
Ich fand in mir ein Meer mit Lurchenbüsten:
Tumulte Toter waren ihre Schwänze,
Und Trüge träufelten aus ihren Brüsten.

Das war nicht ich! Das waren Schwärmertänze!
Bloß meine Satanssache war im Knäule,
Und ich bin starr, daß ich am Tage glänze!

Bin ich nicht da, aus Graun vor meiner Fäule?
Mein Atmen ist ja auch ein Ahnenwalten,
Mein Gang bestimmt der Mütter Hoffnungssäule.

Ihr Freien, reißt mich aus den Sturzgewalten,
Aus der Gespenstigkeit der Leidenschaften:
Wer kann allein sich in der Schweben halten?

Ja, Kraken, die durch Trug zusammenhaften
(Denn Falschheit muß ihr Fleisch und Mark ersetzen),
Sind Weltgespenster, die noch nie erschlaiften.

Astral läßt du dich wild von ihnen hetzen.
In ihrer Daseinsjauche mußst du waten,
Bis wir uns einst aus ihrem Bann entwetzen.

Die Toten sind! Wir zeigen es durch Taten!

D E R A R A R A T S P E I T !

DIE VORSONNE

Ich bin der Glaube an die Macht der Sonnen,
Und meine Inbrunst zeitigt alle Strahlen!
Ich walle aus mir selber in die Zahlen
Und halte mich von Ewigkeit umspinnen.

In mir erschöpfen nimmer sich die Bronnen;
Mein Ich entstammt ja festen Wahlen
Der Ringnatur in ihren Wandelqualen:
Drum werde ich. Doch hat mich nichts begonnen!

Ich bin! und weil ich bin, so will ich leben.
Und da ich leben will, bin ich ein Wesen:
Doch ewig nur, als wahrstes Sein und Streben!

Ich bin nur ich in meinem Micherlesen,
Und um zu werden, muß ich mir entschweben,
Denn nur auf mir beruht das Urgenesen.

DIE LIEBE

Ich weiß: ich habe mich entzweit, verloren!
Ich bin bereits der Schöpfung Leiden inne.
Und Ich, mein andres Ich, verlangt die Minne:
O Gott, warum ward ich so fromm geboren?

Ihr Zweifel, naht mir nicht, dem starken Toren!
Ich habe ja die Liebe nicht im Sinne!
Das Licht und sein Gefühl ist eine Spinne:
Doch bin ich noch, sobald ich mich erkoren?

Ich pilgre schon durch alte Möglichkeiten!
Ja, meine Liebe taut in eignen Fernen
Und mag das, was ich war, dort vorbereiten.

Nun strahle ich, nicht ich, aus eignen Sternen!
Ich trachte sie in mich zurückzuleiten,
Doch muß ich da noch Weitheiten erlernen.

DIE LEIDENSCHAFT

O Weiblichkeit in mir, ich liebe, liebe!
Ich halte dich, sonst gingst du keusch zugrunde.
Noch lächelt meine Gottheit ja zum Bunde,
Drum liebe mich, damit ich nicht zerstiebel!

Ich weiß, wenn ich in meinem Reich verbliebe,
So triebe mich, zerteilt, die gleiche Runde,
Doch will ich Kunde von der Schöpfung Munde,
Drum Weib, erhebe dich zum Liebesdiebel!

Wir sind die große Leidenschaft der Welten,
Denn unsre Seelen sän entflammte Sonnen,
Und unser Wollen schon kann leuchtend gelten.

Wir sind als Geist dem Eigenwunsch gesonnen.
Das Leben sinkt und steigt in Strahlenzelten
Der holden Sonnen, die sich selbst begonnen.

DER UNTERGANG

Ich zweifle: soll ich Gott für mich verlassen?
Denn ich bin Er, und Er ist Ich zugleich!
Bestimmte sich ein urverfluchtes Reich?
O Gott in mir, wie könnte ich dich hassen?

Und doch, ich muß das Weib mit Kraft erfassen.
Und wehe mir, denn schon gelingt der Streich!
Wir haben uns. Wir sind. Und Er wird bleich.
Wie konnte ich so leer in mir erblassen?

Die Flur, ein buntes Viereck, muß ich kennen.
Wir würfeln hin und her, und was gelingt?
Ich kann die Dinge kaum noch selbst benennen!

Wie feindlich alles meinen Geist umringt.
Ich mag von manchem, das ich bin, mich trennen,
Und hasse, wer sich leicht vom Boden ringt.

Und doch! die Schöpfung dauert fort. Wir brennen!
Wir sind Zerstörer, und wir müssen sein —
So gilt es, was verschwinden soll, zu kennen!

Die Scheidung lebt. Drum stich ins Land hinein!
Wirf Pyramiden auf! Versenke Keime!
Die Wiederholung wahrt dich vor dem Schein.

Du bist ein Ackersmann im Daseinsschleime,
Und Sternenblüten säumen deinen Pfad,
Sie sind der ewgen Zeichen Erdenreime.

Nun sieh den Bienenschwarm, der ihnen naht.
Erblickst du nicht den Tanz der Goldplaneten?
Die Tiere sind der Blume nächste Tat.

Ihr Honigkneten ist zugleich ihr Beten.
Sie bergen, wie die Erde, holdes Gold
Und müssen Gott durch stilles Tun vertreten.

Die Liebe weilt! drum sei auch ihr gezollt.
So geh aufs Meer und trachte zu entschweben
Und wanke nicht, wenn dich der Zorn umgrollt.

Sogar im Sterben ist dein eignes Leben.
Was stirbt, das wirst du, ja du bist der Tod
Und kannst dich bloß vollkommen dir ergeben.

Es ist der Tod die Ewigkeit, die loht,
Das Sterben Schmerz, das Nichtsein Wonne.
Wer tötet, ist. Und Sein ist das Gebot.

Ich bin der Glaube an die Macht der Sonne.

DER LENZ

Es wirft der Herr sich in das volle Leben,
Drum, Gärtner in mir selber, stehe auf
Und sieh der Dinge Seele sich erheben.

Der Bach beginnt den stillen Pilgerlauf
Und raunt von Riesen mit erhabnen Herzen,
Und Wolken ziehn um ihr Gebet zuhauf.

Verständnis tiefer Weihe meiner Schmerzen,
O mache mich so schuldlos wie der Wind
Und laß das Unkraut mich am Feld entmerzen.

In vielen, vielen Dingen bin ich blind,
Drum streichelt mich die Luft, mit mir zu sprechen,
Noch bleibe ich ein unerfahrenes Kind.

Ich kämme wohl die Flur mit meinem Rechen.
Ich liebe alles, was der Schöpfer gibt,
Und wundre mich ob unserer Gebrechen.

O Gott, der alle Erdendinge liebt,
Warum bist du die Tat und nicht die Frage?
Ich fürchte mich, weil so viel Leid zerstiebt!

Der Sohn tritt überall voll Huld zutage:
Die Ölbäume bewegt ein leiser Hauch,
Und die Gestrüppe blühen schon im Hage.

Wie wundervoll ist doch ein Rosenstrauch!
O Herr, verkläre dich in meiner Seele,
O Frühjahr in mir selber, knospe auch!

Doch blühe ich, so schmücken mich Juwelle.
Die Seele ist am schönsten frischbetaut,
Und Jugend kommt auf Ewigkeitsbefehle.

O Heiland, du erscheinst uns sanft und traut.
Die Eselin trägt dich als Last voll Freude,
Und alles Wartende ist deine Braut.

Die Berge sind ein leuchtendes Gebäude,
Ein Tempel voll erstarrtem Schnee und Eis.
So ziehe hin, daß sich kein Korn vergeude.

Das Saumtier mag dich, über Gras und Gneis,
Empor zu jenen klaren Stirnen tragen,
Dort wartet Adam als ein bleicher Greis.

Du magst die Ansprache an Gletscher wagen,
Doch Schneepracht bloß, als weiblich, ist bereit,
Mit dir vereint, sich selber zu entsagen.

Wie viel du tust! und nichts tust du zuleid!

DIE SEELE

Der Geist ist Freiheit, volles Daseinswollen,
Die Seele sein Bestand unter Gesetzen,
Die unerfaßt ihre Gewalt entrollen.

Es ist das Leid des Geistes Erdentsetzen:
Der Schmerz erblaut, wo sich die Freiheitskinder
An Schranken ihrer Lieblichkeit verletzen.

Ein Mensch, der Freiheit herrlichster Entbinder,
Und seine Seele, selber Bach und Brücke,
Betritt den Weg zum Zweifelüberwinder.

Wer ist der Mensch? Hier zeigt sich eine Lücke.
Es gibt nur Wesen. Mehr und minder freie.
Was ist die Welt? Ein Raum verwandter Stücke?

Der Geist, der sie benennt, bekräftigt dreie.
Sich selbst und das, woran er zerzt und haftet:
Als Drittes Gott! Der Wunsch, daß er gedeihe.

Ihr alle, die ihr euch als Wesen schafftet,
Um sterblich euer Dasein zu umsäumen,
Vergeßt nicht, daß ihr euch, euch selbst entrafftet.

Man lebt, um sich aus sich emporzubäumen
Und nichts Zertrümmerbares zu verschonen:
Die Wahrheit ist in euern Wahrheitsträumen.

Wird einst ein Freierer auf Erden wohnen?
In euch, nicht in der Zeit ist Er enthalten!
Ihr selbst bergt Gottes Insichselberthronen.

Ihr fliegt durch euer geistbeherrschtes Walten.
Der Erzengel zertritt die Fleischgesetze.
Ihr lebt in Schranken und müßt dennoch schalten!

Der Geist verheißt die Blutbeschwörungssätze:
Ihr sollt nicht an den Zwangsinstinkten hängen,
Denn seht, Gesetze selbst sind Sinnesnetze.

Drum seid! Ihr lebt allein in euern Sängen!
Es ist die Gottheit bloß das Selbstsichwollen,
Drum kommt zu euch in euern Lebensgängen!

Die Sonnen, die nach Normen abwärts rollen,
Sind sterblich und somit des Himmels Lügen:
Das Licht ist Trug und bloß der Schein des Vollen.

Licht ist das Gegenteil vom Grundgenügen.
Es stürzt aus sich, um Scheinheit anzuzünden,
Denn nur der Tod wird stumme Wunder fügen.

Des Todes Majestät kann Werke gründen!
Er ist das Innentum der holden Dinge,
In ihm erscheint der Trumpf von allen Bünden.

O Tod, wenn ich vor deinen Quellen singe,
So ahne ich die weihereichen Lichter,
Durch deren Huld ich mich zum Grunde schwinge.

Die Sonne ist ja Schein! Und ich, der Dichter,
Bin aller Dinge Tod! Mein Grunderbeben!
Herr Zebaoth, unendlicher Vernichter,

Zermalme mich! Es soll die Freiheit leben!

DER PFAD

Du sollst dich unterwegs zur Quelle bücken,
Es wird dich oft nach holder Labung dürsten,
Dann träume, hingestreckt auf deinen Rücken!

Die Ölbäume sind gute Friedensfürsten!
In ihrem Schatten blicke auf Zypressen,
Die sind die strengsten Bäume und die dürrsten.

Willst du wie sie für dich die Welt vergessen?
So denke nach. Ein Baum ist ernst und heilig.
Er hat sein Wesen ewigtief ermessen.

Du glaubst an Bilder, denn du sagst: ach freilich!
Die Bäume, Bäche, ja du selbst sind Zeichen,
Wer hat es nicht so wie die Wolken eilig?

O glaube nur: du kannst dich ganz erreichen!
Es ist die Welt das Wunder vieler Welten:
Nun wird sie just und hat nicht ihresgleichen!

Gewiß, die heitern Lehrer kennt man selten!
Wer weiß, wie oft zu dir die Eichen rauschten,
Um plötzlich jetzt für dich etwas zu gelten.

Wie viele Menschen, die den Pfad vertauschten,
Vermochten jemals Heimlichkeit zu finden!
Wer weiß, wohin sie ohne Glauben lauschten?

Ja freilich! Eben kennst du dein Empfinden!
Die Sonne hat mit dir von euch gesprochen,
Und Selbstentzücken spricht für dich aus Linden.

O Herz der Sonne, alle Herzen pochen!
Wir wandern, Herz der Herzen, dir entgegen!
Wir sind im Geist, und seine Nacht ist angebrochen.

Ja freilich kommen wir, im Zukunftsregen!
Die Zeiten übergießen uns mit Pflichten:
Die Wissensspinne harrt auf alten Wegen.

Der Abend aber kann den Baum beschwichten.
Das Wunder spricht aus allen Eigendingen.
Und jedes Herz erzählt seine Geschichten.

Liegt doch die Sonne selbst im Herzensringen,
Und alle Lichter, alle Blätter beben.
O Nacht, du magst die Angst zu Ruhe bringen!

Du Sonnenherz läßt alle Pulse leben.
Dein Abendflackern zeugt in mir das Fieber.
Und Kühle wird sich auch zu rasch erheben!

Schon blaut dort unten das Gefild am Tiber.
Der Abend singt, wahrscheinlich aus dem Walde.
Ich spüre sein Geschehn in jeder Fiber.

Es dampft und atmet, ach, die ganze Halde.
Die Sonne sank. Die Sterne möchten zittern,
Auch alle Seelen sagen einfach »balde!«

O Mensch, jetzt mußt du dein Ereignis wittern:
Du hast die Tat am Tagespfad erfahren!
Ob sich die Blätter deinethalb zerknittern?

Ja freilich! Die Nacht will sich dir offenbaren!
Was singt? Ein Wasserfall? Wie, eine Wespe?
Was sagt der Wald? Was huscht in meinen Haaren?

Mein panisches Geschick merkt eine Espe!

DIE HEERSTRASSE

Das ist ein Wunsch und doch ein Lied vom Wahren!
Die Freiheit bleibt Gebot, und wenn auch ferne,
Muß einst der Mensch sie leidvoll offenbaren.

Erschaut vor euch die Zuversicht der Sterne.
Denn Nacht ist es, wenn Völker weiterschreiten:
Wir alle sind ein Stern in unserm Kerne.

Nun seht, wie sich die Fluren stumm verbreiten,
Und jeder Windhauch bringt euch seltne Stimmen:
Es ernten Wesen wohl auf allen Seiten.

Im eignen Heime soll man heimwärts klimmen,
In seinem Garten sich nach Eden sehnen
Und, einsam, über jede Flucht ergrimmen.

Doch die, vor denen sich die Wege dehnen,
Weil wir uns selbst zu Plötzlichem berufen,
Erspähen unaufhörlich ferne Lehnen.

Denn wir, die wir die Welt zum Wandern schufen,
Vermuten einen Weg hinter den Sternen
Und sinnen furchtlos über Todesstufen.

Wie gut, daß wir uns nicht im Flug entfernen,
Wir träfen ja nur Luft und Todesfröste:
Die Pilger müssen aber segeln lernen.

Wie froh ich bin, daß ich mich frei beköste,
Daß ich mit Frömmigkeit im Meere fische
Und opferstumm im Wald die Speisen röste.

Ich lobe mich, bei jedem Mahl, zu Tische.
Der Erde bin ich nahe und dem Feuer,
Damit ich Freude ins Erfahren mische.

Wie wird der Lebenswunsch doch ungeheuer,
Bedenkst du, daß wir schaffend uns erhalten,
Denn das Gewohnteste wird stündlich neuer.

Ein Volk, das glauben kann, wird nicht veralten!
Nach Jugend hat die Ewigkeit Verlangen,
Und heiter macht allein das freie Schalten.

Auch mag uns ob der Greise nimmer bangen,
Die sind die Warnenden in unsrer Mitte,
Doch wird ein Kluger nie zu sich gelangen!

Ich mag das Volk. Es wittert seine Schritte!
Es ist ein Kind und lehrt das rasche Lernen,
Und weil es liebt, verliebt es sich in Sitte.

Die Völker ernten unter stillen Sternen
Und lieben ihre Priester, die sie leise
Von ihrem Leib und Leibesspuk entfernen.

Das Weltgedicht gelingt auf schlichte Weise,
Denn unfrei ist es, weich sich gehen lassen,
Und tiefster Freiheit gilt die Leibesreise.

Ihr sollt in euch den Freiheitsstaat erfassen,
Denn der seid ihr, nicht eure Sittlichkeiten,
Die sind der Sinne blasse Hintersassen.

Vermutet nur die heitern, alten Seiten,
Doch gegen Kommendes bleibt unbefangen,
Es mag oft Frommes euch entgegenschreiten!

Ein jeder wird zu etwas Sein gelangen,
Denn das Gewissen kann Vernunft erzwingen,
Und plötzlich wird ihr Aufglimmen empfangen.

Erst mögen Völker ihren Ernst ersingen!
Dann dürfen sie aus Stürmen sich entfernen:
Die Freiheit strahlt aus jäh erkannten Dingen:

Es ist in uns der Stern, nicht in den Sternen.

DER AUSBRUCH

Seitdem der Reim in unser Lied geflogen,
Hat mein Gespenst den Daseinsflug erwogen.

Der Abend nahte mir, mit einem Weibe.
Ich weiß, wir haben uns nie angehört.
Es hat die Sinnlichkeit uns nicht betört.
Wir fühlten nur den Sang der Sonnenscheibe.

Es sagte etwas über uns: verbleibe!
Die Klarheit atmete gar ungestört,
Und jeder Wunsch hätte uns urempört,
So ferne waren wir vom eignen Leibe.

Da rauschte unser Reimungslied gelinde.
Es lispelten zuerst die leichten Linden.
Und ein Geschehnis ward der Wind im Winde.

Es fingen Silben an, sich zu verbinden.
Wir sahn den Rätselblick von einem Kinde,
Und Rehe schienen heimlich zu verschwinden.

Die Silberpappeln sagten rasche Silben.
Ein Wunscherschauen rauschte durch die Au,
Und alles Helle mußte rings vergilben.

Der Wesensflug in uns verschwand im Blau,
In dem die Sterne ihr »Genug« erzittern,
Und Blüten lüsterten mit Tau nach Tau.

Wer weiß nicht von verhaltenen Gewittern,
Von Liebesblitzen zwischen Leib und Leid,
Wer konnte nie sein Lied im Weibe wittern?

Ein Wachsein, waltender als alle Zeit,
Berührt mit seiner Ruhe unser Kreisen,
Und meine Sprache scheint ihm dienstbereit.

Es mag uns kaum nach Geistesreife weisen,
Es ist ja unsre holde Sonntagsrast
Und weiß kein Wann von Wald und Wüstenreisen.

Ja, wer am Tag sein Eigenstes erfaßt,
Der kann nicht tiefer schaun und weilen!
Der fliegt nicht. Denn das All ist ohne Last,

Und Ruhe wird ihn plötzlich übereilen.

Die Nacht eröffnet alle ihre Herzen,
Es fängt die Flur an mit dem Wind zu scherzen.

Die Heiterkeit ist ein beseeltes Wesen,
Sie reimt sich wunderbunt in uns zusammen.
Sie mag im innern Sonntage entflammen
Und scheint uns angeboren, grunderlesen.

Sie ist in uns, schon vor uns selbst, gewesen.
Du glaubst ihr wie dir selber zu entstammen.
Doch braucht sie auch im Dasein ihre Ammen,
Denn gut muß sie an Erdbrüsten genesen.

O Jugend, Jubel holder Ewigkeiten,
Du kannst nichts Jüngeres als uns erschaffen,
Wir werden ja den Leib zu Grab geleiten!

Im Menschen sollen Altersschlünde klaffen!
Die Jugend muß die Freiheit in uns weiten,
Um selbst mit uns, als Kind, sich zu erraffen.

Wie oft bin ich mein eignes Kind gewesen!
Wie häufig ward in mir der Mensch bezwungen,
Und das verjüngt mein innres Sonntagswesen.

Ich habe dort über dem Tod gesungen:
Denn bleiben wird von allen Rundgesängen,
Was abermals zurück zum Grund gedrungen.

Alt atmet ja über den Überschwängen
Der Wesensdinge, die wir stumm verstehen,
Ein furchtbar freies Übersichverhängen.

Um jene Säume graut das Grundbegehen;
Dort ist man Schöpfer und Geschöpf im Ganzen
Und nimmt seine Verbleiblichkeit zum Lehen.

Ich bin ja die Unsterblichkeit der Pflanzen:
Ich bin der Schreck vor mir, in mir und Tieren,
Und kann in Sachen mich, für uns, verschanzen.

Es wird sich nie das Ich im Tun verlieren,
Drum holen selber sich die holden Reime,
Um unvergleichlich sich, mit sich, zu zieren.

Man wird und wallt zugleich nach seinem Heime!
Das Unvergleichbare wird dort verweilen,
Und Sterblichallgewußtes trächtigt Keime,
Sich andern Sonderkeiten zu erteilen.

Der Mond, der Monde silberne Idee,
Versenkt sogar den Großen Bär in Schnee.

Du weise Zuversicht in meinem Geiste,
Mit Sternenreinheit und Planetentreue,
Du Mitternacht, in der ich mich erneue,
Du weißt allein, wie weit ich für dich reiste!

Wo immer ich um dein Ereignis kreiste,
Warst du der Dinge traute Daseinsscheue,
Doch du besorgst, daß ich der Tat mich freue,
Wenn eine Möglichkeit durch mich vereiste.

In deinem Sterne werde ich nicht sterben!
Im Schimmer deiner Fülle kann ich weilen,
Um fort um Weltverwunderung zu werben.

Ihr, meine Nachkommen, wir wollen teilen!
Ihr sollt von mir die Macht zu tagen erben,
Doch will ich selber mich in euch ereilen.

Erblicke ich die eigenstillen Dinge,
So bin ich nimmer ein Gemüt auf Erden,
Sondern der Geist, als der ich uns durchdringe.

So bin ich alle, die noch kommen werden!
Die Dichter und Erdichteten der Tiefen:
So bin ich Pan, und auch der Schreck der Herden,

Virgil und alle Wiesen, die ihn riefen;
Der alten Riesen Warteschlaf im Walde
Sind Silben, die den Traum zu mir umschliefen.

Nun wachen alle auf. Ich bin ihr Skalde.
Sie lauschen, lispeln kaum. Die Linden rauschen.
Man war ja längst die Langmut aller Halde!

Ovid, du lebst? Willst du dich selbst belauschen?
Ich bin es ja, und auch dein Wiederkommen!
Du magst noch lange Rätsel flugs vertauschen.

O Waldesnacht, wahr wandle ich: beklommen.
Horaz ist da! auf Farnen hör ihn scharren.
Ich ward durch ihn den Erdfernen entnommen.

Da bin ich, Lüste, die als Wesen harren!
Ich bin es, den man zwischen Sterne bannte!
Doch welche Andacht fängt mich an zu narren?

Wahrhaftig, da am Waldesrand steht Dante.

LIEDER IM SEELENSCHEIN

WAS?

Ist es wirklich wahr,
Ruft in jeder Stimme,
Wenn sie auch so leise klingt,
Ursprungslos und wunderbar
Gott in seinem Grimme:
Wenn dir das zu Herzen dringt,
Menschenkind, so glimme!

Was, o was? ich horche ja!
Horche manches Leben,
Bin dem Winde immer nah,
Winde mich zum Nichts zurück,
Selbst mich zu erheben:
Trachte, als von Gott ein Stück,
Frei vor Gott zu beben!

Stürme umarmen mich,
Halsen uns alle und rufen:
»Als mir noch niemand glich,
Blieb ich so still in dir;
Als wir uns schufen,
Wurden wir Wind und Tier
Und mußten verstufen.«

Böen, ereignet euch!
Höhen, vernehmt eure Höhe!
Dann heul ich euch nach. Ich der Geist.
Dann zerr ich an jedem Gesträuch
Und wehe: wehe, wenn ich entflöhe,
Dann würdet ihr, die ihr vereist,
Nicht wissen, daß ihr zerreißt.

Menschen, so fasset euch:
Lauscht in die stürmenden Stimmen:

Helft mir, begreift einen Schrei!
Die Seelen durchfegt ein Gekeuch!
Ihr löscht nicht das Gottesergrimmen:
Ach, würde ein einziger frei,
So müßten wir klimmen, erglimmen!

Der Wirrwarr verwirbelt nicht mehr.
Wir waren vielleicht nie beisammen.
Wie schwer wird der Geist unserm Meer,
Und dem Geiste die Schöpfung — wie leer!
Wir müssen uns fliehend verdammen:
Jungfräulich doch immer entstammen:
Zusammen geht alles ursprünglich einher.

VOLLMOND

Es ist der Mond der Gott des Todes aller Wesen.
Schwer schleppt die Erde ihn als Leiche durch den
Raum.

Wir gleichen seiner Bleichheit, wenn wir kaum verwesen,
Und großes Schweigen drängt sich um den Glaubenstraum.

Wer sah noch nie Verblichene, in Silbermilde,
Zum weißen Eiland, hoch und nordergriffen, ziehn?
Du hältst sie wohl für sichtbar eigne Schwangebilde,
Von seltenen Träumen unsrer Träumlichkeit verliehn!

Doch glaubt es nur, das ist der Toten Glaubensglauben:
So ist ihr tiefstes, eigenmenschlichstes Erschaun!
Wohl will ein dunkler Ruf sie ihrer selbst berauben,
Daß sie so panisch rasch im Morgengrau ertaun.

Von welcher Sehnsucht sind die Toten uns enthoben?
Im Leben, schon von aller Monde Mond bewohnt,
Beginnen wir das Ungewohnteste zu loben
Und werben überraschend klar um unsern Mond.

So zeigt der Vollmond bloß die weiße Scheidungsscheibe,
Die andre Seite hält er, als der Tod, versteckt:
Doch sichelt er dahin, erblaut auf seinem Leibe
Der Erde Lebensglanz, der sich hinüberstreckt.

Dem Monde folgen auch die großen Weltenwogen:
Mit geilem Weiberlachen stürzt die Flut daher:
Die Wellen glucksen, hopsen kindisch ungezogen
Und sind der Tod vom Monde und die Brunst im Meer.



Ein Ölbaum steht allein im Mondenscheine.
Der frühe Tau umzittert sacht die Zweige.

Du glaubst, daß sich die Nacht herniederneige,
Und ihre Seele fürchtet, daß sie weine.

Die Ur- und Sterbensschönheit heller Haine,
In deren Wesenswidmungen ich schweige,
Durchzittern mich, wo ich mich sinnig zeige,
Und wittern, daß ich tiefes Wünschen meine.

Ich greife in das schleiernde Geäste:
Die Tollheit ist der Baumwucht nun verbunden,
Der Schreck so herb, als ob er jetzt die Nacht durchnäße.

Die Schönheit, die uns tötet, herzt mich innig.
Ihr Mondlichtschleier hält mich bleich umwunden:
Du meine Braut um mich, wie bin ich minnig!

Der blaue Wahnwitz in den stillen Silberstunden
Entwägt sich unerbittlich aller Wesen Glaubenslauschen.
Wir seufzen auf: der Glaube hat sich doch entwunden --
Und du verträgst des Urvertrauens Unterrauschen.

Die Herzerlebnisse entsilbern rings den Auen.
Die Schleierbräute wundern sich in Nordlichthainen.
Um dich ereignet sich ein ungeheures Schauen,
Und alle Nordgeister versuchen zu erscheinen.

Der Takt der Herzen ist der Flügelschlag der Erde.
Steil tragen sie die Leidenden durch reine Himmel:
Wie leicht die Heimat ist — das Sein ohne Gebärde!
Das bloße Gute im verkindlichten Gewimmel!

Der Tod ist weiß! Er liebt die Bräute und die Greise.
Der Mond ist rein! Und seine Weiße ist ein Engel.

Der Tote schweigt! Der Stumme aber kennt die Reise.
Wir horchen doch, und immer stirbt die Flucht der Mängel.

Verwurzele dich, wo du auch bist, in deinem Norden.
Der Vollmond kommt, mit Schönheit dich zu schminken.
Er naht, er kommt zu dir, das Sonnenbild zu morden:
Im Schlund der Wonnwelt, in dir, mußt du versinken.

NEUMOND

Die Saat der Sterne überwältigt alle Geister.
Es wagt nicht ein Komet dem Schicksal zu ent-
schleichen,
Und auch die Erde überläßt sich ihrem Meister.

Wer ahnte jetzt den Flug der fernen Sternenleichen?
Der Mensch, ein dauernder, dort mordideeumkreister
Gedanke seiner selbst, mag nur ein Maß erreichen.

Der Geist wird starr, in seiner Dinglichkeit vereister:
Statt aus der Unausschöpflichkeit hervorzquellen,
Versetzt er sich in sich, und um sich selber kreist er.

Die Seher können Schlangenschicksale erhellen,
Der strengen Einsicht mag die Seele sich versichern:
Was stirbt, versucht das Sterbenswissen festzustellen.

Auf Erden sah die Nacht sich nie in schauerlichern
Eröffnungen über das innerste Erkalten,
Doch alle Kindlichkeiten fangen an zu kichern.

Das Wasser kann am allerselbstgläubigsten walten.
Der Ozean ist frei. Und freier noch sind Quellen.
Und Seele strömt aus allen starren Ausdrucksspalten.

Jetzt werden die Gesetze urdurchschaut zerschellen!
Die Erde nimmt das Schicksal aus dem eignen Leibe
Und überflutet ihren Zwang mit Willenswellen.

Die Wellen aber sind ein Wink vom Weltverbleibe:
Die Weiblichkeit wird rein, und frei die Erde.
Ein Weiheschein entwallt dem leidgeheilten Weibe.

Der Schlaf wünscht, daß Erwachtsamkeit untötbar werde;
Das Träumen trachtet die Unsterblichkeit zu ahnen:
In beiden kreist das Ende der Geburtsbeschwerde.

Das Feuer loht, die stille Glutnacht anzubahnen:
Die Nacht, in der die Nächte aus sich selber tagen
Und kalte Wahrheitsflammen an die Allmacht mahnen.

Der Mond ist tot! Doch kann die Erde Monde tragen.
Es folgt dem Sohn, den ihre Mitte uns gespendet,
Das Kind der Höhe, das Gedanken überragen.

Die Nacht hat sich zum klaren Eigentag gewendet.
Das Fleisch ist frei und überstirbt das Sterbenssterben.
Vom Schläfe ward dem Tod der Traum emporgesendet.

Die Starre sieht sich schreckerstarrt in Gletscherscherben:
Ekstatisch liegt die Erde da, in bleichem Eise,
Und kann die Wahrheit aller Weltungen erwerben.

Die Erde weiß! Sie bleibt aus Freiheit im Geleise.
Sibiriens Hirn gebiert das stille Lichterfrieren.
Gebirge glühn und wandern plötzlich eigenerweise:

Den Himmel, den sie schafft, wird keine Welt verlieren.

Die Erde liegt vereist und ohne Eisesleben:
Sie starrt mit ihren Gletschern in die Daseinsleere.
Sie fühlt den Glauben an die stillen Sternenheere
Und lockert ihren Wirkungswunsch in Glastgeweben.

Sie hat das Steingewand mit ihrem Kern umgeben.
Aus den erstarrten Meeren strahlen Flammenmeere.

Ihr Geist ergreift die reifen Ewigkeitsverkehre
Und sucht die Stille, nur um Stille zu durchschweben.

Die Erde hat sich selbst in jedem Hauch erfahren,
Und ihre Urerleuchtung starrt in kalten Flammen,
In denen andre Sterne ihren Schwesterstern gewahren.

Unsterblich sind die Garben, die sich selbst entstammen,
Die, ohne Gleichnisse, ihr Wesen offenbaren
Und die schon waren, als die Welten sie gebaren.

Verzückung flammt die Erde durch die kalten Sphären.
Ihr Blut und ihre Glut sind ohne Wunsch erfroren,
Denn sie ist rein, ein Zweifeln mag sie umgebären.

Der Neumond ward zwei Riesenfeuerohren
Für fremder Welten holdes Unsre-Welt-Belauschen,
Und nicht ein Wort, das hier erstand, geht wo verloren.

Der Neumond kann die Erde als ihr Herz berauschen,
Das tief die Gletscher sprengt und flammend sich erweitert
Und pocht, durch das Gehör die Einsicht einzutauschen.

Kein einziger Versuch, zu sein, ist da gescheitert.
Durch Junggeburten hat der Urmond sich vernommen
Und sein Erleuchten unsre Schicksale erheitert.

Der Erde Ewigkeit ist zu sich selbst gekommen!
Sie mag verglühen, denn ihr »Werde Wort« wird bleiben:
Der Fels und drum die Flut sind eisigdick erglommen.

Verzückt kann meine Erde Monde urwärts treiben:
Des Wortes Unaussprechlichkeiten dauern weiter:
Das Weiblichste wird sich dem Geiste einverleiben!

Die Ewigkeit ereilt sich nicht auf eigner Leiter.
Was sie gebiert, kehrt in sich ein, und andres scheidet:
Wir sind nur einmal tausendfache Weltbeschreiter.

Ein Mond, der ungeschöpft die Nachtgewalten weidet
Und nur der Sohn der Erde ist und durch die Seelen
flimmert,
Tritt aus sich selbst, so daß die Mutter gar nicht leidet,
Und Er gebiert den Himmel, der uns tief durchschimmert.

DER FLAMMENDE LAVABACH

DIE ROTE TAUBE

Der Geist erglüht in unwahrscheinlich ferner Röte:
Er deutet ewig wachsam, traumbewußt und frei:
Ich bin! Weil ich das Sterbliche im All ertöte,
So steh ich euch im heiligen Gottergründen bei.

Der Geist befreit die wahre Menschlichkeit in allen Rassen.
In seinem Feuer wird die Seele nackt und bleich.
Die Völker, die vor tiefem Graun erblassen,
Verleiblichen bereits sein innres Flammenreich.

Erblicke, Mensch, erschreckt durch deine Lüge!
Verrät man Geist und Wahrheit, werde blaß:
Erröte, Mensch, durch deine jähe Rüge.
Die rote Taube ist dein Sklavenhaß!

Die rote Taube ist dein Gotterlangen:
Sie steigt als Urentschluß in dir empor.
Sie schlägt die Flügel bang zu deinen Wangen:
Sie wärmt und rötet dich! Sie dämmert vor!

Hast du noch nie, voll Scheu, den Menschensohn emp-
fangen?
War deine Seele, deine Weiblichkeit nicht rein?
O Mensch, du weißt es nicht, was du schon angefangen:
In uns ging oft der Geist, in weicher Stummheit, ein!

Du kennst das große, ewigwahre Grundverstehen,
Der Dinge Ich und aller Wesen Zukunftsernst!
Was eben vorgeht, magst du selbst mit Hohn besehen,
Doch schweigt der Irrtum, wo du dich von ihm entfernst.

O Mensch, das Falsche schmiegt sich spät in Maße.
Doch grundhaft schlecht ist nichts, es harrt wie du!

Es dient, was sich nur kurz berührt, zum SpaÙe,
Doch alles wirbt um Pyramidenruh.

Ach Mensch, die rote Taube läÙt dich lachen!
Sie gurr und flattert krampfhaft auf,
Doch kann ihr Wesen ganz in dir erwachen,
Gewahrst du den vollstreckten Zukunftslauf.

NORDSCHEIN

Du Tag in mir selber, du Tauen und Licht,
Du mildes Vertrauen im strengen Gewissen,
Du Einheit in mir und du freies Gericht,
Du hast mich so tief aus mir selber gerissen!

Jetzt bin ich ja dein, lodernforderndes Wort!
Du stummes Bedeuten und kindliches Staunen,
Du raunst nur: »Nicht dort!« Und bist immer dort.
Doch nein, du bist wacher und stummer als Raunen!

Du furchtbare Größe und Einflucht im Zwist,
Ich kann dich nicht fassen: ich muß dir erliegen!
Du Ich in mir selber, das selbst sich vergißt,
Du bist der Zertretenen leuchtendes Siegen!

Du stürzt dich ins Treffen, ins glaubhafte Nichts.
Du bist das Gott trotzen- de Gottheitseringen.
Du bist das Erdämmern des Ursprungsgesichts:
Du warst ja noch nie, doch du wirst uns gelingen.

DAS GLEICHNIS

Wir sind den Ursprung zu erglühn verpflichtet,
Drum hat sich mancher Schöpfungstraum bewährt.
Der Blick, den man erstaunt ins Innre richtet,
Erschafft Vergangenheiten, die er klärt.

Doch dämmert, dämmert es, nur um zu dämmern.
Was niemand sagen kann, das bannt uns fest.
Doch wo es dämmert, mußt du hämmern, hämmern,
Denn wehe Gott: der Welt, die Gott verläßt!

Wir müssen uns zum Ursprung hin verjüngen.
Wo du den Ursprung wahnst, bist du ihm nah.
Wenn wir in uns den Ursprung ganz erschwüngen,
So wäre da, was, künftig, schon geschah.

Es gilt auf seinem Werden zu beruhen,
Die Welt in sich bewußt verknüpft zu sehn;
In Bildern sagend kühn sich wahrzutuen:
Das Unerfaßbarste muß auferstehn!

DER ENTSCHLUSS

Nach meinem Anfang mag ich schaffend tasten.
Im Geist verankert kann die Welt bestehn.
In meine Seele wird sein Wesen wehn,
Gelingt es, keinen Augenblick zu rasten.

Was wären Dinge, die sich nicht erfaßten,
Dort wo sie aus dem Eigenring geschehn?
Ein sterbliches, ja totes Weiterdrehn,
Ein Schwang von Schwaden, die aus Nichts verpraßten!

Doch will das Chaos seinen Ursprung schöpfen,
Und heute stürzt bereits der Weltenguß:
Er war so falsch, daß er sich kennen muß.

Der Irrtum faßt sich schon in krausen Köpfen.
Es grinst der Trug aus lauter Urnentöpfen,
Doch Mensch zu sein, bleibt trotzdem ein Entschluß!

DIE VERNEINUNG

Zu weit ist die Idee, wer könnte sie ertragen?
Was sie erfaßte, stürzt bald unter ihr zusammen!
Doch etwas kann ich fest und über Träumen sagen,
Daß wir einer Idee, die uns durchglüht, entstammen.

Zuerst ist das Gebot, die Menschen kommen später.
Dann klärt sich die Natur, warum wir leben müssen,
Doch jäh aus der Idee entstehn ihre Verräter,
Und sie erschreckt uns, einfach, unter Überflüssen.

Und doch: ich darf, ich muß vom Urgeflüster sagen.
Mit scheuen Worten mag ich mich an Klares wagen.
Es ist so klar, so klar: ach, könnt ich etwas fragen,
So dürfte ich die Antwort in die Dinge tragen,
Und aus Versuchen würden Wunderblumen schlagen.

Ich lege mich vor einem Vogel einsam auf die Lauer.
Er singt in mir: ist es Musik? Nein, starre Dauer!
Vielleicht die Ruhe, wenn ich selber tief erschauer?
Nein, denn er fliegt und fliegt und sucht uns mild aus
Trauer.

Nun schweige ich, als dein, mein, unser Grunderschauer.

Es klingt so unverständlich, wortlos und erhaben:
»So komme doch, in mich, in uns dich zu vergraben!
Wir sind so reich an unvergebenen Seelengaben,
Der Strom, der aufwärts wallt, mit Jugend uns zu laben:
Wir sind der Anfang, da wir keinen Anfang haben.«

Das ist ein Zauber! Doch ich bin ein Kind der Erde!
Was ich erlausche, kann ich nicht vergessen.
Ich muß es stammeln, bis ich ganz ein Dichter werde,
Und Bilder zu erleuchten will ich mich vermessen.

Ich bin ein Jäger, lieg nach Einsicht auf der Lauer.
Das, was mich einholt, halte ich an seinen Flammen.
Das, was mir nachhallt, rufe ich in blasser Trauer:
Ich raube, was ich kann, und stürze laut zusammen!

»So wisse, Mensch, im Dortseits gibt es nicht Gesetze!
An Haftbefehlen halten wir die Welt zusammen.
Durch das Bewußtsein tauchst du selbst in Schicksalsnetze.
Entflammt, kannst du der Wahrheit frei entstammen!«

Ich spreche nun, ich spreche fort, muß sprechen,
Denn mein Gedächtnis hämmert selber sich die Sätze.
Wie kann ich das am eigenen Gesicht verbrechen?
Ich bin ein Sklave: ferne sind die Seelenschätze.

DER WANDERER

Auf, auf! Was du erschaut, das laß mich eingestehen.
A Ideen sind unendlich. Welten selbst Ideen.
Kann doch das Meer im Menschen schöpfend auferstehen,
Gelingt es, seine Stille schaudernd einzusehen.

Ein Meer von Sternen, Leidenschaften und Gedanken
Vermag es, dir Bestand und Herkunft zu verdanken.
Nur beim Entschlusse still und stumm! Nur da nicht
schwanken!
Dann magst du Zielen nach, selbst ins Verderben, wanken.

Nun, Erde, mußt du selber auch zum Gleichnis dienen:
Was deinem Kind in Leid und Finsternis erschienen,
Das Licht, das Eigenlicht, die innern Schimmerbienen,
Die mich zerstechen, wirken auch in deinen Mienen.

Auf! Wo der Ausbruch leicht ist, dort soll er geschehen,
Doch kann ein Dauersieg nur an dem Ort bestehen,
Wo er so schwer fällt, daß die Zweifel selbst vergehen,
Drum wird mein Traum vom Tropenmeer zum Pole wehen.

Du, Erde, willst doch wieder jung und selber leuchten
Und glühst in Wäldern, die Heroen einst durchkeuchten.
In wilden Wolken magst du Wüsten hold befeuchten,
Und hoch am Pole darfst du wie am Anfang leuchten.

Drum, Wanderer, soll dein Seelenschwarm nicht bald zer-
stieben,
So mußt du einen Menschen, so wie du bist, lieben.
Vermagst du das und bist du stark und treu geblieben,
Vermagst du viel und wirst von selbst zu Gott getrieben.

Doch merke, Wanderer: aller Anfang ist die Liebe,
Drum finde und entflamme sie im Sterngetriebe!

Begeistre uns und wirb um Liebe, Liebe!
Erweck das Licht, daß es aus allen Bergen stiebe!

Die Sinne mögen schweigen, und das Herz kann beben,
Doch der Verstand, der kalte, soll nach Liebe streben.
Ja, der Verstand, der kalte, soll jetzt Gott beleben,
Der Geist in die erkannte Welt sich frei erheben.

Auf, Wanderer! Hinweg von jedem Glück und Lohne!
Und trachte, daß die Seele tief in Schmerzen wohne!
Das Leid ist eines: groß und frei von jeder Frone.
Dort wurde Gott, dort wird der Mensch, die Welt zum
Sohne!

Verbeiße dich in dein Gebot, im Grau der Erde!
Verkrampfte sich dein Schöpfer doch in deinem Werde!
Er warf das Weib sich dir in die Geburtsbeschwerde!
Wie, Wanderer, du schwankst! Verlangst du Sattelpferde?

Zum Meer, zum Meer! vom Weib, von meinem Weib
zu singen!
Es glaubt das Meer, des Mannes Sang wird es vollbringen.
So höre seinen Ruf in jeder Mondscheinbucht erklingen
Und aus dem Branden sich zum Blütenschaum ent-
schlingen.

Empor zu Schnee und Frost! Unter die weißen Bienen,
Die dein Gesicht zerstechen und dem Schöpfer dienen!
Hindurch durch Bienen, Bienen, eisge Gletschermienen:
In dich, in dich! Wenn dir dein kaltes Licht erschienen.

Sei heilig, Wandrer, ehrfurchtsvoll und unverdorben,
Wie an dem Tag, da deine Mutter dir gestorben!
Im Weib erhalte, was die Mutter ihm erworben,
Und durch die Unschuld schluchzen Orgeln und Theorben.

O Wandrer, hör den Schwertertanz der Sphären!
Das Nordlicht ruft dich auf. Du sollst dich freigebären!
Der Tag ist reif. Die Nacht durchdauern Flammenähren.
Der Schwertertanz erscheint. Der Krieg wird weiter-
währen.

Ekstatische Erde, dein flammendes Lachen,
Die Heiterkeit unsrer allwissenden Greise,
Umarmt unsre Nacht, die wir furchtlos entfachen:
Erfrorenes Schwärmen nickt starr aus dem Eise.

O Nordlicht, die wandernden Gletscher sind Tiere,
Die du festgebannt hast. Versuche zu Riesen
Durchblauen das Dunkel. Nun ist es, als stiere
Ein Geist durch die Stürme. Jetzt dröhnt es, als bliesen

Die Winde aus Schlünden gebändigter Bären.
Wann kann ich die Jungfrau im Eise gewahren:
Das Weib, das die Menschen voll Sehnsucht verehren?
Ich weiß, daß es flammende Gletscher gebaren!

Die Nacht wallt hinan. Es flackert ihr Lachen.
Wir wandeln im Wahne. Das Weib harrt im Sange.
Ihr Sagen, wann wird eure Wahrheit erwachen?
Erhabenste Jungfrau, wir werben noch lange!

DAS STERNENKIND

Der Mensch muß fliegen! der Mensch muß fliegen! ver-
breitet den Sturm!

Vertilgt im Herzen, vertilgt im Leibe den furchtsamen
Wurm!

Ersehnt im Winde, erhofft im Winde den wehenden Geist!
Beruft im Dunkel das Kind der Sterne, das Schweben
verheißt!

Erträumt Gefahren, erfiebert Schrecken, entfesselt das
Leid!

Kometen helfen. Gestirne drohen. Erfäßt euch im Streit!
Den Wurm ertötet, den Wurm verachtet, verwundet den
Wurm,

Bewacht die Warten, sie harren und warten, entwuchtet
dem Turm!

Der Tod ist machtlos! Entfliegt ihm lachend! Ver-
breitet den Sturm!

Der Mensch muß fliegen, den Schwindel besiegen, die
Erde bekriegen!

Die See hat Wolken, die Seele ihr Wollen, der Mensch
muß fliegen!

Der Strand hat Bäume, der Geist seine Träume, der
Mensch wird siegen;

Das Meer hat Wellen, der Mensch seine Hellen, sich
lichtwärts zu wiegen;

Der Wind hat Spiele, das Kind seine Ziele, es wittert das
Fliegen —

Den Zäunen entträumt: die Räume zu säumen, ent-
bucht im Sturm!

Die See hat Stürme, die Seele hat Türme, umwittert den
Turm!

Die See kann sehen, die Seele erwählen, verwundet den
Wurm!

Ich wähle die Seele, erwäge die Geister und schwebe als
Traum;
Ich schaue in Herzen, berausche mich schaudernd: ihr
traut einem Baum!
Ihr grünt und erblüht, ihr durchsprüht, überflügelt den
Raum;
Es glauben die Herzen, wie glühende Kerzen. Es leuchtet
der Baum!
Es beugen die Fichten die Träume der Sterne zur Erde
hernieder;
In Weiblein und Wichten erwachen so gerne unwichtige
Lieder;
Euch alle belichten Geschichten der Ferne, die still sind
und bieder:
Wie gerne erschimmern die Sterne, wie herrlich erglüt
euer Baum!
Erbühen schürt Glühen. Und Glühen Entsprühen. Der
Baum wird ein Traum.

Der Traum ohne Baum ist ein Band ohne Saum. Ent-
brandet als Schaum!
Bewacht eure Schäume, berauscht euch durch Träume.
Es leuchtet der Turm!
Die Lichtfichte flimmert. Die Goldwolken drohen. Es
blutet der Sturm.
O träumende Kinder! Der Wind wird gelinder. Nun
zuckt schon der Wurm.
Wer Schneewehen wittert, bedenkt sich, erzittert. Jetzt
dunkelt der Turm.

Die Jugend erstirbt nicht. Die Weite gebiert sich. Die
Kindheit wird siegen!
Was naht ohne Alter? Was will, durch die Finsternis
schwirrend, sich wiegen?

Ein glastender, kalter wahrhaftiger Falter wird Fernen
erfliegen.

Wer wirbelt? Was hascht sich? Wann wähnt sich ein
Wagnis? — Wir fliegen!

Wir fliegen? Es sterben die Sterne. Wie gerne, wie ferne!
Wir fliegen.

EIN WESEN

Der Geist hat eine Eiche heute nacht geknickt.
Ich sauste, lauschte auf. Ein Riese war gefällt.
Der Hunger, samt der Brunst, hat durch den Sturm gebellt,
Und ein Gespenst urplötzlich unsichtbar genickt.

Von einer Eule ward ein Tier zu Tod gepickt,
Der Westwind wo an einer Waldeswand zerschellt,
Der Schreck befiedert übers Feld emporgeschnellt,
Das Wasser hat wie eine Schicksalsuhr getickt.

Es ist nun wo ein Ding beschlossen oder aus!
Ich starre ganz zugegen in den Geist der Welt.
Mein panisches Gehaben ist bei sich zu Haus.

Viel eher als ein Narr bin ich ein Held.
Ich brauche diesen rauschenttauchten Braus und Graus
Und bin der Saus, der kraus den Geist verzaubert hält.

DER BLINDE

Wer sagt es mir, ob ich schon lange einsam harre:
Verwalte ich ein Geisterheer als blinder Greis?
Ich sehe nichts. Doch ahne ich des Daseins Starre.

Der Riesen Lockenhaar ist weiß. Ganz klares Eis.
Die Fluten jauchzen nicht zu lauten Wunderdingen,
Denn stummgefroren wähen sie ihr Grundgeheiß.

Die Gluten prusten kaum aus tausend Wirkungsringen,
Die Nordlichtlandschaft überträumt den behrsten Traum,
Und alle Dinge fangen an ihr Lied zu singen.

Die Dinglichkeit ist tot. Das Wort erfüllt den Raum.
In meinem Wesen höre ich das Weltlicht tönen.
Es wiegt sich, fliegt und siegt des Sternes heller Schaum.

Das Wort kann aus der vollen Mutterwurzel dröhnen.
Es singt. Und klingt. Es singt sich selbst. Gebiert die
Dichter.

Einst wird der Geist sich wieder an das Wort gewöhnen.

Ich bin ein Mensch und fühle alle Glaubenslichter:
Wie gut sie meine helle Seele unterfluten.
Erst fiebern sie. Dann leuchten wir und werden schlichter.

Sie können jetzt in mir das Weihesein vermuten.
Die Sonne hat uns aufgerufen und geboren.
Doch heute sind wir frei. Die Willenslichter bluten.

Wie ist die Sonne hold! In uns hat Gold gegoren.
Sie ist die Herrin! Herren wurden ihre Kinder.
Schon ist der Daseinszwang zum Geisterzweck erfroren.

Das Nordlicht ist der Dinge innrer Überwinder.
Die Welt besteht in ihrer tiefsten Majestät.
Ich höre mich und werde witternder und blinder.

Der Ursprung lebt. Hier gibt es nirgends ein »Zu spät«.
Die Gründlichkeit der Welt verschmäht die Maße,
In denen sich der Hang zur Dinglichkeit verrät,

Der ganze Himmel glüht: die Welt ist seine Straße.

DER SCHLAFENDE

Ich harre: denn in mir wird heitre Freiheit tagen.
Es überwindet unser Schlaf den Totentod:
Er soll den Tag durch alles Nachterwachen tragen.

Hinab in meinen Tod, du holdes Wonnenrot.
Die volle Sonne ist die große Tat, zu leben;
So fühle doch, wie sorglos sie dich noch durchloht,

Wie sich in dir die Pulse freundlich ihr ergeben:
Der Schlummer ist die Sonne, die den Tag verheißt!
Sie weiß: nur wer sie kennt, wird sie erstreben.

Du glaubst, daß sie von dir, dem Kind, geschieden kreist.
Du weißt von Fluten unter goldnen Tropengluten,
Doch fern ist bloß der Schein, und du verwahrst den
Geist:

Nicht ich, doch du, auf dem die Wesen stets beruhten,
Bewachst das Sonnenwollen vor dem Nichts der Nacht:
Du Macht zu schlafen bist der Dauer Grundvermuten.

Du weißt, daß ein erschauter Tag in dir erwacht.
Die Sonne, die den Schlaf erschuf, erblickt sich wieder,
Denn Schlummerwurzeln tragen ihre Tagespracht.

Das Nordlicht bringt die Stille. Das Nordlicht senkt die
Lider.

Das Nordlicht weht in dich und überweilt dich schon,
Denn herrlich senkt sich eine Welt in dich hernieder.

Das Nordlicht, zweier sonngeborner Sonnen Sohn
(Denn Schlummer und Bewußtsein haben es erschaffen),
Setzt leuchtend Sonne, Mond und Sterne auf den Thron.

So will in dir das Nordlicht dich der Nacht entrafen.
Es sieht die Sonnen, zeigt die Sonnen, zeugt die Sonnen.
Das Nordlicht steigt, wo die Bewußtseinsschluchten
klaffen.

Das Nordlicht blickt dich an, es glimmt in dich ver-
spinnen.

Du liebst es hold, es will in dir beruhigt sein:
Du schläfst. Vergißt du dich, so hat die Glut gewonnen:

Und bald erblaut der Tag, schon unschuldsvoll und rein.

DER TRÄUMENDE

Der Laut ergraut, und jedes Ding erhält sich wieder.
Die innre Freiheit, unsre Heiterkeit, wirkt alles:
Die Erde schenkt der Dauer Diamantenlieder.

Dem Land entragt die Glut des unversuchten Falles.
Die Seele überglüht die eigne Einverleibung:
Die Erde hat den Anspruch eines Flammenballes.

Der höchste Wunsch erfährt die höchste Übertreibung.
Die Wesenheit gelingt: verdingte Dinge sterben.
Das Nordlicht ist der Freiheit leuchtende Umschreibung.

Es kommt der Mensch ans Licht, um Weltwuten zu
werben.

Es träumt der Mensch, um andre Träume anzutreffen:
Er soll durch Plötzlichkeit das Reifste übererben.

Die Erde kann die goldnen Traumessegel reffen.
Wir tragen sie empor: hinan, hinein in Welten
Mit stillen Glutenruhen und Kometentreffen.

Wir sind der Geist, aus dem die Sterne sich entschwellden.
Gebären wir die Sonne! Es beginnt zu tagen.
Die Sonne wird, wenn Sehende die Welt erhellten!

Bewußte, horcht: ihr müßt zwölf Stunden Sonne tragen!

ERWACHEN

Warum, o holdes Morgengold, bist du so blaß?
Es ist ja doch voll fröher Ahnung schon der Wald.
Das Wasser, das sich nirgends wellt, erstrahlt wie starres
Glas.

Doch gar nichts harrt, da alles sich zusammenballt.

Die Wiese ist voll Jubellust und Taugeglitzer.
Aus allen Winkeln und auf allen Stengeln singt es.
Ja, selbst meine Geschwister schwätzen durchs Ge-
zwitscher.
Und auch mein Rausch ist nur Verbrauch des Laut-
instinktes.

Es schwirrt ein Lied um alle winzigen Zypressen.
Die Ölbäume stehn blaß wie schwache Kinder da.
Wohl hat auf jedem Blatt die Nacht ein Tauauge vergessen.
Und tief wühlt jetzt in mir der Wunsch: »Sag endlich: ja!«

Nun ja! Ich schüttle schon ein Bäumchen unter Bäumen.
Ich fühle feuchte Frische ins Geflimmer schäumen.
Der Frühe Froheit flammt und funkelt durch die Traufe.
Ich jauchze, glaube, daß ich mit den Lauten laufe.

DER PROPHET

Die Sonne fühle ich mit ihrem großen Wollen:
Des Lichtes Schicksal wirkt in mir entsprossen:
Der Sonne Weltverheißung senke ich in Schollen!

Ich bin das Nordlicht, bin der Nacht entsprossen.
Ich bin der Sonne nah und kann ihr Schaffen wittern
Und bleibe fromm zu Sonnenfolgschaften entschlossen.

Das Land befreit sich in Begeisterungsgewittern,
Denn jede Seele ist für sich ein Element;
Sie wälzt die Erde um und will als Stern erzittern.

Der Glutenwunsch, der wuchtverschlucktet, hell ent-
brennt,
Gab uns im Kerne kühn die Schalungsmacht zum Sterne:
Ich bin die Erde, die als Nordlicht sich erkennt!

O Sonne, strahle nun aus meiner Innenferne:
Empor, o Sohn der holden Weiblichkeit der Wesen,
Entringe dich, du Sonnenhoheit aller Kerne!

Die Sonne wird der Gott, durch den wir bald genesen:
Ein Gott ist Wirken, Wärme, Wollen, Wonne, Sonne!
Der Sohn der Sonne hat uns zum Gefolg erlesen,

Es kennt der Norden schon die kommende Kolonne.

DER NACHDENKLICHE

O Sonne, Sonne, ich empfang' hold Gedanken,
Der Sonnenwonne meine Jubeltat zu weihen,
In Fabeln dir für meinen Farbentag zu danken.

So wallt die Phantasie durch lange Kaktusreihen,
Zu bleichen Weihern unter glühenden Gesträuchen,
Und drinnen schreien buntgescheckte Papageien.

Ich wähne Menschen mit verwundernden Gebräuchen:
Die Gluten ferner Tropen kann ich bloß vermuten.
Die Seelen kommen selbst. Nur still! Nur keine scheuchen!

Nach meinem Norden, wo einst Wesen schrecklos ruhten,
Ziehn viele wieder, wie zu fernen Nestern:
Denn alle schweben nun, die Furchtbaren, die Guten!

Auch Neger, Tiger, Schlangen, die wir hart verlästern,
Beginnen tief in mir die Schöpferkraft zu wittern
Und sagen klar: die Zeit ist arg und elend schlecht das
Gestern.

Die Seelen aber finden sich: sie beichten, zittern.
Die Häscher sind so unschuldsvoll wie jeden Morgen.
Die Morgen kommen! Sünde wird uns nie verbittern.

Des Dichters Geist beginnt für euch zu sorgen.
Ihr Leidenden, erscheint: ich weiß vom Weltenwehen
Und kann den Trost dem großen Norden schon erborgen.

Wir müssen morden! Dieses Muß wird Gott umflehen!
Der Opfer Blut, der Schlächter Blut darf kalt erstrahlen,
Fängt der Verstand doch an, die Dinge einzusehen.

Empfangen wir den Geist, verblassen alle Qualen.
Die armen Tiere können sich des Herrn erbarmen.
Sie nahen schon. Sie glasten unter Glanzportalen.

Der Schöpfer läßt, gerührt, sie abermals erwarmen.
Da ziehn sie fort: und unser Herrgott bleibt verlassen.
Zu einsam schaurig wäre es in seinen Armen!

Wir danken, Herr, daß wir dein Leiden miterfassen:
Daß wir durch tausend Sonnen herzlich an dir hangen,
Vor deinem Antlitz, durch das Mondlicht, kalt erblassen,

Bewußt, im Dunkel, deinen Schlummer stumm erlangen.

DER HELLSEHER

Durch meinen Norden tosen goldene Gespenster.
Die offne Blüte einer Welt empfängt den Pollen
Erlöster Sterne: und in Glutkometen glänzt er.

Das Wesen aller Wildnis will der Welt enttollen:
Ein Flammenwald entwuchtet in Gewaltgewittern:
Und holde Sternenkinder nahen unsern Schollen.

Die Seele toter Wälder wird vor Gott erzittern:
Erbebst du nicht? Belebst du nicht durch sie die Liebe?
Vermöge du mit tausend Blüten Geist zu wittern!

Er weht herbei, er windet sich ins Weltgetriebe
Und wirkt, damit der Wissenskreis der Wesen
Sich bis zur Witterungsellipse hinverschiebe.

Er hat die kleinsten Daseinsrausche aufgelesen
Und gibt ihnen in Hellsehern erhabne Stärke.
Der Grundbeschluß der Urgeburt heißt Traumgenesen:

Und kalte Waldgespenster ragen in die Tagewerke.

DIE BERAUSCHENDEN

Wir fliegen und singen im Reigen um Sieger,
Wir krönen die Götter mit goldenen Haaren
Und lieben die Löwen und lauernden Tiger.

Wir führen im Süden die rüstigen Scharen
Begeisterter, nordlichtdurchschauerter Seelen
Zu Taten, die Ahnungen klar offenbaren.

Wir können die jüngsten Geschlechter erwählen,
Durchwallen die Wesen, durchgolden die Mähnen,
Entsteigen der Erde, uns Gott zu vermählen

Und unter uns dunklere Völker zu wännen.

DER SCHAUDERNDE

Zwei dunkle Sonnen, das Bewußtsein und der Schlummer,
Sind nicht mein Eigentum, doch Pfade oder Brücken.
Die Welten fluten an und durch: und werden stummer!

Vernehmen will ich nicht. Kein Tag soll mich berücken!
Ich muß mit meinem Gotte leiden, furchtlos leiden.
Er liebt mich! Dunkle Liebe sprüht durch mein Ent-
zücken.

Der Schlummer heilt. Und doch, den Schlummer muß
ich meiden.

Für meinen Gott, der schlummert, will ich schaffen:
Er wisse nicht, wie oft wir leiden und verschneiden.

Ruft ihn nicht auf! Dem Schlaf ihn schmerzhaft zu
entrafen!

Was in uns schlummert, ist das Beste: wird uns heilen.
Es birgt Gebirge, wo Vergessensschachte klaffen.

Er schläft: ihr könnt ihn noch in Gut und Grausam
teilen,

An Gestern glauben, ewger Grauen euch berauben,
Und schon in holden Morgen, die erst kommen, weilen.

An einen Gott, der heilig schlummert, kann ich glauben.

DIE BERAUSCHTEN

Wir sind des Nachmittages warme Geisterschwärme.
Wir nisten in den Seelen, die verwundert tagen,
Und bringen ihnen Heimatlieder, Wesenswärme.

Im Leben darfst du nicht nach Sonnenworten fragen:
Ihr sollt euch an die Eingebung von Taten halten,
Denn unser höchster Flügelschlag heißt Wagen, Wagen!

Die alten Wälder fangen an, in euch zu walten:
Beim Einsturz haben sie geschluchzt und sind ver-
schwunden.
Doch alte Majestät kann sich ins Dasein schalten.

Seid stummer als der Urwald! Laßt euch stolz ver-
wunden!

Die tote Wildnis birgt die hellen Elemente,
Durch die wir uns als Wertungswächter hehr bekunden:

Ein Element und kein Befehl schafft Rechtsmomente.

ABEND

Am Himmel blauen weither Wind und Inseln.
Die Brandung schwillt in dumpfen Brustakkorden:
Dazwischen hörst du wirklich Stimmchen winseln:
Entwallt der Sang von großen Daseinsmorden?

Dort, durch das Dunkel, huschen nun Delphine.
Und auch die Wellen balgen sich am Strande.
Wie eigen ist doch manche Dingesmiene:
Ich fühle ja um uns verborgne Bande.

Gewiß, jetzt gilt es, sich der Nacht besinnen.
Vergessen wir die lichte Innenstille.
Wir sehen rings Geheimnisse zerrinnen:
Schweigt! Was beginnt ein solcher Wellenwille?

Durch uns, verdunkelte Vernunftgebärden,
Hascht abermals so mancher Heimwehsschatten.
Ja, ja, es heißt bloß Auferstehn und Werden!
Ach, Dasein, willst du immer nicht ermatten?

DAS WEIB AN DER WELLENWIEGE

Das tragische Schwarz aller Nacht ist erhaben.
Die Arbeit rastet aus. Die Armen darfst du laben.
Erwartet mich: ich bin der Wahn der Sagen
Und kann die Wahrheit und den Schlaf der Nacht ertragen.

Vernehmt: die Erde hat den Sonnensohn geboren.
Es strebt der Geist zu Gott empor. Aus goldnen Toren
Kommt das Geschöpf erhöht zu Gott, der es verloren.
Der Wesen Leid wurde zum Freiheitskeim erkoren.

Der tiefste Sohn, der seinen Gipfel-Gott verschmähte,
Weil der das Erdenleben, das er täglich säte,
Nach leidvollbrachtem Arbeitstage wieder mähte,
Entwand der Rast den Schlaf, daß er den Tod verspäte.

Es wuchs der Geister Wurzelsehnsucht nach dem Süden:
War doch ihr Wunsch, daß sie die Wesungswucht entluden!
Verkrampft, bekannte sich die Daseinslust zum Rüden,
Das Weibliche sollte die Vollsonne ermüden.

Da ward von Gott, aus ihm, das holde Wort geboren.
Im Wort hat sich der Sonne frischer Hort verloren,
Zur Sünde dann der Geist den Süden sich erkoren,
Nun tritt die Freiheit aus des Nordens goldnen Toren.

Das Nordlicht sprießt: das Weib empfängt die Welt-
kometen.

Das Nordlicht wächst: so werden Sonnen sich verkneten.
Das Nordlicht blüht: ein Gott begreift sich in Propheten.
Das Nordlicht siegt: du bist! Kein Wort soll dich ver-
treten.

Zurück zum Sonnengold! Das Wort begehrt den Bronnen.
Der Mund empfängt die Flut, der Glaube tausend Sonnen.
Des Wortes Tochter, unsre Freiheit, hat gewonnen,
Nun weicht das Wort vor einem Gott in heiligen Wonnen.

Ihr seht das Wort zum vollen Element erfroren.
Es schweigt der Ruf, der Durst hat unsern Born geboren.
Vor Gott, der seinen Sohn, als Welt und Wort, verloren,
Besteht und lebt der Geist, der Gott in sich erkoren.

GESTALTEN AM STRANDE

Die Sterne tagen, um uns still vor Gott zu tragen.
Die Herzen schlagen, um den Flug von selbst zu wagen.
Die Felsen ragen und verheißen alte Sagen.
Die Wellen klagen, und die raschen Böen fragen.

Was hascht der Wind? Was faßt das kalte Wasser?
Nun atme ich geschwind. Die Welt wird mir ein blasser
Gedanken-Ineinanderklang. Der Wahn wird krasser.
Jetzt atme rasch, welturverwandter Daseinshasser!

ATEM

Nur Sehnsucht sind die Augen, bloß der Mund Besitz:
Bloß Traumgewitter Blicke und der Tag ein Kuß:
Das Dasein ist Verwolkung, Gott allein der Blitz:
Ich selbst bin Feuer, da ich glaubhaft bleiben muß.

Begierig sind die Blicke: Mystik west im Hauch:
Und Wahrheit, Unerschautes wogt das Wort ins Lied.
Das Unerhörte scheuche fort, wie Glut den Rauch:
Sich selber hört die Seele, die das Fremde sieht.

Hinweg vom Schaustück! Aussichtslos und ohne Gier,
Enthebe mich der Geist. Zurück zu Wind und Mund!
Mein Atem sei der Sang, ein Klang der Tag in mir.
Der Ruf bleibt Wucht und Sturm: ein Schlund mein dunkler
Grund.

An meinem Lied, an meinem Leide will ich hangen.
Des Schmerzes Feuerlippen löschen das Verlangen.
Ich bin so weit, ja viel zu weit, in mich gegangen.
Wind, wehe mich ins Weh, wo andre Wesen bangen.

*

Ein lächelndes Wesen erscheint mir im Winde.
Ein Weib wird vom Sturme nach Westen getragen.
Gesicht, das ich leibhaft und wirklich empfinde,
Wie kann ich dir nahen? Es bangt mich zu fragen!

So weht denn vorbei, holde Sehnsuchtsgebilde!
Ihr silbernen Träume, entschwirrt wie Gewitter.
Ihr perlbleichen Geister verschwiegener Gefilde,
Vermummt meinen Wunsch, durch ein Schneeflorgeflitter.

Ich sah ja das Lächeln. Die Nacht wurde heller.
Jetzt wandre ich heiter, noch tiefer und weiter.
Mein Sang sagt die Wahrheit, stets klarer entquell er!
Verheißenes Weib, so erschaut dich ein Streiter!

Erleuchtete Nächte, ich liebe das Lachen,
Dem Geister und Seelen unendlich vertrauen.
Ergoldete Morgen, die Menschen entfachen,
In euch will ich staunend vor Freude ertauen.

EINFALL

Auf einmal ward die Nacht geknickt und trüber:
Der Mond verdunkelt und dann wieder frei;
Perlmutterwolken bauten sich herüber,
Und vor dem Licht stockt eine Schäfchenreih.

Die Wiesen übersprühen grüne Käfer,
So weit sie, wie ein See, erflimmert sind.
Im Hage dämmern Träume müder Schläfer,
Und leise Silberbäume schmückt der Wind.

Das Meer erhellt sich zart durch Wirbelfluten:
Von allen Klippen träufelt fahles Licht.
Was blaß enttaucht, muß Seelenschimmer bluten,
Wie geisterhaft verstummt die See sich bricht.

Der Mond beherrscht, mit Netzen, nun die Weite.
Er lächelt nur: wer weiß, ob du mich kennst?
Sein Lächeln bleibt, bei Wind, das Flutgeleite:
Die Welt ist jetzt ein riesiges Gespenst.

DER SÄNGER

Mein Mutterland, mit deinen schweren Fluten
Verlangst du, bangst du ja zum Mond hinan:
Unheimlichkeiten, die wir nur vermuten,
Ereignisse, die nie ein Wunsch ersann,
Entwallen dir aus Gründen, die einst ruhten,
Zum Stern, der abermals das Nichts begann.

Wir träumen uns hinweg nach einem Reime,
In dem das Fühlen starr und frostig sei:
Und allen festen Schlafes Ebbungsschleime

Durchblinkt des Sterbens Silberstickerei:
Wirft doch der Mond die bleichen Todeskeime,
Voll Mitleid, schon in jedes Sonder-Ei.

O Erde, hin zum freundlichen Genossen
Will unbewußt das frohste Sonnenkind.
Was überraschend rasch am Tag ersprossen,
Ist innerlich doch immer mild gesinnt.
Es will ein Wort, dem toten Mond entfließen,
Zum stummen Mund zurück, dem nichts entrinnt.

EURYDIKE

Ich weiß nicht, weshalb dieser Sänger mich preist,
Warum er mich immer noch sehnsuchtsvoll ruft?
Ich bin es doch selbst, die ihr Wesen verheißt,
Die alles, was auftaucht, gesangzu verstuft!

Du Orpheus, sei ewig der Strahl der Idee
Und ich die unendliche Urmelodie,
Dein wirkliches Lied, alle Sterne, der Schnee:
Dein Leid, unser Heil, mein Weltselbst, das Nie.

Dein Ich, holder Sänger, ist immer in mir.
O blick dich nicht um, was ich war, bleibe stumm!
Doch dort, dort vor dir, jenes furchtsame Tier,
Erbangt ja für dich: doch ich bin es. Warum?

Du darfst mich nicht töten! Ich steh, wo du gehst.
Ich wittre und weile, wohin du gelangst.
Ich wandle als Schmerz, den du heilsam verstehst:
Die Panik bin ich, aber nie feige Angst.

Ich springe im holdest Vergleichbaren auf
Und sinke als Hast stumpf vom herbstlichen Ast,

Doch lenke ich auch deinen leidhaften Lauf,
Bewußt nur durch dich, Geist und Spende der Rast!

Ich ward von Gedanken in Marmor gebannt
Und harre als Stein auf den Sang, der mir naht.
Ich rufe und winke, mir selbst unbekannt,
Der Stimme, die wo mein Erschauen erbat.

Nun sind wir beisammen! Du blickst ja in mich!
Als ionische Säule erschein ich mir hold.
Dein frommes Erstaunen und Jubeln bin ich:
Mein weibliches Nacktsein hast keusch du gewollt.

WIND ZUR HEIMAT

DIE DULDERIN AM BRUNNEN:

In unsre Dulderbrunnen sinken viele Schmerzen:
Doch tief in meinem Leiden spiegeln sich die Sterne.
Die Seelen schwellen her, es ticken tausend Herzen:
Ich kenne ihre Angst und hab die Kleinen gerne.

Die Menschen sollen ihre Träume furchtbar bannen,
Die Hoffnungswolken mit Begeisterungen schwängern.
Gedankenwanderschaften ziehn im Sturm von dannen:
Ideen werden ihre Macht bei uns verlängern.

Der Regen, voll Rührseligkeiten, soll erfrieren,
Ein milder Schnee dafür im Mondenschein erglänzen.
Statt Nebel werden Eisberge herniederstieren,
Kein Blitz — das Nordlicht soll das Land bekränzen!

Polarschein tagt. Die Träume bändigt er wie Tiere.
Sakrales Dämmerlicht verwaltet unser Wollen.
Die Erde will nicht, daß sich je ein Wunsch verliere:
Was sie geboren, das vergöttlichen die Schollen.

SCHWÄRME OHNE WÄRME:

Hinab zum Brunnen, unsre Blauheit zu erschauen.
Statt Eisgebirgen, die vor Lichtgipfeln erschauern,
Erblicke Auen, die, uns spiegelnd, sich betauen:
Belauern soll die Lust das Leid und — kaum bedauern.

EIN SCHWARM VOLLER HARM:

Die Lauheiten des Meeres schwellen, grundverbittert,
Die Seelen, wie in Nebeln, durch das Traumgetümmel.
Ihr seht, daß an der Sonne Wasser furchtsam zittert,
Dort oben bannt ein kaltes Leuchten Wolkenlümmel.

EIN MANN AUF DEM MEERE:

Es schimmern bloß die hellsten Sterne auf dem Meere,
Als ob der Halbmond hoch am Himmel wäre:
Die dunkle Stille aber unterbricht der Wind,
Aus Ionien weht und überweht er uns gelind.

Oft tragen eines Bootes nimmermüde Schwingen
Mich leicht und schaukelsanft zu unerschauten Dingen.
Des Kahnes Gang ist bang und schwank, ja schwanen-
schlank,

Doch kreuz ich froh die Brise, samt dem Wogendrang.

Die hohen Segel führ ich selbst dem Wind entgegen.
Er schwängert sie voll Kraft, daß sie die Wellen fegen.
Doch blicke ich zurück, ist niemand dort im Boot,
Da hold sich, zur Begleitung, kein Wesen mir erbot.

So blick ich denn voraus, dort in den Braus der Wogen:
Was sich ereignen soll, kommt meerher angezogen.
Die Träume aber, ach, die träumen mir ja nach,
Die sind es, was ich hab, seitdem das Herz mir brach!

Die Wellen steigen auf. Sie spreizen weiße Flügel.
Sie schwingen sich empor: jetzt fliegen blasse Hügel.
Mein armer Flügelkahn, um dich ist es getan!
Schon fletscht der Ozean. Nun dunkelt der Orkan.

GEMURMEL UM DEN BRUNNEN:

Nur Brunnen sind bewußt, denn Sprudel bleiben Jubel!
Auf Seeleneingüssen bestehen freie Wesen.
Es wittert die Vernunft des Sturmes Wuchtgetrüb:
Ein Wunder taucht nur auf, wenn es schon urgewesen.

Der Sturm wird gut und mahnt, zum Geist zurückzukehren!
Die Welt ist wild. Der Norden droht mit großen Morden.
Versenke dich in die Ursprünglichkeit der Lehren.
Erfasse uns: in deinem Innern ist der Norden!

EIN LAUSCHENDER AUF BLAUER AU:

Grauen, samtig rauhes Grauen
Packt mich, wenn ich traurig bin.
Lauter graue Raupen stauen
Sich vom Hals bis übers Kinn.
Ach, wie schwer ich das ertrage,
Wie es mich erschauern macht:
Raupen scheinen es am Tage,
Falter sind es in der Nacht.

Dunkelbunter Schmetterlinge
Werde ich genau gewahr.
Ja, die innerlichsten Dinge
Schaut dann manches Augenpaar.
Tief im Flügelkreis der Falter
Blickt mich meine Trauer an,
Unsrer Seele blaues Alter
Hält ein Zauber dort im Bann.

Fliegt doch fort, ihr vielen Dinger!
Färbt ihr euch mit Rätseln bunt?
Meine werden schon geringer,
Abgesucht ist euer Fund!
Flackert nicht, wie kranke Herzen,
Die der Tod nicht knicken kann,
Knüpft nicht alle meine Schmerzen
An den Samt der Flügel an.

Weggeträumt, hinweggesonnen,
Gebt mir doch am Morgen Ruh.
Ach, in Sorgen eingesponnen,
Deckt mich schon das Schauern zu.
Doch warum die trübe Klage?
Stets bin ich mit Graun erwacht!
Raupen plagen mich am Tage,
Falter sind es in der Nacht.

DER SCHUTZGEIST AM BRUNNEN:

Entführt mir nicht im Traume meine Schlummer-
schwärme!

Beruhigt und genügt euch selbst, erstaunte Wesen!

Das Ineinanderschauern zeitigt Fieberwärme:

Die Welt wird kalt: ihr müßt durch eignes Licht genesen.

Die Glühwürmchen sind tief und freier als die Sterne.

Ihr Licht ist bleich. Ein Eigenschein hat sie umkleidet.

Verwandelt das Gehaben nach dem Feuerkerne:

Zieht leuchtend hin, wie einer, der die Welt vermeidet.

DER NACHTWANDLER:

Naht mir gar nichts auf den Spitzen,

Leise wie ein Geisterhauch?

Licht fällt durch die Mauerritzen,

Was du fühlst, ist grauer Rauch:

Jedes Ding kriegt Silberschlitzen,

Und es klingt und knistert auch.

Ja, jetzt wirst du fortgetragen!

Tür und Fenster gehen auf.

Bleiche Tiergespenster wagen

Gleich mit dir den Traumeslauf:

Glaubst du dich in einem Wagen,

Bauscht sich unter dir ein Knauf.

Auf der Kante des Verstandes,

Über, unter der Vernunft,

Fühlst du fernen Totenlandes

Wunderheilge Wiederkunft;

Deinen Gang am Daseinsrande

Schützen unerfaßte Bande.

Der Dreiviertelmond ging unter:
Oder spürst du nur kein Licht?
Doch! Ein Geisterchor wird munter,
Und du merkst ein Teichgesicht,
Das dir blauer, tümpelbunter,
Grün gar, ins Bewußtsein sticht.

Silbersilbig wird jetzt alles.
Hände kriegt so mancher Baum.
Des geringsten Eichenfalles
Wirkung grinst im Weltenraum:
Alles klingt zu eines Balles
Urversuchtem Rundungstraum.

Leise, denn geträumte Träume
Halten dich zu leicht im Raum.
Eben treten Schauersäume
Blau und panisch in den Traum:
Halte dich an deine Bäume:
Faß dich, denn du fühlst dich kaum!

Ja, dein Spuk wird torkeltrunken,
Und er splittert dich nun ab.
Tief in dich zurückgesunken
Wird dein Fliegenwollen schlapp,
Und du hältst dich kurz an Strunken . . .
Ja, mein Lager ist gar knapp!

SEELN IN WEHENDER WEHMUT:

Die perlenden Seelen der sterblichen Tiere
Gefrieren wie Eisblumen still und in Frieden.
Du Leidenschaft wandelnder Wesen, erfriere!
Wir wehen ja wehmütverwindend hienieden!

Du fieberndes Fordern und Träumen vom Norden,
Ihr Wallfahrten alle, verkrampft euch zu Gletschern!

Schon bannt mich das Wort, das zum Weltlicht geworden!
Verkrümmt euch zu Bären, zu Reißzähnefletschern.

Verkrustet, in uns euern Durst zu verbergen,
Die Ruhe erklimmt ihr nur schreckhaft vereisend:
Dem Wechsel entreißt euch in plötzlichen Bergen:
Vernebelt gespensterhaft, Welten entkreisend!

DIE BLINDE WEHMUTTER:

Als Greisin führe ich noch grundbewußt zum Leben.
Ich bin verwitwet, aber unverwittet, sicher!
Ich hoffe ferne Geister bald ans Licht zu heben:
Es wird der Mensch einst freier, abenteuerlicher.

Ich wurde weiß, den Sternen mag ich wohl entstammen!
Bloß alte Seelen können einverleibt ergreifen.
Das Nordlicht will die Hehrsten unter uns entflammen:
Nur um die Reinsten kann die Weltwabe vereisen.

Wohl fühlt der Mensch noch nicht den Weg zu meinem
Wissen,
Er schweift verirrt fort durch wilde Schwermutstürme.
Ein Urverwurzelter wird witternd fortgerissen:
Der Alpbefangene erklettert Narrentürme.

Ich aber finde lang den Pfad zur Nächstennähe:
Den Blick in Menschen kann mir nur die Nacht gewähren,
Denn Rätsel, die ich bei Geburten jäh erspähe,
Beginnen langsam auch den Tagesgang zu klären.

Die Knaben scheinen mir von Sonnenlicht umfrozen,
Da ist es mir, als ob ich Wolken weltwärts leite.
So glaubt es nur: ihr werdet goldumflort geboren,
Drum hoffe ich und stehe Müttern hold zur Seite.

Die Mädchen sind von mildem Mondenschein umzittert.
Ich sehe sie in meiner Blindheit leicht umschleiert,
Ihr Silberlicht ist spröder, tödlicher, und splittert,
Durch ihr Erscheinen wird die Leiblichkeit gefeiert.

Ich werde weilen, um Propheten zu erkennen!
Des Geistes Kinder kann auch meine Hand bloß wännen:
Es wird so schwer, vom Mutterschlunde sie zu trennen,
Doch fühle ich Bestimmungsrisse hilfreich gähnen.

Verblüffend einfach ist das Wesen der Propheten:
Auf einmal überstrahlen sie die halbe Erde.
Die alten Pfade kannst du plötzlich nicht betreten,
Du selbst erfaßt dich, wie im Wald ein Schreck die Herde.

Du wirst die Welt. Die Herzenssterne sind erglommen.
Der tiefste Wahn gewittert. Herrlich strahlt der Norden.
Die Wege wechseln selbst. Du bist zu dir gekommen:
Aus großen Sorgen ist ein Morgengold geworden.

Polarlicht strahlt und wallt auf allen Daseinsschachten,
Die Welt ist voll in unsrer Tagesmacht enthalten:
Gestirne, die der Pfade Richtungen bewachten,
Verdunkeln der Verzückung dämmernde Gewalten.

ASTRALER GESANG

DER ZEICHENDEUTER:

Ein neuer Mond ist in den Menschen aufgegangen!
Er blinkt in uns, vom Grunde nächtlicher Pupillen,
Und kühlt der Daseinsflammen nordisches Verlangen.

Der Mond der Seelen-See beschwichtigt jeden Willen!
Er ist ein Stern. In ihm bespiegeln sich die Sterne;
Und bloß das Licht der Herzen kann den Schmerz der
Welten stillen.

In seiner Ewigkeit versinkt der Sphären Ferne.
Der Sonnen Todessturz muß sein Bewußtsein schüren:
Denn Sterne streben sterbend zum Erkenntniskerne.

Es scheint das All für unsern Mond den Tod zu küren.
Er ist der Stern, um den sich alle Sonnen drehen:
Wir werden frei die Milchstraße zum Ursprung führen!

Sein Wesen ist ein helles Durch-die-Seelen-wehen.
Er ist! Die Sonnen, seiner Tiefe Widerscheine,
Erhalten Macht und Größe bloß von ihm zum Lehen.

Den Mond der Stille heben Seelen, im Vereine,
So heilig in die Nacht der unerkannten Sphären,
Daß Sonnen leuchten: Monde, wie bewußte Steine,

Die Welterkenntnissterne rings um sich verklären.

CHOR DER GEGENWARTSGEISTER:

An unsrer Gegenwart entzünden sich die Sonnen.
In ihnen dunkelt Nacht, doch wir sind ihr Erfunkeln.
Ihr Sonnen, strahlt empor: die Mondsicht hat begonnen.

LIED DER STERNENKINDER:

Der Mond geht auf! Es blickt und schimmert aus Kar-
funkeln,
Wir tragen seine Sichel, die uns still beleuchtet,
Empor aus Seelen, die sich wieder stumm verdunkeln.

EINE DAHINWEHENDE SEELE:

O, wie das junge Licht mir zart und friedlich deucht.

EIN PLÖTZLICH AUFLEUCHTENDER KOMET:

Der Mond, der meinen bleichen Schein so hold entsponnen,
Steigt keusch empor. Er klimmt zu seinem Wahngebilde.
Schon faßt er mich. Ich bin! Nun strahlen alle Sonnen.

DAS HEER DER STERNE:

Des ersten Meeres Ernst besteht: die Sterne sind bloß
Schemen!
Es gibt der neue Mond den Werdenswirbeln ihren Kern.
Die Silberwiege, der wir unsre Kindlichkeit entnehmen,
Gewährt uns Seelenstille, Ernst und Schmerzensglut zum
Stern.

DIE SINKENDE SONNE:

Wo träumt und schaut ein Kind aus seiner stillen Silber-
wiege
In Schauermöglichkeiten, die mich feierlich betäuben?
Des Kindes Wesenshöhe sagt mir, daß ich bin und fliege,
Doch weiß ich, daß sich meine Strahlen vor mir selber
sträuben.

GESICHT DER SONNEN:

Die Erde strebt mit ihrer Sonne fort zum Sonnentode,
Doch schwingt sie ihren Leib um unsre Seele, die noch
schläft.

Es scheint uns, daß sie alle Hoffnungen zusammenröde:
Wie herrlich wäre es, ihr Sterne, wenn ihr einst euch träft!

Die Erde schweift, mit ihren beiden Monden, mit dem toten,
Der ewig sich erfüllt, und mit dem lebenden, der glimmt,
Der durch die Sterbensschmerzen klimmt, die eben
bleich verlohten,
In unsre Kernesferne, wo der Stern zum Sterben stimmt.

DIE STERNE ZUR LINKEN:

Die Erde stirbt! Der Todesmond nimmt zu! Wir sind
verloren!

Ein blasser Wanderkatarakt umwandet den Planeten.
Zehntausend Seelen sind erkoren, schaun aus Silbertoren
Auf Gletscherriesen, die noch ungeboren sich verspäten.

DIE STERNE ZUR RECHTEN:

Der Todesmond nimmt ab! Die Erde brennt! Wir sind
gerettet!

Der Todesmond verschrumpft zu einem Boote für die Toten.
Die Wanderwabe wächst. Die Zacken werden überglättet.
Das Boot versinkt. Wo sind die Toten? Lauter Mondes-
boten!

DAS HEER DER STERNE:

Der junge Mond! Der junge Mond! Zur Wiege wird
der Nachen.

Die Silberwiege schützen still die ewgen Nordlichtschleier.

Geschöpfe brachten ihn zur Welt. Nun werden sie erwachen.

Zur Wahrheit ward ein alter Wahn. Das Leid ist eine Feier.

DIE VERSINKENDE SONNE:

Die Erde trägt mit ihren beiden Monden unser Sterben
Und auch die Hoffnung aller Sonnen durch die Dunkelheiten.

Ein Sonntag wird erscheinen: alle Sonnen hehr beerben
Und in dem Nichts, das uns begreift, die Seligkeit erweitern.

CHOR DER SONNEN:

Das Nord- und Südlicht unsrer Erde sind der Seelen
Schwingen,

Doch mehr als Feuerflügel, um sich selber zu entwehen,
Verhüllungen, die fordern, in Geschöpfen zu vollbringen,
Was keine Himmel hoffen, da auch sie zugrunde gehen.

DAS HEER DER STERNE:

Das Wunder, das Wunder! Die Welt verwandelt sich in
Wahrheit:

Verwunden sind die Dunkelheiten, die ein Wort gebunden.
Es tagt! Ein Herz bricht auf! Uns alle überwältigt
Klarheit.

Das Wunder, das Wunder! Die Dunkelheit durchgluten
Wunden.

SEELEN, DIE SICH VERKÖRPERN:

Ein Mund, ein Mund! Die Stummheit kann sich selbst aus
Schmerz verwunden.

Ein Mensch, ein Mensch! Die tiefste Dunkelheit wird sich
verlieben.

Ein Mann, ein Mann! Ich glaube nicht: ich trage, spende
Kunden!
Der Mond, der Mond! Wir sind in uns voll Ewigkeit
verblieben.

DER JÜNGSTE GEIST:

Die Seelen streben wie Gewitter nach dem festen Norden.
Der Streit ist schrecklich, daß wir fast die Atemkraft
verlieren.

Es friert. Bejahe dich: du bist zur pursten Glut geworden.
Nun sprich dich aus: Das Wort! Es wird zur Ewigkeit
erfrieren.

Mein stummgewordner Völkerstamm, geheiligt durch die
Kälte,
Die gleich die Silben auf den Lippen abstarrte, jetzt schreie:
»Begeisterung!« Das ist der Blitz, der auch für Sterne
gelte!
Kristallklar wallt die Wahrheit in das Freie.

DER CHOR DER SONNEN:

Die Erde trägt mit ihren beiden Monden, mit dem stummen
Und mit dem mündigen, die Tragik in den Chor der Sonnen.
Du kennst sie nicht! Sie will sich ganz mit heilger Glut
vermummen.
Denn sie vernahm in sich das Wort, das unsre Welt be-
gonnen.

DIE VERSINKENDE SONNE:

Vom Baume, wo die Sonnen blühen, ist die weiße Erde
Schon eine dunkle Frucht, aus der die Wunder wieder
sprießen.

Ein Geisterstamm entragt ihr stolz, bis in sein eignes:
»Werde!«
Um sich, von uns getrennt, bloß in das Wollen zu ergießen.

DER PROPHET:

Vom holden Sonnenbaum, mit seinen lodernden Geboten,
Verlangt es den erblaßten Geist nach reifen Kreis-
gesetzen.

Die zeigt der Leib. Doch, überschaut, bekleidet er die
Toten.

Und dieser Zwist gebiert im Geist geschlechtliches Ent-
setzen.

Drum Geist, enträtsle das Geschick und unser Sterben!
Es müssen Wunder stumm um deine kalte Flamme bluten.
Dein jüngster Glaube soll um aller Wesen Demut werben:
Die Einsicht kann die Sonne mit Umarmungen umgluten.

DIE PLÖTZLICH STEHENBLEIBENDE SONNE:

Des Geistes Hilfe dringt wie warmes Blut in alle Seelen.
Wie nahe mir die Menschen sind! Sie lieben mich in
Pflanzen,

In stillen Tieren, denen sie den Weg zu mir befehlen.
Ich brauche kein Gebet! Die Wesen kennen mich im
Ganzen.

CHOR DER PROPHETEN:

Wir sollen zu dem Baume mit den Sonnen wiederkehren!
Er wird im Frühjahr alle Seelen in die Heimat führen.
Schon hat ein Kind nach allen Demutsweisen Urbegehren,
Drum wirft der Geist sich durch des Fleisches finstre
Schaudertüren!

Es überwältigt unser Herr die klügelnden Geschöpfe:
Noch wirft sein Wort uns in den Flammenwahn der
Leidenschaften!

Den, der da hört, durchdröhnt der Herr, beschwört die
widerspenstigen Köpfe
Und bleibt am Marterpfahle, daß er Sonnen trage, haften.

DIE PLÖTZLICH ZURÜCKKEHRENDE SONNE:

Ihr Wälder, Felder, Wehmutsweisen, Wanderer und Waisen,
Ihr heiligt und beruft mich, durch das Wunder eures Wesens.
Der Sonntag meiner Auferstehung muß im Blute kreisen:
Ich bin der Segen des unendlich einfachen Genesens.

EIN SCHWARM BERAUSCHENDER GEFÜHLE:

Das Wunder! Das Wunder! Propheten wollen uns beleben.
Der Adel der Gedanken bannt den Schlaf der Patriarchen.
Durch unsern Traumestaumel können Tote sich erheben:
Der Geist entsteigt der Welt, wenn rasch Kadaver
schnarchen.

DER HELLSEHER:

Ihr freveltet gegen die Welt, jetzt schützt den Geist vor
Sünde!

Die Sonne ist der hohe Schoß des goldnen Gotteskornes.
Bestimmt, daß eure Seele in die See der Milde mündel!
Der Baum ist tot! Doch lebt die Glut der Wunde eines
Dornes.

DIE SINKENDE SONNE:

Entrage, Flammenstamm! Umarme hold die Wander-
sonnen!

Vertilge allen Raum: bedinge uns in einem Funken!

Der Norden wahrt das Wort, denn dort hat unser Wort
begonnen.

DER HELLSEHER:

DIE SINKENDE SONNE:

DER MAGISCHE SANG

Das ist der Sang der Nacht, in der die Sagen lange tagen.
Der Strand, wo Traumgestalten unsre Urgewalt erleuchten,

Wo stille Lichtsicheln um zarte Tagesrätsel fragen
Und Feuersterne ihre Irislider leicht befeuchten.

Das ist der Norden, unser heller unsichtbarer Norden,
Die Heimat, die uns unvermutet auf den Fahrten lenkte:
Wir folgten ihm, von Meer zu Meer: beim Fordern und
beim Morden.

Er hielt uns fest! So fest, daß er sich ganz in uns versenkte!

Ein Lied taucht auf! Von einem Traumesmeere weit
getragen.

Wie sacht es naht. Sein Flügelschlag vereinigt unsre
Herzen.

Aus Schönheit fängt die See in meiner Seele an zu klagen.
Gefiedersegel heben sich ins Sternenheer der Schmerzen.

Das ist die Sage Hellas': ihrer Heimat urverbunden!
Sie ist ein Sang und doch nur marmorstumm geheiligt.
Sie weilt in uns, in mir vermutet sie verschwundne Kunden:
Denn Dinge gibt es! Menschen! und ihr seid daran beteiligt!

Schon trägt das Lied den Wert der Himmelswahrzeichen
im Wesen:

Der Große Bär wird uns von Hellas' Sagen eingehändigt:
Noch blickt der Schiffer nach dem Norden, wo er einst
gewesen:

Drum wird der Westen bloß vom Nordenkundigen gebändigt.

Der innre Norden ist die Heimat aller Wanderseelen,
Die Stille, wo sich unsre Unvergänglichkeiten treffen,
Ein Hort, wo, unbekannt, wir den Bewußtheiten befehlen:
Er ist in uns, wenn unsre Möglichkeiten Segel reffen.

O Heimat, ich erfülle meine Grundzufriedenheiten.
Hieratisch bleibt mir meine Wesenshöhe zugemessen.
Ich kann, als Mensch, verstandesklar um Seelenweiten
streiten,
In Gott versenkt, zu Gott erhoben, jeden Zwist vergessen.

Es spricht, wer irdisch stirbt: ich bleibe, und ihr werdet
reisen!
Den Schiffer, der nach Norden blickt, durchwittern seine
Toten:
So fühle, Mensch, um deinen Grund bewußte Seelen
kreisen,
Die andern ziehn um dich, doch wirst du selbst zu ihrem
Boten.

Die Seele, die das Gleichnis ihres Nordens voll durch-
schauert,
Braucht nimmer, leiblich sterbend, ihre Heimat zu er-
reichen:
Sie weilt in Gott gekehrt, wo sie die Welten überdauert,
Steil über ihren Menschlichkeiten, die um uns verstreichen.

O Gott, ich bin in Gott! Schon kann ich Gottes Welt
erfassen!
Was droht mir nun? Mir bangt. In meinen Glauben
dringen Flammen:
Ein rotes Nachtgespenst erscheint und dringt in mich, zu
hassen.
Im Norden geht es um und scheint den Gletschern zu
entstammen!

Es ruft in mir das rote, schreckliche Gespenst im Norden:
»Es trennte sich bereits dein Geist, als Perseus, vom Gebirge!

Er war zum steilen Ausdruck dieses Nachtsternes geworden

Und schien berufen, daß er unsern Flug zum Herrn verbürge.

Der Ararat versank, als ausgebrannter, schmerzumstarrter
Krater:

Die Erde wollte dich, o Geist, zu sich herniederrufen:

Da brachte sie ein Kindlein dir zur Welt. O Gott und Vater,

Als deine Demutstiefen deinen Sohn im Weib erschufen,

Da faßte dich für diese Welt unendliches Erbarmen:

Und auch der Erde Geist in dir ist wieder Mensch geworden!

Er glühte im Verderben auf, begeisterte die Armen,
Der Reichen stummer Schutz zu sein und ließ sich schuldlos morden!«

»Du furchtbar großes Glutgespenst,« erwidre ich im Geiste,

»Die Erde wurde mir im Traum zum Araratkristalle.

Als Pyramide sah ich schon den Ball, den ich bereiste!
Zur Spitze ward der Pol! Zum Zweck, zu dem ich walle!«

»Wo bleibt«, fragt mich das Glanzgespenst, »die südentführte Seele?

Die kalte Flamme haschtest du! doch mußt du niederwallen,

Bis Christus, als der gute Hirt, mit seiner treuen Herde,
Zu Gottes Ruhe wiederkehrt, denn Gott erglöhnt in allen!

Ich selber bannte Israel dereinst in warme Leiber.
Ich watete durch Meer und Sand und bin zum Kreuz
gekommen,
Beim Grabe aber war ich schon elf Zeugen und drei Weiber,
Als zwölfter sprang ich wieder ein und drang in alle
Frommen.

Die Sonne ist in Nacht getaucht: ich bin der Mond, der
blutet!
Der Sprachen Brandung lausche ich im Meer um meine
Dauer!
Ich fühle unsre Seelen-See, die brausend zu mir flutet.
Entflammend ist mein Ruf. Um euch erglüht in mir die
Trauer!«

»Du wunderbares Blutgespenst, mich lüstert nach Ge-
schicken!
Geschicke gibt es, Seelen hört,« entfährt es mir, »Ge-
schicke!
Du Bettelvolk, du hehrer Herr, ihr sollt euch hell erblicken,
Erfliegt euch selbst! So tief, daß euch der Lebensquell
erquicke!

Geschicke fesseln an die Welt, drum muß man sie ver-
wunden!
Geschicke habt ihr, und ihr dürft Geschicke kühn ver-
niechten.
Verwundet euer Fluchgespinst: aus Wunden fluten Kunden.
Verwundert euch: das Glutgespenst! Es ruft, ihr wollt
euch richten.

Mein großes Volk, mein hehrer Herr, entwindet euch
Geschicken!
Geschicke habt ihr: dankt euch selbst! Ihr seid zum
Krieg berufen.

Geschicke weitensich, vergehn! Ihr seht Gespenster nicken!
Noch ferner wehen tiefere, die einst das Schicksal schufen.

Verwundet euer Weltgeflecht! Die Kunden werden
munden!
Das Blutgespenst umdämmert euch, ihr könnt den Kampf
verlängern.
Aus jedem Mund entträufeln jetzt dem jungen Monde
Kunden.
Durch alle Wunden laßt euch tief mit Göttlichkeiten
schwängern. «

Der Norden fordert Opfer! Drohend scheuchen Sturmes-
rufe
Die Geister, die das Licht erringen wollen, in die Wirre:
Wir kommen doch! Vereinzelte! Ich klimme: eine Stufe!
Mein letzter Freund? Du gehst vorbei? Zurück zu dir!
Ich irre!

Die Wallfahrt wird des Abendlandes Adelung erlangen!
Solange wir im Kampfe fallen, kann sich Macht gestalten.
Die Wanderer, die ihre Nacht im Wahrheitsbann durch-
drangen,
Erwarben bald kristallklar des Erhabnen Walten.

Das Wort erstarrt! Der es empfing, ist einmal nur ge-
kommen!
Wir ziehn ihm nach. Ich sinke hin. Wir sind im Sturm
verloren.
Doch vor! Noch vor! Es ist der Norden schon dereinst
erglommen:
Die Wallfahrt winkt! D Adel bleibt. Ein Pilger wird
erkoren.

O hoher Norden, o gelobtes Land in Wind und Winter,
Vor deinen Gletschern stehe ich, erwähle meine Wüsten-
stürme.

Darf ich zu dir, in die Gespensterkälte? Starrgesinnter
Begeisterer der Welt, ich kam, daß mich Gewißheit
schirme!

Das Wissen beißt sich ein in jede Seele, die sich weitet:
Das Wissen wähle ich, das die Gefriergipfel begeistert.
Des Lichtes Sinn umschlingt das Eis, zu dem mich Liebe
leitet.

Wer weiß, ob die Idee die Welt der eignen Wahl einst
meistert!

Es steigen goldne Wolken auf. Die Nacht will Feuer
spenden.

Du schwarzes Nichts, in dich will meine Seele sich ver-
senken:

Mein Missen schlingt sich ein, die Nacht wird es zu Wissen
wenden!

Ich bringe Durst: was du erfuhrest, wirst du mir ruhmvoll
schenken!

Das Ungeborene, das Rom der Sonne ausgebreitet,
Damit es Samen spendend seinen Ruhm vollende,
Beruft mich in das Nichts! Ist Nacht, die meinen Tag
durchschreitet,

Und kennt nicht mehr die Welt, wenn ich mich zu mir
selber wende.

Es fühlt die Liebe über allem Dunkeln tiefstes Dunkel.
Wo jeder Wunsch verweht, kann sich Erwintern offen-
baren.

Dann wird es dunkel, dunkel, nur die Ruhe, kein Gefunkel.
Wer weiß, geliebtes Wesen, wann und wo wir einsam waren!

O Gott, vertiefe mich, wo ich in dir noch ungeboren!
Ich leuchte ja und brauche Dunkel, mich bewußt zu fühlen.
Durch goldne Himmel sinke ich zu schwarzen Wolken-
toren.
Wo ist das Licht? Ich bin das Nichts, um Herrlichkeit
zu kühlen!

DIE NORDLICHTENGEL

DER ROTE ENGEL:

Die Erde, eine süße Frucht, gelangt in Gottes Hand.
Wie bei der Feige ist die Feuerfülle vorgebrochen;
Ein Glück und kühl: enthüllte Freude; Saft des Südens.
So guter Feigenbaum der dunkeln Wollustwelten,
Durch deine Blätter, stiller Engel sanfte Flügel,
Nickt gar behutsam auch die Glut der Sonnenpalme,
Von der die nahe, unsre Sonne, eine heilige Frucht!
Der ewge Feigenbaum errät jedoch die kalten Farnen
Erstarrter Milchstraße. Zu ihr geneigt sind Urlichtfichten,
Die alte Glasttanne, die Sirius, wie ein Wunder, trägt:
Der Sterne Blick birgt Kindlichkeit, wie ein Vertrautsein
mit dem Vater.

Des Feigenbaumes Frucht entzündet blaue Glaubensaugen:
Wir wissen nicht! Das ist der dunkle Samt verborgner Seelen,
Die Gott erst suchen muß. Er tuts. Mit Sonnen in der Hand.
O Mensch, verlornes Kind, das hold des Schöpfers Glut in
sich gefunden,
Dich weck ich auf, zu frohem Anruf der Gestirne,
Die uns, durch Blut erleichtert, traut zur Hochzeit
Gestirnten Mundens eigner Allheit lenkten,
Die euch von Tod zu Tod der Tiefe Offenbarung schenkten.

DER MANN:

Ich soll zurück zur Sonne!
Zu groß ist des Gestirns Umarmung:
Ich brauche Schicksal für den Weg.

DAS WEIB:

Aus Mondes Hand kann ich den Leib dir bieten.
Vom Mond empfangen ich die Milch für deine Kinder,
Durch Mond gesundet auch mein Blut von tiefen Giften.

DER MANN:

Ich atme rasch: zu steil erfassen mich die Schöpferarme.
Die liebe Sternennacht bringt leises Heil.
Ich brauche Krieg und Sturz, beim Kreisen mich zu laben:
O Sterne mir im Blut, ihr dürft mich haben.

DER WEISSE ENGEL:

Der Sterne Schicksalsdarbringung geschah in Jesu!
In Christo sind Gestirnenwege urerfüllt:
Die Sonne starb am Kreuz, der Mond ist auferstanden;
Gestirne hörten Stimmen, trugen Leiber, liebten Menschen.
Nun sind wir frei! Im Mann? Das Weib vertraut den
Sternen!

Nur einmal in der Welt kam Jesus Christus.
Die Erde bleibt ein Stern: vom All bedacht. Umarmt.
Der Sterne Heiland war ein Mensch, an Mutterbrust er-
warmt.

DER MENSCH:

Das hohe Pfingstfest loht gekommen.
Die Glut der Erde wurde Blut.
Das ist ein letztes Kreisen:
Dann still das Ich.

DER ROTE ENGEL:

Du rufst mich auf! Du sprichst mit roten Zungen!
Die Sonne stirbt in dir, durch dich zu geistern.
Die Sterne schöpfen euch; sie hoffen auf die Erde:
Im Dunkel dauert Glut: das »Wort« hinter dem »Werde!«

DER MENSCH:

Ich bete keine Sterne an,
Seitdem uns Jesus kam,
Mich und die Sonnen hold in Obhut nahm!

DER WEISSE ENGEL:

Die Sonnen baun sich einen Tempel auf: der Mensch.
So öffne deiner Seele Pforten; laß Gestirne ein,
Sie suchen Gott: du magst ihn finden.
Sie sterben gern: und du, der sie genannt hat, bleibst.
Das Urlicht wurde Ich, den Sternenkranz zu winden.

DER MENSCH:

Im Weltenbaum griff ich zur grünen Frucht: o Erde!
Sie ist ein Apfel jetzt mit roten Nordlichtkunden;
Ihr Blut brach durch das Grün, uns heimlich zu umrunden.

DER ROTE ENGEL:

Das bleibt dein Biß. Er muß dir munden!
Ein Purpurblühen alles Grünen lobt den Herrn.
Der Heiland ward der Kelch ersternender Erfüllung:
Nun setz ihn an, o Mensch, Gestirne suchen Gott. In dir!
So leer' den Kelch, daß Gott die Sterne finde!

DER MENSCH:

Zu Gott, der sie erschaffen, kehren Sonnen ein.

DER WEISSE ENGEL:

Dein weißer Schlummer, Mensch, ist hier das Wunder.
Die Welten lodern; in Demut ruht der Geist.
Mit Schlummerwurzeln greift ein Baum der Stille,
Der heilig wird, in unsre wildverletzte Welt.
Noch träumt ihn Gott. Doch euer Traum wird ragen,
So tief gestellt, die Gluten treuer Ewigkeit zu tragen.
Ein Liebesblühn wird Gott, kein Stamm, noch Blatt,
Auch nie die Frucht. Du schlummerst seine Wurzeln.

DER ROTE UND DER WEISSE ENGEL:

Der Mensch wird still! Auf Eis, auf Schnee sind wir noch
Wucht.

DER GEIST

Das leiderlöste, fieberfreie Weltenfeuer,
Die Ewigkeit, die wir durch Flammenkronen fassen,
Durchstrahlt die Nacht als nordeneigner Glanzverstreuer.

Ich wähne seine Sichtbarkeit in blonden Rassen:
O Feuer, das die Seele und den Leib erhellte,
Wo du den Geist durchglühst, da muß der Tag erblassen!

Du goldnes Ruhebett im Raum der Todeskälte,
Schlag auf die Prachtgardine aus vereisten Gluten
Und zeige uns den Wahrheitskranz am Jenseitzelte.

Du läßt uns eine Himmelshierarchie vermuten.
Wir Menschen trachten sie auf Erden nachzuahmen,
Doch läßt die Eigenniedertracht uns dran verbluten.

Das Ordnungswollen schürt den Brand von Königsdramen,
Die Hoheit der Gedrückten fordert freie Staaten:
Durch Gottes Zucht und Liebe darf kein Haß erlahmen!

Doch reifen in der Seele hold des Sohnes Saaten:
Die kalte Glut des Weines hat uns jung verbunden,
Zufriedne Ewigkeit entflammt die Lamm-Agnaten.

Die Glut in uns verführt, das Fremde zu erkunden:
Das Muttermeer will alle Geisterschaft entrollen,
Wir sollen fern der Sonnenwunden frei gesunden.

Das Meer empfängt und klärt die Glut der Schollen:
Der Geist, der Weltideen durch uns selbst betätigt,
Bewegt dabei der Wogen volles Wolkenwollen.

Du Glanzschrift, die um beide Pole Gott bestätigt,
Wann kommt der Tag, da du die Innennacht erleuchtest?
Mein Lamm, wann sind die Sucht- und Fluchwölfe gesättigt?

Doch Geist, da du die Purpuradler nicht verscheuchtest,
Und weil die Seelen-See das Ewge uns bloß spiegelt,
Bin ich ein Sklave, den du, Gnadenhauch, befeuchtest!

Solang die Welle ihre Schwester aus dem Grunde wiegelt
Und noch Geburt und Tod die Leiblichkeit begrenzen,
Hat unser Urgefühl kein Rätselbuch entsiegelt!

Ich sehne mich nach ewig jungen Seelenlenzen,
Und wo ich einem Sonnenwunsche frei entsage,
Fühl ich in mir die gute Mutterglut erglänzen.

Die Sonne ist die Antwort auf die Doppelfrage:
Was ist die Ewigkeit? Und was erhält die Maße?
Die Wage aller Bildung tritt aus uns zutage.

Das Licht der Sonne schafft sich jede Lebensstraße:
Den Wechsel sollen wir mit heilger Zucht ertragen,
Doch heitre Mittagsnachtsicht treibt uns bald zum Späße.

Und kann die Sonne fast die Dauer überragen
Und so das Licht, das uns entschlummert, hier vertreten,
Glimmt hinter Arbeitstagen auch der Ernst der Sagen!

Die Sonne widerspricht dem Zwang, sich zu verkneten.
Ihr Licht umarmt die Glut, die sich durchs Dasein windet:
Die Ewigkeit erdämmt in den Polkometen.

Die Sonne schafft den Pfad, auf dem man Gnade findet,
Da uns das Urlicht, nach erfüllten Sonnenpflichten,
Als die allgegenwärtige Liebesmacht empfindet.

Die Zeit ist Selbstverständlichkeit von Lichtgerichten,
Die, weiter sich vertiefend, sich auch selbst vernichten,
Und Schönheit ists, ein Ziel in Fliehendes zu dichten!

Du Glut, die es vermag, den Urdurst zu beschwichten,
Du bist das Wort, aus dem der Schöpfungstag entstanden:
Und auch der Rechtspruch, um die Weltzwiste zuschlichten.

Du bist das Freiwort, nicht die Tat, in Kraftmaßbänden!
Ihr Flammen beider Pole seid die Erdgeistschwingen,
Voll Lebensfieber, die im Friedensjenseits branden.

Ihr Weltbrandadler, laßt uns Adel frei erringen:
Ihr sagt: es mag der Mensch die Folgenangst verachten,
Wodurch im Überschwang die Notketten zerspringen.

Begrüßt die Glaubensgluten, die in uns erwachten,
Denn scheue Reinheit kann den Zwang kaum mehr
begreifen
Und auch die Dauer und den Ruhm nicht tief betrachten.

Drum macht euch frei von allen Nutzsuchtunterschleifen:
Der Frohgang der Natur steht unter Gottes Würde,
Ihr habt im Herzen keine Weltbegrenzungsreifen.

Das Lamm gehört zu keiner Sonnengefolschaftshürde;
Die Gnade, die es ausstrahlt, kann uns stets erreichen:
Die Zukunftsfurcht an sich ist unsres Daseins Bürde!

Die Glut in uns versucht es, Glut dir anzugleichen:
Um flüchtge Sonnenwünsche lege Urlichtzügel,
So wird im Geist das Reich des Scheines sacht verbleichen.

Dann spannt die Seele ihre bunten Nordlichtflügel
Schon jetzt leibhaftig auf und atmen kalte Flammen:
Bewerte jede Tat durch deines Wesens Siegel!

In Weichgefühlen darf das Wollen nicht verschlammen:
Was ewig aus dir hallt, versuch es klar zu prägen,
Den Lauten horche, die dem Lautergeist entstammen.

In warmen Sonnenstrahlen glüht des Vaters Segen.
Im hohen Norden flackern seine Strafgewalten:
Aber der Sohn begrüßt uns schon auf trauten Erdenwegen.

Die Glut jedoch, die wir in unsrer Hut verwalten,
Der Geist, durch den die Wahrheit sich kann offenbaren,
Und der nun herrscht, verneint der Götter Machtgestalten.

Er ist bereits ein Feind des Sichtbarwunderbaren,
Das große Donnerwort: der Geist, doch nicht die Stimme!
Und zuckt als Lamm! Er kreist nicht in Prophetenaaren.

Wer fühlte nie sein Himmelsleid im eignen Grimme,
Den Schmerz des Weltheils, wenn wir es gefährden?
Es strahlt der Geist, daß Liebe rings erglimme!

Doch ist die Welterkenntnis gottverflucht auf Erden!
Die Gnade aber kann selbst dem Verstand verzeihen:
Durch Urlichtmitleid wird der Stolz gerettet werden.

Die Innenglut mag unserm Leibe Huld verleihen:
Den Fruchtgenuß vergibt die Liebe jedes Paares.
Die Pfingstflammen beginnen Fleischfreuden zu weihen.

In allen Tagestaten flammt ein Ewigwahres.
Und wo es Gott ersehnt, dort kann es ihn erlangen:
Der Satan stahl es zwar, doch Gottes Wort gebär es!

Die Gnadenflammen seh ich allwärts glastend prangen.
Der Geist hat den Naturzwist sieghaft überwunden:
In der Dreieinigkeit ruht alles Urverlangen.

Die Erde brennt aus tiefen Lebenswunden.
Polarlicht überstrahlt den Atem des Planeten.
Die Scholle kann des freien Geistes rein gesunden:

Der Mensch wird Gott und Gottes Sohn im Geist vertreten!

Unheimlichkeit durchschweift die Freiheitsphären,
Es naht den Erdenfackeln ein Komet:
Schon glüht der Wein, das Gold schießt in die Ähren,
Der Himmel ist von Schnuppen übersät.

Die Seele will sich aller Angst erwehren,
Da sie der Geist in stillem Ernst umweht,
Und dennoch naht der Feind mit Geißelheeren:
Ach, Mutterland, dein Flammenkranz vergeht!

Im Herzen fühle ich das Goldgewitter.
Die eigne Schwüle macht mich blaß vor Scham.
Ein freier, doch ein fremder Sterngeistritter
Krümmt meine Feuerfreude flügellahm.

Er sagt: »Die Glut in euch ist Tugendflitter!
Wer sich im Martertode stark benahm,
Bleibt doch im Blut ein Tier und Urlichtzwitter,
Denn jedes Qualgelüste ist infam!«

Wahrhaftig, alle unsre Flagellanten,
Und die Asketen auch, nach Isis' Brauch,
Sind gar verdächtige Heilstrabanten:
Um ihre Scheiterflammen wabbert Rauch.

Die Heiligen gar, die sich fürs Lamm entmannten,
Verschmähten ihren reinsten Leibgebrauch,
Origenes und andre Diamanten
Sind fahler als des Moses Zukunftsstrauch!

Die tiefste Wahrheit strahlt im Goldkometen,
In unserm Innern weckt er manches Wort!
Er spricht: »In allen Priestern und Propheten
Belebt sich Luzifer in einem fort.«

Die Menschen, die den Schöpfer hier vertreten,
Begehen stolz den ärgsten Seelenmord:
Allein in Hiobs Hymnen und Gebeten
Erkennt der Fromme sich als Satanshort.

O Herr, dein Wesen will ich dreist durchdringen!
O Herr, die Arbeit habe ich verschmäht!
Ich will mit Engeln, Heiland, singen!
Wo bleibt die Demut, die im Staub vergeht?

Dein Licht ist Liebe, wie es Menschen bringen!
Das ärgste wird von Christen ausgesät:
Bloß deiner Gnade kann das Heil gelingen,
Denn Selbstsucht schwillt in jedes Bußgebet.

O schlag uns, Herr, vor allen die Propheten!
Wir haben stolz das ewge Gut umfaßt.
O Herr, der Gotterkenntnis Prunkraketen
Verschwende ich als bübischer Phantast!

Ich bin ein Dieb! Die Einsicht des Planeten,
Die Himmelswollust hasch ich ohne Rast:
Ich hab, vor der Geburt, den Raub vertreten:
Lichtspender, triff mich nimmersatten Gast!

*

Der Feuerschweif erschüttert unsre Flamme.
Polarlichtwirbel glühn am Firmament.
Ich frage mich, sind wir vom Gnadenlamme,
In Ewigkeit, als Satansbrut getrennt?

Die Kirche, unsre milde Seelenamme,
Die seit Augustus Zweifelbeichten kennt,
Versengt der Sonnenglanz von einem Stamme,
Der ferne urlebendig heilwärts brennt.

*

Der Glastkranz sagt: »Die Wesen, die Gott schauen,
Verwirken durch ihr Wissen seine Gunst,
Doch jenen, die auf keine Hoffnung bauen,
Entschleiert erst der Tod den Daseinsdunst.

So wandeln in den heiligen Friedens-Auen
Die fertigen Erschauer ihrer Kunst;
Dem Lamme muß vor allen Seelen grauen,
Die nichts bewegt als Himmelsliebesbrunst!«

Die Flamme sagt: »Der Herr ist von den Sternen
Und ihren Daseinsgütern abgekehrt:
Wer trachtet, sich vom Schöpfer zu entfernen,
Hat meistens hier sein kurzes Glück vermehrt.

Wer ehrlich strebt, das Christrecht zu erlernen,
Hat oft der Erben Säckel noch entleert:
Wer praßt, fischt Geld selbst aus Zisternen,
Weil er im Gold den Sonnenlichtfälscher ehrt!«

Es flammt der Erde Wunderglutenblume,
Am Pole jetzt, in holdem Stolz empor,
Sie sprüht das Blut von jeder Schmerzenskrume

Und ist der Auferstandnen Geisterchor,
Sie öffnet ihre Engelschwingenkroße,
Den Goldkelch selbst, aus Od und Sonnenflor!

Ihr Goldkomet, der Pollen einer Zone
Erlöster Männlichkeit, ergießt sich jetzt,
Voll Pracht, in unsrer Schollen Anemone.

Doch ist die Reinheit ewig unverletzt:
Der Blüte Weiblichkeit bleibt unbescholten,
Nur Edellichter haben sie benetzt!

Die Auferstehung hat dem Leib gegolten.
Ein schmiegsam Weib ist unser Nachtplanet,
Doch trug er Geister, die das Urlicht wollten!

Polarlicht ist der Erde Weltgebet,
Das Leben ihr Bestand und Halt im Himmel,
Wofür sie glutbeflügelt kreist und weht.

Ich sehe jetzt ein Meteorgewimmel.
Der Blüte Flammensamen sprüht empor.
Der Geist verläßt den letzten Erdschimmel.

Die Sterne sprechen: »Seht das Flammenohr!
Die Glutenmuschel Gottes ruht am Busen
Der Erde und behorcht, was Gott verlor!«

Doch ist des Herren Ohr der Chor der Musen,
Das Gold der Harmonie, das Gott erstrebt:
Wir lösen hier aus unsern urkonfusen

Bemühungen die Glut, die ewig lebt:
Der Geist entreißt sich streng in Schmerzgebeten
Und ist das Nordlichtgold, das Gott umweht!

Durchkreuzt ist unsre Blüte vom Kometen.
Der Herzog spricht: »Die Einfachen sind mein!«
Darin sind beide Welten still vertreten!

Verzeihung zieht in alle Herzen ein.
Jetzt spricht des Heiles mildes Wesen:
»Das Wort ist überall und ewig rein!

Darf der Verstand im eignen Herzen lesen?
Hat einst das Fleisch die Liebe hold erfaßt,
So kann der Wurm der Zeitlichkeit genesen!«

Das Licht, das vor dem Kreuze sanft erblaßt,
Das um das Friedenseiland staubt und brandet,
War Gottes Trost in Aussatz und Morast.

Ihr Menschen, die ihr Christum schlugt und bandet,
Vollzogt, was Gott für seinen Sohn bestimmt,
Als er im Erdverwesungsschlamm gelandet.

Des Herren Licht hat himmelwärts geglimmt,
Denn Jesus trug die keusche Glut von Abel,
Der Kainkrieg hat die Häscherwut durchglimmt.

In diesen drängt die Flamme krumm zum Nabel,
Sie will statt Ewigkeit das Fortbestehn,
Und lauernd schafft die Sünde sich ihr Babel.

Die Orgie ist ein Feuerphänomen,
In dem wir mutwillig den Geist verprassen!
Verqualmen muß dabei das Himmelslehn!

Der Kainblitz zuckt durch schnöde Pöbelmassen.
Der Süden und das Sündenübel hat gesiegt!
Der Geist darf keinen Lasterbrand umfassen!

Und unser Abeladel unterliegt.

Gebären und zerschellt ins Jenseits tauchen,
Das ist ein Blutbraus, der uns wild durchweht:
Das Unheil mag mich rings umhauchen,
Wenn nur der Leib lebendig aufersteht.
Der Tod kann seine Schrecken nicht gebrauchen,
Da selbst die Sünde stumm vergeht:

Wir lassen uns von Morddämpfen umpfauchen,
Denn Leben schürt der schreckliche Komet.
Die Kainsschlange, die wir als Sklavin halten,
Das kalte Feuer, das uns niederschlägt,
Vermögen wir, uns dienstbar, zu verwalten,
Da es gebändigt Meer und Land durchfegt:
Vom Geist bewältigt, dürfen Nachtgewalten
Den Leib befreien, der sie im Schoße trägt!
Die Kainsflamme wird ihre Macht entfalten,
Selbst wo sie bloß die Daseinsfühler regt!
Das Feuer ist in jedes Ding gefahren.
Ein Sonnengott hat sich vom Tod befreit:
Wo Berge Urwaldtage aufbewahren,
Benagt die Schlummergluten jetzt die Zeit.
Die Drachen atmen nach Saturnusjahren.
Ein Flammenrausch vertilgt ihr Kettenleid.
Titanenbacchanalien offenbaren
Sich toll und voll Sorglosigkeit.
An Schuld und Strafe kann jetzt niemand glauben.
Der Weise tut das Gute ohne Lohn.
Man läßt sich schwer die Gotteszweifel rauben:
Dem Geiste weichen Gottvater und Sohn.
Das Wort betätigt sich im Tal der Tauben.
Man liebt und hilft sich ohne Religion.
Ein Unschuldstraum aus Edens Traubenlauben
Berankt der Adamskinder Sonnenthron.
Die Schlangen zischen sich ringsum entgegen,
Daß eine schnell die andere verneint:
Ach, könnten wir dem Tagwerk Richtung geben,
So sähen wir, wie Dädalus erscheint;
Der Inbrunst Einheit würde Flügel weben,
Hielt er die Erdenwünsche frei in sich vereint.
Die Schwingenschmiede dürften frei entschweben
Und hätten niemals einen Sturz beweint.
»Nach Norden!« Menschen, laßt den Ruf erschallen!

Vom Osten komme einzig Gottes Wort.
Der Westen soll kein totes Echo lallen:
Für eine Nacht bloß, drängt vom Süden fort!
So wird sich ein Komet zusammenballen:
Ich weiß nicht wo, am Pol, am reinsten Ort.
Wir alle werden stolz sein Gold durchwallen:
Es trägt uns dann des Daseins Schenkungswort.

Die Erde brennt! Erloschen sind die Schlote
Der Feuerschächte. Tot ist der Vulkan,
Vertilgt das Unheil, das uns glutbedrohte!

Die Schlünde, die der Erdball aufgetan,
Sind bis zum Weltgerichtstage geschlossen,
Dann erst beklagt er uns im Fieberwahn.

O Muttererde, steil von Glutgeschossen,
Von Meteoren seh ich dich bedroht:
Du wehrst mit Milchwolken den Himmelschloßen,

Du kühlst ihr Feuer und zerbrockst das Schrot.
Den Ozean verschwendest du zum Schutze,
Und Jesum rührt dein Liebesaufgebot!

Du rollst und grollst mit deiner Wuchtkapuze!
Da stürzt der Mond in deinen Schoß zurück.
Nun droht das Ende auch dem Erdentrutze.

Dein letzter Schrei erringt ein ewig Glück
Für alle luftgelabten Leidenskinder,
Doch du verglimmst bis auf dein brüchig Stück!

Nun schweigt das Wort, und wir sind Lichterfinder,
Da man jetzt Dinge schafft und übersieht:
Die Einsicht aber ist gesetzt und linder.

Der Feuerschleier, der uns mild durchzieht,
Hat keine Donnerworte mehr im Schoße,
Aus ihm taucht jeder Laut als Ordnungsglied.

Die Erde brennt. Gefeit vor rotem Stoße
Aus Unterwelt, der Nordlichtgold entsiebt,
Erwirbt ihr Lieblingssohn das Ewiggroße!

O Flamme, die uns ewges Leben gibt,
Die Seele kann ich fleischverneinend schlürfen,
Du bist der Funke, der die Sterne liebt.

Du stiebst am Pole noch, in Schleuderwürfen,
Vom Erdenherzen in das All empor,
Doch bleib in uns, die wir der Glut bedürfen!

Dereinst entflammt in mir das Himmelstor.
Das Nordlicht wird am Firmament verschwinden,
Denn jedes Wesen sei ein Feuermeteor.

Dann werden wir in uns das Jenseits finden,
Da niemand aus dem Geistermeere taucht,
Polarlicht kann uns mit dem Geist verbinden.

Das Dasein ist bereits von Gott durchlaucht.
Zwar kennst du schon die müden Sinnesgrenzen,
Doch sind wir noch vom Scheine grau umraucht.

Die Sonne wollen wir mit Licht bekränzen.
Wir schwören auf den scharfgekreisten Rand,
Wo doch Planeten tief im Lichteib glänzen!

Wir sind im Sonnenschoß und Gotteshand!
Die Dinge fügen liebeich eine Kette,
Das Leben brandet schon am Friedensstrand.

Der Mensch ist eine welke Klette:
Schmarotzerrot keucht der Kaukasier hin
Und baut sich emsig gelbviolette Städte,

Doch geht sein Wille über seinen Sinn!
Der Erdermüdung weiße Friedensschwingen
Sind schon im Leben unser Lichtgewinn.

Die Arbeit muß den warmen Leib bezwingen.
In der Erschlaffung Armen ruhn wir aus:
Im Traume kann der erste Flug gelingen!

Die Seele baut sich hier ein Glastwaldhaus,
Ihr blasses, unberührtes Sehnsuchts-Eden:
Wenn schrecklich auch, doch fern vom Erdgebraus!

Entleibt, bemerkt der Geist des Traumes Schäden
Und führt dann Kampf um Christi Licht,
Denn Erdgespenster muß er fortbefehlen!

Im Wollustwahnsinn suchst du kein Gericht,
Gereinigt wirst du selbst vor Christum treten,
Denn Gnade strahlt in jede Zuversicht.

Die Menschen, die am Werktag lichtwärts beten,
Sehn hoch im Sonnenrot ihr Weltsymbol,
Den Sieg über die Angst der Nachtplaneten.

Der Tod ist nur die Furcht vor unserm Wohl,
Das Fleisch hat Angst, sich ewig wahrzunehmen,
Doch holde Hoffnung überstrahlt den Pol.

Das Urfeuer will sich des Endes schämen
Und wirkt als Ewigkeit, die sich erweist.
Tief überwunden sind des Zweifels Schemen:

Die Welt versöhnt und übertönt der Geist!

ENDE DES ZWEITEN TEILES

INHALT

DES ZWEITEN BANDES

DAS NORDLICHT

ZWEITER THEIL: SAHARA

ANSANG	7
DER WELTBRUCH	45
DAS RA-DRAMA	107
DER ARARAT	209
DIE INDISCHE SYMPHONIE	211
DIE IRANISCHE RHAPSODIE	265
DIE ALEXANDRINISCHE PHANTASIE.	343
ROLAND	397
DREI EREIGNISSE	441
DIE AUFERSTEHUNG DES FLEISCHES	485
DER ARARAT SPEIT!	515
LIEDER IM SEELENSCHEIN	537
DER FLAMMENDE LAVABACH	549
DER GEIST	607